

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

Saint-Mégrin,

des Königs Liebling.

Historische Novelle

von

A. v. Treskow.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Deuten Sie auf die meinigen, Madame, so habe ich die Ehre, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß meine Bewerbungen mich erheben.“

„Sie werden zugeben, mein Herr, daß der Graf Saint-Mégrin — angenommen, die Stadtgespräche beruhten auf Wahrheit — sich durch die feinigen ebenfalls nicht erniedrigt.“

„Es handelt sich hier nicht um ihn, sondern lediglich um Sie, Madame. Ich bin entschlossen, dem Gerede ein Ende zu machen, und Sie müssen mich darin unterstützen. Glauben Sie auf den Maskenball nicht verzichten zu können, so mögen Sie ihn besuchen, jedoch nur unter einer Bedingung.“

„Und diese wäre?“

„Sie nehmen meinen Bruder zu Ihrem Cavalier.“

Die Herzogin lachte bei dieser unerwarteten Zumuthung laut auf.

„In den Keller mit dem Weinsfaß oder mit dem Faß Wein!“ rief sie dann, und lachte von neuem.

„Dann werden Sie der Königin Mutter abschreiben.“

„Und Sie der Königin Tochter.“

„Sie wollen also meinem Befehle nicht nachkommen?“

„Da Sie es ohne Phrase zu hören wünschen: nein.“

„Nun gut,“ rief der Herzog, „so mögen die Folgen Ihr Haupt treffen.“

Der Herzog machte seiner Gemahlin eine gemessene Verbeugung und entfernte sich.

„War das Scherz oder Ernst, Prudence?“ fragte die Herzogin ihre unerschütterte Kammerfrau.

„Madame,“ antwortete diese, „es war . . . .  
Mayenne.“

## IV.

Wenige Tage nach den soeben geschilderten Vorgängen im Hôtel de Guise wurden im großen Saale des Louvre die kostbaren Kleider, Livréen, Sättel, Pferdegeschirre und Waffen öffentlich ausgestellt, welche der König seinem zur polnischen Krone berufenen Bruder und den ihn begleitenden Mignons als Ausstattung verlehnte, und abends fand das Abschiedsfest statt, welches die Königin Mutter ihrem scheidenden Sohne gab. Die ganze Stadt war bei dieser Gelegenheit illuminirt, die Zugänge zum Louvre und die Höfe desselben empfingen ihr Licht durch unzählige Feuerbecken und weithin leuchteten die hellen Fenster des Königssitzes.

In der That überbot das Fest an Glanz und Pracht alles, was man bisher in Paris gesehen hatte; auch wurden die polnischen Abgeordneten nicht müde, ihrer Hingerrissenheit Ausdruck zu verleihen. Die Mignons in Frauenkleidern sahen bezaubernd aus; waren es doch lauter schlankte Jünglinge mit wallenden Locken, feinen Mädchengesichtern und gepflegten Händen wie die Söhne der Königin Mutter selber, und hatten doch die Damen es sich besonders angelegen sein lassen, ihre Lieblinge so kokett und so verführerisch als möglich anzuziehen.

Aber noch bezaubernder als die Mignons fand man natürlich ihre Damen in der malerischen Männertracht der damaligen Zeit. Wie bligten die schönen Augen unter dem led nach einer Seite hängenden Barett hervor — wie malerisch schwebte das mit Gold und Silber gestickte Sammetmäntelchen beim Tanze hinter ihnen her — wie eng umschloß das goldene Degengehäng die feinen Gestalten und wie klassisch erschienen die feinen Knöchel in dem weißseidenen Tricot! Die Unterhaltung der Gesellschaft war ein Ausruf der Huldigung — ein Freudentaumel hatte sich der Anwesenden bemächtigt — man sprach nur in Superlativen.

Niemand war indes glücklicher als Saint-Mégrin an der Seite der von ihm angebeteten Herzogin; denn diese glaubte um so weniger nöthig zu haben, die Zurückhaltende und Reservirte zu spielen, da sie maskirt ging und mit ihren elf Mitschwestern dasselbe Costüm trug. Und dann, welch Frauenherz erweichte sich nicht in der Abschiedsstunde? Sie blieb die ganze Nacht an Saint-Mégrins Seite, gewährte ihm die Bitte, ihr von Warschau aus schreiben zu dürfen, versprach ihm zu antworten, recht oft an ihn zu denken, ihm ihr Bild zu schicken u. s. w. u. s. w. Ja sie begnügte sich nicht damit, eine der Letzten zu sein, die das Fest verließen, sondern gestattete ihrem Lieblinge sogar, nachdem er sie zur Sänfte geführt hatte, mit ihr einzusteigen und sie noch eine kurze Strecke zu begleiten.

Schwerlich konnte dies alles geschehen, ohne von den Spähern ihres Schwagers bemerkt und ihrem Gemahl hinterbracht zu werden.

Dieser ging, während man im Louvre scherzte, lachte und tanzte, unmutig in seinem Zimmer auf und ab. Die Entschiedenheit, mit welcher die Herzogin es abgeschlagen hatte, auf seine Wünsche einzugehen, trug ihre bösen Früchte. Er fing an, das Verhältniß zwischen ihr und dem Grafen Saint-Mégrin mit andern Augen anzusehen und den Einflüsterungen seines Bruders Glauben zu schenken. Am angenehmsten wäre es ihm gewesen, sich an dem jungen Manne selbst rächen zu können; aber der ging nach Polen. Da warf sich natürlich sein Groll auf die Herzogin.

Nach langem Sinnen schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein, denn er stand plötzlich still und nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe, während ein hämisches Lächeln sein Gesicht übersog. Sodann ging er ins Vorzimmer, flüsterte eine halbe Minute lang mit seinem Haushofmeister und befahl den übrigen Dienern zu Bett zu gehen.

„Sie soll es büßen,“ sagte er, in sein Zimmer zurückgekehrt. „Ich bleibe auf, bis sie kommt, und sollte sie wer weiß wie lange auf sich warten lassen.“

Er nahm den Amadis von Gallien zur Hand, um sich die Zeit mit Lesen zu vertreiben; doch bald warf er das Buch wieder auf den Tisch, denn er vermochte weder seine Gedanken zu sammeln, noch sie festzuhalten; auch unterbrach er die Lektüre bei jedem Geräusch, das von der Straße her an sein Ohr schlug. Die übelste Laune von der Welt malte sich in seinen Zügen, als er seine Promenade von neuem begann.

Endlich nach 5 Uhr morgens vernahm er den gleichmäßigen Schritt der Sänfenträger auf dem Steinpflaster des Vorhofes seines Hôtels; denn erst jetzt kehrte die Herzogin aus dem Louvre zurück.

Sobald er überzeugt war, sich in dem Geräusch nicht geirrt zu haben, trat er an einen mit grüner Seide

verkleideten Glasschrank, um ihn zu öffnen. Eine Doppelreihe kostbarer Waffen bligte ihm entgegen. Er wählte sich ein Dolchmesser mit einem schwarzen Horngriff in einer Scheide von Chagrin aus und schnallte sich die mit einem Gehänge von schwarzem Glanzleder versehene Waffe um den Leib.

Inzwischen erreichte die Herzogin ihr Schlafgemach.

„Prudence,“ sagte sie zu ihrer Kammerfrau, welche die Nacht unausgekleidet auf einem Sopha zugebracht hatte, „Prudence, ich bin todmüde. Die verwünscht heiße Männertracht! Ich bin beinahe vor Hitze darin umgekommen. Geschwind — zieh mich aus — versteck alles vorsichtig und geh dann zu Bett.“

Prudence verrichtete in der Schlastrunkenheit ihr Geschäft so schnell und so gut, als sie vermochte. Noch bevor sie völlig entkleidet war, sank die Herzogin auf ihr Bett, und als Prudence, nachdem sie das Nachtlicht angezündet, das Zimmer verließ, um ihr fernes Lager aufzusuchen, schloß die Herrin bereits die Augen, um einzuschlafen.

Doch nur zu bald mußte sie die Augen wieder öffnen; denn kaum waren die Tritte der Kammerfrau verhallt, so trat der Herzog in das Schlafgemach, begleitet von seinem Haushofmeister, der auf einem silbernen Cabaret eine Tasse Bouillon trug.

Schweigend setzte der Haushofmeister das Cabaret mit der Tasse auf den Nachttisch am Bette der Herzogin — schweigend verließ er das Zimmer.

Der Herzog trat an das Bett seiner Gemahlin. Regungslos und mit offenen Augen lag sie da, gebunden durch den strengen Blick, mit welchem ihr Gemahl sie betrachtete, ihrem Schicksale preisgegeben, wie der wehrlose Vogel dem offenen Rachen der Klapperschlange.

„Madame,“ begann der Herzog mit tonloser Stimme, „Sie haben es gestern verschmäht, meinem Willen zu folgen; heut werden Sie mir gehorchen. Sie sind angegriffen vom Ball. Trinken Sie zu Ihrer Stärkung diese Tasse Bouillon.“

Der Herzogin stockte der Athem. Sie bereute es — freilich zu spät — ihren Gemahl so heftig gereizt und zur Rache gezwungen zu haben, doch hoffte sie, ihr für diesmal noch entschlüpfen zu können; war doch Prudence eben erst von ihr gegangen und mußte noch ganz in der Nähe sein. Sie drängte daher mit der Linken die Tasse zurück und zog mit der Rechten die seidene Klingelschnur, deren Quaste dicht neben ihr hing.

„Madame,“ sagte der Herzog, indem er die Hand an den Griff des Dolchmessers legte, „geben Sie sich keine Mühe, ihre Leute herbeizurufen. Sie können denken, daß ich meine Maßregeln getroffen habe; und was Prudence betrifft, so wird sie speciell vom Haushofmeister beaufsichtigt. — Trinken Sie die Bouillon, sag ich, oder . . .“

Und er loderte die Klinge in der Scheide.

Die Herzogin brach in Thränen aus. Sie glaubte sich keinen Illusionen in Bezug auf das Getränk hingeben zu dürfen und sah ihr Ende vor Augen. Dennoch machte sie noch einen Rettungsversuch.

„Nun gut,“ sagte sie mit scheinbarer Resignation; „wenn es denn gestorben sein muß, so laß in Gottes Namen den Beichtvater kommen.“

„Dieser hat nichts zu schaffen mit dem,“ entgegnete der Herzog, „was hier zwischen Mann und Frau vorgeht! Ich frage zum letzten Mal, Madame — wollen Sie trinken oder nicht?“

Einen Dolchstoß zu ertragen, dazu fehlte der erschöpften Herzogin der Muth; sie nahm daher die Tasse aus der Hand des Herzogs, führte sie an den Mund und trank. So oft sie anhalten oder absetzen wollte, fielen ihre Augen auf den unerbittlichen Drohblick ihres Gebieters. Erst nachdem sie ihren ganzen Inhalt geleert, nahm er ihr die Tasse aus der Hand, stieß seinen Dolch in die Scheide und entfernte sich, ohne sie auch nur eines weiteren Blickes oder Wortes zu würdigen.

Wer aber malt den Zustand der armen Herzogin, die einem schmerzvollen Tode entgegensah. Die widerstreitendsten Gefühle kämpften in ihrem Herzen. Sie war sich zwar bewußt, durch ihren Verkehr mit Saint-Mégrin ihrem Eheherrn nicht in der Weise zu nahe getreten zu sein, wie er es sich wohl vorstellen mochte; aber sie erkannte es doch als unrecht, ihn durch ihren Ungehorsam so heftig aufgebracht zu haben. Wie gern hätte sie ihm jetzt den Maskenball geopfert! Wenn sie ihm dies wenigstens vor ihrem Ende noch mittheilen könnte! — Ja sie fühlte sich bereit, ihn um Verzeihung zu bitten, sofern er käme, um sie noch einmal zu sehen.

Aber er kam nicht.

In zunehmender Angst wechselte sie fortwährend die Stellung, ohne in irgend einer derselben Ruhe zu finden, bis ein Zustand von Betäubung eintrat, aus welchem sie sich trotz aller Anstrengung nicht wieder empor zu raffen vermochte.

„Die Wirkung des Giftes,“ hauchte sie, und verlor die Besinnung.

Da wurde sie durch die Stimme des Herzogs noch einmal ins Leben zurückgerufen.

„Madame,“ sagte er, „Sie haben eine böse Stunde verlebt, und ich bin schuld daran.“

„Ich verzeihe Dir,“ lautete die kaum hörbare Antwort.

„Schließen Sie wenigstens davon auf die böse Nacht, welche Sie mir bereitet haben.“

„Laß mich ruhig sterben,“ bat sie. „Wenn es jetzt noch in meiner Macht stände, würde ich gern dafür sorgen, daß Du Dich fernher nicht über mich zu beklagen hättest.“

„Beruhigen Sie Sich, Madame,“ fiel der Herzog ein. „Es steht in Ihrer Macht. Sie sind diesmal mit dem Schreck davon gekommen.“

„Also die Bonillon ist nicht . . .“

„Ist das Beste, was man nach einer durchschwärmten Nacht trinken kann,“ unterbrach sie der Herzog.

„Oh!“ rief die Herzogin mit einem Gefühl von Befreiung und Entrüstung, indem sie ihrem Gemahl die Hand reichte, „künftig wollen wir es Beide unterlassen, uns einen Schreck einzujagen.“

Der Herzog glaubte nicht nöthig zu haben, in Bezug auf sich selbst eine zustimmende Erklärung abzugeben; es genügte ihm, daß durch die Abreise des jungen Grafen seiner Gemahlin die Gelegenheit entzogen wurde, ihm einen Schreck einzujagen. Und so war denn eigentlich nur ein Waffenstillstand, kein Friede zwischen Beiden geschlossen.

## V.

Am Tage nach dem Abschiedsfeste im Louvre verließ Saint-Mégrin mit dem neuen Könige von Polen die französische Hauptstadt, um ihn nach Warschau zu begleiten. In Paris waren die Straßen mit Blumenwinden, die Häuser mit Teppichen geschmückt, und überall prangte des jungen Königs Namens-Schiffre. Der Hof, an seiner Spitze die Königin Mutter und Karl IX., gab ihm das Geleit bis zur französischen Grenze. Alle Städte, in denen übernachtet wurde, beiseiterten sich, den hohen Reisenden einen feierlichen Empfang zu bereiten, sowie ihnen Lustbarkeiten aller Art zu veranstalten; aber weder den neuen König, noch den jungen Grafen vermochten diese Lustbarkeiten zu zerstreuen; vergrößerte sich doch mit jedem Feste die Ländersrede, welche sie von den schönen Schwestern trennte.

Nachdem sich Heinrich an der Grenze von seiner Mutter und seinen Geschwistern endlich verabschiedet, ging es ohne Aufenthalt und im Fluge durch Deutschland nach Warschau. Glücklich wurde die Reise zurückgelegt; aber in Polen angelangt, fand man sich in seinen Erwartungen sehr getäuscht. Der graue Himmel, die strenge Kälte, das schmutzige Volk, die dem Trunk ergebenen Edelleute waren nicht geeignet, sie für das milde Klima Frankreichs und die elegante Pariser Gesellschaft zu entschädigen, so freundlich die polnischen Damen ihnen auch entgegen kamen. Je unzufriedener aber der junge König und seine Freunde mit dem Lande waren, desto zufriedener war das Land mit dem neuen Herrscher; Heinrich streute das Gold mit vollen Händen aus und gab jeden Abend ein glänzendes Fest. Nichts vermochte indes die Sehnsucht der Verbannten zu

betäuben. In jedem freien Augenblick griffen sie zur Feder, um ihren Freundinnen in Paris ihr Leid zu klagen.

Saint-Mégrin machte von der Erlaubniß, der Herzogin schreiben zu dürfen, umfangreichen Gebrauch. Er durfte seine Briefe in die seines königlichen Freundes an die Schwester seiner Angebeteten legen, so kamen sie stets durch treue Hände an ihre Adresse; die Herzogin aber schloß ihre dufenden Erwidrerungen in die Briefe der Prinzessin Condé an den jungen König.

Da trugen die Couriere zwischen Warschau und Paris die Seufzer der Liebenden regelmäßig hin und her.

Aber es dauerte nicht ein Jahr, so nahmen die Ereignisse in Paris eine Wendung, die den Seufzern in Warschau ein Ende machte.

Nach der Abreise seines Bruders hatte Karl IX. angefangen, sein Herz — ein Vipernest — seinem Schwager, dem Könige von Navarra, zuzuwenden. Hierüber aufgebracht — so erzählten die Memoirenschreiber der damaligen Zeit — trachtete die Königin Mutter nach dem Leben Heinrichs von Navarra, ihres eigenen Schwiegersohnes. Da die Angriffe gedungener Banditen mißlingen, so erholte sie sich Rathes bei dem „Parfumeur de la Reine“, welcher ihr bereits die vergifteten Handschuhe geliefert hatte, an denen Heinrichs Mutter gestorben war. Der Umstand, daß Heinrich von seiner Schwiegermutter ein seltenes Buch über die Falkenjagd verlangt hatte, wurde benutzt; man vergiftete das Buch mit Arsenik und rechnete darauf, daß Heinrich beim Lesen wiederholt den Finger anfeuchten, die zusammenlebenden Blätter damit berühren und so das Gift in den Mund bekommen würde. Durch ihren jüngsten Sohn, den Herzog von Alençon, ließ Katharina das Buch dem Könige von Navarra während seiner Abwesenheit ins Zimmer legen; so glaubte sie des Ausgangs sicher zu sein; doch kam es anders, als sie dachte. Karl IX. wünschte seinen Schwager zu sprechen und betrat das Zimmer desselben, nachdem der Herzog von Alençon es kaum verlassen hatte. Er bemerkte das Buch, öffnete es und las den Titel. Da er ein großer Jagdliebhaber war, so interessirte ihn der Inhalt, und er nahm es mit in sein Zimmer, um es in aller Gemüthlichkeit zu lesen.

Was dem Könige von Navarra zugeacht war, das wurde dem Könige von Frankreich zu Theil; er fing an hinzusehen und starb eines elenden Todes. Der Schweiß seiner letzten Tage war roth gefärbt; die Hugonotten sagten, er schweige das von ihm vergossene Blut aus; es war aber laut Aussage der Hofärzte die nach Knoblauch riechende Auschwigung des genossenen Giftes.

Karl IX. wollte die Regentschaft des Reiches bis zur Rückkunft seines Bruders Heinrich aus Polen dem

Könige von Navarra übertragen, die Königin Mutter nahm aber so drohende Maßregeln, daß dieser es für gerathen hielt, sich mit seiner Gemahlin, der heiteren Margarethe, durch die Flucht zu retten.

Katharina meldete nun zwar dem Könige von Polen den Tod seines Bruders, und jener ließ auf den Plätzen Warschans durch Herolde bei Trompetenschall verkünden, daß der französische Thron sein Erbtheil geworden; aber zu gleicher Zeit schickte sie geheime Emissäre ab, welche das polnische Volk dahin bearbeiten mußten, den jungen König nicht aus dem Lande zu lassen; denn sie wollte die Regentschaft, wenn nicht auf immer, doch so lange wie möglich in den Händen behalten.

Der nunmehrige Heinrich III., den nichts auf der Welt von Paris zurückzuhalten vermocht hätte, sah sich daher genöthigt, von Krakau aus mit Saint-Mégrin bei Nacht und Nebel zu entweichen und sich mit dem Degen in der Hand den Weg durch die ihn verfolgenden Polen zu bahnen.

Er entkam nach Wien zum Kaiser Maximilian II., der ihn freundlich aufnahm; denn Karls IX. Gemahlin Elisabeth war des deutschen Kaisers Tochter. Sodann ging er nach Venedig, wo die Republik ihn und seine schönen Begleiter großartig fetierte, und erreichte über Avignon, bis wohin die Königin Mutter ihm entgegen gegangen war, seine Hauptstadt, nachdem seit seiner Abreise von Paris kaum ein Jahr verstrichen.

Aber dies eine Jahr hatte den Dingen in Frankreich ein sehr verändertes Ansehen gegeben. Die Erbitterung der Guisen gegen das Haus Valois war gestiegen. Der Herzog Heinrich, welcher nach der Flucht der Königin von Navarra mit ihrem Gemahl viel in Nancy, der Hauptstadt seiner Erblande, weilte, hatte sich an die Spitze der Ligue gestellt und strebte offen nach der Krone. Er wollte Heinrich III. in ein Kloster sperren, und die Prinzessinnen des Hauses Lothringen, namentlich die Herzogin von Nevers, entblödeten sich nicht, öffentlich zu äußern, die Schere, mit welcher dem Könige von Frankreich die Tonsur geschoren werden sollte, liege schon bereit.

Dabei bekämpften sich die beiden Parteien mit Schmähchriften aller Art, welche auch die Person des Königs unmittelbar angriffen. So ging ihm noch vor seiner Ankunft in Paris eins der heißendsten Pasquille unter folgender Adresse zu:

„An Heinrich, durch die Gnade seiner Mutter unnützer König von Frankreich, eingebildeter König von Polen, Gefängnißwärter des Louvre, Friseur seiner Locken, Parfümeur des Hofes u. s. w.“

Die Wignons rächten ihren König durch allerlei Witzworte auf die Guisen, und behaupteten unter An-

derem, der Herzog und sein Bruder machten zusammen nicht zwei, sondern zehn Schufte, denn der schlanke Heinrich sei die Eins und sein corpulenter Bruder die Null.

Alle diese Verhältnisse hielten aber weder Heinrich III. ab, gleich nach seiner Ankunft zu Paris im Louvre wieder die glänzendsten Feste zu geben und in Sauf und Brauf zu leben wie früher — noch die Mignons, die Liebesintriguen mit den jungen Damen, gleichviel welcher Partei sie angehörten, wieder aufzunehmen.

Auch Saint-Mégrin brannte vor Begierde, seine angebetete Herzogin wieder zu sehen — doch sie war in Nancy. Ihr Gemahl aber hatte in Paris Veranlassung gefunden, den jungen Mann noch mit anderen Blicken anzusehen als mit denen der Eifersucht.

Als nämlich in den ersten Tagen der Anwesenheit Heinrichs III. eine Einladung an den Herzog Guise und seinen Bruder erging, wurden mit Bezug auf das bereits erwähnte Wigwort auf die beiden Brüder, anstatt zwei Einladungskarten deren zehn im Hôtel Guise abgegeben. Der Herzog von Mayenne behauptete — sicher ohne allen Grund — in dem Ueberbringer Saint-Mégrins Diener erkannt zu haben, und bezeichnete somit den jungen Grafen als den Urheber dieser Beleidigung. Für den Augenblick wurde der Herzog durch Geschäfte von Paris nach Nancy gerufen; er schwor aber seinem Bruder hoch und theuer, bei nächster Gelegenheit den Schimpf zu rächen.

Diese Gelegenheit ließ nicht allzu lange auf sich warten.

Heinrich III. wollte, nachdem er in Frankreich auf den Thron gelangt war, die ihm von seinen Mignons geleisteten Dienste in eclatanter Weise belohnen, und er glaubte, dies nicht besser thun zu können als durch eine Ordensdecoration, verbunden mit einem kleidsamen Costüm. Er stiftete daher den Saint-Esprit-Orden und gab ihn zunächst in einem feierlichen Kapitel sämmtlichen Mignons unter Ertheilung der „accolade“. Bald aber fiel ihm ein, daß es zuviel Anstoß erregen möchte, wenn er die neue Auszeichnung nur auf die Mignons beschränkte; er verlieh daher den Orden nachträglich noch einigen Anderen, und unter ihnen auch dem Herzog Guise. Dieser sollte, wie der König ihm mittheilen ließ, nach Paris kommen, um die Decoration aus den Händen Heinrichs entgegen zu nehmen.

Der Herzog kam, und zwar begleitet von seiner Gemahlin.

Niemand freute sich mehr darüber als Saint-Mégrin — durfte er doch nun die Hoffnung des Wiedersehens hegen, denn die Herzogin hatte ihm in ihren Briefen das grausame Spiel geschildert, welches ihr Gemahl nach dem Maskenball mit ihr getrieben, und

von der Entrüstung, die seitdem in ihrem Herzen Raum gewonnen, durfte er sich Manches versprechen.

Heinrich III., der es herzlich müde war, seinen jungen Freund melancholisch zu sehen, hatte mit der Schwester der Herzogin Guise, der Prinzessin Condé, auf ein Erheiterungsmittel für Saint-Mégrin Bedacht genommen. Die Prinzessin schrieb der Herzogin gleich nach deren Eintreffen in Paris, der König beabsichtige, den jungen Grafen am nächsten Abend mit einem Auftrage in das Hôtel de Guise zu entsenden, in Folge dessen der Herzog sich sogleich ins Louvre begeben und dort den Abend zubringen werde; wenn die Schwester Belieben trage, Saint-Mégrin bei dieser Gelegenheit ungestört zu sprechen, möchte sie sich auf der Stelle für unwohl ausgeben und ihr Zimmer hüten.

Die Herzogin trug kein Bedenken, den Vorschlag anzunehmen; sie blieb am Morgen des verabredeten Tages im Bett und erschien nicht bei Tische; die getreue Prudence aber wurde von allem in Kenntniß gesetzt und auf die Lauer gestellt.

Gegen Abend ertheilte der König seinem Günstlinge den erwähnten Auftrag.

„Paolo,“ sagte er, „da Margarethe uns verlassen hat, so muß ich es übernehmen, Deine Liebe zu begünstigen. Hier hast Du die große Decoration des Esprit-Ordens.“ Er übergab ihm die goldene Halskette, bestehend aus seiner Namensschiffre, abwechselnd mit Lilien und Flammen, mit der daran hängenden, den heiligen Geist bezeichnenden Taube. „Ueberbringe sie dem Herzog Guise mit meinem Gruß,“ fuhr der König fort, „und sage ihm, er fände mich heut Abend im Spielzimmer der Königin Mutter bereit, seinen Dank entgegen zu nehmen. Solltest Du Dich auf Deinem Wege aus dem Hôtel verirren und in die Zimmer der schönen Herzogin gerathen, so . . .“ er reichte ihm ein duftendes Blättchen, „so erschrick Dich nicht allzusehr, denn Du findest in diesem Briefchen im voraus ihre Verzeihung. — Bis elf Uhr halte ich den Herzog im Louvre fest — danach richte Dich. Die Lösung für die Nacht ist „Kraut“. Das vergiß nicht, wenn Du nicht die Nacht außerhalb des Louvre zubringen willst.“

Saint-Mégrin küßte seinem königlichen Freunde gerührt die Hand und empfing von ihm ein mit himmelblauem Sammet überzogenes Etuis, sowie einige Beilen von der Hand der Herzogin an ihre Schwester, des Inhalts:

„Er soll, nach der Audienz beim Herzoge auf die Straße zurückgekehrt, seine Leute entlassen — das Uebrige findet sich.“

Saint-Mégrin schickte sogleich einen Trabanten an den Herzog, um anfragen zu lassen, ob er nach Verlauf einer Stunde die Ehre haben könne, ihn im Auftrage des Königs zu sprechen. Da eine bejahende Antwort

erfolgte, so bestieg er zur bestimmten Zeit eine der königlichen Sänften, um sich nach dem Hôtel de Guise tragen zu lassen.

Der Empfang, welchen der Herzog dem Boten des Königs bereitere, war sehr kalt und äußerst gemessen.

„Sie ist sehr kostbar, diese Decoration,“ bemerkte der Herzog. „Sollte der König einmal die Gnade haben, den Orden auch meinem Bruder zu verleihen, so senden Sie uns wohl noch neun solcher Ketten; denn er und ich — wir geben ja zusammenaddirt, wie die Hofrechenmeister behaupten, nicht zwei, sondern zehn . . . Doch genug davon,“ schloß er, den Jüngling mit einem Blicke des Hasses durchbohrend; ich werde sogleich die Ehre haben, mich bei Sr. Majestät für die unerwartete Auszeichnung zu bedanken.“

Saint-Mégrin verstand die Anspielung des Herzogs nur halb; daß jener die zehn Einladungsarten zum letzten Diner ihm beimaß, ahnte er nicht; überdies nahm der Gedanke an das baldige Wiedersehen mit der Herzogin seine ganze Seele ein.

Während der Herzog vor einen Spiegel trat, um sich mit der Ordenskette zu schmücken, stieg Saint-Mégrin in die Sänfte und verließ das Hôtel Guise in derselben Weise, wie er es betreten hatte. Plötzlich aber ließ er mitten auf der Straße anhalten, stieg aus, schickte die Leute mit der Sänfte nach dem Louvre und setzte seinen Weg in dem dichten Novembernebel langsam und erwartungsvoll fort.

Kaum waren die Sänstenträger im Nebel verschwunden, so hörte er dicht hinter sich leise Tritte; aber er nahm nicht eher Notiz von ihnen, als bis Jemand leise an seinem Mantel zupfte.

Es war Prudence.

„Folgt mir,“ flüsterte sie, „aber still!“

Saint-Mégrin gehorchte. Prudence, eine große Pelzmütze auf dem Kopf und einen dunklen Tuchmantel um die Schultern, führte ihn in eine enge Nebengasse und aus dieser durch eine geheime Thür, zu welcher sie den Schlüssel bei sich trug, in das Hôtel Guise.

Nach wenigen Augenblicken stand er im verschwiegene Zimmer der schönen Herzogin, die ihm abermals in einem Peignoir von weißen Spitzen entgegentrat, wie wir ihn bereits von der ersten Zusammenkunft her kennen.

Saint-Mégrin war sprachlos vor Entzücken. Die Trennung hatte seiner Neigung noch mehr Tiefe gegeben, als sie anfänglich besaß; dadurch aber war dem Gegenstande seiner Liebe gegenüber eine gewisse Schüchternheit in seine Seele gedrungen, die er früher nicht kannte. Dies fühlte die schöne Frau mit großer Herzensfeinheit heraus und kam ihm daher aufmunternder als früher entgegen.

Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern und blickte ihm in die treuen Augen.

„Das flatterhafte Herz meines jungen Freundes,“ sagte sie dann, „ist wohl bei einer schönen Starostin in Warschau zurückgeblieben; darum muß ich mich begnügen, die Wiege der schönen Gedanken zu küssen, die mir so regelmäßig und in so angenehmer Fülle zugekommen sind.“

Dabei nahm sie den Kopf des schönen Jünglings in ihre Hände, zog ihn an sich und berührte seine Stirn mit ihren Lippen.

„Mein verkanntes Herz pocht auf Gerechtigkeit,“ erwiderte Saint-Mégrin; und lähn gemacht durch die ihm erwiesene Huld, schlang er die Arme um sie und drückte sein Herz an das ihrige.

„O weh!“ rief Katharina, „ein Herz von Stahl und Eisen! — Ich glaube gar, mein sauberer Herr führt Waffen bei sich.“

„Das thut der saubere Herr,“ versetzte Saint-Mégrin; „aber vor seiner Dame streckt er sie.“

Dabei zog er zwei Taschenpistolen aus dem Wamms und legte sie mit Barett und Degen auf eine Console. Dann aber nahm er mit der Herzogin Platz am Kamin, in welchem ein helles Feuer prasselte, und Beide genossen in vollen Zügen des Glückes, sich unbeobachtet und ungestört zu sprechen und sich gegenseitig sprechen zu hören; Prudence wachte im Vorzimmer.

Unterdessen spielte der Herzog Guise, geschmückt mit der Kette des Saint-Esprit-Ordens, im Louvre mit der Königin Mutter die Partie, während Heinrich III. mit den anwesenden Damen Conversation machte. Wie gewöhnlich ging man um 10 Uhr zum Souper, bei welchem der Herzog die rosenfarbigste Laune an den Tag legte, denn er hatte seiner Mitspielerin eine bedeutende Summe abgewonnen. Der König ließ ihn nicht aus den Augen.

Als die Tafel aufgehoben war — kurz vor elf Uhr — trat der Page des Herzogs ein und überreichte seinem Herrn ein kleines unscheinbares Billet. Es enthielt die Worte:

„St.-M. ist bei Kath. — Soll ich züchtigen, so gib dem Pagen Deinen Ring. M.“

Ueber das Gesicht des Herzogs flog beim flüchtigen Lesen dieser Worte ein Ausdruck von Zorn; aber er faßte sich schnell, zog mit lächelnder Miene den Siegelring vom Finger und legte ihn mit einer entlassenden Handbewegung für den Pagen auf den vergoldeten Teller.

Dem Könige waren die veränderten Mienen des Herzogs nicht entgangen; er ahnte Gefahr für Saint-Mégrin; er raunte daher dem nächsten Diener einen Befehl ins Ohr und trat dann zu dem Herzog heran,

um ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Erst als die Thurmuhr der Augerroirliche laut und vernehmbar mit erzener Zunge die erste Stunde verkündete, entließ er ihn.

Inzwischen war Saint-Mégrin einige Minuten vor der bezeichneten Stunde von Prudence wieder zum Seitensportchen des Hôtel Guise geführt und dem verhässlichen Rebel der Novembernacht anvertraut worden.

Als er von dem Nebengäßchen in die Hauptstraße trat, vernahm er plötzlich ganz in seiner Nähe ein verdächtiges Pfeifen, dem ein ähnlicher Ton in einiger Entfernung hinter ihm antwortete. Vesflügelte die unfreundliche Witterung schon seine Schritte, so gab ihm das verdächtige Pfeifen weitem Anlaß zur Eile. Da vernimmt er Waffengellirr von der Richtung des Louvre und von der Richtung des Hôtel Guise her, also vor und hinter sich, und bleibt betroffen stehen, die Hand auf die Pistolen gelegt.

Nur wenige Secunden vergingen, bis vom Louvre her ein ihm befreundeter Officier mit acht Mann der königlichen Leibgarde ihn erreichte.

„Lofung!“ fragte leise der Officier.

„Kratau,“ flüsterte Saint-Mégrin leise.

„Gott sei Dank,“ sagte der Officier; der König fürchtete schon, es wäre zu spät. Fort, fort!“

In demselben Augenblick krachte von der andern Seite her ein Schuß, und einer der acht Leibgardisten sank verwundet zu Boden.

Entrüstet lehrten die Angegriffenen dem Louvre den Rücken, um nach dem Orte hinzustürzen, von welchem der Schuß hergekommen war; der Angriff mußte gerächt werden. Sie hatten nicht weit zu laufen. Ein Trupp von zwölf maskirten Banditen, angeführt von einem corpulenten, bis an die Zähne bewaffneten Mann, fiel über sie her, und es entspann sich ein wüthender Kampf, in welchem jeder Säbelhieb und jeder Dolchstoß, von lauten Flüchen und Verwünschungen begleitet, den Gegnern bewies, wie ehrlich die Hand es meinte, die ihn führte. Der Anführer der Banditen betheiligte sich aus guten Gründen nicht am Kampfe, sondern begnügte sich damit, seine Bande anzufeuern. Beide Theile hielten tapfer aus, jeder Kämpfer vertheidigte in der Finsterniß sein bedrohtes Leben; aber auf beiden Seiten minderte sich allmählich ihre Zahl, und Einer nach dem Andern sank zu Boden.

Lange und tapfer vertheidigte sich Saint-Mégrin, der gleich beim Beginne des mörderischen Handgemenges den Mantel abgeworfen und dann seine beiden Pistolen auf die Banditen abgefeuert hatte. Durch das zweimalige Aufblitzen des Pulvers und das Leuchten seines weißseidenen Wammfes den Gegnern kenntlich gemacht, suchten und fanden ihre Dolche ihn um so sicherer. Er vertheidigte sich aber mit dem Muth eines jungen Lö-

wen und kämpfte noch, als von den königlichen keiner mehr aufrecht stand als der Officier und ein einziger Gardist.

Da sprang der Anführer der Banditen an den Erschöpften heran, stieß ihm den Degen durch den Leib und ergriff mit dem geringen Ueberreste seiner Leute die Flucht.

War doch der Zweck des nächtlichen Anfalles erreicht.

Saint-Mégrin sank dem Officier in die Arme — dieser und der mit dem Leben davon gekommene Leibgardist trugen den aus dreizehn Wunden Blutenden mit ihren letzten Kräften langsam nach dem Louvre zurück.

Er athmete noch, als er dort anlangte, aber er vermochte nicht mehr zu sprechen.

Der König stürzte bei der Trauerkunde herbei und warf sich laut schluchzend auf den sterbenden Jugendfreund.

„Paul — Paul!“ rief er mit thränenerflidter Stimme, „stirb nicht! Wenn Du Dich tapfer hältst, schenke ich Dir tausend Dukaten.“

„O mein König,“ hauchte Saint-Mégrin mit seinen letzten Kräften — und verschied.

## Modenbericht.

(F.) Die Moden des ersten Kaiserreichs kommen jetzt unter dem dritten nach und nach immer mehr wieder in Aufnahme; schließlich wird ihnen wohl noch die vielgeliebte Crinoline zum Opfer fallen müssen und wir sehen unsere schönen Damen wieder in den futteralartig engen, kurzen Kleidern, wie unsere Mütter sie einst getragen. Schütteln Sie nur nicht bei dieser Behauptung ungläubig den Kopf, meine Damen: Sie nehmen ja alle diese wieder aufgefrischten Moden als „haute nouveauté“ so willig an; es darf nun irgend einer excentrischen Tonangeberin der Mode nur einfallen, sich so zu kleiden, so folgen ihr bald mehrere und zuletzt alle nach. Verkürzen Sie nicht jetzt schon Ihre Taille täglich mehr durch die breiten Gürtel, so daß sie binnen kurzem dicht unter den Armen angelangt sein wird? Tragen Sie nicht den geschmacklosen chapeau empire mit dem größten Wohlgefallen?

Nun, man ist wieder um einen kleinen Schritt weiter gegangen, man hat die langen, breiten Schleier wieder hervorgesucht, welche die eleganten Damen des ersten Kaiserreichs mit so viel Koletterie bei Seite zu werfen wußten — der einzige Unterschied zwischen damals und heute besteht darin, daß die damaligen Schleier aus echten Spitzen waren, die jetzigen aus Krepp oder Tüll gefertigt sind.

Ueberhaupt sieht man täglich Neues im Bereich der Hüte; da ist der sogenannte „Wiesen-Hut“ aus weißem Illusionstüll und ganz mit Blumen, wie z. B. Veilchen verschiedener Farbe, Maßliebchen, Kornblumen, Ranunkeln u. bedekt.

Dann haben wir den „Stern des Meeres,“ gleichfalls ein Fanchonhut, aus Reisstroh mit weißem Taffet-

band, das wie mit Goldsand überstreut ist, während innen und ebenso am Hinterkopf ein Stern von geschliffenem Kristall oder Stahl inmitten der Bandgarnitur angebracht ist.

Die seltsamste Neuerung besteht aber wohl in den kleinen dreieckigen Hütchen, einer Reminiscenz an die guten Dreimaster von ehemals; sie sind meistens aus Stroh und mit schwarzem oder farbigem Sammet verziert, während auf der vordersten Ecke eine Schwalbe oder ein Kolibri thronet.

Die guten Frühlingsboten erfreuen sich überhaupt einer noch nie dagewesenen Gunst — wohin man blickt, sieht man Schwalben, vorzüglich auf dem Kopf der Damen, und zwar auf den Hüten, den Hauben, den Coiffuren, sie mögen nun dahin passen oder nicht.

Die Kleider trägt man häufig aus gemustertem und glattem Stoff zusammengesetzt, welche Neuerung ausnehmend gefällt. Wir sahen z. B. ein sehr elegantes Kleid aus mattweißem Poil der Chevre mit schwarzen Punkten. Der Rock war schwarz ausgezackt und auf jede Zacke ein schwarzer Tassetknopf gesetzt. Der Unterrock, über dem der obere aufgenöpft war, bestand aus weißem Poil de Chevre und ebenso die anliegende Casaque, die gleich dem Rocke ringsherum ausgezackt und mit schwarzen Tassetknöpfen verziert war.

#### Modenblatt № 27.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Rundes Strohhütchen mit sehr schmalem, flachem Rande, mit einer grünen Bandschärpe und weißen Feder ausgeputzt; grünes Tassetkleid mit hoher Taille, vorn in zwei Schnepfen auslaufend und ebenso wie die Ellbogenärmel mit schwarzem Spitzeneinsatz und schmalen grünen Tassetvolants besetzt. Der Rock ist mit dem nämlichen Einsatz, der oben mit einem schmälern, unten mit einem breiteren, gefältesten Volant umgeben ist und kleeblattartige, mit Bogen abwechselnde Verzierungen bildet, garnirt. Hierzu schwarze Spitzenecharpe und dänische Handschuhe sowie ein glattes, nur mit Bäckchen verziertes Leinwandkrägelchen nebst gleichen Manschetten.

2. Rock aus lilla Tasset mit einem Nieder von ponceau Tasset, welches unter den Armen geschnürt und auf den Schultern mit einer Menge rother Tasset- und schwarzer Sammetstreifen geschmückt ist. Diese Streifen wiederholen sich auf den Hüften und hinten an der Schneppe des Niders sowie vorn an der Taille, wo dieselben auf ein hinten und vorn eingeflechtes Blatt von rothem Tasset fallen, welches unten und an den Seiten mit schwarzem Spitzeneinsatz bordirt ist. Weiße hohe Untertaille mit langen Ärmeln, mit feinen Fältchen und Spitzeneinsatz ausgeputzt. Griechische Frisur mit rothen Sammetbandleiten und strohgelbe Handschuhe.

3. Kleid von weißem Alpaca, an Taille, Ärmeln, jedem Blatt des Rockes und rings um denselben mit Streifen von maisgelbem Tasset, die mit schwarzem Sam-

met eingefasst sind, verziert. Italienischer Strohhut mit Apfelblüten und schwarzem Tassetband mit maisgelben Rändern; schmaler Spitzenträger, lilla Handschuhe.

4. Phantasiehut aus grauem Krepp mit schwarzem Tüllüberzug, mit blauem Bande und weißen Spitzen ausgeputzt. Kleid aus grauem Tasset, an jedem Le des Rockes mit blauen Tassetrücken und ebensolchen Tassetknöpfen und unten ringsum mit einer schmalen Ruche besetzt. Ganz anliegende, um die Taille durch einen blauen Gürtel und goldene Schnalle zusammengehaltene Casaque von dem nämlichen grauen Stoff; dieselbe ist mit blauem Tasset in den Schößen gefüttert, ringsherum, an den Taschen und den Ärmeln mit blauen Ruchen und Knöpfen versehen. Strohgelbe Handschuhe, gesticktes Taschentuch, schmales, gefältestes Spitzenträuschen und gestickte Tüllärmel.

#### Stahlisch № 27.

#### Marie Lydia, Gräfin von Brockenburg,

Gemahlin des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt.

(Nach einer Photographie.)

Das Bildniß, das der dieswöchigen Nummer unseres Blattes beiliegt, führt unsern Lesern eine geist- und gemüthvolle Dame aus der höhern Aristokratie vor, die seit mehreren Jahren (Herbst 1861) mit einem der ehrwürdigsten Fürsten unseres deutschen Vaterlandes in morganatischer Ehe verbunden ist.

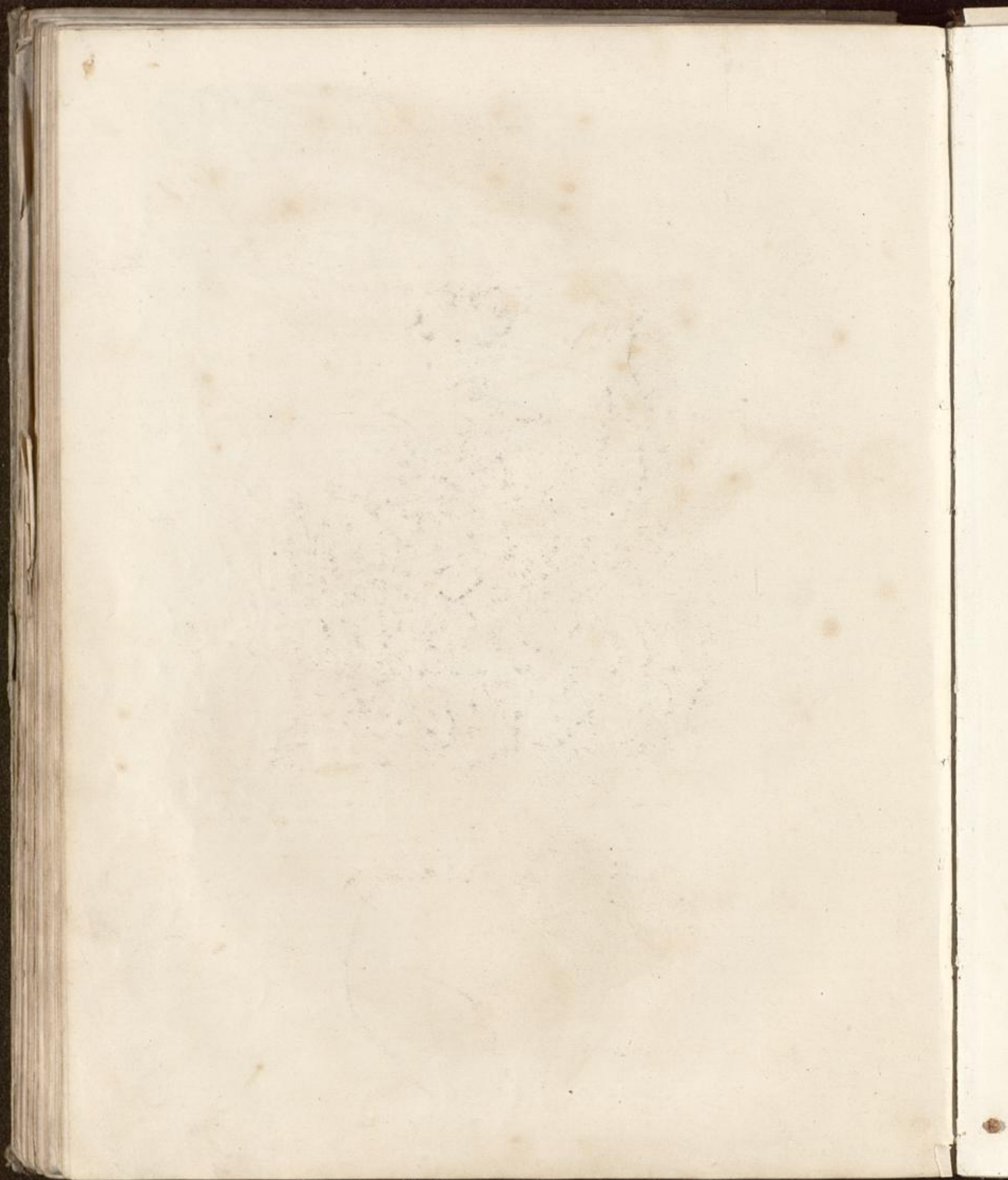
Gräfin Brockenburg ist die Tochter eines höhern Medicinalbeamten in der Provinz Ostpreußen, des Dr. med. Schulzen zu Insterburg. In letzterer Stadt wurde sie in den vierziger Jahren geboren. Nach dem frühzeitig erfolgten Tode ihres Vaters verließ sie mit der übrigen Familie ihren bisherigen Wohnort und blieb mehrere Jahre zu ihrer Ausbildung in Königsberg, später wandte sich die Familie nach Berlin, wo auch der Bruder der Gräfin studirte. Auf einer Badereise nach Blankenburg im Schwarzathale, welche die Mutter in Begleitung ihrer Kinder unternahm, lernte der regierende Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt die Familie kennen. Die junge Dame machte einen so tiefen Eindruck auf den würdigen Fürsten, daß er den Gedanken nicht ertragen konnte, nach Beendigung der Badekur die liebenswürdige Fremde nicht mehr in seiner Nähe zu wissen. Auch für Letztere hatte die Aussicht, das Leben eines edlen Fürsten, der sich auf seinem Throne vereinsamt fühlte, durch eine innigere Vereinigung zu verschönern, etwas Beglückendes. So erfolgte denn die morganatische Vermählung der Beiden, nachdem die junge Braut zuvor zur Baronin von Brockenburg erhoben worden war. In den Grafenstand trat die Dame ein, als der Fürst, ihr Gemahl, ein seltenes Regierungsjubiläum feierte, bei dem sie ihm im Glanze der Jugend, Schönheit und angeborenen Hoheit würdig und Aller Herzen gewinnend zur Seite stand. Whistling.





ALLGEMEINE MODENZEITUNG

24 1865



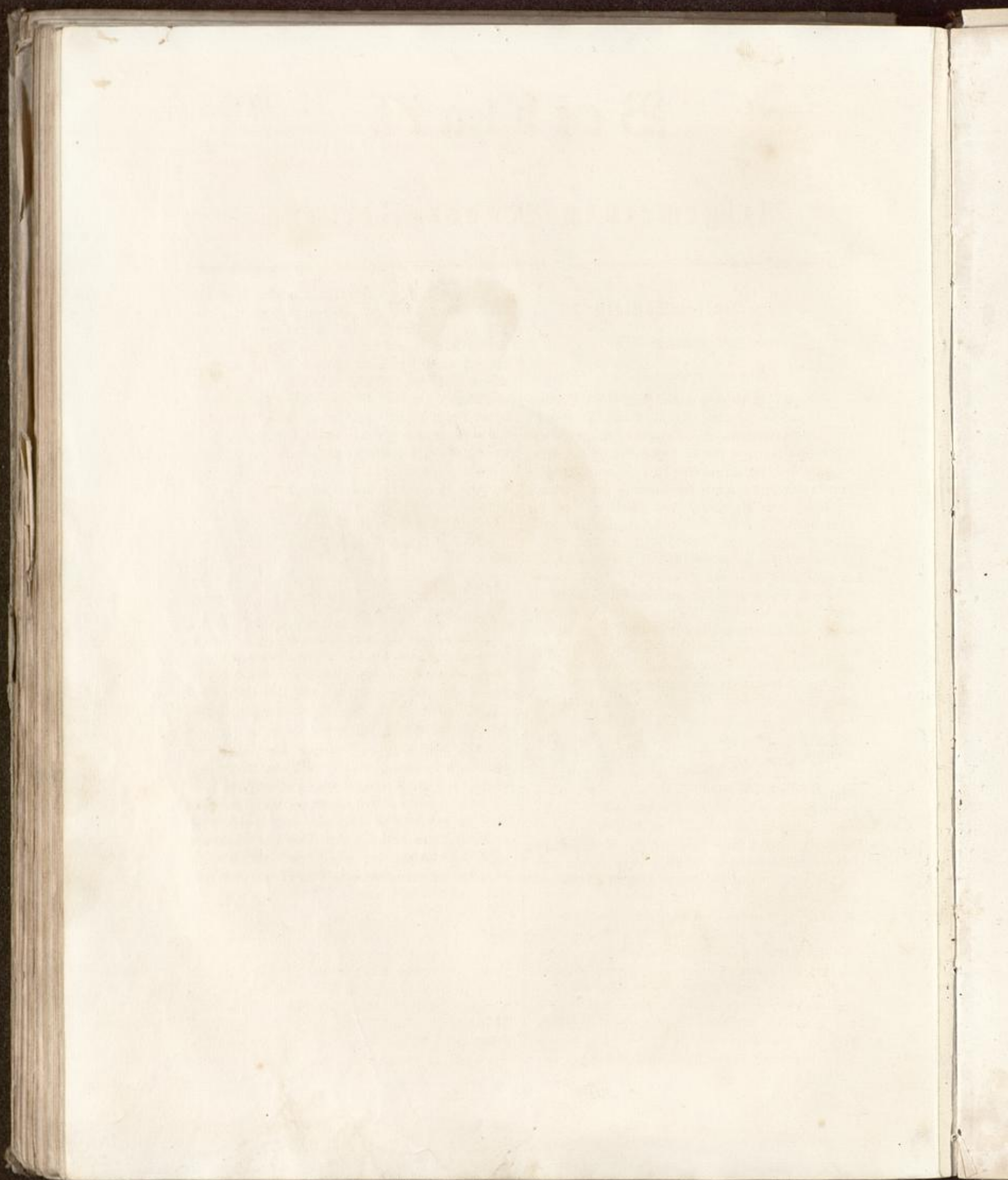


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Wagner in Leipzig

Maria Lydia  
Gräfin von Liechtenberg.

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Eine Ballet-Königin

zur Zeit Ludwigs XV.

Wer sich für die flatterhaften französischen Schönen des vorigen Jahrhunderts, für die Damen des Hofes, die Theaterprinzessinnen, die Primadonnen, die Königinnen des Ballets interessirt und die Portraits der schönen Kinder sehen will, die unsern Schriftstellern den Stoff geliefert haben zu den beliebtesten Comödien und Novellen, der benutze eine Reise durch den Thüringer Wald zu einem Ausfluge nach dem bei Arnstadt gelegenen, dem Herzog von Gotha gehörigen Schlosse Molsdorf. Hier findet er, gesammelt von dem früheren Besitzer, dem lebenslustigen Grafen Gotter, die getreuen Bildnisse aller Evaschwester, die sich in der gedachten Zeit auf dem Gebiete der Liebe einen Namen erwarben. So ausgebleicht die Farben dieser Bildnisse auch mitunter bereits sein mögen, so erregen sie doch immer noch das lebhafteste Interesse des Beschauers. Besonders anziehend erscheint eine feine Mädchengestalt in einem weißen Atlaskleide, mit Jasminblüten im Haar, die ihr Gewand an beiden Seiten mit Daumen und Zeigefinger zierlich in die Höhe hebt, um zwei Füßchen zu zeigen, wie man sie nur jenseits der Pyrenäen findet.

Auf eine an den Kastellan gerichtete Frage erfahren wir, daß die schmalen Füßchen in den weißen Atlaschuhen in der That spanischer Nationalität sind, denn die jugendliche Gestalt, welche uns aus dem Rahmen heraus so anmuthig entgegen hüpfet, daß uns nur die Gegenwart des Kastellans verhindert, ihr die Arme entgegen zu breiten, ist die seiner Zeit vergötterte Tänzerin „Mademoiselle de Camargo.“

Alles was unser Interesse, unsere Theilnahme erregt, drängt uns die Frage nach seiner Geschichte auf. Die nachfolgenden Zeilen sollen nun diese Frage in Bezug auf die Camargo beantworten, so jedoch, daß wir dabei nicht aus Romanen und galanten Gevichten, sondern aus den wahrheitsgetreuen Memoiren-Schriftstellern, den Zeitgenossen der schönen Tänzerin, unsere Nachrichten schöpfen. Trotz alle dem bleibt das, was wir zu erzählen haben, immer noch romantisch und galant genug.

Maria Anna von Camargo ist geboren zu Brüssel den 15. April 1710 und gestorben zu Paris im Jahre 1770. Ihre Familie gehört zu den alten spanischen Adelsgeschlechtern und hat der Kirche mehrere Cardinäle, dem Staate viele berühmte Minister und tapfere Generale geliefert. Ihre Mutter hatte berühmt getanzt, aber nur Menuet à la Louis XIV. mit den ebenbürtigen Herren in der Hofgesellschaft. Ihr Vater, „Don Fernando de Cupis de Camargo“, wie er alle im Namen seiner Tochter abgeschlossenen Contracte unterzeichnete, war ein echter spanischer Edelmann, d. h. sehr arm, sehr beschränkt, sehr durchdrungen von den Leistungen seiner Vorfahren, sehr gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten gegen die Kirche, sehr taub gegen die Mahnrufe seiner Gläubiger. Was ihm zur großen Beruhigung diente, waren die zahlreichen Kinder, mit denen seine Gattin ihn regelmäßig erfreute; war er doch der Fortdauer seines erlauchten Geschlechts dadurch gewiß. Die Ernährung, Bekleidung und Erziehung dieser Kinder stellte er Gott anheim.

Wovon lebte aber Don Fernando selbst? Von den Brosamen, die von dem Tische des Prinzen de Ligne fielen, und wenn diese nicht ausreichten — was oft vorkam — von Anleihen. Fristen doch diese die Existenz ganzer Staaten, warum nicht auch die eines zum Nichtsthun fest entschlossenen Hidalgo?

Von dem Componisten Grétry wird erzählt, er habe schon in seinem vierten Jahre zur Musik ganz richtig den Takt geschlagen; von unserer Heldin kann man fast sagen, sie sei tanzend zur Welt gekommen, denn als das Kind in einem noch viel zarteren Alter als das des kleinen Grétry zum ersten Mal eine Geige spielen hörte, zappelte es mit Händen und Füßen, so lange die Töne an sein Ohr schlugen, und zwar ganz genau nach dem Rhythmus.

Während Don Fernando die Kaffeehäuser in Brüssel besuchte und nur diejenigen gewissenhaft vermied, in welchen man ihm auch nicht einmal eine „demie tasse“ mehr borgen wollte, entwickelte sich Marianne zu einem so reizenden Kinde, daß die Prinzessin de Ligne sie niemals anders nannte als das Feenkind. Leicht wie ein Vogel huschte sie an den geschorenen Hecken des fürstlichen Gartens hin, stets in graziosen Sprüngen den Schwerpunkt wechselnd, mehr schwebend

als gehend und die erhobenen Arme dazu anmuthig in der Luft wiegend.

Als das Kind das zehnte Jahr erreicht hatte, war es ein Wunder von Grazie und Schönheit; die Prinzessin meinte daher, es gehöre in die Stadt der Wunder, nach Paris, und sagte eines Tages rund heraus, Marianne müsse Ballettänzerin werden.

„Ballettänzerin!“ rief Don Fernando, „die Tochter eines Hidalgo von altem Adel, eines Granden von Spanien? Nimmermehr!“

„Nennen wir es Balletkönigin,“ versetzte die Prinzessin. „Haben Sie etwas dagegen, Ihre Tochter den Thron besteigen zu sehen, den Thron der Kunst, edler Hidalgo? Widerstrebt es Ihnen, fortan in Paris zu leben und in Gold und Diamanten, die Ihrer Tochter von allen Seiten zuströmen werden, bis an die Ellenbogen zu wühlen? — Ich lasse sie in meinem eigenen Wagen, begleitet von meinen Leuten in der großen Livrée, mit Marianne nach Paris fahren.“

In der großen Seele des Hidalgo tobten gigantische Kräfte in einem Riesenkampfe. Deutlich fühlte er zwar, daß die Natur ihn mit allen Eigenschaften, die der Führer einer leichtfüßigen jungen Dame in sich vereinigen muß, reichlich ausgestattet habe . . . aber der Stammbaum, der Stammbaum! Auf der anderen Seite befand er sich in Brüssel wirklich am Ende seines Credits, während ihm ein Aufenthalt in Paris eine weite Perspektive neuer Anleihen eröffnete. Das entschied. Er empfahl seine Gemahlin und seine übrigen Kinder der Fürsorge des Schutzheiligen der Familie Camargo und fuhr mit Marianne im fürstlichen Wagen nach Paris.

Hier wurde damals Mademoiselle Prévost als erste Ballettänzerin gefeiert und in allen Gedichten als Terpsichore bezeichnet; Don Fernando beschloß daher, ihr seine Tochter zuzuführen. Um der Prévost aber einen richtigen Begriff von dem Glanze der Familie ihrer künftigen Schülerin und von der Größe des Opfers beizubringen, welches der kastilische Adel auf dem Altare der Kunst niederlegte, fuhr er gleich in der mit vier stattlichen Rossen bespannten und an beiden Schlägen blasonirten Kutsche der Fürstin de Ligne bei der Tänzerin vor und streute in der Unterhaltung mit ihr seiner Rede so oft die Worte „mein Wagen“ und „meine Leute“ ein, als es sich nur irgend mit dem guten Geschmack vereinigen ließ.

Das verfehlte auch seine Wirkung nicht. Mademoiselle Prévost rechnete es sich zur „besondern Ehre“, Marianne zu unterrichten, und schon nach den ersten Lehrstunden gab sie dem Hidalgo die Versicherung, seine Tochter werde den Ruhm und das Glück ihrer Familie machen.

Mit der Miene eines Triumphators lehrte der Hidalgo nach Brüssel zurück.

Mademoiselle Prévost war eine echte Ballettänzerin, d. h. ein mechanisches Kunstwerk aus Knochen, Sehnen und Muskeln ohne alles abrundende Fleisch, den englischen Rennpferden vergleichbar. Sie richtete ihr ganzes Bestreben dahin, auch Marianne förmlich zu trainiren und aus der blühenden Jugendgestalt eine edige Figur zu machen, wie man sie im Todtentanz abgebildet sieht. Aber Marianne lernte so schnell, daß ihre Lehrerin, noch ehe sie ihre Abmagerungspläne vollständig durchgeführt hatte, erklären mußte, sie wisse ihrer Schülerin nichts mehr beizubringen. Und so ging denn Marianne nicht eigentlich als Tänzerin aus den Händen der Prévost hervor, sondern — was mehr ist — als ein Mädchen, das tanzen kann. Als ein solches lehrte sie nach Brüssel zurück, ein solches ist sie geblieben und daraus allein erklärten sich ihre unglaublichen Erfolge.

Nachdem sie auf einem Feste in dem Hause der Fürstin de Ligne ihre Künste gezeigt, nahm sie ein Engagement beim Brüsseler Theater an und erntete fortwährend den größten Beifall. Doch — Beifall in Brüssel, was will das sagen? Ihr Herz stand nach Paris. Sie wartete das Ende ihres Engagements ab und begab sich zunächst nach Rouen. Von hier aus wurden Unterhandlungen mit der großen Oper der Hauptstadt angeknüpft, die zu dem Ergebniß führten, daß Marianne am 5. Mai 1726 zum ersten Mal in Paris auftrat.

Mademoiselle Prévost, die plötzlich in Mariannen eine gefährliche Nebenbuhlerin witterte, hatte ihr gerathen, in dem Ballet „les Caractères de la Danse“ zu debütiren. Dieses Ballet gab der Tänzerin zwar Gelegenheit, sich dem Publikum von den mannigfaltigsten Seiten und nach allen Richtungen hin zu zeigen, aber es war zugleich eine Aufgabe, der sich nur wenige Künstlerinnen gewachsen fühlten und die bereits Viele zu Falle gebracht hatte. Befolgte Marianne den ihr ertheilten Rath, so war sie — nach der Erwartung der Prévost — unwiederbringlich verloren.

Marianne bebte nicht nur nicht zurück, sondern sie zeigte sich auch der schwierigen Aufgabe vollständig gewachsen; in jedem der verschiedenen Charaktertänze entwickelte sie neue Reize und überraschende Fertigkeiten; sie tanzte nicht wie eine Tänzerin, sondern wie eine Fee, ja — sie übertraf alle ihre Vorgängerinnen in dieser Rolle.

Ihr Triumph war ein vollständiger; von Stunde an wurde in Paris nur von der Camargo gesprochen; die vornehmen Frauen übten sich in Nachahmung ihrer Bewegungen und Mienen, alle Moden eigneten sich ihren Namen an, die Damen gingen fri-

firt à la Camargo, sie trugen Kleider und Hüte, besonders Schuhe à la Camargo, und es ist bekannt, daß der Fußbekleidungsfabrikant Choisy, welcher die Camargoschuhe lieferte, die sich darin von den andern unterschieden, daß sie keine Hacken hatten, in kurzer Zeit aus einem armen Schuster ein feynreicher Grundbesitzer wurde.

Die Wirkung, welche sie hervorbrachte, darf aber durchaus nicht Wunder nehmen; schien sie doch von der Liebe zur Liebe geschaffen. Nichts war hinreißender als ein freundlicher Blick aus ihren leidenschaftlichen schwarzen Glutaugen, nichts bezaubernder als ihr sanftes Lächeln. Alle Dichter der damaligen Zeit, von Voltaire abwärts, besangen sie, alle Maler, namentlich Lancret, Vater, Banloo und La Tour drängten sich darnach, das entzückende Gesicht der jungen Tänzerin in Farben wiederzugeben, alle Schauspieler stellten ihr Portrait aus. Der nach dem Lancret'schen Bilde angefertigte Kupferstich, welcher vor uns steht, während wir diese Zeilen schreiben, bestätigt die dithyrambischen Schilderungen des unwiderstehlichen Jugendreizes und der holden Anmuth der Camargo.

Am zweiten Abend ihres Auftretens wollte alle Welt sie sehen; eine unermessliche Menge von Zuschauern drängte sich vor dem Hause, man brauchte Gewalt, um bis zur Kasse vorzudringen, und am nächsten Morgen waren in Folge dabei vorgekommener Beleidigungen und Rücksichtslosigkeiten nicht weniger als zwanzig Duelle vor den verschiedenen Thoren der Stadt.

Die zweite Vorstellung erhöhte noch den Rausch des Publikums — alle verließen das Haus in einem Zustande von Entzückung, mit alleiniger Ausnahme der Prévost, die sich durch ihre anmuthreiche Schülerin vollständig verdunkelt sah.

Dies ruhig hinzunehmen, war nicht die Sache der alten Jungfer. Ihr Einfluß auf das Ballet stand um so mächtiger da, als die Zeit ihn geheiligt hatte. Sie wendete ihn an, um Mariannen, die ja eben erst in das Corps de ballet hineingeschnitten kam, dahin zu verweisen, wohin alle Aspirantinnen zu Anfange gehörten, nämlich unter die Figurantinnen.

Marianne machte gute Miene zum bösen Spiel, so sehr das Publikum und ihre zahlreichen Verehrer auch schäumten. Sollte ihr doch bald Gelegenheit werden, die Prévost in angemessener Weise zu blamiren.

Eines Tages, als Marianne in einem Chor der Furien figurirte, wurde der Tänzer Dumoulin, der den Teufel machte, plötzlich hinter den Coulissen krank. Der Kapellmeister blickte eifrig mit erhobnem Taktstock nach der Stelle, woher der Teufel kommen mußte, um bei seinem Erscheinen der Musik das Zeichen zum Einsetzen zu geben — aber der Teufel kam nicht. Da besann sich Marianne keinen Augenblick. Sie sprang

aus dem Chor der Furien in den Vordergrund des Theaters, um dem Kapellmeister gebieterisch zuzurufen. Dieser senkte halb nach rückwärts gewendet den Kommandostab, die Musik ertönte und Marianne tanzte unter dem donnernden Applaus des Publikums das Teufels-Pas des erkrankten Dumoulin, aber mit mehr Grazie in einer einzigen ihrer Handbewegungen, als dieser in einem ganzen Solo zu entfalten vermochte.

Da fiel der Prévost die Krone vom Haupte und Marianne bestieg den Thron als unumschränkte Königin des Ballets der großen Pariser Oper.

Sie benutzte ihre Unumschränktheit sogleich zu einem gewaltigen Staatsreich, zu einem Coup, den keine ihrer Vorgängerinnen jemals gewagt hatte.

„Was mich tröstet, sind meine Beine,“ läßt Töpfer seinen „Monsieur Sabot“ sagen, und dabei blickt Monsieur Sabot mit großer Selbstzufriedenheit auf zwei so gebrechliche X-Beine, daß jeder Andere sich hüten würde, auf ihnen auch nur sein Zimmer zu verlassen. Marianne blickte ebenfalls auf ihre Beine. Sie waren wie von Phidias gemeißelt; sie besaß zu Dianens Knöchel Atlantens Knie. „Was mich in Verzweiflung bringt, sind meine Beine,“ sagte sie.

Die Tänzerinnen trugen auf der Bühne auch noch während der zügellosen Zeit der Regentschaft, die im Jahre 1721 ihr Ende gefunden hatte, stets lange Kleider, welche bis auf die Knöchel reichten, genau so wie die Camargo auf dem Bilde in Noldsdorf. Die gemessenen Bewegungen des Tanzes der damaligen Zeit gestatteten diese Tracht, und die Prévost hatte aus naheliegenden Gründen keine Veranlassung gefühlt, hierin etwas zu ändern. Ganz anders stand es in dieser Beziehung mit der Camargo. Warum soll ich mein Licht unter den Scheffel setzen!“ rief sie, indem sie eine Schere nahm und ihrem Kleide diejenige Verkürzung beibrachte, in welcher wir heut zu Tage die Tänzerinnen im Ballet umherblüpfen sehen, ohne Anstoß daran zu nehmen.

In dieser Verkürzung trat sie led vor das Publikum, und ohne daß sie es aussprach, las man in ihrem stolzen Blick: „Sechshunddreißig Ahnen!“

Da war es nicht anders, als hätte Eris plötzlich den Apfel der Zwietracht unter die Zuschauer geschleudert; ein jäher Riß spaltete die Versammlung in zwei unversöhnliche Parteien, und diese stießen ein Geschrei aus, wie es niemals an einer Stätte der Kunst vernommen worden. Aber nicht nur die Zuschauer, sondern auch die Zuschauerinnen theiligten sich an dem Geschrei, die letzteren alle gegen, die ersteren alle für den kurzen Rod und keine von beiden Parteien wollte nachgeben.

Die Camargo stand, das linke Bein wie einen Drohsinger in die Höhe haltend, und blickte auf die brau-

fenden Wogen des Publikums, wie Nero auf den Brand von Rom.

Sie amüßte sich vortrefflich.

Wenn nun auch das zarte Weib den rauhen Mann an Zungenfertigkeit übertrifft, so ist doch der Herr der Schöpfung den Evaschwestern an Zungenmacht weit überlegen. Es begann daher der Diskant des Monsterchores nach und nach schwächer, der Bass dagegen stärker und stärker zu werden, und zuletzt verstummten die Damen sämmtlich und die Männer behaupteten das Feld.

Der kurze Rock war durchgesetzt; Marianne nahm sich in demselben bezaubernd aus; die Theaterforbonne wunderte sich, das frühere Kleid so lange geduldet zu haben. Den alten Abonnenten gingen nun erst über die Schönheit und die Schönheiten des Tanzes die Augen auf, ja oft sogar über.

Unter so bewandten Umständen bewachte Don Fernando um so gewisserhafter die Sittlichkeit seiner schönen Tochter, sowie die pünktliche Auszahlung ihres Gehaltes. Das aber hielt die lebhafteste Marianne nicht ab, allen vornehmen Herren, die Zutritt hinter den Coulissen hatten, ein geneigtes Ohr zu leihen. Wohl verstanden: sie ließ sich von allen lieben, sie selbst aber gewährte nur ein einziges Mal Gegenliebe, so wenigstens hat sie stets behauptet.

Wer dieser Behauptung keinen Glauben schenken will, mag es thun; allerdings hört man oft selbst da von einer einzigen Liebe reden, wo man mit eigenen Augen ein halbes Duzend gesehen; wir aber wollen aus dieser Behauptung Veranlassung nehmen, mit Uebergang aller andern Herzenerlebnisse der Camargo, diese ihre einzige Liebe so zu erzählen, wie sie sich in den Memoiren der damaligen Zeit übereinstimmend dargestellt findet.

Als Marianne sich in der vollsten Blüte der Jugend und auf dem höchsten Gipfel des Ruhmes befand, trat unter ihren zahlreichen Verehrern der junge Graf v. Melun am meisten mit seiner Hingerissenheit hervor. Marianne war ihm zwar nicht abgeneigt, es kam ihr jedoch nicht in den Sinn, auf seine Wünsche einzugehen; besonders lehnte sie es fortwährend ab, den Grafen einmal auf seinem in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Schlosse zu besuchen, obwohl seine Mutter und seine Geschwister daselbst lebten.

Eines Tages, als der Graf nicht müde wurde, seine Einladung zu wiederholen, äußerte Marianne im Scherz:

„Sie wissen, lieber Graf, daß es nicht möglich sein würde, die Einwilligung meines Vaters zu einem Besuche bei Ihnen zu erlangen, daß sich aber ein solcher gegen seinen Willen nicht ausführen läßt — Sie müßten sich denn entschließen, mich hinter seinem Rücken bei Nacht und Nebel zu entführen.“

„Ja — und mich mit!“ fiel eine dreizehnjährige Schwester Mariannens ein, die sich zufällig anwesend befand.

„Wenn Sie weiter nichts verlangen,“ versetzte der Graf entzückt, „das kann geschehen, und zwar noch in dieser Nacht. Und Sophie geht mit, das versteht sich.“

Man sprach hin und her, aus dem Scherz ward Ernst. Marianne, die schon seit längerer Zeit fast jeden Abend tanzen mußte, fühlte sich äußerst angegriffen und sehnte sich nach Erholung. Mehrmals hatte sie um Urlaub gebeten, jedoch stets eine abschlägige Antwort erhalten. Wenn sie nicht ohne Erlaubniß ging, durfte sie nicht darauf rechnen, jemals einige Tage Freiheit zu erlangen. Außerdem fühlte sie sich durch den Hidalgo, der jeden ihrer Bas lobte, aber jeden ihrer Schritte tadelte, äußerst belästigt. Der Graf erkaufte daher die Verschwiegenheit der Leute des Hidalgo durch reiche Geldgeschenke und holte in der Nacht um zwei Uhr Marianne und ihre Schwester in seinem Wagen ab, um sie nach seinem Landstige in der Nähe von Paris zu führen.

Die junge Tänzerin hatte nicht verabsäumt, der Theaterdirection in einem am Morgen nach ihrem Verschwinden abzugebenden Briefe zu melden, der Arzt habe ihr eine Erholung von drei Wochen auf dem Lande verordnet, und da ihre Gesuche um Urlaub bisher stets abgelehnt worden, so habe sie sich entschließen müssen, ohne solchen abzureisen. Sie finde sich daher auch veranlaßt, aus ihrem Aufenthaltsorte ein Geheimniß zu machen, damit sie von keiner Seite belästigt werden könne.

Die entzückende Tänzerin war verschwunden; Direction und Publikum befanden sich in Verzweiflung — doch was war zu machen? Die Direction griff zu dem Mittel, sich an Don Fernando zu wenden und ihn mit einer Entschädigungsklage zu bedrohen. Das traf seine empfindlichste Stelle. Er riß das Schwert seiner Ahnen aus der Scheide und schwor bei St. Jago di Compostella, es dem Entführer seiner Tochter durch den Leib zu rennen; denn daß eine Entführung vorlag, war kein Geheimniß mehr.

Inzwischen amüßte sich die jüngere Schwester auf dem Landstige ganz vortrefflich, Marianne selbst aber nur mäßig. Der Graf verstand es nicht, ihre Neigung zu gewinnen; die ländliche Stille sagte ihr nicht zu, sie vermifste bald den berausenden Beifall des Publikums und den Privatweihrauch ihrer zahlreichen Verehrer.

Um den Grafen nicht zu verletzen, sich selber zu helfen und dem Publikum genug zu thun, wurde nach Verlauf der ersten Woche beschloffen, daß sie zwar noch vierzehn Tage beim Grafen verbleiben, dabei aber von jetzt ab wieder auftreten solle. Nach wie vor sollte



aber in Bezug auf ihren Aufenthaltsort das Geheimniß aufrecht erhalten werden.

Marianne versah die erfreute Theaterdirection in diesem Sinne mit Nachricht und fand sich, begleitet vom Grafen, sonst aber in aller Stille zur nächsten Vorstellung ein.

Direction und Publikum waren völlig zufriedengestellt, sie hatten ihren Liebling wieder; es handelte sich nur noch um den Hidalgo. Dieser stürzte herbei und bestand darauf, die „entartete Tochter“ in sein Haus zurückzuschleppen, noch ehe sie getanzt hatte.

Da kam er übel an. Marianne bat ihn, wenn er nicht sein eigenes und ihr Leben in Gefahr bringen wolle, keine Schritte in der Sache zu thun; sie könne unter keinen Umständen vor Ablauf von vierzehn Tagen zu ihm zurückkehren; die Direction aber und die Herren hinter den Coullissen nahmen eine so drohende Haltung an, daß das Vertrauen des Hidalgo auf das Schwert seiner Ahnen erschüttert wurde. Zum Glück flüsterete ein Eifersüchtiger ihm zu, der Graf v. Melun sei der Entführer, und der Hidalgo, hoch erfreut, anstatt mit hundert Feinden jetzt mit einem einzigen Gegner zu thun zu haben, stürzt sich auf diesen. Er versteht ihn mit geschraubten, alle möglichen Hintertbüren der Auslegung zulassenden Beleidigungen und schlägt an sein Schwert, um ihn zum Zweikampfe herauszufordern. Der Graf aber geht auf den Gegenstand selbst nicht weiter ein, sondern erklärt nur höchst galant, daß er sich niemals dazu verstehen werde, den Vater einer so reizenden Tochter zu tödten.

Dem Hidalgo blieb jetzt nur der Weg des Rechtes übrig — diesen betrat er. Die Stille der Nacht benutzend, arbeitete er nachstehende, an den Kardinal Fleury gerichtete Supplik aus sich heraus:

„Der Unterzeichnete benachrichtigt Se. Eminenz den Herrn Minister, daß der Graf v. Melun ihm in der Nacht vom 10. auf den 11. Februar 1728 seine beiden Töchter entführt hat und sie auf seinem Landsitze gewaltsam gefangen hält. Da der Unterzeichnete in dieser Angelegenheit einem Manne von hohem Range gegenübersteht, so sieht er sich genöthigt, ausnahmsweise seine Zuflucht zum Gesetz zu nehmen, und bittet Se. Eminenz, den Grafen v. Melun durch die Gerichte zwingen zu lassen, seine ältere Tochter Marianne zu heiraten und seine jüngere Tochter Sophie auszustatten.“

Der Kardinal-Minister, dem nichts verborgen blieb, was sich in Paris zutrug, lächelte zu den geringen Ansprüchen des Hidalgo und ließ ihm vorläufig sagen, er werde mündlich Antwort auf seine Bittschrift erhalten.

Der Hidalgo ließ den Staub im Empfangszimmer abwischen und legte reine Manchetten an.

Der Kardinal war kein Kopfhänger; er konnte überdies mit gutem Gewissen diese Gelegenheit benutzen, um einmal mit der gefeierten Tänzerin zu soupiren. Er fuhr daher zum Grafen hinaus, verlebte dort einen heitern Abend und nahm — um doch etwas gethan zu haben — Sophie in seinem Wagen mit nach der Stadt. Hier setzte er sie vor dem Hause des Hidalgo ab und ließ ihm dabei sagen, er möge sich nur ein wenig gedulden, die Angelegenheit werde in den nächsten Tagen eine ihn völlig befriedigende Erledigung finden.

Der Hidalgo knöpfte die reinen Manchetten wieder ab.

Die Bestellung, welche der Kardinal dem Vater der Tänzerin machen ließ, war durchaus nicht völlig aus der Luft gegriffen. Es war nämlich dem Kardinal während seines Aufenthaltes beim Grafen nicht entgangen, daß ein zum Besuche dort anwesender Vetter desselben, der reiche Herr v. Martaille, die reizende Marianne mit Blicken betrachtete, die auf mehr deuteten als auf eine flüchtige Reizung, und daß auch die schöne Tänzerin in ganz anderen Tönen mit diesem jungen Manne sprach, als mit allen übrigen Verehrern. Bei der Unabhängigkeit des Herrn v. Martaille, der eine Officierstelle im Heere bekleidete, sah der Kardinal voraus, daß der junge Mann die Tänzerin heiraten werde, und geschah dies, so war der Hidalgo zufrieden gestellt.

In der That hatte der scharfblickende Kardinal sich nicht getäuscht; Herr v. Martaille und Marianne liebten sich, ehe sie es sich selbst gestanden.

Der junge Officier hatte die noch nicht beendete Campagne in Flandern mitgemacht und war, die kurze Frist des Waffenstillstands benutzend, plötzlich bei seinem Vetter eingefallen, um sich von den bisher erduldeten Strapazen ein wenig zu erholen und Kräfte zu neuen Thaten zu sammeln. Das erste weibliche Wesen, das ihm hier entgegentrat, war Marianne; er wurde von ihrer Anmuth unwiderstehlich gefesselt.

Im Vergleiche zu den feinen Herren, die sich der gefeierten Tänzerin bisher genähert hatten, fand sie den jungen Mann in Toilette und Ausdrucksweise fast verwildert; aber diese kleinen Mängel hielten sie nicht ab, dem Zuge ihres Herzens zu folgen, der zu deutlich für ihn sprach. War es ihr doch, als wäre ein alter lieber Freund, den sie schon längst erwartete, endlich angelangt.

Als sie sich nach einem dreitägigen Verkehr endlich im buschigen Theile des Gartens in einer verschwiegenen Laube gegenübersetzten, nahm er ihre Hand, blickte ihr lange ins Auge, ohne ein Wort zu sagen, und zog sie an sein Herz. Daß sie es geschehen ließ, war ihr „Ja“ auf die ohne Worte an sie gerichtete Frage.

Sie waren einig und gingen an Pläne zu machen für die Zukunft. Sie sollte die Bühne verlassen, er

wollte den Abschied nehmen und dann fort aus Frankreich! —

Mit den drei Erholungswochen für Marianne war auch Herrn v. Martelle's Urlaub abgelaufen. Seinen Abschied vor Beendigung des Krieges in Flandern zu nehmen, verbot ihm die Ehre. Er begleitete daher Marianne nur nach der Hauptstadt, um sich sodann zu seinem Regimente zu begeben. Am Abend vor seiner Abreise sah er seine Angebetete im „Triumph des Bacchus“. Sie machte die Ariadne und erschien ganz mit Blumen und Weinranken bedeckt. Aber . . . sie tanzte mit großer Befangenheit, denn sie entdeckte unter den Zuschauern Martelle, der sie mit einem melancholischen Blicke betrachtete.

Nach der Vorstellung kam er in ihre Garderobe und während die Anwesenden in excentrischen Lobeserhebungen über die graziösen Leistungen der Tänzerin wetteiferten, sagte er betrübt: „Ach wenn Sie nur nicht tanzten!“

Dann eröffnete er der Erstaunten, als er sich unter vier Augen mit ihr befand, die Feindseligkeiten seien bereits wieder aufgenommen, er habe dringende Ordre erhalten, unverzüglich zum Regimente zurückzukehren, und müsse noch in dieser Nacht abreisen.

„Mein Gott,“ rief sie leidenschaftlich, „was soll aus mir werden ohne Sie! — Ich folge Ihnen!“

„Das geht nicht, Marianne,“ versetzte er unter tausend Lieblosungen. „Bedenken Sie, wohin ich gehe. Wo die Kanonen donnern, ist kein Aufenthalt für Damen. Die Campagne kann nicht mehr lange dauern — ich bin bald, recht bald wieder hier.“

„Nein, nein,“ rief sie, „Du wirst nicht wieder kommen oder eine Ewigkeit fortbleiben, und wenn Du dann wiederkommst, bin ich vor Sehnsucht gestorben.“

„Du wirst leben und wir werden glücklich sein!“ lautete seine zuversichtliche Antwort.

Hierauf wurden in einem stundenlangen Abschiede die Schwüre der Liebe erneuert — dann aber mußte er scheiden.

Nach zwei Tagen erhielt sie aus dem Lager einen Brief, worin er ihr am Schluß meldete, daß man sich am Vorabend einer entscheidenden Schlacht befinde.

Marianne erbehte.

Als sie kurze Zeit darauf hinter den Coulissen stand, um das Ende eines langen Umzuges von heidnischen Priestern um die Altäre eines Gözentempels abzuwarten und sodann ein Solo zu tanzen, wurde ihr ein zweiter Brief von Martelle überreicht.

„Nein, meine Angebetete,“ schrieb er, „ich werde nicht wiederkommen — ich werde sterben, aber mit einem Herzen voller Liebe für Dich. — Ach, Marianne, wenn Du doch hier wärest! — Aber welche Thorheit! — Hier, in einem Lazareth, und um zu

sehen, wie verstümmelt ich bin! — Erhalte Dir mein Andenken, wie es in Deinem Herzen lebt. — Ich habe gleich nach meiner Verwundung den Arzt gefragt, ob es nicht möglich sei, mich nach Paris zu schaffen. „Sie haben höchstens noch eine Stunde zu leben,“ erhielt ich zur Antwort. Diese Stunde widme ich Dir. — Ich sterbe ohne Murren und mit Dankbarkeit gegen Gott, der mich Dich finden ließ. Ich sterbe auch ohne Eifersucht auf diejenigen, die Dich nach mir lieben werden, denn werden sie im Stande sein, Dich so zu lieben wie ich? — Adieu, Marianne! Der Tod wartet nicht — danken wir ihm, daß er mir Zeit gelassen hat, Dir Lebewohl zu sagen. Bisher hast Du mich erwartet, jetzt erwarte ich Dich. — Adieu, Adieu! — Ich fühle Dich an meinem Herzen, das aufhört zu schlagen.“

Nach einem flüchtigen Blick auf diese Zeilen sank sie zu Boden wie vom Blitz getroffen und lag in tiefer Ohnmacht. Die Nächsten sprangen zu, um sie bei Seite zu tragen und Wiederbelebungsversuche anzustellen, während der Chor der Priester seine Umzüge fortsetzte. Die Bühne wurde leer, die Decoration wechselte, indem der Tempel einer sonnigen Landschaft wich — Marianne gab kein Zeichen von Leben.

Der Regisseur mußte hinaustreten, um dem Publikum Anzeige zu machen von der plötzlichen Erkrankung der Camargo und um einige Augenblicke Geduld zu bitten.

Endlich schlug Marianne die Augen auf, aber sie that es nur mit den Worten: „Ich tanze nie wieder.“

„Beruhigen Sie sich,“ entgegnete der Regisseur, welcher an ihrer Seite stand, „Mademoiselle Aurora kleidet sich bereits an, um für Sie einzutreten. Der Avertisseur wird uns sogleich melden, daß sie fertig ist.“

Kaum hatte sie dies vernommen, so sprang sie empor und drängte die Umstehenden bei Seite.

„Es ist vorüber,“ sagte sie, Haar und Kleider glatt streichend, „mir ist völlig wohl — den Vorhang auf! — Mademoiselle Aurora braucht sich nicht zu bemühen.“

Der Vorhang rauschte in die Höhe. Da stand sie mit ihrem gewöhnlichen bezaubernden Lächeln, vom donnernden Beifall des Publikums begrüßt.

Ist der Reiz stärker als die Liebe? Fast scheint es so.

Sie tanzte so verführerisch, sie lächelte so unwiderstehlich wie immer; doch was dabei in ihrem Herzen vorging, sah und ahnte Niemand, denn während ihrer Ohnmacht hatte sie den verhängnißvollen Brief krampfhaft in der Hand festgehalten.

Der eigentliche Zusammenhang der Sache blieb dem Publikum unbekannt; Zeit, ihrem Kummer nachzu-



28 1865

ALLGEMEINE MODENZEITUNG

hänge  
tan  
Seite  
„he  
mehr

auf  
sen  
sein  
Wir  
einig  
einri

tot  
fleib  
fertig  
dem  
setzt  
ner  
so n  
oder  
säge  
Epa  
tem  
toile  
Epi

den  
sitbe  
mit  
lens  
war  
wät  
und  
Alp  
nirt  
Bat  
pac  
hier  
seid

gea  
far  
fleib  
Be  
Ge  
aué

hängen, wurde ihr von keiner Seite gegönnt; sie mußte tanzen und tanzen, sie mußte vor wie nach von tausend Seiten her von Liebe reden hören das Wörtchen „heiraten“ scheint aber nach Martelle von Keinem mehr ausgesprochen worden zu sein.

(Schlus folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Alle Diejenigen, welche der Welt gegenüber auf Eleganz und guten Ton Anspruch machen wollen, müssen jetzt unbedingt entweder im Bade oder auf dem Lande sein oder sich wenigstens zu ihrer Abreise dahin rüsten. Wir wollen deshalb heute unseren geneigten Lesern noch einige Winke geben, wie sie ihre Toilette zu diesem Zwecke einrichten oder vervollständigen können.

Als neuestes Modell müssen wir den Capuchonpaletot nennen, welcher schlanke Gestalten ganz vortrefflich kleidet. Will man ihn zu einer einfachen Toilette, so fertigt man ihn aus demselben Stoffe wie das Kleid, zu dem man ihn trägt, also Alpaca, Mohair u. s. w., und besetzt ihn nur mit einem schmalen Cassimirgalon oder einer Besamantverzierung. Wünscht man ihn sehr elegant, so macht man ihn aus weißem Muslin mit rosenrothem oder blauem Taffet Futter und Ausputz von Spitzeneinsätzen. Zu den morgendlichen Brunnenpromenaden oder Spaziergängen auf der Düne hat man ihn aus karriertem oder rothem Flanel und abends zur Gesellschaftstoilette aus Cachemir und Taffet, mit Stickereien und Spitzen verziert.

Die Anzüge den Tag über sind fast durchgängig grau in den verschiedensten Nuancen: perlgrau, blaugrau, gelbgrau, silbergrau. Wir sahen einen solchen silbergrauen Anzug, mit rothseidenen Schnuren und schwarzen Spitzenmedaillons ausgeputzt, was sich sehr gut ausnahm; ein anderer war mit blauem Sammet und Stahlstickereien verziert, während der anliegende Paletot mit Sammet eingefast und mit Stahlknöpfen besetzt war. Auch die weißen Alpacakleider mit schwarzen Schnuren und Böpfen garnirt, werden sehr viel getragen; wenn man früh zum Bade geht, sieht man sehr viele Damen mit weißem Alpacakleid, über einem rothen Cachemirod aufgenommen; hierzu ein weißer Paletot mit Capuchon, an dem rothseidene Quasten angebracht sind.

(M.) Die Herren tragen gegenwärtig zum Negligéanzug meistens weite Jaquettes von weißem oder nankingfarbigem Coutil nebst ebensolcher Weste und gleichen Beinkleidern, ja sogar oft auch noch gleichen Samaschen. Die Westen sind gewöhnlich sehr hoch und ohne Kragen; zur Gesellschaftstoilette beginnt man jedoch wieder sehr weit ausgeschnittene Westen zu tragen, die nur mit einem oder

zwei Knöpfen geschlossen werden, wozu natürlich ein superfeines, mit Stickereien verziertes Oberhemd gehört.

Die Beinkleider hat man noch immer sehr weit, doch sieht man auch wieder viel halbweite.

## Modenblatt N<sup>o</sup> 28.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Gut von weißem Tüll, rings mit Beilschen eingefast; nach hinten hält ein Beilschentuff eine lang herabfallende weiße Blendentüllschärpe; weiße Bindebänder. Kleid von grünem Taffet, mit Gürtel und Besatz von etwas dunklerer Schattirung. Taille und Aermel sind nur mit glatten Schrägstreifen besetzt, während der Rock vorn herunter und unten ringsherum einen gefalteten, schmalen Bolant hat und an beiden Seiten der goldenen Gürtelschnalle oben schmale, unten breiter werdende Schrägenenden herabfallen, die an den ausgezackten Endspitzen mit Quasten verziert sind. Schmalen, glatter Kragen und Manschetten; dänische Handschuhe.

2. Weißer Tüllhut mit Ausputz von Aehren, Kornblumen und Mohablüten. Havannafarbiges, glattes Foulardkleid nebst anliegender Casaque mit ausgeschweiften Schößen. Die Aermel, Schöße und unten der Rock sind mit einem angefügten Streifen von weißem Foulard versehen, der oben und unten mit gegen einander gesetzten schwarzen Spitzen verziert ist; darüber ist eine schwarze Soutachestickerei angebracht. Glatter Kragen und Manschetten, Glacéhandschuhe.

3. Hohes, glattes Kleid aus grauem Taffet, mit Böpfen aus blaueidener Schnur und leiterförmigem Ausputz von blauen Taffetstreifen nebst viereckigen Taffetknöpfen verziert. Die vorn schmälere, hinten breitere werdenden Schößen sind vorn in Klappen ausgeschnitten, welche unter dem Gürtel vorfallen. Sehr schmaler Kragen nebst Manschetten; gelbe Glacéhandschuhe.

4. Griechischer Haarputz mit rothen Sammetbandleiten. Kleid von weißgrundigem Seidenmuslin mit Pompadourmuster. Casaque aus schwarzer Faille, welche hinten eine Schneppe bildet, nach rechts zu in große Falten gelegt ist, unter der die Schöße vorkommen. Die Jockeys, Aermel und das ganze Zäckchen sind ringsherum mit einer Stickerei von Stahlperlen und Stahlfransen umgeben. Schmalen Kragen, Manschetten; lilla Glacéhandschuhe.

## Ertrablatt.

In der Mitte: Taille von weißem Muslin, mit schwarzen Spitzeneinsätzen und daruntergesetztem grünen

Bande verziert, nebst grünem Gürtel mit goldener Schnalle. Unterrod von weißem Alpaca mit Ausputz von schwarzem Sammet und Sammetband. Cachepeigne von rothem Sammetband nebst rothen Rosen.

An den Seiten neue Modells von Chemisetten und Unterärmeln.

### Stahlstich N<sup>o</sup> 28.

**Dr. August Stüler,**

I. preuß. Geh. Ober-Baurath.

Der am 18. März d. J. zu Berlin verstorbene Geh. Ober-Baurath Stüler war einer der berühmtesten

Baumeister unserer Zeit. Er war ein Schüler Schinkels und wurde nach und nach Architekt Sr. Maj. des Königs, Director des Hofbauamts, geheimer Rath des Ministeriums für Handel und Gewerbe, Mitglied des Senats der Akademie der Künste und Ritter des Ordens der Friedensklasse pour le mérite nebst vieler anderer Orden. Seine bedeutendsten Bauwerke sind: das neue Museum, die Markus-, die Bartholomäus- und die Matthäikirche in Berlin; das Schloß zu Schwerin, das Universitätsgebäude zu Königsberg; das Richarz-Museum zu Köln, der Ausbau der Burg zu Hohenzollern und die Museen in Stockholm und Pest.

Der Tod ereilte den genialen Mann in dem noch rüstigen Alter von 65 Jahren ganz plötzlich, als er am Abend des 18. März eben in das Vorzimmer des Sitzungssaales des Senats der königlichen Akademie der Künste eingetreten war.

## Intelligenzblatt zur Wochenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

### Sicht- und Hämorrhoidalleidende

consultirt brieflich  
Dr Müller in Coburg.

Kranke dieser Art, welche in einen schriftlichen Verkehr mit ihm zu treten wünschen, wollen sich vorher durch seine Schriften, die in jeder Buchhandlung für ein Billiges zu haben sind, mit dessen Heilverfahren bekannt zu machen suchen.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucher, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse R. R. R. poste restante frei Weimar.

Heute erschienen:

### See- und Landgeschichten aus Schleswig-Holstein von Marie Norden.

2 Bände, eleg. broch. Preis 2 1/2 Thaler.

Die beliebte Verfasserin — Schleswig-Holsteinerin von Geburt — liefert hier in meisterhafter Weise Detail-Zeichnungen über Land und Leute ihres Vaterlandes, wie dies eben nur Jemandem möglich, der von Jugend auf mit den Sitten und Gebräuchen der dortigen Volksstämme sich vertraut gemacht hat.  
Leipzig, 5. Juli 1865. Bernhard Schlichte.

### LEIPZIG.

Unter allen existirenden kosmetischen Mitteln gegen das

#### Ausfallen der Haare

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Schelten nimmt

Johann Andreas Hausschild's

vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Aedermanns Consignat ausliegende Sant.-u. Anerkennungschriften, meist von Personen aus den höheren Ständen, bestätigen die Wirksamkeit desselben und fast sämtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich geworbenen Toiletteartikel sehr regelmäßig von mir.

Die Wirkung des Balsams ist überraschend!

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich am selbst schon länger fast gewordenen Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Hausschild's Balsam in Originalflaschen à 1 Thlr. 1/2 fl. 20 Sgr., 1/4 fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Krätze Nachfolger.

Leipzig, Dresdner Str. Nr. 2.

NEBEN DER POST.

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

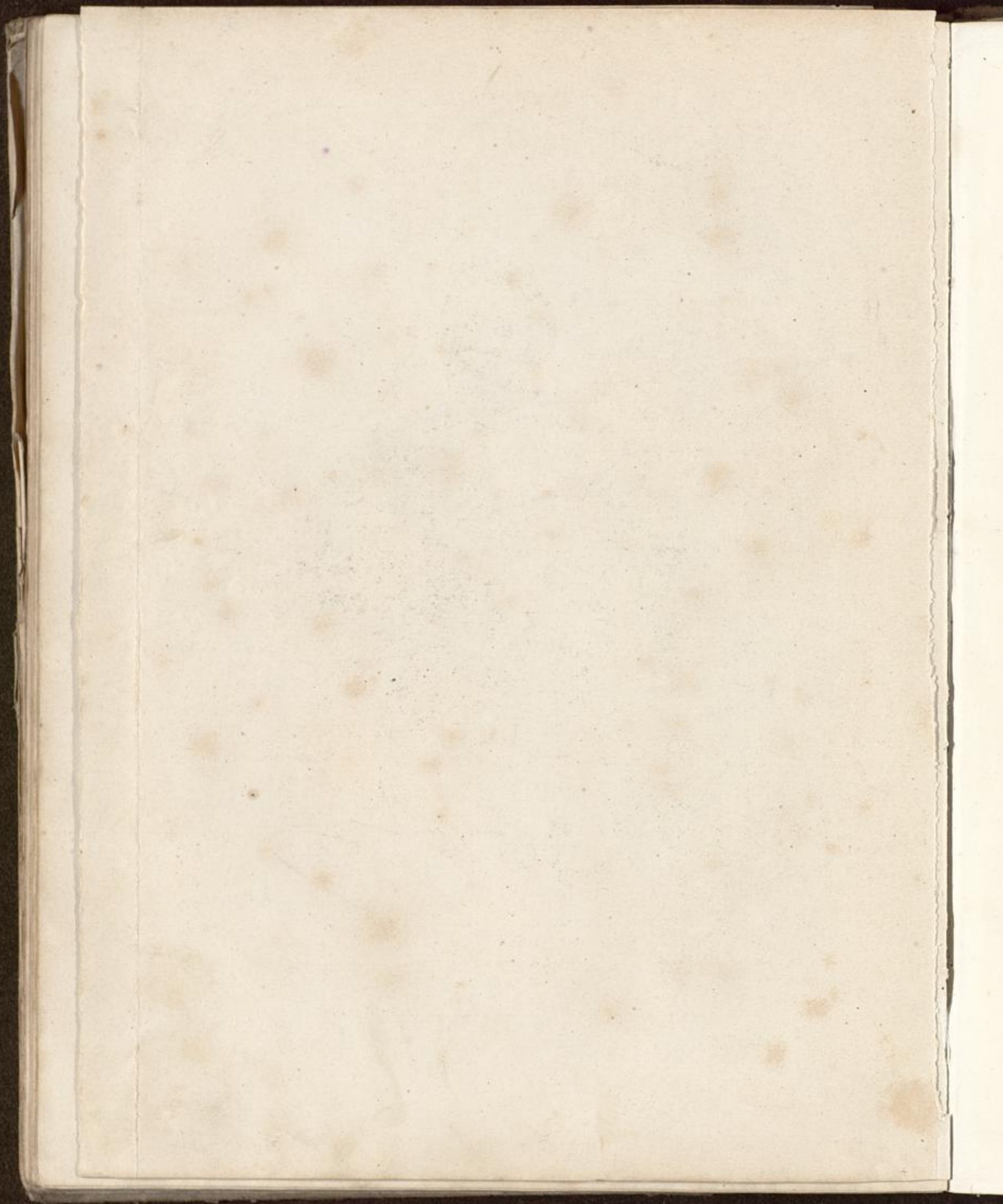
DRESDNER STRASSE N<sup>o</sup> 2.

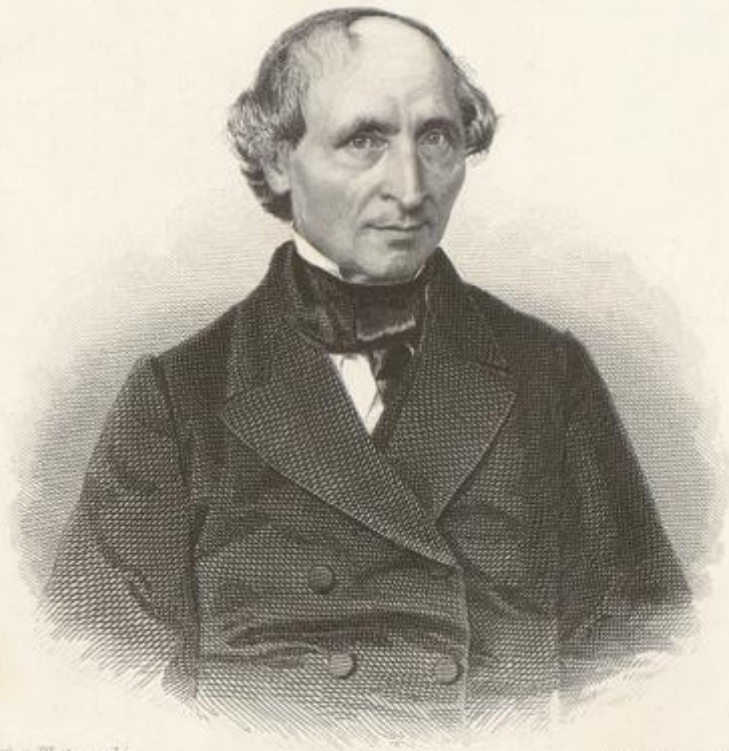




ALLGEMEINE MODENZEITUNG.





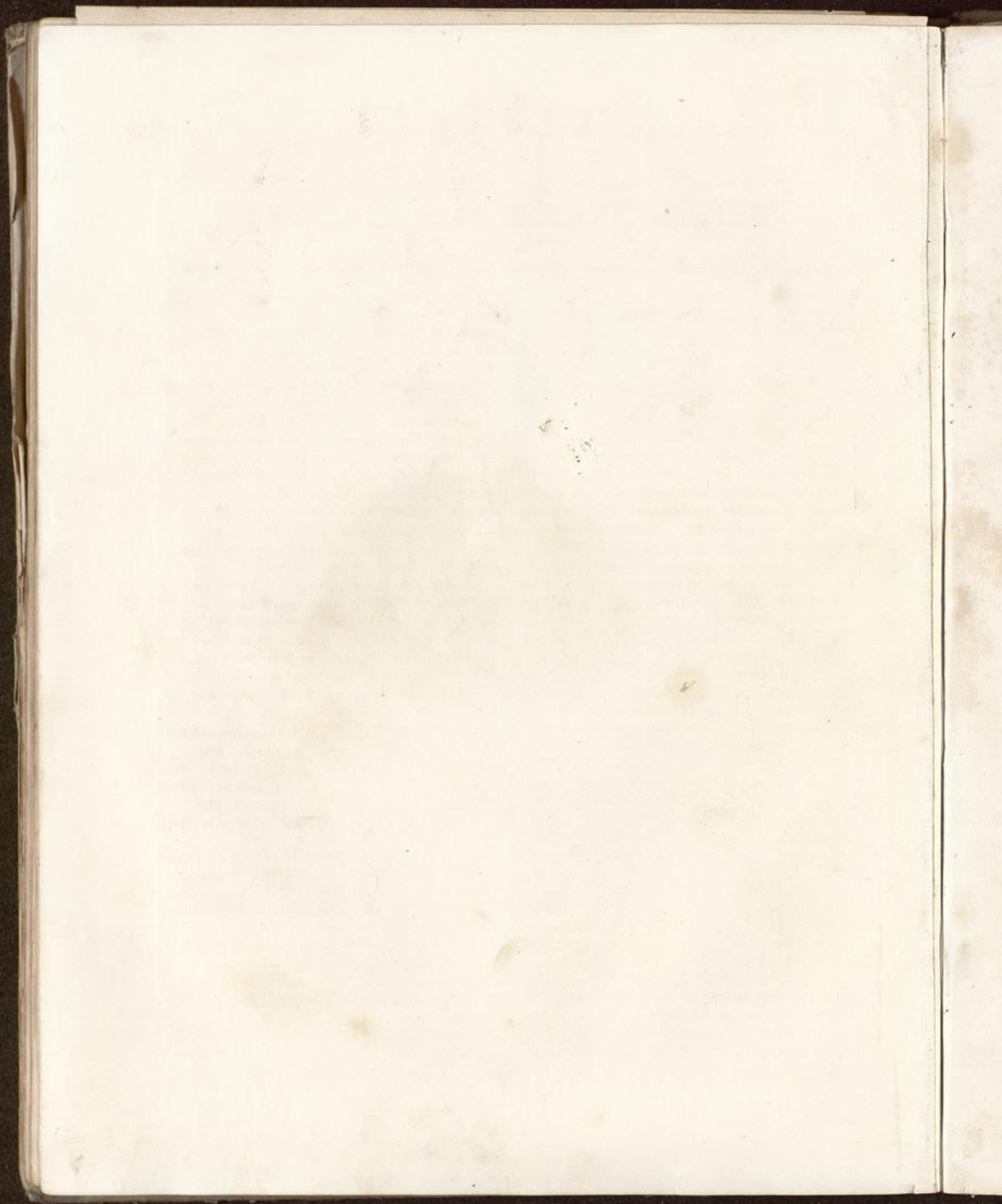


*Nach einer Photographie*

*Stich u. Druck v. Weger, Leipzig*

*Müller*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Das neue Hans.

Erzählung

von

Karl Neuman-Strela.

I.

Ueber der großen Stadt schwamm der Mond klar und frieblich, aber die Menschen liefen hastig, hier fragend, dort berichtend, durch die Straßen, und wo Bekannte an den Ecken zusammenstießen, da gab es lange Gespräche und besorgte Blicke; der Rentamtman Seidewitz hatte es erzählt, nachdem er vom Schlosse gekommen, und war der Rentamtman auch in vielen Stücken ein loser Schall, der den Leuten gar zu gern einen Bären aufband, so verstand er in solchen Dingen denn doch keinen Spaß. Und er hatte erzählt: im nächsten Jahre 1756 würde es losgehen, ganz Oesterreich solle unter Preußen kommen, und wenn sich Rußland bloß müdte, so würden die preussischen Kanonen es für alle Zeiten stumm machen. Das wollte Seidewitz im Schlosse gehört haben, von wem? sei gleichgiltig, und mit dieser Nachricht war er sogleich zum Adlerwirth geeilt, wo er an jedem Abend, den Gott werden ließ, mit Freunden und Gevattern Schafskopf spielte. Aber diesmal war es nichts mit diesem edlen Spiel geworden; erzählen, hoch aufhorchen und aus dem Adler laufen, das Alles war eins gewesen, und nun, als der Mond so klar und frieblich auf die Stadt herniederblickte, erscholl es an jeder Ecke, vor jedem Hause: „Im nächsten Jahre wirds Krieg geben!“

„Daß der Henker dreinschlage!“ fluchte der Hauptmann Möbius und warf die Thonpfeife auf den Tisch. „Da sitze ich nun wie ein Gefangener! Was kann ich weiter, als die Fliegen an der Wand zählen, meine Pfeife rauchen und an jedem Nachmittag durch drei oder vier Straßen humpeln. Ja, hätte die verwünschte Kugel mir nicht anno 41 bei Mollwitz das rechte Bein zerschmettert, dann hätte ich nicht den Abschied zu nehmen brauchen — ja, dann könnte ich nun wieder mit vorgehen gegen die Maria Theresia und gegen Rußland, recht wie ein junger Haudegen. Aber so, so!“

Hestig schlug er das Buch zu, in dem er gelesen, bevor der Hauswirth die Thüre aufgerissen und die brühwarne Neuigkeit verkündet hatte, und jetzt strich er sich, tief aufseufzend, über die Stirn und wandte den Kopf nach dem Fenster, wo es ganz, ganz still war, als wäre außer ihm niemand in der Stube. Und doch war Helene da, und doch stand sie an ebendenselben Fenster. Aber sie hatte auch nicht ein einziges Wort gehört, sie blickte unverwandt in den Mond hinein und ihre Hände ruhten gefaltet auf ihrer Brust.

„Ach lieber Mond, wie soll ichs nur anfangen? Heraus muß es heute Abend, denn morgen kommt ja Max und sagt dem Vater Alles. — Und wenn er wieder seine allerschlechtesten Laune hat und nicht freundlich zu meinem guten Max spricht, und wenn gar — ach lieber, lieber Mond, wie fange ichs nur an?“

Lange hatte der Hauptmann sein Kind betrachtet. Jetzt nahm er die Pfeife wieder und murmelte, sie anzündend, vor sich hin: „Wie ihre selige Mutter, ganz so. Die konnte auch nicht erwarten, bis der Mond am Himmel stand, und stundenlang sah sie ihn an, bis mir die Galle überließ. — Helene! Mädchen! Was träumst Du?“

„Ich? Ich dachte nur so an allerlei. Soll ich Ihnen vorlesen, Vater?“

Sie war an den Tisch getreten und griff nach dem Buche. Der Hauptmann aber schüttelte den Kopf.

„Nichts damit, ich hab andere Gedanken. Hier muß ich bleiben wie der Hund an der Kette, wenns wieder los geht, und das schmerzt tief, mein Kind.“

„Was geht los?“ fragte sie, verwundert das Auge aufschlagend.

„Zum Henker mit Deinen Träumereien!“ posterte er heraus und stieß so heftig mit der Thonpfeife auf den Tisch, daß sie zersprang. „Hast Du denn gar nichts gehört? Es wird Krieg geben, die Oesterreicherin will Schlesien wieder erobern!“

„O mein Gott! Muß da Max mit ins Feld?“

Jetzt war die Reihe des Verwunders an dem Hauptmann. „Welcher Max? Den kenne ich nicht.“

„Aber ich, ich kenne ihn,“ stotterte Helene, indem sich eine helle Röthe über ihr ganzes Gesicht ergoß, „er ist nämlich — Sehen Sie, lieber Vater,“ fuhr sie beherzter fort, sich zu seinen Füßen niederlassend, „meine Freundin Luise Becker hat einen einzigen Bruder, der Max

heißt und Architect geworden ist. Und so oft ich nun zu Luise kam, war auch Max da, und da kam es ganz merkwürdig, daß nämlich — und gestern sagte er mir, daß er — und morgen will er zu Ihnen kommen und mit Ihnen reden, weil — —“

So war es denn glücklich heraus. Helene zitterte am ganzen Körper und ihr Herzchen pochte gewaltig.

„Ja, ja,“ sagte der Hauptmann darauf, nach einer langen Stille, „manch Einer möchte lieber daheim hinter dem warmen Ofen bleiben und Mancher zittert für seine Geldsäcke.“

„Und Max Becker muß wirklich mit ins Feld?“ unterbrach Helene.

„Ich kenne ihn nicht, mein Kind, aber wenn er kein Schwächling ist, wird keine Ausnahme von der Regel gemacht. Es wär ja auch eine Sünde und Schande.“

Da rief sie fröhlich aus: „Sein einer Arm schmerzt immer, wenn sich das Wetter ändert. Ein Stich, noch von der Studienzeit her, ist daran schuld, und er wird es Ihnen selber sagen, lieber Vater, wenn er morgen zu Ihnen kommt.“

„Zu mir?“ fuhr der Hauptmann auf, den der Krieg und sein lahmes Bein viel zu sehr beschäftigten, als daß er sonderlich Acht auf Helenens Gesändniß gegeben hätte, „was will er von mir?“

„Aber ich sagte Ihnen ja — verstanden Sie denn nicht?“

„Du weißt, mein Kind,“ versetzte Möbius mit Nachdruck, „daß ich Besuche nicht liebe. Niemand braucht in meine Stube zu sehen und es giebt ernsthaftere Dinge zu bedenken, als Stadtgeschichten mit anzuhören. Besuche laufen immer auf albernen Klatsch hinaus!“

Da rollte eine Thräne über ihre Wange. Erröthen, Herzklopfen — Alles umsonst gewesen. Der abscheuliche Krieg! Der Vater immer so traurig, so finster! Wann wird sich wenden? Wird es sich jemals wieder wenden? Und morgen kommt Max! Sie trat wieder ans Fenster und blickte wieder in den Mond: „Ach lieber, lieber Mond, wie fange ich es nur an?“

Der Hauptmann war auch aufgestanden. Er humpelte in der Stube auf und ab und brummte wieder über Schwächlinge und Feige, über warmen Ofen und Geldsäcke. „Einen weiß ich auch, dems jetzt siedendheiß über den Rücken läuft und der mit finsternem Blick seine Geldsäcke betrachtet, die er wohl bald aufschnüren muß. Ja, der Krieg kostet viel Geld, und wer nicht gutwillig hergiebt, mit dem wird kurzer Prozeß gemacht.“ Wen der Vater mit diesem Einen meinte, wußte Helene nur zu gut. Dem Gedanken an ihn folgte beständig eine mehrtägige sehr üble Laune, und darum schwieg sie nun ganz still. Aber Möbius mochte gerade ihre Zustim-

mung, das Wasser auf seine Mühle, wünschen, denn er fuhr sogleich fort:

„Mein Bruder — wollt ich sagen Dein Onkel — ei, was, ich meine den Kaufherrn Möbius — ja, der wird jetzt ellenlange Manschetten kriegen. Auf die Geldsäcke! heraus mit den blanken Thalern! O weh, wird das Seufzer über Seufzer kosten!“

„Lieber Vater,“ bat da Helene, sich an ihn schmiegend, „wozu diese Gedanken? Lassen Sie doch den Onkel einsam in seinem einsamen Hause, er belästigt Sie ja nicht.“

Er soll Dein Onkel nicht sein. Hörst Du? Er ist für Dich wie für mich der Kaufherr Möbius, nichts weiter. So will ich es und er will es auch so. Damals ist abgemacht worden, als Deine Mutter erklärte: sie fühle es, daß der Himmel sie für den Soldaten, aber nicht für den Kaufherrn bestimmt habe — ja damals hats der Kaufherr ausgerufen: ‚Mein Bruder ist tod für mich und sein Weib dazu!‘

„Soll ich Ihnen die Pantoffeln bringen? Wollen Sie keine andere Pfeife anzünden?“ fragte das Mädchen, das Alles versuchte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Aus dem Fenster mit den Pantoffeln, ein Soldat braucht den Plunder nicht! Wozu die Pfeife? Ja mir dampfts, daß ich ersticken möchte! Sich grämen, bitterlich weinen mußte er, als die Jungfer Köhlerin damals von ihm ließ und mein Weib wurde, das war natürlich und kein Mensch konnt es ihm übelnehmen. Aber wie Deine Mutter starb, da hätt er auch wieder kommen und zu mir sprechen müssen: ‚Sie ist tod und wir wollen uns nun über ihrem Grabe die Hände zur Verfühnung reichen.‘ Bei Gott! wär es umgekehrt gewesen, ich hätts gethan, ich hätt gewiß und wahrhaftig an den schönen Spruch gedacht: ‚Kein Ding auf Erden geschieht ohne Gottes Willen!‘“

Wie oft schon hatte Helene diese Worte vernommen! Und hätte sie nicht den Vater der Einseitigkeit zeihen, hätte sie zur Bertheidigung des Onkels nicht gar Vieles vorbringen können? Aber wie sie immer geschwiegen hatte, um die alten, trüben Erinnerungen nicht mehr und mehr herauszubeschwören, so schwieg sie auch jetzt; ach, was hätte sie überhaupt darum gegeben, wäre das Gespräch gerade an diesem Abend ein anderes gewesen!

„Schlaf wohl, mein Kind,“ sagte der Hauptmann plötzlich. Er küßte sie auf die Stirn und ging dann in seine Kammer. Schon wollte sie ihm nach und, sich an seine Brust werfend, rufen: „Morgen kommt Max Becker, der mich zur Frau will!“ aber ihr Fuß war wie angewachsen und ihre Stimme versagte.

„Gute Nacht,“ hauchte sie und dann trat sie wie-

der an das Fenster und sah wieder in den Mond hinein.

Und der gute, treue Gefelle grüßte sie mit seinem goldigsten Strahl und zu ganz derselben Zeit warf er seine blitzenden Flocken auf ein anderes Haus hinab, das im entgegengesetzten Stadttheile und hart am Flusse lag. Es war ein altes, verräuchertes Haus mit vielen leeren Zimmern, mit einer mächtigen Thüre von Eichenholz und zwei Lindenbäumen davor. Und viele Fenster hatte das alte Haus, aber nur zwei davon waren hell. Das kam von dem Licht, das auf dem Schreibtische stand, vor dem ein Mann mit grauen Haaren und welken Zügen im Lederstuhl saß und schrieb. War er auch weit älter als der Hauptmann, so sah man doch auf den ersten Blick, daß beide Brüder waren.

Was der Kaufherr geschrieben, das strich er regelmäßig wieder aus. Endlich warf er die Feder hin, erhob sich, machte ein paar Gänge durch die Stube und blieb tief aufseufzend vor einem großen Bilde stehen, das eine junge Dame mit zarten Zügen und im weißen Kleide vorstellte. Ein mächtiger Blumenstrauß verhüllte ihre Brust und in ihrem Arm ruhte ein Händchen. Lange stand der Kaufherr davor, er fuhr sich auch über die Augen und wandte sich erst wieder, als die Thür knarrte.

„Also wirklich, der Herr sind noch außer Bett.“

„Wie Du siehst, Brigitte. Ist denn schon so spät?“

„Wenns voll schlägt, ist es zehn. Der Nachwächter wird sogleich blasen.“

„Wer ernste Geschäfte hat, dem vergeht die Zeit schneller,“ sagte Möbius darauf und ließ sich wieder in den Lederstuhl nieder. Neugierig trat die Haushälterin hinzu.

„Wenns keine Geheimnisse sind —“ meinte sie, auf die Schrift blickend.

„Mein letzter Wille,“ sprach er im feierlichen Tone.

„Die Zeit ist ernst, die Wolken am politischen Horizont werden drohender und schwärzer. Wer weiß, was der Morgen bringt!“

„Ach,“ sagte Brigitte, „da will ich den Herrn nicht incommodiren. Wünsche angenehmste Ruhe.“ Wie sie knixte und das Zimmer verlassen wollte, streckte er ihr die Hand entgegen.

„Nein, bleibe, Du treue Seele, Du sollst mir rathen. Sieh her, alles, was ich niederschrieb, habe ich wieder durchgestrichen. Du kennst ja meine Beziehungen, weißt ja, welche Felsen auf meiner Brust liegen, ich habe Dir nichts verhehlt.“

Sichtbar geschmeichelt ließ sie sich nun an seiner Seite nieder und rief, nachdem sie die Brille auf die Nase gedrückt und die Schrift gegen das Licht gehalten hatte:

„Ja, ja, ausgestrichen ist wirklich alles. Freilich, ich kanns mir denken, unter diesen Umständen hält's schwer damit; der Herr möchte Keinem zu nahe treten, Keinen übergehen, und doch — des Herrn Bruder, der Herr Hauptmann als einziger rechtmäßiger Erbe. —“

„Das ist es eben,“ rief der Kaufherr, die Feder gedankenlos hinter das Ohr schiebend, „mein Bruder, mein nächster Erbe, aber mein größter Feind. Ihn ganz auszuschließen hätte ich wohl das Recht, und dennoch spricht etwas in mir eifrig dagegen, auch hat er eine Tochter. — Was bleibt für sein Kind zurück, wenn er stirbt? Die Pension ist klein, sehr klein. —“

„Und die Tochter hat dem Herrn ja auch nichts gethan,“ fiel Brigitte ein. „Kennen denn der Herr die Tochter überhaupt?“

„Als kleines Mädchen sah ich sie einmal, doch nachher nie wieder, weil ich mein Haus nicht mehr verließ. Natürlich werde ich nur einen Theil meines Vermögens, wenn auch den größten, für sie bestimmen, denn die armen Leute, welche ich bisher unterstügt, dürfen auch nach meinem Tode nicht darben, und Du, die Du mir stets treu gedient —“

„Ach guter Herr Möbius,“ schluchzte da Brigitte, „ich that ja nur meine Schuldigkeit. Und weshalb wollen sich der Herr schon jetzt darüber sorgen? Wie ich sage, der Herr werden noch lange bei uns bleiben, solch einen lieben, mildthätigen Mann ruft unser himmlischer Vater nicht so früh ab!“

„Der Mensch ist ein Strohalm, Brigitte, den jeder Wind knicken kann. Und die Zeit ist ernst und wer weiß, was geschehen wird, wenn die Sonne wieder aufgegangen!“ So sprechend, sank er in den Lederstuhl zurück, und auf dem Klosterthurm schlug es zehn. Eine feierliche Stimmung war über Beide gekommen, und die Haushälterin erhob sich, nahm das Gesangbuch aus der Lade, schlug ein Abendlied auf und las es mit lauter Stimme. Als sie geendet, sagte der Kaufherr, hinter sich auf das Bild deutend: „Das war auch ihr Lieblingslied. O mein Gott! so schön, so fromm und doch, doch falsch!“

„Laß der Herr die Todten ruhen,“ bat Brigitte.

„Ja, ja, ruhe sie in Frieden. Doch er, der sie mir entriß, er sei . . .“

„Amen!“ fiel sie so schnell ein, daß er sie verwundert anblickte. „Herr, bei Leibe keinen Fluch, er ist der Bruder!“

„Ja, ja, keinen Fluch,“ rief er, sich zur Ruhe zwingend und mit der Rechten wehrend, „ich vergaß mich.“

Mit leuchtendem Auge schaute sie ihn an — „gute Nacht, lieber Herr.“

„Gute Nacht, Brigitte.“ Und er reichte ihr beide Hände.

## II.

Am andern Morgen hatte der Hauptmann eine Laune, wie sie noch in seinem ganzen Leben nicht dagesewen war. Möchte Helene auch beginnen, was sie wollte, ihm war gar nichts recht; die Suppe versalzen, das Brod zu frischbaden, der Taback zu trocken — auf Alles hatte er etwas. Wie Helene deshalb vor dem Besuch ihres Verliebten zitterte! Hätte sie wagen können, den Vater in dieser Stimmung zu verlassen, sie wäre wie der Wind zu Max geeilt und hätte ihn angefleht, seine Werbung in einem günstigeren Momente vorzubringen. So mußte sie auf das Schlimmste gefaßt sein und ihr Herz zitterte und mit sich immer steigender Angst lauschte sie auf den Schlag der Thurmuhre.

Und Max Beder kam. Als Helene seinen Schritt auf der Treppe vernahm, flog sie, wie von tausend Furien verjagt, in die Kammer.

„Eintreten!“ rief der Hauptmann, aber er stand nicht einmal von seinem Stuhle auf.

„Was will der Herr? Schnell, ich hab es eilig!“ Ein Anderer hätte wohl nach solcher Begrüßung schleunigst Kehrt gemacht, aber unser Freier war nicht der Mann, der sich alsogleich einschüchtern ließ. Er schlug nicht das Auge zu Boden, sondern sagte, sein Gegenüber scharf anblickend, in ruhigem Tone:

„Ich bin hergekommen, den Herrn Hauptmann um die Hand der werthen Jungfer Tochter zu bitten.“

„Was? — Was?“ stammelte Möbius und trat drei Schritte zurück.

„Wir machten unsere Bekanntschaft im Hause meiner Schwester,“ fuhr Max fort, „und wir haben uns sehr lieb.“

„Um,“ brummte der Hauptmann, stand auf und humpelte durch die Stube. Allmählich besann er sich, daß sein Kind am Abend vorher von dergleichen Dingen gesprochen. Jetzt schielte er von der Seite auf den jungen Mann, der ihm gefallen mußte, denn er bot ihm einen Stuhl an.

„Waret Ihr Soldat?“

„Eine Wunde im Arme verbot mir, der Fahne zu folgen.“

„Schade!“ Wieder lange Stille.

„Euer Name?“

„Max Beder.“

„Euer Metier?“

„Architect.“

Und wiederum tiefste Stille. Möbius blieb am Fenster stehen, brach ein welkes Blatt vom Rosenstock ab, schüttete dem Hänfling das Futter auf und pfiß einen Marsch dazu. Und seine Stirne glättete sich mehr und mehr. Gewiß, der Freier war ganz nach seinem Ge-

schmack. Kurz angebunden und doch bescheiden, eine stattliche Gestalt und ein offenes, ehrliches Auge dazu, und daß er Helene sehr lieben müsse, ging ihm am besten daraus hervor, daß er seine Werbung nicht mit etlichen Seufzern, schmach tenden Blicken und allerlei überflüssigen Redensarten eingeleitet hatte.

„Noch eine Frage im Vertrauen,“ sagte er jetzt, sich umdrehend, „liegt so ein rundes Beutelchen dabei in der Lade oder gehts von der Hand in den Mund?“

„Bis heute und auch wohl für die nächste Zeit direct von der Hand in den Mund. Eine Baarschaft habe ich nicht aufzuweisen und der Verdienst ist noch karg. Ich bin arm.“

„Oho, das schadet auch nichts und schändet auch nicht. Ich bin auch arm!“

„Glückte es mir nur einmal, daß ich einen größeren Bau zur Ausführung erhielt, so —“

„Schon gut, schon gut,“ fiel der Hauptmann ein, „ich sehe, Ihr habt ein redliches Streben und das wird stets belohnt. — Also, Herr Max Beder, hier meine Hand. — Helene!“ Diesen Ruf hätte er sich füglich ersparen können, denn Helene, die natürlich gehorcht hatte, kam nun mit einer solchen Schnelligkeit aus der Kammer hervor, daß Vater Möbius ordentlich erschrak.

„Da habt Ihr Euch, marsch!“ aber seine Stimme zitterte doch, wie er das rief, und so schnell er nur konnte, mußte er sich abwenden, denn die hellen Thränen brachen aus seinen Augen hervor, und die sehen zu lassen, hätte er sich ganz entsetzlich geschämt. . . .

Und weiter? Wer möchte die ersten Tage eines Brautstandes schildern! Immer und immer das ewige Einerlei: Jubel, Umarmungen und Küsse, wenn Max kam, und Umarmungen und Küsse, wenn er wieder schied. Oft ward's dem Hauptmann wirklich zu bunt und dann zog er vor, auf eine Weile zu verschwinden. Fehlte bei seiner Abwesenheit auch der sogenannte Sittenwächter, so wußte er doch zu gut, in welchem Grade er den beiden Leuten trauen konnte, und auf das Verede der Nachbarn gab er nichts. Und was war wohl natürlicher, als daß unser Pärchen ihn nicht ungern gehen sah! Ließ es sich doch ohne Zeugen weit hübscher, weit ungezwungener plaudern — und daß alles nur Mögliche immer und immer wieder durchgeplaudert wurde, das verstand sich natürlich von selbst.

Nächst der Zukunft, die mit Sonnenglanz, Perchenschlag und Rosenduft — kann ein Liebespaar wohl geringeren denken — aufgehen würde, gedachten sie auch vergangener Tage, und da erzählte Helene, wies eigentlich gekommen, daß sich die beiden Brüder gleich den erbittertsten Feinden gegenüberständen.

„Seht, Liebster,“ sagte sie, das Nähzeug auf den Schoß sinken lassend, „der Onkel hatte eine Braut, mit Namen Marianne Köhler. Er hatte kurz vor sei-

ner Verlobung hier einen Handel gegründet und er arbeitete, um etwas Tüchtiges vor sich zu bringen, Tag und Nacht, denn eigenes Vermögen hatte weder er noch Marianne. Und sein Fleiß wurde belohnt, das Geschäft hatte guten Fortgang, und so konnte er daran denken, in die Ehe zu gehen. Da plötzlich kam mein Vater, der lange auswärts beim Regimente gestanden, hierher zurück. Er und die Köhlerin sahen sich zum ersten Mal und —

„Er nahm die schöne Festung ohne Blutvergießen ein,“ unterbrach Max.

„Ja, schön soll meine Mutter gewesen sein,“ fuhr Helene fort.

„So schön und so lieb und gut, wie die Tochter!“ rief er, ihre Hände fassend.

„Still, oder —!“ Sie drohte lächelnd mit dem Finger. „Also sie sahen sich zum ersten Mal. Der Onkel war bedeutend älter als der Vater, und wie meine Mutter später meinem Vater gestand, habe sie sich nur mit dem Kaufherrn verlobt, um einer Versorgung gewiß zu sein. Nur Achtung habe sie für ihn gefühlt, aber keine tiefe, innige Liebe. Sogleich fühlten sich meine Eltern zu einander hingezogen und bald darauf liebten sie sich.“ Sie hielt ein und schlug das Auge empor, als ob sie nachsänne.

„Und weiter?“ fragte Max ungeduldig.

„Man kann sich denken, was der arme Onkel zu leiden hatte, er lebte und arbeitete ja nur für sie. Verborgen konnte es ihm auch nicht lange bleiben, auch gestand Marianne bald ein: sie fühle es, der Himmel habe sie nicht für ihn, sondern für meinen Vater bestimmt. Da hat der Onkel ausgerufen: Mein Bruder ist todt für mich und sein Weib dazu!“ Sie schwieg, ihre Wimper feuchtete sich, und Max wagte nicht, sie zu unterbrechen. Erst nachdem der Häusling ein Liedchen geträllert, sprach sie weiter:

„Mein Vater war und ist heute noch der Ansicht, der Kaufherr hätte seinen Schmerz bekämpfen und einsehen müssen, daß Gott es so gewollt habe. Das machte ihn zornig auf den Bruder, wozu er doch gewiß keinen Grund hatte, ja sogar, als meine Mutter nach meiner Geburt starb, erwartete er vom Bruder, daß er kommen und die Hand zur Versöhnung reichen sollte. Natürlich geschah das nicht und die Klust wurde immer größer. — Nicht wahr, Liebster, es ist hart von meinem Vater, so zu denken? Anfangs, ich gestehe es offen, befremdete mich seine Denkungsart nicht wenig, aber bald sagte ich mir, die eigentliche Wurzel derselben sei wo anders zu suchen. Das Gefühl der Unthätigkeit, die Gewißheit, dem König nicht mehr dienen zu können — das ist, was seine im Grunde heitere Stimmung mehr und mehr getrübt, was ihn immer bitterer gemacht hat. Vielleicht

kommt auch der Gedanke hinzu: auf deiner Ehe ruhte kein Segen, deine Marianne starb früh —!“

„Kurz,“ sagte Max, „Ihr Herr Vater ist ein echter Melancholikus. Und spricht, liebe Jungfer, sahet Ihr den Herrn Onkel nie? Habt Ihr nie mit ihm geredet?“

„Einmal sah ich ihn, und das wird mir unvergeßlich bleiben. Es ist lange, lange her, ich war noch ein Kind. Der Vater und ich wollten in den Wildgarten hinaus, und da der Abend so wunderbar schön war, machten wir einen weiten Bogen und gingen den Fluß entlang. Ich blickte die Häuser an — plötzlich öffnete sich eine Thüre und ein Mann trat heraus, den Kopf gesenkt, den Hut tief in die Stirn gedrückt. Er dauerte mich sehr. Ich dachte bei mir, der müsse Mutter, Bruder oder Schwester verloren haben, und da stieß ich den Vater an und rief: O sieh nur den armen Mann! Zu gleicher Zeit sahen der Fremde und mein Vater auf, sie sahen sich gerade ins Gesicht hinein — und da packte mich der Vater so fest, daß ich laut aufschrie, und da rief er: ‚Nach Hause, schnell!‘ Wir liefen fast zurück, ich konnte kaum hinterdrein und weinte, weil ich mich so sehr auf den Wildgarten gefreut. ‚Was hat Dir der arme Mann gethan?‘ fragte ich unter heißen Thränen. — ‚Still! Still! Das war der Kaufherr Möbius!‘ rief mein Vater und sprach den ganzen Abend kein einziges Wort mehr.“

„Und heute — was thätet Ihr, wenn Euch der Herr Onkel heute begegnen würde?“

„Dann — o, wenn ichs wenden könnte, wenn ich die Hände der beiden Brüder in einander legen könnte!“

„Das müßt Ihr! Das zu versuchen ist Eure heilige Pflicht!“ rief er, vom Stuhle aufspringend. „Es ist ein alter Spruch: wer wagt —“

„Still!“ Sie legte den Finger an die Lippen. „Ich höre den Vater kommen.“ Und der Hauptmann trat ein. Die Mütze warf er auf den Tisch, den Stuhl schob er in die Ecke und rief:

„Es geht wirklich los! In einigen Tagen giebt's Marschordre! Schlesien ist die Parole. Und da lieg ich unbrauchbares Gestell nun auf der Bärenhaut!“ Helene gab dem Geliebten durch einen Wink zu verstehen, daß wieder ein Gewitter im Anzuge, und da hielt es Max, nachdem er sich einige Male zum Blitzableiter hergegeben, für das Beste, sich mit Handfuß und Verbeugung zu empfehlen.

Und am nächsten Morgen kam er zu so früher und ungewohnter Stunde wieder, daß Helene nicht wenig verlegen ward, denn — der Staub lag noch auf den Möbeln. Er jedoch hatte für dieses Unglück kein Auge, und nach höflicher Entschuldigung wegen seines frühen und hastigen Eintretens, sagte er zum Hauptmann:



„Eben höre ich, daß das Militär auf dem Schloßplatz ins Gewehr tritt. Es muß etwas Wichtiges geben. Wollen der Herr Vater das versäumen?“

Da stellte Möbius schnell die noch dampfende Pfeife in die Ecke.

„Wo ist meine Mütze? Den Stock her, Helene. Wie langsam Dir das wieder von den Fingern geht! So! Adjes!“ Und mit wenigen Schritten war er aus der Thüre.

„Den hätte ich glücklich fort,“ rief jetzt Max, sich neben der Braut auf das Sopha niederlassend, „diese Nothlüge wird mir zu verzeihen sein.“

„Ihr bringt schlimme Nachricht — o, mir ahnt.“

„Beruhigt Euch, Herzliebste, Gott Lob! es ist keine Ursache zum Erschrecken vorhanden,“ sagte er lächelnd, „da wir gestern in einem so wichtigen Gespräche unterbrochen wurden, so drängte es mich, dasselbe, je früher, je besser, heute wieder aufzunehmen.“

„Ah,“ rief sie, sichtlich erleichtert, „über den Onkel?“

„Ja, über ihn,“ sprach Max. „Was Ihr mir erzähltet, hat mich mächtig ergriffen. Euer Herr Vater kam dazwischen. Ich trug die ganze Nacht mit mir herum.“

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Ballet-Königin

zur Zeit Ludwigs XV.

(Schlus.)

So fuhr sie denn fort, sich öffentlich bewundern und im Stillen anbeten zu lassen, bis sie eine alte Jungfer wurde.

Obwohl Don Fernando von dem reichen Strome der Einnahmen seiner Tochter einen großen Theil des Wassers durch einen stattlichen Graben auf seine eigene Mühle leitete, so kam Marianne doch nach und nach in eine ganz behagliche Lage. Sie kaufte sich ein Haus in der Straße Saint-Thomas du Louvre und meublirte es mit lauter Sachen, die ihre Verehrer ihr gelegentlich schenkten, also à la lettre mit einem „ameublement d'occasion“. Da fehlte es nicht an den schönsten Boulelästchen, an Schäfern, Schäferinnen und Schafherden von Sevresporzellan, an Bernsteinsachen und Elfenbeinschnitzereien, an Emailleschalen und Broncestatuetten aller Art. Die größte Merkwürdigkeit des Hauses aber bildete die Holztäfelung der Empfangszimmer, denn auf dieser stand Marianne, in allen ihren Rollen von der Hand der ersten Meister der damaligen Zeit sauber ge-

malt. Wohin sich das Auge richtete, fiel es auf die anmuthige Tänzerin in theatralischer Stellung, Blumenwinden in den Händen und umschwebt von geflügelten Genien mit röthlichem Fleisch, blonden Haaren und dicken Pausbacken.

Auf dem Holztäfel blieb sie freilich stets dieselbe, ewig jung, ewig graziös — aber, aber . . . sie selbst vermochte der Zeit nicht zu widerstehen, und vielleicht machte sich dies ihren Verehrern um so bemerkbarer, als diese durch die Bilder das Sonst und Jetzt stets vor Augen hatten. Daher kam es denn auch, daß der Kreis dieser Verehrer endlich anfang, sich zuerst bedeutend zu lichten, und daß er sich zuletzt — einen einzigen Freund ausgenommen — gänzlich verlor.

Dieser Freund verließ sie auch nicht, als sie sich endlich vom Theater zurückzog.

Zu sehr daran gewöhnt, ihre Umgebung mit den höchsten Titeln anzureden, schaffte sie sich eine Anzahl Hunde an und gab ihnen die Namen Duc, Comte, Marquis, Vicomte, Baron, Chevalier.

„Von denen habe ich keine Vernachlässigung zu fürchten,“ sagte sie oft zu ihrer alten Haushälterin.

Da sie aber auch an Untreue gewöhnt war und selbst diese nicht entbehren wollte, schaffte sie sich einen Angorakater an, den sie „Casimir“ nannte und stets auf dem Arme trug, um den Hunden zu verwehren, die Bekanntschaft der Ohren und des buschigen Schwanzes ihres beneideten Nebenbuhlers zu machen.

Den größten Theil ihrer Zeit nahm aber in ihren letzten Jahren die Kirche in Anspruch, welche sie mehrmals am Tage regelmäßig und zu längerem Gebet besuchte. Wunderten sich die Leute darüber und wendeten wohl gar ein unter gewissen Umständen übliches Sprichwort an, so sagte sie vor sich hin: „Sie wissen nicht, daß er mich dort oben erwartet.“

Als es endlich zum Sterben kam, ernannte sie ihren einzigen Freund zu ihrem Testamentvollstrecker und vermachte ihm dafür die sechs Hunde und den schönen Kater; der Freund aber ließ aus Dankbarkeit ihren Sarg mit weißem Mull drapiren, wie es in Bezug auf die Särge von Jungfrauen in Frankreich Sitte ist.

## Modenbericht.

(F.) Viel Neues giebt es jetzt allerdings nicht zu erzählen, denn die Moden für den Sommer sind nunmehr längst festgestellt und erleiden wenig oder gar keine Veränderung, bis die Herbstsaison entschiedene Neuerungen mit sich bringt.

Gegenwärtig dauert noch fortwährend der stille, aber erbitterte Kampf zwischen den Fanchon- und Empire-Hü-



ten fort

Die bei

jeigän

mehr a

hat zw

schöne

sie woll

E

wir sah

von ro

der mit

nem Re

schärpe

Schirm

Beeren

Ei

hut; ein

flittern

blumen

kopf an

Guirland

mit eine

B

der zu

jetzt vor

chemirge

und hin

ringsher

Klappen

fen herr

B

liche, a

Beispiel

lard, m

hängend

den Na

ter Cer

rothem

Ei

Aufenth

Ranfang

verziert

gehalten

ter ist

blauen

von bla

Quaster

zierte,

blaue

Schwar

ten fort, der bereits seit diesem Frühjahr begonnen hatte. Die beiden Gegner haben jeder ihre unerschrockenen Parzeigänger, allein es scheint fast, als ob sich der Sieg nunmehr auf die Seite der Empire-Hüte neigen wollte. Man hat zwar dabei einige Concessionen gemacht und ihre unschöne Form etwas gräßlicher zu gestalten gesucht, allein sie wollen uns doch immer noch nicht recht gefallen.

Eine Abart der Empirehüte sind die Medicis-Hüte; wir sahen zum Beispiel einen solchen mit einem Schirm von rosenrothem Tüll und dem kantigen Empire-Kopf, der mit einem Tuff von hellblauen Marabouts und einem Kolibri verziert war, welcher eine weiße Blendentüllschärpe festhielt, die auf die linke Seite fiel. Um den Schirm des Hutes zog sich eine Quirlande von goldenen Beeren und Maiblümchen mit Kristalltropfen.

Eine andere Variation der Empire-Hüte ist der Stella-hut; einer dergleichen bestand aus weißem Tüll, mit Goldflittern besät. An dem Deckel waren zwei blaue Mohnblumen mit schwarzen Staubfäden nebst einem Schwalbenkopf angebracht; dieselbe Verzierung inwendig nebst einer Quirlande von Goldbeeren, während der Hut noch überdies mit einem langen weißen Vestalinschleier überdeckt ist.

Von jungen Mädchen und Frauen werden die Nieder zu hellen Röcken noch immer getragen; man hat deren jetzt von schwarzem Foisle mit weißen Streifen, mit Cachemirgalons und weißen Fransen besetzt; sie haben vorn und hinten eine Schneppe, sind mit Knöpfen besetzt und ringsherum hängen anstatt der Schöße einzelne verzierte Klappen oder schneppig zugeschnittene handbreite Streifen herunter.

Zur Negligétoilette hat man jetzt sehr eigenthümliche, aber höchst bequeme Anzüge; wir erwähnen zum Beispiel einen Rock von weißem oder ungebleichten Fou-lard, mit rothen Taffestreifen besetzt, und hierzu ein lose hängendes Jäckchen oder ganz kurzen Sackpaletot, in Form den Nachtsäckchen ganz gleich, von roth und weißgestreifter Genesienne mit Epauletten und Manschetten von rothem Taffet.

Ein sehr beliebter Anzug für das Land und den Aufenthalt im Bade sind ein Rock nebst Casaque von Ranking, mit Streifen und Knöpfen von schwarzem Leder verziert und durch einen gleichen Ledergürtel zusammengehalten. Ebenso eigenthümlich, aber bei weitem eleganter ist ein Anzug aus weißem Alpaca, wo der mit einem blauen Bolant eingefasste Rock über einem zweiten Rock von blauem Taffet drapirt und durch lange weißseidene Quasten aufgenommen ist. Die mit blauem Taffet verzierte, ganz anliegende Casaque wird durch eine breite blaue Schärpe zusammengehalten, die mit einem ganzen Schwarm von leichtbeschwingten Schwalben bedeckt ist.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 29.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut aus weißem gepufften Tüll mit Spizenbarben und Blumen; Kleid aus grün und weißgestreiftem Taffet, unten mit einem breiten grünen Taffetstreifen verziert, der an jeder Naht ein Kleeblatt bildet und mit einer Reihe Kristallperlen besetzt ist. Mittelalterliche Taille mit gleichem Besatz und Ärmeln von grünem Taffet, nebst grünem Gürtel mit Goldschnalle. Schmäler Krage und Manschetten; dänische Handschuhe; Spizentastentuch.

2. Rock aus weißgrundigem Seidenpekin mit lila Streifen. Taille aus schwarzer Foisle, mit reichen Stahlverzierungen und Brandebourgs besetzt; anliegende Ärmel nebst gestickten Unterärmeln. Gelbe Handschuhe; violettes Haarnetz mit Schleifen.

3. Runder Hut von brüsseler Stroh, mit schwarzen Perlen benäht, und einer nach hinten fallenden breiten Tüllschärpe, durch eine goldene Schnur und ein Feldblumenbouquet zusammen gehalten. Kleid aus gelbbraunlichem Taffet von zweierlei Schattirungen, wobei alle Verzierungen von dunklerer Nuance sind. Die Vorte und der tunikaähnliche Rock sind in Lambrequiers ausgeschnitten und mit schmalen schwarzen Spizen und braunen Quästchen besetzt. Die Schärpe ist glatt und bloß mit schwarzen Spizen eingefasst, während die Ärmel ebenfalls den lambrequinartigen Auspuß haben. Schmäler, ausgezackter Krage nebst Manschetten.

4. Länglichrundes Hütchen von italienischem Stroh mit weißer Feder und schwarzer Sammettschleife. Kleid aus grauem Poil de Chevre mit blauen Galons und Knöpfen, jede der viereckigen Verzierungen ist wiederum mit blauen Seidenfransen garnirt. Eine hinten spitzig zulaufende Casaque ist ebenso wie das Kleid besetzt. Krage und Ärmel mit Spizenapplication. Gelbe Glacéhandschuhe.

### Stahlrich N<sup>o</sup> 29.

Adolf Glasbrenner.

(„Adolf Brennglas.“)

(Nach einer Photographie.)

Dem Manne, dessen Bild heute unsern Lesern vorliegt, verdanken Tausende und aber Tausende unserer Generation viele ernst-heitere Stunden: Glasbrenner war und ist noch einer der fruchtbarsten und beliebtesten unserer Humoristen und Satiriker. Seine Wiege stand auf märkischem Sand, er ist in Berlin geboren (27. März 1810), wurde dort erzogen und gebildet, wollte — Theologie studiren, mußte sich aber aus Familienrückfich-

ten dem Kaufmannsstande widmen. Sein dichterischer Beruf gab sich bald in den Beiträgen kund, die er in Berliner Journalen veröffentlichte. Schon 1831 redigirte er eine Zeitschrift „Don Quixote“, die sich trotz der Censur, d. h. Dank Langbeins barmherziger Schere, bis 1833 am Leben erhielt. Nach deren Unterdrückung durch Minister von Brenn gab er von 1832—50 jene epochemachende Reihe fliegender humoristisch-satirischer Blätter oder Hefte heraus, die unter dem Titel: „Berlin, wie es ist und trinkt“, äußerst treue Bilder aus dem Berliner Leben in typischen festen Gestalten (wir erinnern unsere Leser nur an eine derselben, den Eckensteher Rante, den Vorgänger Müllers und Schulzes im Kladderadatsch, Rudelmüllers und Breetenborns im Dorfbarbier, Buddelmeiers u.) vorführten, zugleich aber auch in un-

scheinbarer Form unendlich vielen Gedanken Ausdruck gaben, die damals im Zusammenhange und in nüchternem Ernste auszusprechen polizeilich unmöglich gewesen wäre.“ Es fehlt uns an Raum, die übrigen zahlreichen Werke und Dichtungen Glasbrenners anzuführen, geschweige denn zu analysiren; wir wollen nur auf sein komisches Epos „Neuer Reineke Fuchs“ (Leipzig 1845), seine „komische Tausendundeine Nacht“ (Hamburg 1852) und seine „komischen Volkskalender“ verweisen. 1840 mit der Schauspielerin Adele Peroni verheiratet, lebte er von 1841 bis 1850 in Neu-Strelitz, in welchem letztern Jahre seine Ausweisung wegen Theilnahme an der demokratischen Bewegung in Mecklenburg-Strelitz erfolgte. Seitdem lebt er unseres Wissens in Hamburg.

Whistling.

## Intelligenzblatt zur Wochenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen  $1\frac{1}{2}$  Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und  $4\frac{1}{2}$  Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{1}{2}$  Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

**Heiratsgesuch.** Ein junger Oekonom, von solidem Charakter, Inhaber eines Vermögens von 30,000 Thalern, wünscht sich mit einem jungen lebenswürdigen Mädchen v. angenehmer Persönlichkeit, die ein disponibles Vermögen von 10,000 Thln. u. mehr besitzt, zu verheiraten. Photographien unter Adr: A. B. C. poste restante Erfurt bis 1. Aug. entgegengenommen.

Heute erschienen:

### See- und Landgeschichten aus Schleswig-Holstein von Marie Norden.

2 Bände, eleg. broch. Preis  $2\frac{1}{2}$  Thaler.

Die beliebte Verfasserin — Schleswig-Holsteinerin von Geburt — liefert hier in meisterhafter Weise Detail-Zeichnungen über Land' und Leute ihres Vaterlandes, wie dies eben nur Jemandem möglich, der von Jugend auf mit den Sitten und Gebräuchen der dortigen Volkstämme sich vertraut gemacht hat.  
Leipzig, 5. Juli 1865. Bernhard Schilde.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erscheint soeben:

### Des Sängers Lieblinge.

Zwölf Bildnisse berühmter Quartettcomponisten  
in Stahlstich von A. Weger, mit biographischem Text  
von Müller von der Werra.

gr. 8. in seinem Umschlag broch. 15 Ngr.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Anleitung zum Landschaftszeichnen und Malen für Dilettanten

von  
S. Witt.

8. in elegantem Umschlag cartonnirt.  
Preis 1 Thlr. 5. Ngr.

Faits et journées mémorables de la Revolution Française. Extrait de l'histoire des Girondins par M. de Lamartine. Arrangé à l'usage des écoles et des maisons d'éducation par P. Brée. **Vierte Auflage.** Mit Noten und Wörterbuch von A. Hapahy, Lehrer der französischen Sprache an der Realschule und an der ersten Bürgerschule zu Leipzig. broch. Preis 18 Ngr.

**Elisabeth ou les Exilées de Sibérie.** Par Mme. Cottin. Mit erläuternden Noten und Wörterbuch. **Fünfte Auflage.** (Mit Stereotypen gedruckt.) 8. br.  $7\frac{1}{2}$  Ngr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lange, M. **Feinheiten des Schachspiels auf dem Gebiete der Composition.** Erster Theil. Als zweite Ausgabe der Kriegslisten des Schachspiels. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.



Nach einer Photographie

Stich v. Dösch u. Heger in Leipzig

*A. Hauptmann*

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.

J

beizufi

unerm  
geschm  
Brust  
der sch

mir,  
Euch  
gelingen

May!

Arm e  
was I  
auf m

daß sie  
gedacht  
bewend  
und zu

wunder  
überfie  
jetzt w  
sich im

thust  
was G  
und d

Ausfü  
wohl,  
dann f

Willen  
in sein

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Das neue Haus.

Erzählung

von

Karl Neuman-Strela.

(Fortsetzung.)

„Es sei meine heilige Pflicht, eine Ausöhnung herbeizuführen; so sagtet Ihr gestern.“

„Ja und dreimal ja,“ rief er aufspringend, „seid unermüdetlich darin, ruht nicht eher, bis die Eiskrusten geschmolzen, bis wieder Freundschaft und Liebe in der Brust wohnt, bis die Herzen wieder fröhlich für einander schlagen!“

„Aber bedenkt doch, der Vater —“

„Alles habe ich bedacht, alles wohl erwogen. Glaubt mir, Helene, der Vater wird es Euch einst danken, wenn Euch dieser große Schritt gelingen sollte — und daß er gelingen wird, dafür möchte ich bürgen.“

„Heimlich, hinter dem Rücken meines Vaters? Max!“

„Das ist keine Sünde,“ versetzte er und hob den Arm empor. „Kommt die Zeit, wo er erfahren wird, was Ihr gethan, so will ich seinen ganzen Zorn getrost auf mich nehmen.“

So sprach er noch viel, er schalt Helene sogar, daß sie früher nie an eine Möglichkeit der Versöhnung gedacht, daß sie es stets bei der Sehnsucht darnach habe bewenden lassen. Sie blickte ihn immer erstaunter an und zu der Liebe für ihn gesellte sich Ehrfurcht, Bewunderung. So hatte sie ihn noch nicht gekannt. Zwar überfiel sie eine Angst, ein förmliches Bittern, als sie jetzt weiter über diesen Plan nachdachte, zwar sagte sie sich immer entschiedener: du hintergehst den Vater, du thust unrecht — aber zugleich fühlte sie auch, daß etwas Großes, Bestridendes in Maxens Ansinnen liege und daß sie dennoch, dennoch recht thue.

Max Becker war nicht der Mann, bei dem Idee und Ausführung derselben eins war. Er überlegte seine Pläne wohl, aber dann erfaßte er sie auch mit aller Energie, dann schreckte er so leicht vor keinem Hinderniß zurück. Willensstärke, Entschiedenheit — lagen sie nicht schon in seinen Augen, auf seiner Stirn? Vor ihnen schwand

jetzt Helenens Zaghaftigkeit mehr und mehr. Es dünkte sie immer schöner, erhebender, eine Ausöhnung herbeizuführen, sie sah sich bereits dem Onkel gegenüber, sah schon, wie die Brüder einander die Hände entgegenstreckten, und nun schalt sie sich selbst, daß sie so lange damit gezögert, daß erst Max sie dazu hätte anspornen müssen. Noch oft sprachen sie darüber mit einander. Endlich bestimmte Max den Tag — aber ohne jede Gelegenheit Knall und Fall in das Haus zu treten, dazu war Helene doch nicht zu bewegen. Ein Anknüpfungspunkt müsse da sein, der Geburtstag des Onkels wäre ein solcher; und das war Max auch zufrieden. In der Bibel, auf dem letzten weißen Blatte fanden sie den Tag seiner Geburt verzeichnet.

Von nun an litt Helene an Herzklopfen, das mit jeder Stunde beängstigender wurde. Wer wollte ihr darum zürnen! Max ward mit jedem Tag gesprächiger, heiterer. Und unser Hauptmann? Ja, der ärgerte sich noch, daß er an jenem Morgen zu spät auf den Schloßplatz gekommen, denn von dem Militär sei keine Fingerspitze mehr zu sehen gewesen. . . . . Und eine Minute folgte der andern.

## III.

Die Klapper an der mächtigen Hausthür rasselte, und Brigitte, die in der Küche am Herde stand, blickte neugierig durch das Lugsfensterchen auf den Flur hinaus. Wer beschreibe ihr Erstaunen, als sie eine wohlgeborene Jungfer sah, denn der weiße Schleier über dem Haar, die bis zum Ellenbogen reichenden Lederhandschuhe und der Fächer in der Rechten ließen sie flugs auf das Wohlgeborene schließen. Und wollte diese Jungfer auch etwa einen Glückwunsch überbringen? Wozu sonst der Blumenstrauß in ihrer Hand? Und wer konnte sie sein? — Solche Fragen durchkreuzten Brigittens Kopf, als sie jetzt, nachdem sie ihre Flügelhaube flüchtig zurechtgeschoben, dem Besuch entgegentrat.

Warum in aller Welt geberdete sich die Jungfer so schüchtern? Die Haushälterin mußte genau aufhorchen, um die zweimal ausgesprochene Frage zu verstehen, ob der Kaufherr Möbius anwesend sei?



„O, der Herr ist ja immer zu sprechen, ich will ihn rufen, er ist im Garten. Treten Sie nur einstweilen hier hinein —“ und sie öffnete eine Stubenthüre.

„Ich wollte — ich bin — ich komme zum Herrn Onkel, weil der Geburtstag heute —“ stotterte Helene, kaum vom Fächer aufblickend.

„Was?“ rief Brigitte und griff nach ihrer Haube, denn die war nahe daran, vom Kopfe zu sinken. „Sie sind —?“

„Helene Möbius, des Hauptmanns Tochter.“ Einen Augenblick wars still, die Haushälterin mußte erst Athem schöpfen, denn sie war sehr erschrocken; aber es war gar ein freundiger Schreck, der sie überrieselte.

„Nur hier herein — so. Sie mögen weit gegangen sein, da thut ein Stuhl gut. Wie Sie zittern, Jungfer Helene! Ach, da nenne ich Sie gleich bei Ihrem Vornamen, na, Sie müssen mir das schon verzeihen, ich bin wirklich so recht, recht erfreut —“ und sich ihr gegenüber niederlassend, nahm sie ihre Hand und streichelte sie. „O, wird sich mein guter Herr erst freuen!“

„Wird der Onkel das?“ rief Helene, deren Zaghaftigkeit sich ein wenig verminderte.

Jetzt hätte sie am liebsten gesehen, wenn Brigitte gegangen wäre, den Kaufherrn abzurufen, allein daran dachte diese noch lange nicht. So gefiel ihr. Hatte sie ein so recht ausführliches Gespräch nicht immer entbehren müssen? Der Herr war doch gar zu wortfarg! Und nun schien es, als wollte sie alles Versäumte mit einem Male nachholen, denn sie holte sehr weit aus. Wann sie zum Herrn gekommen, damit begann sie und wie am Schnürchen zählte sie all seine Wohlthaten gegen Arme ab, und daß er immer so traurig wäre, daß er sein Haus längst nicht mehr verlassen habe und nur im Garten Lust schöpfe, daß Bücher und die Tauben auf dem Hofe für ihn die einzige Unterhaltung wären, daß er neulich sogar seinen letzten Willen aufgesetzt habe — von all dem verschwieg sie nichts.

„Und Sie hat er auch bedacht, o, mir vertraut er das alles,“ fuhr sie fort, sich in die Brust werfend, „ja, ich hab's ihm gesagt, ich, daß der Herr Hauptmann und die Jungfer ganz verschiedene Personen sind. Und er hats auch eingesehen.“

So also war der Kaufherr! Helene erschrak jetzt ordentlich, als sie des Bildes gedachte, welches der Vater immer von ihm gezeichnet. Nun sprang sie auf und tief:

„Ich will in den Garten, lassen Sie mich, beste — ja, wie nenne ich Sie gleich?“

„Ganz einfach Brigitte,“ versetzte sie, sich gleichfalls erhebend, „aber hinaus kommen Sie nicht. Der Herr soll überrascht werden wie nie in seinem Leben. Nur einen kleinen Augenblick Geduld!“ Und hurtig schritt sie hinaus.

In dem Gärtchen, das vom Hofe nur durch einen niedrigen Zaun geschieden war, ging Möbius langsam auf und ab. Bald schaute er in die Sonne, bald auf den Blumenflor zu seinen Füßen, oder er zerbrach ein Stückchen Brot und streute es seinen Lieblingen, den Tauben, hin, die ihm auf Schritt und Tritt folgten. Als er gerade ein schneeweißes Thierchen, seinen Vorzug, ganz besonders fütterte, sah er Brigitte auf sich zu-eilen.

„Der Herr müssen schnell hinein, ein Geburtstags-geschenk und noch dazu ein lebendiges!“

„Du bist heute merkwürdig aufgeräumt, hast Du Dein Leibessen gekocht?“

„Bei meiner Seele Seligkeit! ich scherze nicht. In der Stube ist was Lebendiges; was der Herr nur einmal im ganzen Leben gesehen haben!“ Er schüttelte noch immer den Kopf, aber sagte doch:

„Da machst Du mich wirklich begierig. Wer sollte denn außer uns daran denken, daß ich heute ein Jahr älter geworden bin?“ So redend, verließ er den Garten und trat ins Haus.

Um alles in der Welt gern hätte Brigitte dem Begegneten beigewohnt, allein das Schidlichkeitsgefühl siegte doch über die Neugierde. Sie gestand sich, daß sie draußen bleiben müsse, und so blieb sie denn auf dem Flux zurück, aber — und das war wohl zu verzeihen — hart an der Thür. Und Möbius trat ein. Einen Blick auf Helene, einen zweiten auf das Bild an der Wand.

„Marianne Köhler!“ schrie er auf und drückte die Augen zu. Dann kam ein Zittern über ihn, langsam hoben sich wieder seine Augenlider — „kein Traum,“ murmelte er, „und doch, doch ein Traum.“ Helene wollte den Strauß überreichen, aber die Stimme versagte ihr und leise weinend sank sie zu seinen Füßen nieder.

„Stehen Sie auf, mein Kind.“ Er hob sie empor. Er hörte, wie sein Herz hämmerte. Sein Blick flog immer wieder von Helenen zum Bilde und wieder zurück, er wußte nicht, was er that, als er sie jetzt unter das Bild führte, ein Freudenstrahl schoß aus seinen Augen — „Mariannens Tochter!“ Aber plötzlich zuckte ein tiefer Schatten über sein Antlitz, seine Stirne schlug Wellen und er fragte:

„Sind Sie mit Bewilligung Ihres Vaters gekommen?“

„Herr Onkel, ich bitte, sagen Sie Du zu mir,“ fiel sie schnell ein. Doch er that, als habe er diese Bitte überhört und hob von neuem an:

„Weiß mein Bru — Ihr Vater von diesem Schritt?“

„Er weiß nichts davon,“ hauchte sie und senkte traurig das Haupt.

Nun ward es ganz still. Der Kaufherr durchmaß

ein paar Mal die Stube, dann blieb er wieder vor Helene stehen. Sie hob die gefalteten Hände empor:

„Herr Onkel, wollen Sie mich denn nicht Du nennen?“ Er wehrte mit der Rechten.

„Wir kennen uns noch so wenig. Lassen Sie die Zeit wirken, mein Kind, stehen wir jetzt davon ab. — O nicht doch, beurtheilen Sie mich deshalb nicht zu herbe,“ fuhr er fort, da ihr ein schwerer Seufzer entschlüpfte, „wirklich, es freut mich sehr, daß Sie gekommen sind. — Doch wie konnte ich nur fragen, ob Ihr Vater davon wisse! Kenne ich doch meines Bruders — Ihres Vaters starren Sinn und sonderbaren Glauben, daß alles so hätte kommen müssen, daß der Himmel selbst die Köhlerin für ihn bestimmt und daß meine Schuldigkeit gar gewesen wäre — Aber genug,“ unterbrach er sich selbst. „Lassen wir das. Erzählen Sie mir recht viel. Kommen Sie aufs Sopha — kommen Sie.“ Und er legte ihren Arm in den seinen und führte sie nach dem Ehrenplatz. „So! — Doch warten Sie, Sie sollen doch nicht nur wissen, sondern auch schmecken, daß heute mein Geburtstag ist.“ Und er trat zu einem Seitentischchen, auf dem ein mit Blumen geschmückter Kuchen stand. Ein großes Stück brach er davon ab, legte es sammt einigen Blumen auf einen Teller und brachte es ihr. „Dieser Kuchen ist ein Wunderwerk Brigittens.“ Sie kostete wohl davon, aber in dieser Stunde hätte ihr selbst der seltenste Lederbissen nicht gemundet.

Und nun erzählte sie alles, was sie nur je erlebt hatte. Der Kaufherr hing an ihrem Munde — mit solcher Lebendigkeit, ganz so hatte Marianne auch erzählt. Sie hörte er wieder, wenn er die Augen schloß, sie saß wieder an seiner Seite, und er wagte nicht die Augen zu öffnen und Helene zu unterbrechen. Allein plötzlich unterbrach er sie doch und rief, sie verwundert anblickend:

„Ein Bräutigam?“

„Ob ich ihn habe! O Herr Onkel, einen so lieben, lieben Mann, wie mein Max ist, giebt's nur einmal in der ganzen Stadt!“ Und nun folgte eine Beschreibung seines Aussehens, eine Mittheilung seiner Beschäftigung, seiner Kenntnisse mit solcher Ausführlichkeit, daß der Kaufherr schließlich alles bis aufs  $\xi$  wußte — „und er ist auch die Ursache, daß ich zu Ihnen gekommen bin,“ schloß endlich Helene ihre begeisterte Schilderung, „er sagte, es wäre eine heilige Pflicht, alles zu versuchen, um wieder Versöhnung —“

„Davon schweigen Sie,“ rief Möbius fast hart. „Ich kann die Vergangenheit nie vergessen, ich — genug, lassen wir das ein für allemal!“

„Herr Onkel!“

„Mein Kind, Sie wissen nicht genau, was alles zwischen uns Brüdern getreten. O, reißen Sie die al-

ten Wunden nicht wieder auf. Sie, die Tochter Mariannens, Sie sollen mir immer — immer willkommen sein!“

Nach einer Weile war der Kaufherr allein. Er starrte den Platz an, wo Helene gesessen, den Kuchen schnitt, von dem sie gekostet — und plötzlich kam ein Gefühl der Einsamkeit über ihn, wie er es lange, lange nicht gekannt. Zwar, er hatte ja Brigitte, aber wie die jetzt ins Zimmer trat, fehlte ihm doch noch etwas und er fragte sich: Ob sie wohl bald, recht bald wiederkommen wird? — Derweil ging Helene, langsam, sinnend zum Vater zurück. Sie war fröhlich und doch traurig, sie sprach vor sich hin: „Er ist gut und doch recht hart,“ aber eins beruhigte und tröstete sie dennoch, die Hoffnung, daß der Onkel doch noch milder über den Vater denken und reden werde. Das war auch Maxens Ansicht, obgleich er Helenens Bericht ein wenig kleinlaut aufnahm. Hatte er nicht im Stillen erwartet, bei ihrem Anblick werde die Vergangenheit in der Brust des Kaufherrn erloschen sein?

„O, nur nicht verzagt,“ rief er, als sie des Onkels Worte wiederholt, „Frühling muß es doch noch werden!“

Und siehe da, war das Herz des Kaufherrn auch noch mit einer dicken Eiskruste gepanzert, war dieses Herz für den Bruder auch noch völlig todt — dennoch begann es jetzt sich unter dieser Kruste zu regen, ein Etwas gestaltete sich da unten, was mächtig an die Eisschicht pochte. Und Helene spürte das allmähliche Nahen dieses Herzensfrühlings, nachdem sie den Onkel wiederholt besucht hatte. Man mußte die Freude sehen, welche bei ihrem Eintritt sein ganzes Antlitz verklärte, man mußte es sehen, wie warm er ihr beide Hände bei der Ankunft und beim Abschied drückte; und wie oft sie versprechen mußte, ja morgen wiederkommen, und wie unzähligemal er dann aus dem Fenster schaute, ob sie noch nicht wieder in der Straße zu sehen sei. Nun war er der finstere, stille Mann nicht mehr. Er konnte sogar mit Helene scherzen, lachen. Plauderte sie nicht ganz anders als Brigitte? Schon im voraus freute er sich, ihr wieder einen Kuchenstück überreichen zu können, denn weil sie allein nur von dem Geburtstagsgebäck erhielt, so wollte es gar nicht damit zu Ende gehen. Aber manchmal, besonders in der Dämmerstunde, blieb er doch wieder vor dem Bilde stehen und drückte die Hände gegen die Stirn und seufzte tief, tief auf. Wenns anders gekommen wäre! O wie so ganz anders wäre dann sein Leben verstrichen! Vielleicht würde er jetzt eine Tochter, so lieb und gut wie des Hauptmanns Kind, die seine nennen, vielleicht — „Er, er hat mein ganzes Dasein vernichtet!“

Das hielt er Helenen auch immer wieder vor, wenn sie, getreu der Stimme ihres Innersten, über ihren

Pieblingwunsch ein Wort fallen ließ. Aber dennoch, dennoch: er sagte nicht mehr „Der Hauptmann“, er sagte „Ihr Vater“, er sprach ruhiger, mit weniger Welen auf der Stirne über ihn — und Helene war eine viel zu scharfe Beobachterin, um nicht daraus auf das allmähliche Schmelzen der Eiskruste zu schließen. Und wer beschreibt ihre Freude, als ihr der Onkel einmal beim Eintritt entgegenrief:

„Du, liebe Nichte, kommst Du denn endlich?“

Da war's ihr doch im ersten Momente, als drehe sich die Welt herum, und der Kaufherr sagte, einen Kuß auf ihre Wange drückend:

„Wir kennen uns jetzt besser. Ich denke, wir lassen fortan die lästigen Formalitäten.“

„Wieder einen Schritt weiter!“ rief es in Helenen.

„Frühling muß es doch noch werden!“ rief Max.

„Höre 'nmal,“ rief der Hauptmann, „ist Deine Freundin denn noch immer krank? Du läufst ja jetzt alle Tage in Wind und Wetter zu ihr! Sie hat wohl das Fieber?“

„Ein fürchtbares Fieber plagt sie,“ versetzte Helene, und es war gut, daß die Dämmerung hereingebrochen war, denn das Mädchen wurde blutroth im ganzen Gesicht. Wohin war sie gekommen! Nie in ihrem Leben hatte sie eine Unwahrheit gesprochen, und nun häufte sie Lüge auf Lüge! Aber bald beruhigte sie wieder der Gedanke: du hast ja die besten, edelsten Absichten, du bist ja zum Wohle Dessen thätig, den du jetzt hintergehst — und der Erfolg deiner Bemühungen wird dir dereinst die schönste Verzeihung eintragen. Und so denkend, wirkte sie rastlos weiter. Je gesprächiger und herzlicher sie den Onkel fand, je eifriger wurde ihr Drängen zur Versöhnung — und da einmal sprang er plötzlich auf und rief:

„Glaubst Du denn, Dein Vater werde einwilligen? Liebes Kind, ich lenne seinen starren Sinn nur zu gut!“

„Nein, Onkel, Sie urtheilen zu streng. Die Hand, die ihm geboten wird, stößt er nicht zurück!“

„Und ich — mir hat er die Geliebte entrißen, er hat mein ganzes einsames Leben auf seinem Gewissen — und ich sollte den ersten Schritt thun?“

Sie schwieg lange, aber dann versetzte sie:

„Der Vater ist ein sehr unglücklicher Mann. Was er gethan, muß er schwer, schwer büßen. O, ein einziger Sonnenstrahl —“

„Nun gut,“ unterbrach der Kaufherr und ein flüchtiges Lächeln spielte auf seinen Lippen, „damit Du sehen sollst, wie sehr Du Dich täuschtest, will ich Dir zu Willen sein. Ich gestatte Dir einmal zu horchen, ob er zu einer Ausöhnung geneigt ist, und dann — nun, Du wirst schon sehen!“

Und als es Abend war und die kleine Familie nebst Max am Tische saß, da horchte Helene. Sie meinte nur, der Kaufherr Möbius müsse doch recht einsam in seinem großen Hause sitzen und es wäre doch ein ander Ding, wenn er jetzt so zwischen ihnen am Tische — Aber da fuhr der Hauptmann auf und warf den Löffel mit solcher Gewalt auf den Teller, daß dieser mittendurch sprang.

„Der Teufel! wie in aller Welt kommst Du zu diesem Schnickschnack! Mein Bru — wollt ich sagen, der Kaufherr ist todt für uns und damit basta! Spinnst Du solch alberne Gedanken am Krankenbett Deiner Freundin? Ist die noch nicht bald wieder gesund?“ Thränen standen in des Mädchens Augen. Sie erhob sich und brachte zitternd einen andern Teller, allein Möbius hatte den Appetit verloren. Nicht einmal die Pfeife zündete er mehr an, sondern ging, ohne „Gute Nacht“ zu wünschen, sofort in seine Kammer und warf die Thür mit solchem Getöse zu, daß sämtliche Scheiben klirrten. Da sank Helenens Muth bis auf Null, und wenn Max es auch nicht aussprach, so dachte er doch: Mit diesem Frühling scheint's nichts zu werden.

Necht kleintlaut kam sie am nächsten Tage zum Onkel. Verhehlen konnte sie des Vaters Entgegnung unmöglich. So gut es ging, suchte er zu trösten, und es gelang ihm auch, sie allmählich heiterer zu stimmen. Doch plötzlich jauchzte sie hell auf — was sagte der Onkel?

„Liebes Kind,“ sagte er, „fürchtet sich Dein Bräutigam vor mir? Weshalb hat er Dich nicht ein einziges Mal begleitet? Und wenn ihm die Zeit so sehr karg gemessen, weshalb läßt er sich dann nicht am Abend blicken? Ich denke, einmal wird er sich schon von Dir losreißen können. Anwesend trifft er mich ja stets, das weißt Du, also bitte ihn in meinem Namen —“ Der Kaufherr wollte noch weiter sprechen, allein sie schloß ihm den Mund wohl mit einem Duzend Küßen und dann flog sie fast aus der Stube und auf die Straße hinaus. Sie sah und hörte nichts, sie dachte nur daran, wo der Herzliebste jetzt anzutreffen — und wer beschreibt ihre Freude, als sie zufällig in einer Seitengasse auf ihn stieß. Mit geflügelten Worten theilte sie ihm den Wunsch des Onkels mit.

„Auf der Stelle will ich hin,“ rief er strahlenden Auges, „und nun den Kopf hoch, Jungfer Liebste. Geh nur Acht, wenn ich erst komme, bring ich die Hände doch noch zusammen — ja, es muß, es muß Frühling werden!“

Möbius war nicht wenig erstaunt, den Architect Beder schon jetzt bei sich zu sehen. Wenige Worte lösten das Räthsel. Sie unterhielten sich lange mit einander, Max genoß die Ehre, aus der Schildkrottdose des Kaufherrn zu schnupfen — und wenn diese Dose prä-

sentirt wurde, der hatte sich des Beifalls ihres Besitzers zu erfreuen. Als Max endlich schied, sagte Möbius:

„Ich hoffe, Ihr kommt fortan oft und zwar als Freund, als Verwandter. Doch wenn ich bitten darf, kommt ohne Helene.“

„Ohne Helene?“ Nicht wenig erstaunt blickte er ihn an.

„Nun ich meine damit nur, wenn Ihr mich einzeln besucht, so habe ich ja die Freude, Euch fast den ganzen Tag bei mir zu sehen. O nicht wahr?“ fuhr er lächelnd und achselzuckend fort, „ich bin ein recht selbstfüchtiger Mensch?“

Mit dieser Selbstsucht konnte unser Architect indes von Herzen einverstanden sein und er bemühte sich nun seine Besuche so einzurichten. Daß auch er dabei, getreu der Fahne, der er zugeschworen, dem Kaufherrn zu Leibe ging, verstand sich von selbst, und dieser, der seit des Hauptmanns ausgesprochener Ansicht darüber nicht weiter von Helene gedrängt worden, bat nachdrücklich, keine unnützen Worte weiter zu verlieren. So mußte denn auch Max schweigen, allein er dachte doch anders wie seine Herzliebste, jetzt, wo er täglich mit ihrem Onkel verkehrte, gab er die Hoffnung erst recht nicht auf.

Und wahrlich, beide Männer waren schnell die besten Freunde geworden. Immer häufiger präsentirte Möbius seine Schildkrottdose. Die Unterhaltungen mit dem alten und dem jungen Frauenzimmer waren gewiß recht gut, doch mit diesem kenntnißreichen Manne ließ es sich noch ganz anders reden. Ueber alles brachte er eine treffende Ansicht hervor, Bescheid wußte er überall. So wurden die Gespräche denn nie schleppend. Hatten sie ihre Meinung über den Krieg ausgetauscht, der wirklich zwischen Preußen und Oesterreich entbrannt war, so erzählte der Kaufherr von seinem einstigen Geschäft, von dem Handelsverkehr von damals und heute und es ergöhte ihn dann nicht wenig, wenn Max mit wenigen Worten den riesigen Fortschritt hervorhob und sich ausmalte, bis zu welchem Standpunkte wohl der Handel nach hundert Jahren gediehen sei. Oder auch zur Veränderung führte Möbius seinen Gast zu den Tauben, durch sämtliche Zimmer des weitläufigen Hauses, selbst bis auf den Boden hinauf, und wie unser Architect all die großen, unbenutzten Räume sah, da hatte er bereits tausend Baupläne im Kopfe. Ja, wenn er so recht nach Herzenslust hätte bauen können. Wieviel Entwürfe zu Palästen, Bürgerhäusern, Scheunen und Ställen standen nicht auf dem Papier, aber wer nahm ihn, den noch völlig Unbekannten, in Arbeit? Nur ein stattlicher Bau und dann, das fühlte er, wäre sein Glück gemacht, dann würden weitere Aufträge nicht fehlen, dann würde sich sein heißester Wunsch, mit der Geliebten an den

Altar zu treten, verwirklichen. Aber so! rief es in ihm, wie beneide ich den reichen Kaufherrn!

Und dieser? Stieg er denn der bloßen Veränderung wegen mit dem Architecten bis unters Dach? Hatte er ihm nicht schon längst seinen Lieblingswunsch abgelaußt und war es ihm bei diesen Wanderungen nicht nur darum zu thun, seinem Freunde auf zarte Weise ein Anerbieten zu machen? Gewiß, dieses Steigen Treppe auf und Treppe ab gab den besten, sichersten Anknüpfungspunkt, und so konnte denn Möbius sagen, ohne daß es aussah, als stiele er mit der Thür ins Haus:

„Freund, Ihr müßt bauen. Führt Ihr so ein recht sauberes, wohlliches Gebäude auf, so werden die Aufträge bald nachkommen. Heut zu Tage glaubt man nicht eher, als bis man gesehen hat!“

„Wie recht gebe ich Euch,“ versetzte Max, leise seufzend, „aber wenn man arm —“

„Laßt das,“ unterbrach der Kaufherr, „ich weiß, was Ihr sagen wollt. Natürlich die Mittel — aber was braucht Ihr Mittel, wenn Ihr eine Bestellung erhaltet?“ —

„Und wo wäre die?“ sprach Jener achselzuckend. Möbius nahm eine Prise, klopfte mit dem Zeigefinger den Taback vom Sabot und rief dann:

„Das ist es ja eben! Laßt mich erst ausreden, lieber Freund! Wie gesagt, ich brauche so ein gemüthliches Häuschen, wo die warme Sonne in die Fenster fällt, wo vor der Thür die Bäume rauschen und die Vögel singen — wie gesagt, das Alter braucht Lust und Sonnenschein, und in diesem Hause ist doch gar zu finster und kalt!“

„Ihr wollt —“ stammelte Max.

„Ich möchte Euch bitten, mir solch ein Häuschen zu bauen. Da erzählte mir Brigitte, man gehe damit um, im Wildpark eine Straße zu errichten, man habe den Platz dafür bereits abgetheilt — nun, was meint Ihr, wäre das wol der rechte Ort?“

„Herr Möbius! Gut, lieber, bester Mann!“ rief da der Architect, alles tanzte vor seinen Augen und er selbst tanzte in der Stube umher. Aber plötzlich hielt er ein, sein Blick wurde ernst, nachdenkend, eine Idee schoß durch seinen Kopf . . . . .

Verwundert sah ihn der Kaufherr an.

„Was ist Euch?“

Da ergriff Max seine beiden Hände, drückte sie innigst und sagte:

„Ihr seid so seelengut, ich fühle, Ihr begründet das ganze Glück meiner Zukunft, ich weiß nicht, wie ich Euch danken soll, allein — ich muß zwei Bedingungen stellen!“ —

„Ei!“ rief Möbius sichtlich verletzt und zog die

Schildkrotzose, die er dem Andern eben darreichen wollte, wieder zurück. „Bedingungen? So laßt doch hören!“

„Erstens: ich kann Euern gütigen Antrag nur dann annehmen, wenn Ihr mir versprechen wollt, daß alles unter uns bleibt. Niemand, selbst Jungfer Helene nicht, darf vor der Hand eine Silbe davon erfahren. Und zweitens: versprecht mir auch, daß Ihr das Haus nicht eher besichtigt, als bis es so weit fertig, daß Ihr hineinziehen könnt. Sonst leider —“

„Aber, Freund, die erste Bitte will ich gern erfüllen, allein die andere! Soll ich etwa aus der Zeichnung ersehen können, ob die Gemächer auch nach meinem Gefallen, so recht nach meiner Bequemlichkeit eingerichtet werden?“

„Auch die Zeichnung kann ich Euch nicht vorlegen. Ich habe es nun einmal darauf abgesehen, Euch, Helene und noch andere Personen zu überraschen. Vertraut mir, bester Mann! Ihr wißt ja, dieser Bau wird mein Meisterstück werden!“

„Allerdings sehr curios, das muß ich sagen,“ meinte der Kaufherr und schritt die Stube ein paar Mal auf und ab. „Vertrauen kann ich Euch redlich, ja, ja, das steht fest. — Nun, so seid drum,“ rief er nach einigem Nachsinnen, Max die bewußte Dose anbietend, „ich bins zufrieden. Baut denn nach Herzenslust darauf los und die Sache bleibt völlig unter uns!“

Da mußte sich der Architect den Kopf mit beiden Händen halten, denn der Jubel in seinem Innern machte ihn schwindeln. Kaum gelang es ihm, den Freudenschrei zu unterdrücken: Nun muß es Frühling werden, nun müssen die Hände der beiden Alten zusammen und mag's auch noch so sehr biegen, brechen wird es doch nicht! Und dann rief er:

„Den Platz für Euer Haus dürft Ihr Euch auswählen! Kommt gleich mit in den Wildgarten hinaus, der erste Schnee ist wieder fortgethaut, wir haben einen guten Weg!“

„Das wäre auch noch besser, wenn ich selbst den Platz vorher nicht sehen sollte,“ lachte Möbius — „aber gleich, gleich?“ Er trat an das Fenster. Die Straße lag trocken da. Er blickte nach dem Wetterhäuschen, und da die Frau draußen stand, konnte die Luft nicht scharf sein. Gleich! Bei diesem Gedanken ward es ihm doch ganz wunderbar zu Muth. Wie lange Jahre war er nicht vor die Thür getreten, seit der Begegnung mit dem Bruder und der kleinen Helene nicht mehr — und jetzt gleich den langen Weg?! Er zauderte noch, aber Maxens wiederholte Bitten siegten endlich, er rief nach Gehrock, nach Hut und Stock. Als Brigitte diese besäubten Gegenstände nach manchem Suchen brachte, blinzelte sie unserm Architecten zu, als ob sie sagen wollte: Daß dir das gelungen, darauf kannst du stolz sein!

„Ist's gefällig?“ sprach der Kaufherr mit einer Handbewegung, nachdem er einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen. Und sie gingen und Brigitte sah lange mit einer Freudenthräne an der Wimper hindreindrin.

Menschen, Häuser, die Kaufläden, das Pflaster — das alles erkannte Möbius kaum wieder. Je weiter er kam, je mehr staunte er. Häuser drei Stockwerk hoch! die Fenster der Kaufläden nicht mehr rund und mit Blei eingefaßt! und nun die Menschen! Er sah seinen Rod, seine Beinkleider, seine Kniestiefeln an, er fühlte nach der riesenbreiten Krempe seines Hutes und schämte sich. Und mit jedem Schritte schämte er sich immer mehr, denn er sah doch gar zu altnodisch aus. Blickten ihn die Leute nicht verwundert an? Deuteten sie nicht auf die Taschen seines Gehrocks, die noch hinten und nicht an der Seite saßen? So wenigstens dünkte es ihn und er that einen förmlichen Schwur, daß Brigitte gleich morgen den Schneider rufen sollte, morgen ganz in der Frühe. Max, der recht einsilbig neben ihm schritt, schien nichts davon zu bemerken, und das konnte ihn wenigstens in etwas trösten.

Die Baustelle war bald ausgewählt. Sie lag hinter einem kleinen Rasenplätz, den uralte Linden und Tannen beschatteten. Max erhielt unbedingte Vollmacht, mit dem Oberhaupt der Stadt darüber zu unterhandeln, und nach wenigen Tagen war die Stelle des Kaufherrn Eigenthum. Sofort ging der Architect daran, die Zeichnung anzufertigen. Oft verwarf er sie, oft gefiel sie ihm wieder und immer, immer rief er sich dabei zu: Nun muß es Frühling werden, nun müssen die Hände der beiden Alten zusammen und mag's auch noch so sehr biegen, brechen wird es doch nicht!

## IV.

Die gütige Mutter Natur kam ihm wesentlich zu Hilfe. Denn obgleich der Winter im Kalender stand, wars doch während der gestrengen Monate sonnig und milde; der einmal fortgethauene Schnee ließ sich nicht wieder bilden, und der Storch kehrte überraschend früh wieder zurück. Ebenso überraschte es die Vorübergehenden, wie schnell das neue Haus wuchs. Und Max war auch mit Leib und Seele dabei, selbst stand er auf dem Gerüste, trieb beständig zur Eile und legte meistens Hand mit an. Der Bau machte um so größeres Aufsehen, da dieser Theil der Stadt noch ziemlich unbesiedelt war, und so konnte es denn nicht fehlen, daß manchen Spaziergänger die Lust anwandelte, auch hier im Schatten der Bäume, in frischer, duftiger Waldesluft zu wohnen. So empfing Max im Handumdrehen



Nach einer Photographie

Stich v. Dornik u. Kuper in Leipzig

Heinrich Heine

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.

**M**

eine S  
Platz  
tier?  
Trau  
willk  
auf s  
zitter  
wurd  
Wag  
nicht

Berf  
er b  
vor  
mals  
hagte  
daß  
zu l  
neue  
nur  
Wo  
richt  
imm  
der  
gute  
mu  
Bei  
St  
tür  
aus  
im  
nie  
im  
St  
St

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Das neue Haus.

Erzählung

von

Karl Neuman-Strela.

(Fortsetzung und Schluß.)

Da lagen nach der Straße zu zwei Zimmer, daneben eine Kammer, in der gerade ein großes Bett und eine Wiege Platz hatten — für wen dieses kleine, gemütliche Quartier? Der Kaufherr dachte doch nicht daran, an den Traualtar zu treten?! — Wie konnte Max nur so willkürlich verfahren! Welche Verantwortlichkeiten lud er auf sich! Mußte er nicht vor der Uebergabe dieses Baues zittern? Allein je mehr dieser vorrückte, je fröhlicher wurde er und er piff seine schönsten Lieder und dachte: Mags auch noch so sehr biegen, brechen wird es doch nicht!

Derweil saß der Kaufherr wie auf Nadeln. Das Versprechen, welches er Max gegeben, reute ihn, allein er brach es nicht, so sauer es ihm auch ward. Bis vor den Wildgarten ging er täglich, hinein aber niemals; ja, da er jetzt einmal den Anfang gemacht, behagten ihm die weiteren Wanderungen in solchem Grade, daß er Brigitten, die ängstlich nach ihm ausschaute, oft zu lange fortblieb. Und er nahm sich auch sehr gut im neuen Rocke und Hute aus; Brigitte weinte, wenn er nur in die Ehe gehen wollte, er bekäme Zehn für Eine. Max stattete, natürlich auf seine Weise, getreulich Bericht ab. Er verstand es trefflich, den guten Mann immer neugieriger zu machen, er war ebenso Meister in der Unwahrheit wie im Bau — selbst Helene ward der guten Absicht wegen gründlich hinter's Licht geführt. Es mußte sie nicht wenig wundern, daß er sich in letzterer Zeit weit seltener blicken ließ, und schüßte er eifriges Studium vor, so glaubte sie diese Entschuldigung natürlich, allein der Hauptmann sprach es unumwunden aus: der Architect sei ein Windbeutel, der allerlei Kram im Auge habe, nichts vor sich bringe und seine Tochter nie glücklich machen werde. Ja, der Hauptmann war immer grämlicher geworden. Hatte ihn sonst nur die Fliege an der Wand geärgert, so ärgerte ihn jetzt die Fliege draußen vor dem Fenster noch dazu; er konnte

gar nicht fassen, wie der König ohne ihn die Oesterreicher bei Lowesitz hatte schlagen und die Sachsen bei Pirna gefangen nehmen können. Wäre er anno 41, als die Schlacht bei Molwitz geschlagen, doch noch ein kleiner Junge gewesen! Dann wäre er jetzt reis fürs Feld, dann hätte er es schon weiter in der Welt bringen wollen — aber so! Rathätig und vergessen auf der Bärenhaut!

Wie er nun auch einmal diesen stereotypen Gedanken nachhing und so recht grimmig dreinschaute, trat Max ein. Er lachte im ganzen Gesicht und rief:

„Eine Ueberraschung! Mein erstes Haus, das ich für den Kaufherrn Hartung in der Breitenstraße baute, ist fertig. Es liegt draußen im Wildgarten und morgen nach dem Gottesdienste, punkt drei Uhr, müssen der Herr Vater und die Jungfer Liebste hinaus und prüfen!“

Gewiß, das war eine Ueberraschung! Helene, so glücklich sie auch war, schmolte doch wegen der Heimlichkeit, aber bald gab sie sich ganz der Freude hin, und Möbius hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Sohne seine Gedanken über den Windbeutel in der Stille abzubitten.

„Doch sagt mir,“ hob er nach einer Weile an, „Kaufherr Hartung in der Breitenstraße? Ich gehe ja täglich die Breitenstraße auf und ab, aber —“

„Der Herr Vater meint, eine solche Firma noch nicht bemerkt zu haben,“ fiel ihm der Architect schnell ins Wort. „Das will ich schon glauben, erst kürzlich ist Hartung von Leipzig hierher übergesiedelt.“

„Ei so,“ meinte der Hauptmann, „das ist etwas anderes, und da will ich heute Nachmittag recht genau Acht darauf geben.“

Ueber den Wißbegierigen! dachte Max und sagte dann:

„Wie ich weiß, fehlt die Firma noch am Hause. Doch gleichviel. Ich hab es eilig, morgen gegen drei Uhr bin ich wieder hier, um Euch hinauszuführen.“ Er empfahl sich mit Handkuß und üblicher Verbeugung, eilte flugs zum Kaufmann Möbius und meldete ihm die Vollendung des Gebäudes.

„Freund, punkt halb drei Uhr könnt Ihr eintreten. Ich würde Euch natürlich abholen, jedoch die letzten Anordnungen machen meine Anwesenheit kurz vorher nothwendig.“



„Selbstverständlich,“ sagte der Kaufherr und präsentirte die Schildkrottdose.

„Ihr wißt ja die Stelle, könnt also keine Minute irren.“

„Seid völlig außer Sorgen, ich werde mich sehr pünktlich einstellen.“

Und je näher nun der große Moment kam, von dem alles: Eintracht, Glück, Maxens und Helenens ganze Zukunft abhing, je stürmischer hämmerte das Herz unseres Baghalses. Alles hatte er auf eine einzige Nummer gesetzt — das Glück stand als Banquier hinter dem grünen Tische — in welche der vielen Oeffnungen wird die Kugel rollen? — Er verbrachte eine Nacht wie nie in seinem Leben, ein förmliches Fieber schüttelte ihn, er glich einem Schwerkranken. Aber wie erst der Morgen erwachte, wie die Sonne erst über die Dächer und dann in sein Fenster glitt, da war Max Becker auch wieder der Alte, da war er überzeugt, daß der sonst so launenhafte Banquier ihn diesmal nicht verlassen würde, da jubelten tausend Stimmen in ihm: Heute wird es Frühling werden! — Als die Glocken die Sonntagnachmittagskirche ausläuteten, erschien er bei dem Hauptmann, der bereits seiner harrte. Sofort machte man sich auf den Weg. Helene fiel die Schweigsamkeit ihres Liebsten auf, der auch wirklich, als ob er eine Kostbarkeit verloren, den Blick zu Boden schlug. Allein seine Gedanken waren beim Kaufherrn, der vielleicht in diesem Augenblicke vor oder in seinem neuen Hause stand — und wie er wohl staunte, mit welcher Bewunderung er wohl die ebenso verwunderte Brigitte anblickte! Denn daß die erste, jedenfalls niederdonnernde Ueberraschung ohne jeden Zeugen, selbst ohne seine Gegenwart geschehe, das hatte Max wohlweislich so eingerichtet.

Und wahrlich, seine Vorsicht war nicht überflüssig gewesen, denn gerade in diesem Augenblicke stand unser Kaufherr, blaß vor Aerger, stumm im ersten Stockwerk. Brigitte, gleichfalls keines Wortes fähig, lehnte mit dem Rücken an der Mauer. Unmöglich! und doch, doch: außer diesem war ja weiter kein neues Haus in der Runde! Und dies war ja der Platz, den er selbst ausgewählt! — Als sie angekommen, waren sie freudig überrascht stehen geblieben, denn diese Copie eines Schlosses aus dem Mittelalter hatte sie mit wahrer Bewunderung erfüllt; als sie dann eingetreten waren und Max nicht erblickt hatten, als dann ihr Auge durch all die Stübchen und Kammern geglitten war — ja, da hatte Mübius ausgerufen:

„Wir sind in die Irre gegangen, Brigitte. Mein Haus wird nebenan stehen. Er weiß es, daß ich große Räume liebe! Komm, ich hab mich doch in der Stelle getäuscht!“ Und da waren sie wieder hinausgeschritten,

da hatten sie sich kopfschüttelnd umgeschaut — „nein, es ist doch die Stelle, ich weiß es jetzt ganz genau!“ — und da waren sie abermals hineingegangen und die Treppe mehr hinaufgefallen als gestiegen. Und nun? Gleich einer Marmorgruppe standen die Beiden da: bleich, stumm und starr.

Jetzt erschallten Schritte und Stimmen im Erdgeschloß. Einer sagte:

„Das will ich meinen, Geschmack hat der Kaufherr Hartung.“ — Ein Anderer sagte:

„Oben ist's noch weit traulicher, herzlicher möchte ichs nennen.“ — Brigitte hatte den Kopf erhoben und war an die Treppe getreten.

„Herr, unten hör ich den Architekten.“

Der Kaufherr versetzte nichts darauf, er drückte die Hand gegen die Stirn und Augen und sann lange nach. Er hatte noch einen Andern reden hören, die Stimme war ihm bekannt, aber er wußte doch nicht, wo er sie hinthun sollte.

„Sonderbar,“ murmelte er.

„Herr Sohn, wird oben nicht gesprochen? fragte der Hauptmann.

„Es werden die Arbeiter sein,“ entgegnete Max und seine Rede zitterte. „Sehn wir hinaus.“

Und sie gingen hinaus. Max Becker legte des Hauptmanns Arm in den seinen, um ihn zu stützen, wie er sagte, in Wahrheit jedoch, damit er ihm nicht entweichen sollte. Helene folgte. Auf der höchsten Stufe rief der alte Soldat, den ein lecker Sonnenstrahl blendete:

„Na, liebe Leute, recht vergnügt? Gewiß, nach der Arbeit ist gut ruhn!“ —

Da plötzlich schrie der Kaufherr:

„Mein Bruder!“ — da schrie auch Brigitte:

„Jungfer Helene!“ — da griff Helene nach ihrem Kopfe und schrie:

„O Gott! der Dnkel!“

Alles das wie aus einem Munde, und die Stille, die dann eintrat, war grausig. Hätte Max den Hauptmann nicht fest an sich gedrückt, er wäre rücklings die Treppe hinuntergestürzt; er machte nun auch verschiedene Versuche, sich loszureißen, allein der Architect hielt ihn wie mit eisernem Arm. Dabei rief jener:

„In eine Falle hat man mich gelockt! Komm, Tochter, fort auf der Stelle! Aus ist's zwischen Dir und diesem Gauner, diesem hinterlistigen Betrüger, aus auf der Stelle! Nach Hause! Marsch!“

Aber Max lehrte sich an all die Drohungen, Befehle, an all die furchtbaren Blicke nicht, die der Hauptmann ihm zuschleuderte; immer fester hielt er seinen Arm und dachte immer: Mags auch noch so sehr biegen, brechen wird es doch nicht!

Und es brach nicht.

Der Kaufherr stand da, am ganzen Leibe zitternd, mit weit aufgerissenen Augen. Nur auf Einen sah er, auf den Bruder. O dieser Anblick! so lange entbehrt, war er um so ergreifender. Ja, das fühlte er jetzt: entbehrt — entbehrt trotz alles Hasses! Schon die Stimme, die unten ertönt, hatte ihn so seltsam bewegt — und nun der Mann vor ihm, der mit ihm an einem Herzen geruht, den dieselben Mutterlippen geküßt hatten! Wie der Schnee an der Frühlingssonne, so schmolz jetzt mit einemmal sein ganzer Haß. Und doch wandte sich dieses Herz nicht so plötzlich — hatte der heimliche Verkehr mit Helene und Max die eisernen Wurzeln nicht allmählich gelockert?

„Bruder!“ Er streckte die Hand aus. . . . .

Aber der Hauptmann drehte den Kopf und wiederholte:

„Auf der Stelle fort von hier! Laßt mich los, oder!“

Und doch klang sein Ton nun ein wenig milder, es schien, als ob eine Thräne hinter seiner Wimper laure. — Helene hielt die Hände gefaltet.

„Guter, lieber Onkel!“ . . . . .

Und der Kaufherr bot die Hand von neuem:

„Bruder, ich hab es einsehen lernen, es thut nicht gut, wenn der Mensch immer über die Vergangenheit grübelt, wenn er sich so ganz darin einspinnt. Er geht für die Gegenwart verloren, sein Herz wird kälter und fremder . . . . An mir selbst hab ich erfahren, gute Seelen haben mich herausgerissen, ja, ich bin jünger geworden . . . . Bruder! soll ich unsere Schuld auf die Waagschale legen? Welche Schale würde wohl tiefer sinken?! Wer hat Marianne Köhlerin . . . . . Doch genug, genug, hier meine Hand!“

So heiß, wie es dem alten Soldaten jetzt wurde, wars ihm selbst anno 41 bei Molwitz nicht geworden. Die Thräne hinter der Wimper wollte durchaus hervor, aber er biß sich auf die Lippen und in ihm rief es: Nur fest, fest!

„Komm, mein Kind, wir gehen! Laßt mich doch los!“ Allein Max hielt seinen Arm nur noch fester.

Da plötzlich kam ein Muth über Helene, wie sie ihn in diesem Grade noch nie gekannt hatte.

„Vater, Sie wollen nicht? Sie stoßen die Hand zurück, die Ihnen mit so seltener Güte geboten wird? Und Sie, Sie zuerst hätten die Hand reichen, Sie hätten sprechen müssen: vergieb mir, Bruder . . . . . O Vater, ich kenne des Onkels treffliches Herz, und Max kennt es auch. Wir haben seit einem Jahre täglich hineingeblickt, wir haben —“

Jetzt fuhr der Hauptmann dazwischen:

„Ungerathene Dirne! Also der war Deine franke Freundin?! — Aus meinen Augen! Ich —“

„Amen!“ fiel da Brigitte mit lauter Stimme ein, just wie sie damals eingefallen war, als der Kaufherr einen Fluch für den Bruder auf den Lippen hatte.

Schnell nahm nun Max Beder das Wort. Jetzt hatte sich genug gebogen, jetzt — zum Ende.

„Freund, was sagt Ihr zu Euerm neuen Hause? Hatt's Euern Beifall?“ — Die Stirn des Angeredeten verfinsterte sich.

„Davon nachher,“ versetzte er kurz.

„Nicht doch, ich bin Euch ja die Erklärung schuldig. Gebt Acht. Hier oben werden ich und mein Weibchen wohnen, in dieser Stube Helene, in jener ich; unten rechts Stube und Kammer für Euch, bester Freund —“

„Ah,“ sagte der Kaufherr und seine Stirne ward immer glätter.

„Und Stube und Kammer links für den Herrn Vater. Und das Stübchen geradezu ist für Sie, Brigitte, damit Sie sein Acht geben kann, daß kein Ungebetener hereinkomme. Sucht! wird das ein fröhliches Hauswesen geben! Gelocht wird oben bei der jungen Frau; immer soll was recht Gutes auf den Tisch kommen! Nicht wahr, Herr Vater, Klöße mit geröstetem Speck ist Euer Leibessen? — Das ist doch ein ganz ander Ding, als wenn der eine Bruder hier, der andere dort sitzt! Und ist's grün, da gehen wir alle zusammen in den Wildgarten hinaus, und liegt Schnee auf den Bäumen, da setzen wir uns Alle zusammen neben mein Weibchen an den runden Tisch — o, immer, immer zusammen, da lebt sich ja noch einmal so schön! . . . . Nun, Freund, wie gefällt Euch das neue Haus?“

Antworten konnte der Kaufherr darauf nicht, er konnte nur nicken, denn sein Hals war ganz und gar wie zusammengeschnürt. Sein schwimmendes Auge flog zum Hauptmann hinüber — was in aller Welt! war dem Bruder? Da stand er und zitterte und weinte wie ein kleines Kind. Still wars lange — flog ein Engel segnend durch das neue Haus? — Aber dann zwei Schritte hüben und drüben, dann hier und dort die Arme weit ausgebreitet, dann „Bruder!“ — „Bruder!“ und nun weinte auch der Kaufherr wie ein kleines Kind.

Und während sich jetzt unsere hüpfende und springende Gesellschaft gar nicht vor Seligkeit zu lassen wußte, stieß Max den Fensterslügel in die Höhe.

„Seht her — o der Rasenplatz wird grün, und auch die Linden bekommen wieder Farbe und wie's lebt in den Tannen — hört Ihr, wie's darin zwitschert und jubelt? Das ist der Frühling — ja Frühling im neuen Hause und in der ganzen Natur!“

Da humpelte der Hauptmann zu ihm heran.

„Er hatt's sehr gut gemacht,“ rief er, „ich bekomme ordentlich Respect vor Ihm, aber ein Windbeutel ist und

bleibt Er doch! Ha, ha, will Er sich nicht als Lügenkönig in der Bude sehen lassen?"

„Vielleicht später," versetzte Max lachend, auf den Scherz eingehend, „doch erst will ich noch hier rechts und links einige Bauten ausführen, die mir derweil übertragen wurden — nachher jedoch möchte das Geschäft mit dem Lügenkönig zu bedenken sein.“

„Na, na, hau Er nur tüchtig drauf los, das ist doch besser. Ich wills ihm wünschen, daß Er in Seinem Leben viele so vortreffliche Kaufherren Hartung findet. O, Er Windbeutel! — Was war das? Was riefen sich die beiden Leute da drüben eben zu? Prag? — Heda! guter Freund!" rief er hinab, „was Neues passiert?"

„Der König hat bei Prag gesiegt! Vor einer Stunde ein Expresser eingetroffen!" schallte es herauf.

Da zog der Hauptmann die Mütze vom Kopfe und faltete die Hände darüber.

„Ja, ja," sprach er, „so ist's im Kleinen wie im Großen — durch Kampf zum Frieden! Was einmal zusammen gehört, kommt doch wieder zusammen, Art kann nicht von Art lassen, dasselbe Blut ist der aller sicherste Kitt!" Und dann umschlang er Bruder, Tochter, Sohn und Brigitte, und wäre es nur möglich gewesen, er hätte am liebsten die ganze Welt an das jubelnde Herz gedrückt.

## Der englische Pastor.

Erzählung  
von  
Wilhelm Andraë.

### I.

Der alte Pfarrer war ein wunderlicher Kauz. Man sagte, er sei von englischen Eltern auf einem Schiffe geboren. Es war dies natürlich nur ein Gerücht, denn er selbst hat sich niemals darüber ausgesprochen, und seinen Tauffchein hatte auch wahrscheinlich keines seiner Beichtkinder jemals zu Gesicht bekommen, aber „des Volkes Stimme ist Gottes Stimme" heißt es im Sprichwort, und die Leute nannten ihn nicht anders als den englischen Pastor.

Ob er nun gerade auf einem Schiffe geboren war, will ich dahin gestellt sein lassen, daß er aber ein geborener Engländer war, darauf möchte ich schwören, selbst wenn er nicht den englisch klingenden Namen Robertson geführt hätte.

Seine Handlungsweise nämlich, sowie die Art und Weise seines Lebens überhaupt, ließ keinen Zweifel

übrig, daß er außer andern der englischen Nation eigenthümlichen Eigenschaften auch jene Anwandlung von Geistesstörung geerbt hatte, welche man im gewöhnlichen Leben mit dem Namen Spleen zu bezeichnen pflegt.

Das alte baufällige, noch im 16. Jahrhundert erbaute Pfarrhaus des zwischen waldbewachsenen Bergen romantisch gelegenen niedersächsischen Landstädtchens Lamsbach lag allein am äußersten Ende des Orts, in unmittelbarer Nähe der Kirche.

Es war ein überaus lieblicher Anblick, das alte Gebäude mit seinen runden, bleigefärbten Fensterscheiben, die von Wind und Wetter und vom Zahn der Zeit bereits in allen möglichen Farben schillerten, durch die grüne Umrahmung von Apfel- und Ballnaußbäumen hervorschimern zu sehen! Es war uns Kindern, als winkte es uns zu sich, um uns uralte Märchen oder einzelne Thatfachen aus dem geheimnißvollen Leben und Treiben des gestrengen Pfarrherrn zu erzählen, der in den Räumen desselben wie ein Bär in seiner Höhle haufete und nur dann zum Vorschein kam, wenn seine kirchlichen oder andere dienstliche Pflichten ihn riefen, oder wenn er auf einem langsamen Spaziergange durch den Ort neues Material für seine nächste Predigt sammelte.

Wir Knaben lebten in beständiger Furcht vor ihm, wir versteckten uns oder liefen, so weit uns unsere Beine tragen konnten, sobald wir ihn aus dem Fenster schauend oder aus der Hausthür tretend sahen. Denn nicht selten kam es vor, daß er den einen oder andern von uns Lämmern zu sich rief oder, wenn er konnte, eigenhändig erhaschte und gründlich durchbläute.

Aber trotz dieser drohenden Gefahr, die wie ein Damoclesschwert stets über unsern Häuptern schwebte, wurden wir doch immer von neuem wieder wie mit zauberischer Gewalt in das Bereich des alten Pfarrhauses zurückgezogen, ja, wir schlichen uns fast genug in das Haus selbst, in dessen weiten Räumen und Winkeln es sich ja gar zu schön spielen ließ!

So oft wir dann des alten Pastors Stubentbür knarren hörten und seinen schleifenden Tritt auf dem Gange vernahmen, waren wir, wie die Heinkelmannchen beim Lichtglanz, rasch nach allen Richtungen hin und in allen Ecken wieder verschwunden.

Noch sehe ich ihn mit seiner weißen Zippelmütze, seinem bunten Kamisol und seinen kurzen, bis an die Knie reichenden Manchesterhosen im Geiste deutlich im Halbdunkel an der breiten Treppe stehen, um seine übelgearteten Läuflinge abzufangen und ihnen mit einem Ausklopfstocke den bösen Geist auszutreiben.

Sein Sohn Hermann, oder Armin, wie er von dem Alten genannt wurde, war aber unter allen Dabern der schlimmste und bei allen dummen Streichen der Urheber und Anführer.

Er wurde mit einer außerordentlichen Strenge von seinem Vater behandelt und hatte sich niemals eines merklichen Beweises des väterlichen Wohlwollens zu erfreuen. Es war daher nicht zu verwundern, wenn Hermann auch seinerseits sich nicht nur nicht zu seinem Vater hingezogen fühlte und sein Herz den Gefühlen der kindlichen Liebe verschloß, sondern sogar in dem Erzeuger seinen Peiniger und ärgsten Feind erblickte, an dem er sich für die ihm zu Theil werdenden Unbilden durch allerhand Possen, die er ihm entweder allein oder in Gemeinschaft mit seinen Genossen spielte, zu rächen suchte.

Die Gemeindeglieder, die ehrsamten Handwerker und Ackerbürger, wußten es natürlich, daß bei allen derartigen bösen Streichen des Pastors Laugenichts, wie sie Hermann nannten, seine Hand im Spiele gehabt hatte und warnten ihre Söhne vor diesem gefährlichen Umgange.

Aber die verbotenen Früchte schmecken am süßesten.

Ohne des Pastors Hermann konnte überdies nichts unternommen werden, konnte nicht einmal ein ordentliches Spiel zu Stande kommen. Wenn er unter der Schar der Knaben fehlte, dann fehlte die Seele.

Er brauchte sich aber auch nur vor die Kirchthür zu stellen und auf seinem Finger zu pfeifen, um sofort die nöthige Anzahl von jugendlichen Individuen für Räuber und Gendarmen oder zu kleinen Raubzügen in die Obstgärten oder auch gar zu einer Knüttelschlacht mit den in dem obern Stadttheile wohnenden Knaben beisammen zu haben.

Er besaß für seine Altersgenossen eine wirkliche Anziehungskraft, die ihren Grund sowohl in seinen körperlichen wie geistigen Eigenschaften hatte.

Es war ein außerordentlich hübscher, kräftig gebauter Junge mit krausgelockten, kastanienbraunen Haaren und klugen, braunen Augen, aus denen Muth, Entschlossenheit und Trost leuchtete; kurz, er war, wie die Leute sagten, das leibhaftige Conterfei seiner verstorbenen Mutter; dabei war er die Gutmüthigkeit und Gesälligkeit — aber auch der Leichtsinns selbst, alles Eigenschaften, die in ihrer spätern Entwicklung und Veredelung ihn zu einem der liebenswürdigsten Charaktere machten. Daß er bei seiner theils vernachlässigten, theils verkehrten Erziehungsweise nicht auf gefährliche Bahnen geleitet wurde, verdankte er jedenfalls seinem guten Genius, der ihn, auch wenn er wirklich einmal strauchelte, doch stets wieder aufrichtete und auf den Weg des Rechts und der Tugend zurückführte.

Seine Mutter war, wie erwähnt, schon gestorben, und zwar, wie die Leute sich zuflüßerten, von dem Alten todtgeärgert worden. Zwar hatte letzterer sich von neuem mit der Haushälterin eines benachbarten Gutes

vermählt. Dieselbe bekümmerte sich aber mehr um den Stadtklatsch als um die Erziehung ihres Stiefsohnes.

Sie schien allerdings in der Ehe ihr Glück auch nicht zu finden, weshalb sie gewöhnlich von Morgen bis Abend Besuche auf der Nachbarschaft abstattete, um Neuigkeiten zu erfahren und wieder weiter zu tragen. Man nannte sie nur die lebendige Zeitung.

Außer für Hermann hatte sie bei ihrer Vermählung auch noch die Mutterpflicht für drei Töchter übernommen, von denen sich indes bald darauf zwei vermählten.

Die älteste war die Frau eines Orgelbauers geworden und war mit ihrem jungen Gatten, einem geborenen Schweden, nach Stockholm übergesiedelt; die andere, deren Hochzeit nur einige Wochen später stattfand, hatte sich mit einem Unterbeamten des Lambacher Amtes verheiratet. Ein älterer, sehr hoffnungsvoller Sohn des englischen Pastors war bald nach dem Tode seiner Mutter als Candidat der Theologie an der Auszehrung gestorben. Hermann war demnach fast lediglich der Fürsorge, der leiblichen und geistigen Pflege seiner fünfzehnjährigen Schwester Mathilde anvertraut, deren Autorität der Knabe natürlich nicht anerkannte.

Eines Sommertags, es war ein Sonnabend Nachmittag, als die Frau Pastorin wie gewöhnlich in der Nachbarschaft Besuche abstattete und Hermann bei seiner Schwester Mathilde allein in der im Erdgeschoß befindlichen geräumigen Familienstube saß, um unter ihrer Aufsicht einige Schularbeiten zu vollenden, hörte er seinen Vater die Treppe herabkommen.

Kasch sprang er auf, flüchtete sich in die Küche und blieb daselbst so lange verborgen, bis er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß jener nicht nach ihm gefragt, sondern das Haus verlassen habe; dann stellte er sich mitten in der Stube auf die Fußspitzen und schaute ihm nach.

Da ging er hin, der würdige Seelsorger der Bevölkerung des Städtchens, langsamen Schrittes und einfaches gekleidet als der ärmste Tagelöhner.

Die Beichtkinder, welche ihm bezogenen, die großen sowohl wie die kleinen, grüßten ihn schon in einer gemessenen Entfernung, nicht aber etwa aus besonderer Hochachtung, sondern aus Furcht, an dem nächstfolgenden Sonntage von ihm den Text gelesen zu bekommen.

Er erwiderte diese Grüße mit einem einfachen Kopfnicken. Um nämlich der Unannehmlichkeit entgehen zu sein, vor den in dem Städtchen lebenden „Honoratioren“ seinen Hut abnehmen zu müssen, trug er denselben ohne Rücksicht auf die Jahreszeit oder das Wetter beständig unter dem Arme. Und was für einen Hut! Man würde Bedenken getragen haben, ihn als Vogelscheuche in die Erbsen zu stellen. Von seiner Frau war ihm freilich am Hochzeitstage ein neuer, modiger Hut ge-

schenkt worden, doch hatte er denselben sofort nach seinem eigenen Geschmack mit Hilfe der Papierschere verändert, indem er den Rand um ein Erkleckliches schmaler geschnitten.

Mit seiner Kopfbedeckung oder vielmehr Kopfnichtbedeckung stand auch seine Frisur und sein übriger Anzug im Einklange.

Seine Haare nämlich, die noch in seinen spätesten Lebensjahren in jugendlicher Fülle und fast noch ungeblickt sein kugelförmiges Haupt bedeckten, waren stets ganz kurz geschoren und mit Puder reichlich überstreut; sein schmutzig weißer Flaugrock, den er im Winter und Sommer, in Kälte und Hitze trug, reichte ihm bis auf den Spann der Füße; da er jedoch, gleich dem weltbekanntem grauen Rocke Napoleons, niemals zugeknöpft war, so konnte man deutlich die aus der Uhrtasche seiner Manchesterhose herausgehende Uhrlette bemerken, die allerdings keinen Prunk machte, aber ihren Zweck vollständig erfüllte. Sie war nämlich von Berg kunstlos zusammengeflochten und an ihr äußerstes Ende war der Uhrschlüssel befestigt.

Langsam schritt er die lange Hauptstraße des Städtchens hinauf, vor jeder geöffneten Thür neugierig stehen bleibend und hin und wieder auch mit diesem und jenem seiner Beichtkinder und fleißigen Kirchenbesucher ein kurzes Gespräch anknüpfend oder, wie er es liebte, denselben verfängliche und zweideutige Fragen vorlegend.

Er sammelte Material zu seiner Predigt und glaubte dasselbe endlich in einer Unterredung mit dem Kuhhirten gefunden zu haben.

Sein Sohn Armin bemächtigte sich inzwischen des Kirchenschlüssels und schlich sich durch die sogenannte Pastorenthür in die Kirche. Nachdem er, in das oberste Balkenwerk des Thurmes kletternd, nach seinen oder vielmehr anderer Leute Tauben, die hier vielfach nisteten, gesehen hatte, eilte er in die Sacristei und schnitt mit seinem Taschenmesser einige Löcher in das innere Seidenzeug des Klingebeutels.

Den Zweck hiervon sollen die geneigten Leser sogleich erfahren.

Der Sonntag kam, und mit ihm auch die gläubige Schar, die unter dem Geläute der Glocken zur Kirche schritt, um zu singen und zu beten und die Predigt des Herrn Pastors anzuhören.

Derselbe begann, als er die Kanzel bestiegen hatte, folgendermaßen:

„Mein Sohn soll kein Kuhhirt werden!“

Die andächtigen Zuhörer schauten zuerst ihren Seelsorger, dann sich selbst mit verwunderungsvollen Blicken an. Haben sie vielleicht nicht recht gehört? Doch, dieselben Worte wiederholen sich:

„Mein Sohn soll kein Kuhhirt werden!“

Der Pastor machte hier eine kleine Pause, während welcher er sich im Stillen an dem Staunen und der Verlegenheit seiner Zuhörer ergöhte.

„Nein,“ — begann er dann zum dritten Male — „mein Sohn soll kein Kuhhirt werden!“

Wiederum eine Pause und allgemeine Verwunderung; dann fuhr er fort: — „So sagt wohl Mancher unter Euch, ohne zu bedenken, daß auch das Amt eines Kuhhirten ein ehrenwerthes Amt ist und ebenso wohl seine Wissenschaft hat wie das Amt eines Menschenhirten, eines Pastors. Das Wort Pastor ist römischen oder lateinischen Ursprungs und heißt auf deutsch „Hirt“. Allerdings wird ein Menschen- oder Seelenhirt darunter verstanden und Ihr werdet einsehen, daß zwischen einem Viehhirten und einem Pastor immer noch ein großer Unterschied herrscht, so ehrenwerth das Amt des erstern auch ist, und so manche Aehnlichkeit es auch mit dem meinigen hat.“

In dieser Weise fuhr er lang und breit fort, und nachdem er im ersten Theile der Predigt die Aehnlichkeiten dieser beiden Aemter aufgezählt hatte, suchte er im zweiten Theile die Unähnlichkeiten derselben nachzuweisen, die folgerichtig zu einer allgemeinen Verherrlichung des geistlichen Standes führten. Mit einem Seitenblick auf die allerdings nur spärlich besetzten Beamtenstühle schloß er endlich mit der Bemerkung, daß jedermann, wer er auch sei und wie hoch er auch in der menschlichen Gesellschaft gestellt sein möge oder sich einbilde, zu stehen, seinem Pastor schon durch das äußere Zeichen des Gutabnehmens die gebührende Hochachtung zu erkennen geben müsse.

Als er sein „Amen“ gesprochen hatte, rief er seinem zwischen den übrigen Schulknaben auf dem Chor sitzenden Sohne zu: „Armin, tritt vor und bete das Vaterunser!“

Armin trat vor.

„Zuerst das lateinische!“ befahl der Pastor.

Der Knabe that, wie ihm geheißen.

„Nun das französische!“ tönte das Commandowort.

Hermann hatte schon einzelne Wörter wieder verschwigt, und der Vater mußte deshalb einige Male nachhelfen.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Die Chignons, die auf den Nacken, ja auf die Schultern fielen, sieht man fast gar nicht mehr; an ihre Stelle tritt der griechische Haarpuß, der zwar auch



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

31 1865

nach hin  
denfalls  
Born a  
von der  
ten falle  
men ob

W  
wenigste  
denn an

W  
beliebte  
Die S  
Chèvre,

W  
fen die  
lich in

W  
Anzug  
lard, u  
nirt;  
Knöpfe  
mit we

W  
lard m  
und w  
grundi  
Koralle  
Herme  
zu ein  
einen  
große

S  
aus,  
müssen  
finden.

S  
mit f  
sach a  
roth,  
orang

W  
stens  
Das  
gesch  
diden  
eingel  
als P

S  
Spitz  
auch  
rosa

nach hinten fällt, aber nie den Nacken berührt, der jedenfalls natürlicher ist und deshalb anmuthiger aussteht. Vorn auf der Stirn wird entweder eine Art Diadem von dem Haar oder ein Sammetband angebracht; hinten fallen Pöckchen hinab, mit denen wohl auch kleine Blumen oder Bänder verbunden sind.

Mit den Chignons verschwinden auch die Kege, wenigstens diejenigen, welche man im letzten Jahre sah; denn an neuen Arten fehlt es auch nicht.

Weißer oder doch sehr hellfarbige Toiletten sind die beliebtesten und deshalb sieht man sie am zahlreichsten. Die Stoffe, aus denen man sie fertigt, sind Poil de Chèvre, Chambery-Gaze, Foulard und Linos.

Weiter ist dabei zu bemerken, daß die breiten Streifen diesen Sommer vorherrschen, und wiederum namentlich in weißgrundigem Foulard.

Wir müssen auch erwähnen, daß wir einen ganzen Anzug von weißem Foulard sahen: Unterrock von Foulard, unten klein gezackt und mit ponceau Sammet garnirt; gleiches Kleid; gleicher Paletot mit sehr großen Knöpfen von Elfenbein. Dazu ein runder Reisstrohhut mit weißen und schwarzen Federn.

Man sieht ungemein viele Chemisetten von Foulard mit Tupfen darauf, solferino, maisfarbig, schwarz und weiß. Auch sahen wir ein russisches Hemd, weißgrundig mit kleinen maisgelben Streifen, das mit großen Korallenknöpfen geschlossen war, die sich auch an den Ärmeln unten und oben befanden. Das Hemd wurde zu einem Kleide von grauem Taffet getragen, welches einen maisgelben Gürtel mit langen Enden und eine große Schleife hinten hatte.

In den Badeorten geht man selbst ohne Paletot aus, wenn die Chemisette sehr verziert ist, und wir müssen gestehen, daß wir diese Mode sehr geschmackvoll finden.

Die Brünnetten tragen gern kirschrothen Muslin mit schwarzen Tupfen; solche Kleider sehen aber so einfach als elegant aus. Ebenso gefällt Jaconet in Kirschroth, namentlich wenn die Kleider davon mit kleinen orange Federn garnirt sind.

Bekanntlich trägt man Kleider ohne Ärmel, wenigstens Kleider, an denen man nur weiße Ärmel sieht. Das Leibchen solcher Kleider ist entweder hoch oder ausgeschnitten mit Chemisette; der Rock unten wird mit dicken Ruchen verziert, die wohl auch mit kleinen Spitzen eingefaßt sind. Auch werden Spitzen allein sehr häufig als Ausputz verwendet.

Auch die weißen Kleider verziert man gern mit Spitzen und zwar in der verschiedensten Art und Weise, auch wohl in Verbindung mit Ruchen von gelbem, lila, rosa oder blauem Taffet.

Man versichert immer von neuem, auch jetzt wie-

der, daß in der nächsten Saison die Einfachheit in der Toilette an die Stelle des Excentrischen treten würde, das jetzt vorherrscht; indessen sieht man bis jetzt noch keine Annäherung an die verheißene Einfachheit, im Gegentheil tritt das Seltfame immer lecker auf. So sahen wir kürzlich in einem modischen Seebade einen sogenannten Pyrenäen-Anzug aus weißem Flanell, der aus zwei Röcken bestand. Der untere war lang und mit einem ponceau Cashmirstreifen garnirt; der andere wurde über diesem ersten durch Batten ausgenommen, die ebenfalls mit ponceau Cashmir eingefaßt waren. Auch das russische Hemd, das dazu getragen wurde, war in dieser Weise ausgeputzt. Aber das war nicht alles. Den Anzug vervollständigte ein sehr kurzer Ueberzieher, den man Lav nennt, der keine Ärmel hat und in vier scharfen Zaden endiget, deren jede eine große Troddel trägt. Dazu ein kleiner Capuchon von weißem Jaf, der mit ponceau Cashmir gefüttert ist. Auffallend allerdings und sehr kokett sah der Anzug aus.

Auch in Baden-Baden, in Wiesbaden und Ems bemerkten wir mehrere Anzüge von weißem leichtem Flanell oder auch Cashmir, die in grell absteckenden Farben garnirt waren. Und wir müssen gestehen, daß wir sie sehr hübsch fanden, wenn die Dame, die einen solchen Anzug trug, eine sehr elegante schlanke Gestalt von mehr als mittlerer Größe hatte.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 31.

#### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Rundes Strohhütchen mit einer langen weißen Feder, einer Rosette von grünem Band vorn und hinten hinabhängenden, ebenfalls grünen Bändern; Rock von grünem Linos, unten herum und in der Länge auf den Nähten mit breitem schwarzem Posament besetzt, das mit weißen Glasperlen bestreut ist; weiße Blouse; schwarzer Sammetgürtel und kleiner Paletot von schwarzem Taffet, vorn an beiden Seiten, oben an den Achseln und unten auf den Ärmeln reich mit Glasperlen benäht; kleiner Leinwandkragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Griechischer Haarputz mit grünem Band; Rock von grüner Seide, der unten mit ziemlich großen Grecques in grünen und weißen Ruchen garnirt ist; Westenblouse in Fältchen mit Ärmeln, die breite Aufschlagsbesätze haben; Figarrojäckchen von dem Rockstoffe, mit langen Schößchen, ohne Ärmel und mit Ruchen in Weiß und Grün garnirt; kleiner Kragen mit Broche; dänische Handschuhe; schwarzer kleiner Spitzen-Sonnenschirm; Schuhe.



3. Fanchon-Hütchen von rosa Tüll mit Rosenausputz und einem Spitzenschleier hinten; rosa Bindebänder; Kleid von weißem Muslin mit knappem hohem Leibchen, das oben einen Rückenbesatz hat, in welchen rosa Band gezogen ist; fast enge lange Ärmel mit Rückenbesatz und eingezogenem Bande oben und unten; Gürtel von rosa Band, dessen Enden lang herabhängen; auf dem weiten Rode unten ein Rückenbesatz mit eingezogenem rosa Bande; Shawl von weißem Muslin mit Bolant und Rückenbesatz, in den rosa Band eingezogen ist; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

4. Runder Strohhut mit blauem Band; blaues Netz; Rock von weiß und blau carrirtem Foulard; kurzer Paletot von blauem Taffet mit halben Ärmeln, unten in lange spitze Zaden geschnitten, die mit einer dicken weißen Schnur besetzt sind und an jedem Ende eine weiße Troddel tragen; ebenso garnirt sind die kurzen Ärmel, unter denen die weiten Ärmel der weiten Muslinblouße hervorsehen; lange Stiefelchen; dänische Handschuhe.

### Stahlstich № 31.

#### Anna Langenhaun,

1. sächsische Hofschauspielerin.

(Nach einer Photographie der Damen Engel u. Hummel. Dresden.)

Im Spätherbst vorigen Jahres gastirte auf dem Leipziger Stadttheater eine junge dramatische Künstlerin von der Dresdener Hofbühne, welche ungemeines Aufsehen erregte und um so mehr den kunstsinigen Theil des hiesigen Publikums anzog, als die reizende Dame von Emil Devrient nicht nur auf unserer Bühne eingeführt ward, sondern sogar den seltenen Vorzug genoß, neben diesem mit unverwüßlicher Jugend ausgestatteten Musterdarsteller in Dramen wie „Rubens in Madrid“, „Die Schule des Lebens“ u. auftreten und so sich seiner unmittelbaren Mitwirkung zu ihren Erfolgen erfreuen zu dürfen. Diese im vollen Glanze mild-weiblicher Schönheit und Anmuth vor uns zum ersten Male erscheinende Künstlerin war Fräulein Anna Langenhaun.

Ueber ihre Lebensumstände gehen uns von wohlunterrichteter Seite folgende Mittheilungen zu.

Fräulein Anna Langenhaun ist in Petersburg geboren, woselbst ihre Eltern am kaiserlichen Hoftheater beide eine ehrenvolle Stellung einnahmen (gegenwärtig leben

dieselben als Pensionaire der genannten Hofbühne bei ihrer Tochter in Dresden). Ein glühender Eifer für die Schauspielkunst besetzte sie schon früh, und setzte sie infolge dessen es gegen den Wunsch ihrer Eltern durch, daß sie im funfzehnten Jahre dort zum ersten Male die kaiserliche Bühne betrat, und zwar als Leonie im „Frauenkampf“ („Damentampf“). Dieser Versuch fiel so glücklich aus, daß Anna Langenhaun sogleich angestellt mehrere Jahre hindurch im Fache der ersten jugendlichen Liebhaberinnen unter dem Beifall des Hofes wie des Publikums wirkte.

Wiederholt aufgefordert, sich der russischen Nationalbühne in St. Petersburg zuzuwenden, da ja dieselbe der russischen Sprache sehr mächtig war, und obwohl ohne bestimmte andere Aussichten für ihre Zukunft, schlug sie gleichwohl dies Engagement, ja eine lebenslängliche Anstellung an der deutschen Hofbühne beharrlich aus, um sich ausschließlich der deutschen Kunst, und zwar in Deutschland selbst zu widmen. Sie folgte einer Einladung zum Gastspiele an der Dresdener Bühne, und als sie dort in Rollen wie Gretchen im Faust, Philippine Welfer, Anna-Lise und Eboli aufgetreten war, hatte sie ebenso viele glänzende Erfolge errungen und wurde sogleich auf drei Jahre der Hofbühne gewonnen. In dieser Stellung — sie wirkt im Fache der jugendlichen Heldinnen und Liebhaberinnen — gereicht sie nun dem Dresdener Institut zur wahren Zierde, mit jeder neuen Rolle bekundet sie neue Fortschritte. Ihre bedeutendsten Leistungen sind: Maria Stuart, Ellena, Isaura, Jungfrau, Pietra und Chriemhild („Brunhild“ von Geibel, jene mächtige Tragödie, die nur mit der Janaußchel möglich ist und daher nach dem Weggang der Letztern spurlos vom Repertoire der Hofbühne verschwand). Gastspiele in Breslau, Leipzig und andern Orten bewährten auch außerhalb Dresdens ihr glänzendes Talent, und steht zu erwarten, daß dieses bald unter die ersten Namen gezählt werden wird.

Soweit unser hochstehender Gewährsmann. Wir können nicht unterlassen hinzuzufügen, daß an dieser herrlichen Entfaltung des künstlerischen Genius der lieblichen Jungfrau der Mentoreinfluß Emil Devrients in ähnlicher Weise seinen hoch anzuschlagenden Antheil haben dürfte, wie bei der Entwicklung der uns und der Kunst zu früh entrissenen unvergeßlichen Ida Pellet.

Whistling.

(Die Biographie von Anton Ascher können wir erst in nächster Woche mittheilen.)

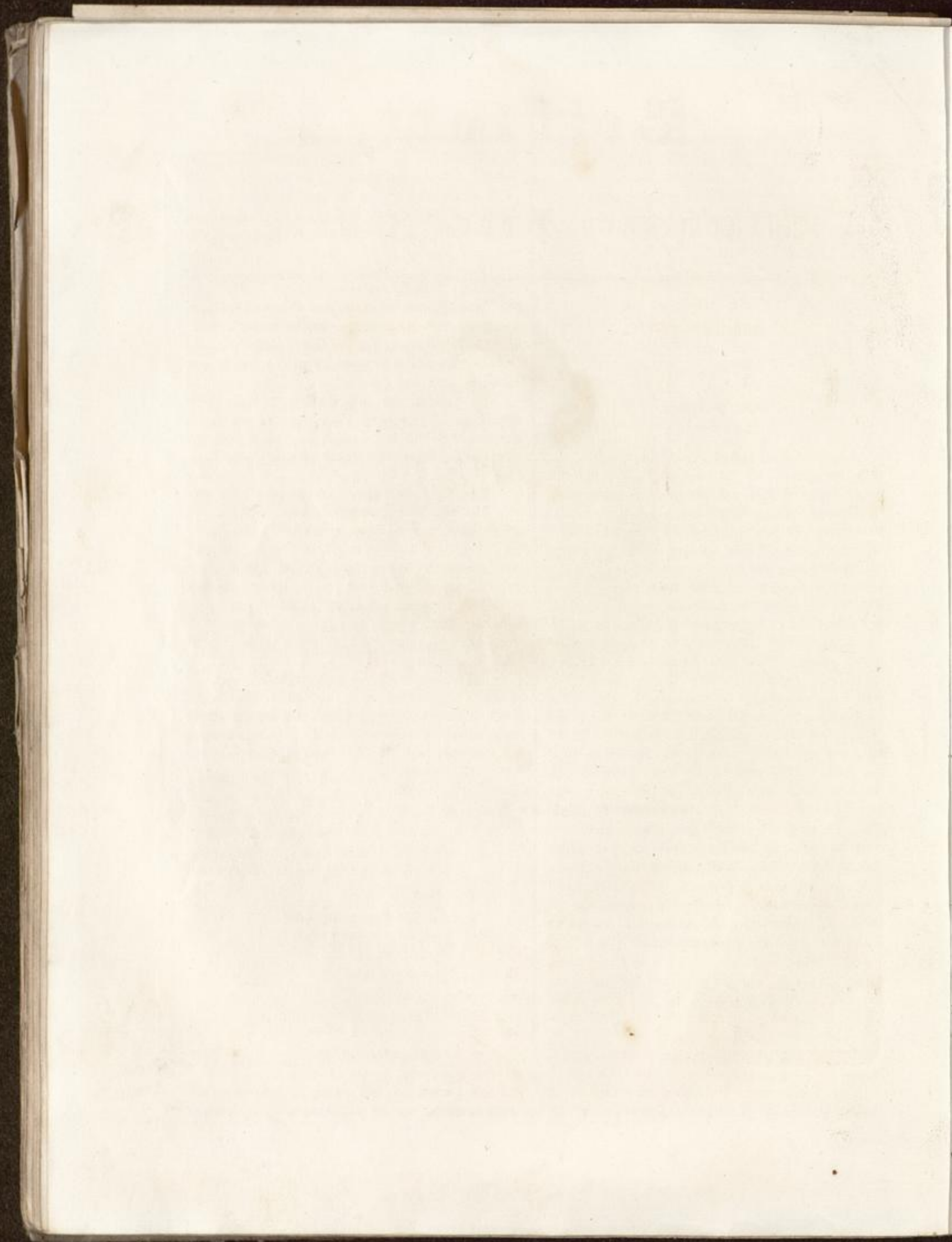


Nach einer Photographie

Stich u. Druck von Weyl Leipzig

*Anna Langenkunst.*

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



ba  
ba  
D  
big  
ste  
M  
wa  
fe  
M  
M  
ge  
lib  
ab  
ze  
fo  
tā  
ei  
ne  
lic  
be  
W  
ei  
w  
be  
fl  
S  
M  
m

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Der englische Pastor.

Erzählung  
von  
Wilhelm Andraë.  
(Fortsetzung.)

„Hast es schon besser gekonnt,“ meinte er; „nun das englische!“ — Na, das ging besser; ich hoffe, daß Du nächstes Jahr auch das griechische können wirst. Das deutsche will ich selbst beten. — —“

Wenige Minute später war der Gottesdienst beendet und die Andächtigen verließen in den verschiedensten Stimmungen die Kirche.

Während die Beamten und einige andere gebildete Männer nur mit Mühe das Pochen verbeissen konnten, war der große Troß der Kirchengänger noch in maßloses Staunen über solche unerhörte Gelehrsamkeit des Armin versunken, die doch natürlich nur ein schwacher Abglanz der Gelehrsamkeit seines Vaters war.

Alle, Männer sowohl wie Frauen, kamen nach gegenseitigem Austausch ihrer Meinungen endlich darin überein, daß ihr Herr Pastor wohl etwas „wunderlich“, aber doch unstreitig der allergelehrteste Mann im ganzen Königreich, ja in der ganzen Welt sei.

Sobald die letzten Andächtigen und auch der Pastor die Kirche verlassen hatten, die wegen des nachmittägigen Gottesdienstes bis dahin unverschlossen blieb, eilte Armin mit einigen vertrauten Kameraden, mit denen er sich schon während der Predigt sehr angelegentlich, leise unterhalten hatte, in die Sacristei, nahm den bereits seines Inhalts beraubten Klingbeutel von der Wand und untersuchte, ob zwischen den Einschnitten einige Pfennige stecken geblieben waren.

Welcher Jubel erhob sich da unter den Knaben! wie hüpfen und sprangen sie in dem Heiligthum umher, als sie sich nicht getäuscht und wenigstens so viel kleine Münze fanden, um sich dafür einen angenehmen Sonntagnachmittag machen zu können.

Armin hatte längst seinen Plan gemacht, auf welche Weise das Geld verwendet werden sollte.

Er verabredete sich mit seinen Spielgenossen, die „Kinderlehre“ nicht zu besuchen, sondern zu gemein-

schaftlichem Zeitvertreib unter den Bäumen vor dem Pfarrhause mit ihnen wieder zusammen zu kommen. Dann verabschiedete er sich von ihnen, kaufte eiligst bei einem benachbarten Kaufmanne einige Loth Pulver und schlich sich dann nach Haus.

Zwar machte ihm seine Stiefmutter wegen seines längern Fortbleibens einige Vorwürfe, da, wie sie behauptete, der Tisch längst gedeckt sei und sie auf ihn habe warten müssen, aber Armin hörte kaum, was sie sagte.

Sein Vater, der niemals am Familientische, sondern stets auf seinem Zimmer allein aß, kümmerte sich um die Angelegenheiten in den untern Räumen des Hauses nur selten; seinetwegen konnte Armin daselbst machen, was er wollte. Nur in dem Falle war der Alte unachtsam streng gegen den Sohn, wenn dieser die sprachlichen Aufgaben ungenügend memorirt hatte, oder wenn von Seiten der Nachbarn, deren Baumfrüchte und Fensterscheiben niemals vor ihm gesichert waren, Klagen wider ihn eingelaufen waren.

Kaum hatte Armin den letzten Bissen gegessen, als er sich auf den Bodenraum des alten Pfarrhauses schlich und aus einem Versteck eine alte verrostete Flinte hervorlangte, die ohne Zweifel noch aus der Schwedenzeit stammte.

Leider fehlte ihr das Schloß, doch diesen Mangel wußte Armin durch einen Schwefelsaden — er hatte deren immer mehrere vorräthig — geschickt zu ersetzen.

Ebenso leise, wie er sich hinaufgeschlichen, schlich er sich auch wieder hinunter und verbarg die Mordwaffe in dem hohen Grase, welches den freien Platz neben dem Hause überwucherte.

Bis zum Beginn des nachmittägigen Gottesdienstes hielt er sich in einer Laube des geräumigen Pfarrgartens versteckt, dann lehrte er auf den erwähnten Grasplatz zurück, wo er, an den Stamm eines alten Ballnußbaumes gelehnt, seine Freunde erwartete.

Bald stellten sie sich, ihre Gesangbücher und Katechismen unter dem Arm, Einer nach dem Andern ein.

Zu der sogenannten Pastorentür der Kirche führte eine hohe überdachte Treppe, an den Seiten Fachwerk mit zwei elenden, in sehr zerstücktem Zustande befindlichen Fenstern, von wo aus man, von Niemand be-

merkt, die ganze Nachbarschaft des Pfarrhauses wie ein Panorama überblicken konnte.

Dieses alte, halbzerrfallene „Kirchenschauer“ war von jeher und besonders bei schlechtem Wetter ein Spiel- und Tummelplatz für die Knaben gewesen und hatte als solcher schon seit zwei Jahrhunderten vielen Generationen gedient.

In dieses Versteck begaben sich die Knaben. In zwei bis drei raschen Sprüngen hatten sie die oberste Treppe erreicht und somit die Pastorenthür erreicht.

Während die andächtigen Kirchenbesucher des nachmittägigen Gottesdienstes, die größtentheils aus alten Leuten und Kindern bestanden, zu den Klängen der Orgel ihr Lied sangen, zog Armin da draußen Pulver und Papier aus der Tasche und lud sein Gewehr.

„Wo sollen wir schießen?“ fragte einer der Knaben.

„Wißt ihr was — meinte Armin — wir wollen meinen Alten mal erschrecken; er hat mich erst gestern wieder geohrfeigt, weil ich das französische Vaterunser nicht in den Kopf kriegen konnte.“

Allgemeines Einverständnis.

Zwei der Knaben hüpfen vor Freuden auf einem Beine.

„Ja, und die Jungen auch!“ jubelte der Eine.

„Und die Mädchen auch!“ sagte der Andere.

„Mußt aber was Tüchtiges hineinpfropfen,“ meinte ein Dritter.

Armin hatte keine Zeit, auch nur eine Silbe darauf zu erwidern. Er war bereits in voller Arbeit und stieß den Ladestock mit Anstrengung aller seiner Kräfte in das Rohr — ganz nach den Regeln der Kunst. Dies wiederholte er, bis der Stock die Ladung erreicht und fast von selbst wieder herausprang.

„So!“ sagte er schmunzelnd und sich stillvergnügt die Hände reibend, als er das Gewehr geladen und an die Thür gestellt hatte — „das wird ein Hauptspaß!“

Während er dann einen Schwefelsaden aus seiner Tasche zog, überreichte ihm schon einer seiner Freunde einen glimmenden Schwamm, den derselbe mit Hilfe von Feuerstein und Stahl in Brand gesetzt hatte.

Wenige Augenblicke später kletterte der Funken bereits an dem in das Zündloch des Gewehrs geleiteten Schwefelsaden langsam empor.

Zu gleicher Zeit verstummte auch der Gesang in der Kirche und der englische Pastor begann die Kinderlehre.

Die vier kleinen Bösewichter machten sich indessen, nachdem sie auf die angegebene Weise die sorgfältigsten Vorbereitungen zu ihrem eigenthümlichen Privatvergnügen getroffen hatten, in größter Eile aus dem Staube. Sie legten sich in der unmittelbaren Nähe des Pfarrhauses in den sichern Hinterhalt einer Vertiefung, wo

sie mit gespannter Aufmerksamkeit und mit angehaltenem Athem auf den bevorstehenden Knall lauschten.

Sie brauchten nicht lange auf denselben zu warten.

Das Gewehr entlud sich mit einem so furchtbaren Knall, daß die Andächtigen in der Kirche auf ihren Sitzen emporstiegen und viele derselben, besonders Frauen, einen lauten Schrei ausstießen.

Der Pastor taumelte erschrocken einige Schritte zurück, faßte sich jedoch sofort wieder und sagte nur: „Das hat kein Anderer als mein infamer Schlingel gethan!“

Niemand zweifelte daran, wie man aus den zustimmenden Blicken der Kirchenbesucher abnehmen konnte. Die Andacht derselben, sowie die Aufmerksamkeit der Kinder war aber dahin, und der Pastor selbst schien unfähig, die Katechisation noch weiter fortzusetzen. Er sprach das Schlußgebet und eilte, so schnell es seine Kräfte gestatteten, fort, während die Gemeinde noch den letzten Vers des Kirchenliedes sang.

Beim Oeffnen der Thür traf er mit dem Uebelthäter, mit Armin zusammen, der gerade im Begriff stand, das Gewehr in Sicherheit zu bringen.

Der Vater warf einen grimmigen Blick auf den Sohn, ergriff ihn dann beim Kragen und zerrte ihn mit sich auf sein Arbeitszimmer.

Nachdem er ihm das Corpus delicti abgenommen und seinem Herzen durch etliche Verwünschungen und Epitheta ornantia Luft gemacht hatte, bläute er ihn mit dem wohlbekannten Stocke tüchtig durch. Noch nicht genug. Er gab ihm auch noch aus dem großen Bröcker einige lateinische Sätze zum Auswendiglernen auf, die er unter den Qualen des Hungers und Durstes sich zu eigen machen sollte.

Wie weiland Eberhard von Württemberg durch einen Schnitt durch das Tischtuch den Bruch zwischen sich und seinem Sohne symbolisch andeutete, so gab der englische Pastor seine feindliche Gesinnung dem Sohne dadurch zu erkennen, daß er demselben einen besonderen Tisch anwies und ihm verächtlich den Rücken kehrte, ein Umstand allerdings, über den Armin mehr Freude als Kummer empfand.

Wenige Augenblicke später waren Vater und Sohn in eifrige, aber ganz verschiedene Studien vertieft. Während dieser die langen Reihen der schrecklichen lateinischen Buchstaben, die ihm wie feindliche Tuppen vorlamen, mit prüfenden Blicken musterte und sich selbst die Frage stellte, ob er sie auch wohl an einem Nachmittage bestiegen könnte, war jener damit beschäftigt, sämmtliche Wörter der Bibel zu zählen und zugleich zu erfahren, welches das längste Wort und der längste Vers derselben sei und wie dasjenige Wort heiße, welches genau in der Mitte der heiligen Schrift steht.

Er freute sich schon auf den Augenblick, wenn er,

ausgerüstet mit diesen, ein augenscheinlich großes Studium voraussetzenden Kenntnissen vor seine Gemeinde treten und sein Licht leuchten lassen würde, wie dann selbst die hochmüthigen Beamten seine geistige Ueberlegenheit und seine unvergleichliche Gelehrsamkeit anerkennen und sich in Demuth vor ihm beugen müßten!

In diesen freundigen Gefühlen wurde er sogar gegen Armin milder gestimmt und bereuete es fast, ihm eine so harte Strafe auferlegt zu haben. Er that sich den größten Zwang an, seine pädagogischen Grundsätze durch die zarteren Regungen seines Herzens nicht erschüttern zu lassen.

In Armins Gemüthe sah es nicht so sonnig aus. Dasselbe wurde immer mehr umbüßert, je heller und schöner die Sonne da draußen schien und mit den grünen Blättern der Bäume vor dem Fenster spielte.

Und welch eine erquickende, lauwarme Luft quoll durch das geöffnete Fenster in das dumpfe Arbeitszimmer seines Vaters, das ihm vorlief wie ein Gefängniß!

Alle Augenblicke redete er den Hals empor oder erhob er sich auf den Beinen, um einen Blick in die benachbarten Gärten zu werfen.

Ach, welche Sehnsucht ergriff ihn, als er in einem derselben des Amtmanns Karl, einen seiner liebsten Spielkameraden, und dessen blondgelockte Schwester Ernestine bemerkte, die ihm eigentlich noch lieber war als Karl und für die er schon so oft unausgefordert in die höchsten Gipfel der Bäume geklettert war, um die süßesten Kirschchen und Birnen zu pflücken.

Schaute Karl nicht zufällig nach dem Pfarrhause hinüber? machte er die Schwester nicht auf ihn aufmerksam? — Ja, Armin hatte sich nicht getäuscht, denn jetzt winkten sie ihm, und zwar so lebhaft, daß sie ohne Zweifel ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen hatten oder etwas ganz Außerordentliches im Schilde führen mußten.

„Himmel! wer doch fort könnte! — Entsetzlich, ein Gefangener zu sein!“ —

Armin schaute sich nach seinem Vater um, der noch immer emsig forstluderte und gänzlich in seine Arbeit vertieft war, dann nickte er dem Geschwisterpaare da drüben zu und zog geräuschlos seine Stiefeln aus.

Plumps! da lagen sie unten im Garten!

Sich dann noch einmal umschauend und den Vater immer im Auge behaltend, stand er mit zwei Schritten am Fenster.

Ebenso schnell schwang er sich auf das Fensterbrett und kletterte mit der Behendigkeit, Geräuschlosigkeit und Vorsicht einer Katze an dem Spalier des Weinstocks in den Garten hinab. Ohne sich die Zeit zu nehmen, seine Stiefeln erst wieder anzuziehen, eilte er mit denselben

durch Hecken und Bäume zu den ihn mit Jubel empfangenden beiden Kindern des Amtmanns.

Der englische Pastor hatte in dem Eifer seines tief sinnigen Studiums von der Flucht seines Sträflings nicht das Geringste bemerkt.

Eine Tasse Kaffee schlürzend, die ihm die Magd gebracht hatte, sagte er nach einer Weile, ohne sich umzuschauen: „Du kannst auch erst Kaffee trinken — kommst mir aber gleich wieder herauf.“

Keine Antwort.

Er ist eigensinnig, der Schlingel, dachte der Alte.

„Hast Du nicht gehört, was ich gesagt habe?“ fuhr er nach einer kleinen Weile fort, indem er sich umblickte.

Wir müssen es unsern Lesern selbst überlassen, sich das maglose Staunen des englischen Pastors und die großen Augen, die er machte, auszumalen.

Nur die Feder eines Homer oder der Pinsel eines Hogarth wären im Stande, uns ein vollkommen gelungenes Bild dieses Gesichts zu geben.

Obgleich der englische Pastor ein Rationalist der alten Schule war und als solcher nicht an den Teufel glaubte, so bekam er doch bei dem Anblick des leeren Platzes eine Anwandlung von Grauen und war schon geneigt, sich zu dem Glauben an den Bösen zu bekehren, als er zum Glück einen Blick aus dem offenstehenden Fenster warf und die große Unordnung an dem sauber angebundenen Weinstock und die Masse von abgerissenen Blättern, sowie auch die Fußstapfen auf einigen Blumenbeeten bemerkte.

Er war nun keinen Augenblick mehr in Zweifel auf welche Weise Armin verschwunden und dessen Flucht bewerkstelligt worden war.

Als er sich von seinem ersten Schreck und Staunen erholt hatte, konnte er nicht umhin, die Entschlossenheit und Frechheit seines Sohnes im höchsten Grade zu bewundern und die ganze Sache von ihrer komischen Seite aufzufassen.

Er brach in ein so herzhaftes und schallendes Gelächter aus, daß er sich mit beiden Händen den Leib halten mußte und endlich erschöpft auf einen Stuhl sank. —

Als er Armin am folgenden Tage zu sich beschied und dieser mit einer Armenfündermiene und einigen in Eile unter den Rock, auf den Rücken geschobenen Schreibhefte vor ihm erschien, redete er ihn folgendermaßen an: „Durch Deinen gestrigen Ungehorsam hast Du allerdings die härteste Züchtigung verdient, da Du aber gleichzeitig bei Deiner Entweichung Muth und Entschlossenheit gezeigt und Dich als ein tüchtiger Kletterer erwiesen hast, so will ich Dir die Strafe nicht nur erlassen, sondern Dich noch obendrein belohnen. Du hast

mir ein Vergnügen bereitet, ich will Dir deshalb wieder eine Freude machen. Hier hast Du einen halben Gulden! — Dein Gewehr bekommst Du aber nicht wieder!"

## II.

Versetzen wir uns in unserer Erzählung um einen Zeitraum von zehn Jahren weiter.

Der englische Pastor lebte noch immer; er schien schon damals für die Unsterblichkeit bestimmt, der ich ihn hiermit überliefere.

Freilich machten die zunehmenden Jahre ihre Rechte auch an ihm geltend, denn seine Kräfte hatten sichtlich abgenommen und er brauchte seine allerdings noch immer kurz geschorenen Haare nicht mehr durch Puder weiß zu machen.

Wenn er jetzt seine immer seltener werdenden Spaziergänge durch das Städtchen unternahm, so bediente er sich eines langen Stodes, der, von ihm in der Mitte erfaßt, ihm bis an die Schultern reichte.

Die Kanzel bestieg er nur noch selten. Seine Gemeinde unterhielt er Sonntags vor dem Altare, wo er auch alle seine übrigen kirchlichen Functionen versah. Dort saß er, sich auf seinen Stod stützend, in vorgebeugter Stellung auf einem Stuhle und während der Predigt, wenn wir dieselbe so nennen wollen, aus seinen klaren und kräftigen Augen einzelne Blitze durch die lang herabhängenden Augenbrauen schießend und seine Zuhörerschaft musternd.

Nicht der geringfügigste Umstand entging seinen scharfen Blicken, und wehe den Schläfern und Plauderern, die ihn durch ihre Unaufmerksamkeit störten! Er wußte dieselben derart zu beschämen, daß sie wünschen mußten, die Erde öffne sich vor ihnen und verschlänge sie.

Er beschränkte sich in seinen Predigten nicht darauf, seinen Zuhörern die heilige Schrift auszulegen, sondern er las ihnen auch sämtliche Briefe vor, die er vom Consistorium oder von dem Superintendenten erhalten hatte, kirchliche Gesetze und Zeitungsartikel, die eine nähere oder fernere Beziehung auf das Kirchenwesen hatten.

Es waren ja noch die guten alten patriarchalischen Zeiten der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts!

In Hinblick auf seinen Stab gab er seiner Gemeinde auch von Zeit zu Zeit das Räthsel der thebanischen Sphinx auf, welches diese dem Könige Dedipus vorlegte: „Was ist das für ein Geschöpf, welches am Morgen auf vier Füßen, am Tage auf zweien und am Abend auf dreien einhergeht?"

Ja, der alte Pastor herrschte wie ein unbeschränkter Fürst in seiner Gemeinde und Kirche, und er hätte sich um keinen Preis der Welt durch einen jüngern Gehilfen verdrängen lassen. „So lange ich kriechen kann, werde ich das Wort Gottes selbst verkünden," pflegte er denjenigen zu antworten, welche ihm den wohlgemeinten Rath ertheilten, sich zu schonen und nach einer Stütze im Amte umzusehen. Niemand verstand es nach seiner Meinung besser, das Wort Gottes seiner Gemeinde so klar und deutlich vorzutragen und so eindringlich zu reden und überhaupt so segensreich zu wirken wie er, der schon über vierzig Jahre hindurch der Hirt dieser Gemeinde war.

Deshalb herrschte er auch unumschränkt über dieselbe. Er durfte loben oder tadeln, belohnen oder strafen, schelten oder scherzen, vernünftiges oder unvernünftiges Zeug schwagen, kurz, er durfte sich jede Verkehrtheit innerhalb und außerhalb der Kirche erlauben — Niemand nahm Anstoß daran, weil das ganze Geschlecht sich daran gewöhnt hatte und nicht anders meinte, als es müsse so sein.

Die fromme, gut gezogene und erzogene Gemeinde Lambach hat sich niemals über ihn beklagt, sonst würde doch wohl die geistliche Behörde ein Einsehen gehabt und ihm seine Tollheiten untersagt haben.

Er durfte dieselben nach wie vor fortsetzen, Niemand störte ihn darin, selbst sein Sohn Armin nicht, der ihn nicht mehr durch Flintenschüsse erschreckte und längst der väterlichen Zucht und Ruthe entwachsen war.

Der Vater hatte dessen jugendlicher Neigung zum Schießen kein Hinderniß in den Weg gelegt, obgleich er ihn lieber als seinen Nachfolger im Amte gesehen hätte.

Armin war bei einem benachbarten Obersförster als Jägerbursche in die Lehre getreten, wo er in gar kurzer Zeit sein Talent so sehr ausbildete, daß er weit und breit als der beste Schütze galt.

Er war ein stattlicher, hübscher Bursch geworden, den die Mädchen seines Geburtsortes, wenn er zum Besuch daselbst erschien, mit innigem Wohlgefallen anschauten. Ausgenommen Eine, waren sie ihm aber alle gleichgiltig. Seine Blicke suchten nur immer, so oft er vor dem unweit des Pfarrhauses gelegenen Amthause vorüberging, die zu einer schönen Jungfrau herangewachsene blonde und blauäugige Ernestine zu erspähen, die Gespielin seiner Knabenjahre. Auch versäumte er es niemals, in dem Amthause einen Besuch abzustatten und sich nach dem Befinden von Ernestinens Eltern zu erkundigen, die den jungen Mann stets auf das freundlichste empfingen, aber nicht die entfernteste Ahnung hatten, daß dieser Besuch eigentlich ihrer Tochter galt.

Sie erblickten in Hermann nichts weiter als den Jugendgespielen Ernestinens, und kamen nicht auf den Gedanken, daß noch ein anderes Interesse als die Er-

innerungen aus der gemeinsam verlebten Kinderzeit ihre Herzen an einander knüpfen könnten.

Die Einzige, welche ein innigeres Verhältniß zwischen beiden ahnte, war Mathilde, die Schwester Armins.

Es mußte ihr auffallen, daß Ernestine, die doch um einige Jahre jünger war als sie, ihr fast täglich einen Besuch machte und sich ihr, was früher nie geschehen war, auf alle mögliche Weise zu nähern suchte.

Mathilde hatte gegen die Neigung ihres Bruders zu der hübschen Amtmannstochter nichts einzuwenden. Ernestine war ja ein braves, gutes Mädchen, obschon sie auf einem etwas feinen Fuße erzogen war und als die Tochter des ersten Beamten des Städtchens, der wie ein kleiner Despot schaltete und waltete und betrachtet wurde, ein bißchen naserümpfend auf die andern jungen Mädchen des Ortes hinabsah.

Diese Schwäche, dachte Mathilde, könne man ihr leicht nachsehen und sie würde sich, wenn Ernestine erst in andern Verhältnissen lebe und eine Försterin sei, schon von selbst wieder verlieren.

Auch Armins Stiefmutter hatte natürlich gegen eine so vornehme Schwiegertochter nichts einzuwenden. Sie wußte gar nicht, was sie dem jungen Mädchen alles zu Gefallen thun sollte, wenn dasselbe zum Besuch in der Pfarre war.

Sie kochte dann sofort Kaffee und ließ Kuchen dazu holen; an warmen Tagen setzte sie ihrer „Zukunftigen“, wie sie Ernestine in den Nachbarhäusern, aber ganz im Vertrauen, zu bezeichnen pflegte, auch wohl ein Glas Himbeereisig oder einen Teller mit gespellten Äpfeln vor und was derartige Aufmerksamkeiten mehr waren.

In ihrer Freude hatte sie auch schon ihren Mann, den alten Pastor, von dem der Familie bevorstehenden Glück in Kenntniß gesetzt.

Er hatte sie darauf mit seinem in gewohnter Weise gefenken Haupte durch die schneeweißen, buschigen Augenbrauen angeblickt und nur gefragt: „So?“

Wie er übrigens über diese Angelegenheit dachte, das hatte er durch keine Silbe verlaublich.

Die Pastorin hatte durch diese wichtige Mittheilung freilich ihr Herz erleichtert, aber ihre Neugierde, nun auch die Ansicht ihres Mannes zu vernehmen, war unbefriedigt geblieben. Als sie schon wieder an der Treppe stand, war sie von ihm noch einmal zurückgerufen und beauftragt worden, den Burschen, den Armin, sobald er wieder nach Lambach komme, zu ihm hinauf zu schicken, er habe mit ihm zu reden.

Dieser Zeitpunkt trat schon einige Tage nach jener Unterredung ein.

Armin begrüßte flüchtig seine Mutter und Schwester und schickte sich gerade an, in des Amtmanns Hause

einen Besuch abzustatten, als die erstere sich ihres Auftrags entledigte und ihn bat, doch zuvor mit dem Vater zu reden.

„Was will der Alte von mir?“

„Ich weiß es nicht, Armin, ich denke mir aber, er wird mit Dir über Amtmanns Ernestine sprechen wollen.“

„Hat er schon Wind davon?“

„Nun, ich dachte mir, daß es besser sei, wenn ich ihn nach und nach darauf vorbereitete.“

„Und wie nahm er die Nachricht auf?“

„Er erwiderte gar nichts und bat mich nur, Dich bei Deinem nächsten Besuche zu ihm hinauf zu schicken.“

„Ich bin doch neugierig,“ sagte Armin lächelnd, die Stube verlassend und mit Doppelschritten die Treppe hinauf stürmend.

In wenigen Augenblicken stand er vor seinem Vater, und die Mutter, welche ihm leise nachschlich, horchend an der Stubenthür.

„Armin, ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu reden,“ begann der alte Pastor, nachdem er dem Sohne zum Willkommen die Hand gereicht hatte.

Armin ergriff einen Stuhl und setzte sich.

„Wie mir Deine Mutter pflichtgemäß mitgetheilt hat, hast Du ein Auge auf die Tochter des hiesigen Amtmanns geworfen; verhält sich die Sache so?“

„Ich will nicht leugnen, Vater, daß ich Ernestine schon von Kindheit auf geliebt habe.“

„Schon damals!? Also das Mädchen hat Dir im Kopfe gesteckt und ist demnach die Ursache Deiner Faulheit gewesen?“

„Ich bin kein Kind mehr, Vater!“

„Mein Kind bist Du immer, und ich bitte mich aus, daß Du nicht vergißt, daß ich Dein Vater bin dem Du Rede und Antwort zu geben hast! Wie kannst Du Dich unterstehen, ohne mein Wissen und Wollen eine Liebschaft anzufangen? Achtest Du mich so gering, daß Du es nicht der Mühe werth hältst, zuvor meine Erlaubniß dazu einzuholen? Habe ich Dich deshalb in der Zucht und Ermahnung zum Herrn erzogen, damit Du meine Lehren in den Wind schlagen sollst, und hast Du das vierte Gebot schon wieder vergessen? Wie heißt es?“ —

„Ich kenne es noch.“

„Wie heißt es? Sage es her!“

„Ich kenne es noch ganz genau.“

„Ich will es hören!“

Halb ärgerlich und halb zum Lachen geneigt, sagte Armin:

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden.“

„Gut, ich sehe, Du kannst es noch, nur schade, daß Du es nicht befolgst.“



„In der Wahl meiner künftigen Lebensgefährtin glaube ich das Recht zu haben, von der elterlichen Autorität absehen zu können,“ versetzte Armin.

„Niemals! und am wenigsten bei einem so wichtigen Schritte, wie die Ehe ist. Wie heißt Deine Ausverkorene?“

„Ernestine.“

„Ja, ja, ich erinnere mich; aber niemals werde ich meine Einwilligung zu Deiner Verbindung mit der Tochter des Amtmanns geben.“

Armin erblagte.

„Ich bitte Sie aber darum, lieber Vater.“

„Hast Du schon beim Amtmann um ihre Hand angehalten?“

„Noch nicht; dazu habe ich noch Zeit.“

„Noch nicht? heffentlich aber ist ihm das Verhältniß nicht mehr unbekannt; wenigstens wird Deine Liebste pflichtschuldigst schon mit ihren Eltern darüber gesprochen haben.“

„Nein, Ernestinens Eltern wissen es noch nicht, in welchem Verhältniß wir mit einander stehen.“

„Also auch Deine Liebste erkennt die elterliche Autorität nicht mehr an. — Himmel! was ist das jetzt für eine Jugend!“

Armin schwieg.

Nach einer kleinen Pause fuhr der Pastor fort: „Ich bin freilich fest überzeugt, Amtmanns Würden sich sehr glücklich schätzen und es sich zu einer großen Ehre anrechnen, den Sohn eines Predigers als ein neues Mitglied ihrer Familie mit aufzunehmen, ja, ja, das würde ihnen schon gefallen, aber ich wiederhole es Dir noch einmal: ich gebe Dir dazu nie meine Einwilligung. Man muß niemals nach dem Niedrigen, sondern immer nach dem Höhern streben.“

„Würde ich mich denn durch diese Verbindung erniedrigen, lieber Vater? ich meine doch, daß die Familie des Amtmanns eine sehr achtungswerthe ist.“

„Das mag sie sein, obgleich ich dies nicht unbedingt einräume, weil er sowohl wie sie die Kirche nur selten und höchstens an den Festtagen besuchen. Doch angenommen, sie ist eine achtungswerthe Familie, so wirst Du doch nicht leugnen wollen, daß Du Dich und mich durch diese Verbindung erniedrigen würdest.“

Armin starrte ihn verwunderungsvoll an.

„Das wüßte ich nicht,“ sagte er.

„Begreiffst Du denn nicht, Du Dummkopf,“ platzte der Alte ärgerlich heraus, „daß ein Pastor zehnmal mehr ist als ein Amtmann?“

(Schluß folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Wir haben kürzlich schon einmal erwähnt, daß die eleganten Damen wenigstens dreimal des Tages Toilette machen; der Grund davon liegt darin, daß es Mode ist, vormittags wollene Kleider, bunte Unterröcke und Stiefeln, abends dagegen ein langes Schleppekleid zu tragen. Im vorigen Jahre konnten die Damen sogar bei der Kaiserin von Frankreich in Fontainebleau in sehr kurzen Röcken erscheinen. Das ist nicht mehr erlaubt; nur das drapirte Kleid ist zu Ausflügen des Vormittags noch gestattet, durchaus nicht mehr zum Diner. Sobald man in dem Salon ist, muß das Kleid schleppen; die Damen tragen sogar solche lange Schleppekleider bei Spaziergängen in einem Park. Eine neue Kopfbedeckung bei solchen Spaziergängen ist eine Art von Kapuze von weißem Cashmir, mit Gold oder farbiger Seide gestickt, an einem kleinen Camail der ebenso gestickt ist, aber keine Franzen haben darf.

Des Abends trägt man meist Kleider von Organdi oder Gaze, mit Streifen oder einfarbig. Bald schimmert bunte Seide durch, bald ist der Anzug ganz weiß, immer aber ist der Rock außerordentlich weit und mit langer Schleppe. Dies scheint noch lange modisch bleiben zu wollen.

Eine wirklich hübsche Neuigkeit ist eine kurze Casaque mit kleinem runden Capuchon. Man trägt sie nicht blos im Seebade, sondern selbst in den Straßen von Paris, wo sie einen ganz angenehmen Effect macht. Nothwendig ist freilich, daß die Dame, welche diese Mode mitmachen will, keine hohen Schultern und etwas Embonpoint habe, sonst sieht sie weniger hübsch aus. Diese kleinen, niedlichen Casagues oder Paletots — gleichviel, wie man sie nennt — sind von Alpaca, Mohair, Linos oder Sultane, meist von sehr heller Farbe, silbergrau oder himmelblau, wenn man sich nicht gradezu an Weiß wagt, das freilich das hübscheste ist. Ein solcher kleiner Capuchon-Paletot wird mit Taffet in heller, aber abstechender Farbe gefüttert, das Blau mit Weiß, das Weiß oder Grau mit Blau, Paille, Rosa oder Kirschroth, und garnirt wird er ähnlich wie das Kleid; nur fügt man Schnuren und Troddeln an dem Capuchon hinzu. In den Seebädern trägt man solche Paletots auch in Roth mit Stickereien und Spitzeneinsatz, kurz, mit großem Luxus ausgestattet.

Die weißen Unterröcke, die eine Zeit lang durch die bunten verdrängt waren, brauchen jetzt Revanche; sie herrschen wieder allgemein und kaum begnügt man sich mit geglättetem Ausputz oder Volants daran — solche sieht man sehr selten — die Unterröcke zum Putz sind entweder reich mit Spitzen garnirt oder sie haben Spitzeneinsätze, was sehr brillant aussieht.



32 1865

ALLGEMEINE MODEZEITUNG

...  
N  
B  
fin  
bed  
will  
muß

Auz

mit  
von  
Leib  
an  
sehr  
und  
auf  
einer  
pure  
Till  
nich

das  
Fede  
und  
schw  
klein

von  
Kod  
sich  
der  
über  
ein  
chen  
klein  
Auf  
oben  
Krag  
glock

frem  
hina  
mod  
mit  
befin

An den Kragen und Unterärmeln, die meist am Rande durchbrochen sind, läßt man häufig ein buntes Band oder ein schwarzes Sammetband hervorsehen. Viele finden diese Mode sehr hübsch und nehmen sie an, ohne zu bedenken, daß, wer ein Band am Handgelenke tragen will, eine außerordentlich schöne und weiße Hand besitzen muß.

Wir erwähnen nur noch einen neuen und hübschen Auszug:

Kleid von silbergrauem Linos, unten auf dem Rode mit dreifachem Gefältel von himmelblauem Taffet, eines von dem andern durch gleichbreite Guipure getrennt. Das Leibchen hoch und ohne Ausputz außer oben und unten an den Ärmeln, die wie der Rock verziert sind. Der sehr lange Gürtel hat an den Enden ebenfalls Gefältel und Guipure. Dazu ein Paletot von demselben Stoffe, auf dem Rücken geschlitzt und vorn sehr weit offen über einer langen Weste von himmelblauem Taffet mit Guipureeinsatz. Hut von Reisstroh mit kleinem Kopf von Tülle, an dem sich ein langer Zweig von Bergiswurz nicht und ein Schleier von weißem Tüll befindet.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 32.

#### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Runder Strohhut mit schwarzem Sammetband, das mit weißen Spitzchen eingefast ist, mit zwei weißen Federn und einem leichten weißen Halbschleier; Kleid und Paletot von braunem Taffet, beide mit Posament und schwarzen Sammetbändern ausgeputzt; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Griechischer Haarputz mit blauem Bande; Kleid von leichtem Sommerstoff, weiß mit blauen Streifen, der Rock unten in kleine Vogen geschnitten, auf deren jedem sich ein kleiner Stern von blauem Sammet befindet und der durch größere Sterne solcher Art aufgenommen wird über einem Rode von weißem Linos, auf dem man unten ein Grecque von blauem Sammet sieht; sehr kurzes Leibchen und darunter ein anderes von weißem Linos mit kleinen blauen Sammetgrecques, die sich auch an der Außenseite der engen langen Ärmel wiederholen, um die oben herum kleine blaue Sammetsterne gesetzt sind; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Ohrglocken; Stiefelchen.

3. Runder Strohhut, an den Seiten hoch aufgetrempelt, vorn mit einem Vogel ausgeputzt, während hinten hinab ein Schleier fällt; Kleid und kurzer Paletot von modifarbenem leichten Stoff, der mit buntfarbiger Cashmirborte ausgeputzt ist, an welcher sich auch kleine Troddeln befinden; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Weißer Krepphut mit Blumenausputz; Kleid

von grünem Taffet mit einem hohen Leibchen, das sehr lange Schößchen hat, die mit schwarzen Sammetstreifen garnirt sind, welche von schmaler Guipure eingefast werden; enge lange Ärmel, ebenfalls mit Sammetstreifen garnirt; über den sehr weiten Rock hinunter läuft auf jedem Blatt ein schwarzer Sammetstreifen; unten öffnet sich jedes Blatt, so daß man den großgeglückelten weißen Rock sieht, über den ebenfalls schwarze Sammetstreifen laufen; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; kleiner Sonnenschirm; Stiefelchen.

### Anton Ascher.

(S. sein Portrait in Nr. 30.)

Anton Ascher, sicher wohl eines der originellsten Talente der modernen Bühne, ist in den zwanziger Jahren zu Dresden, von jüdischen Eltern, geboren. Anfangs für einen kaufmännischen Beruf bestimmt, trieb ihn ein unwiderstehlicher Hang zur Schauspielkunst, als er kaum dem Knabenalter entwachsen war, schon aus der Heimat fort in die Fremde zu kleinen, wandernden Truppen, bei denen er nun mehrere Jahre hindurch alle Leiden und Freuden des nomadirenden Komödiantenthums an sich selber kennen lernte und erprobte. Endlich des Glückes theilhaftig, Mitglied stehender und größerer Bühnen, so z. B. auch selbst des Hoftheaters zu Dresden zu werden, füllte er die betreffenden Stellen zwar ganz befriedigend aus, aber Ruf nach außen hin, überhaupt irgendwie hervorragende Bedeutung errang er damals noch nicht. Dies geschah erst, nachdem er zu Anfang der fünfziger Jahre nach Berlin gekommen und dort an dem eben neu begründeten Friedrich-Wilhelmsstädter Theater engagirt worden war. In Berlin, wo er nun etwa ein Decennium lang als allgemeiner und bevorzugter Liebling des Publicums verweilte, bildete sich seine Originalität aus, hier wurde er Schöpfer und Träger eines besonderen Faches, welches nach ihm sich „Fach Ascher“ benannt hat. Er ist jetzt — mit einem der glänzendsten Contracte — bekanntlich am Carltheater zu Wien engagirt, doch gehört sein ganzes Wesen und Sein, seine ganze Art zu gefallen und zu schaffen, der specifisch norddeutschen Komik an und in der süddeutschen Capitale macht er eben deshalb besonderes Aufsehen, weil man sich zu ihm in innerem Gegensatz fühlt. Dresden ist seine Heimat, sofern er da zur Welt kam — aber als seine geistige Heimat muß man unbedingt Berlin bezeichnen. Die „Metropole der Intelligenz“ hat diesen Jünger des Romus großgezogen und die Bewohnerschaft derselben ihn immer für einen der Ihren anerkannt. Ascher ist

der Berliner Bon vivant, Flaneur, Roué, wie er im Buche steht und wie er zu künstlerischen Gebilden benutzt werden muß: leichtsinnig, gutmüthig, salva venia großmüthig, sich überstürzend, vordrängend, vor Allem aber beißend und schlagend witzig, wie nur je der Kladderadatsch in seinen besten Stunden. Er ist ein humoristischer Sonderling, ein Original, eine Specialität, und will als solche beurtheilt, verstanden, genossen werden.

### Stahlstich N<sup>o</sup> 32.

#### Baron-Moses Montefiore.

Moses Montefiore, jetzt neunundsiebzig bis achtzig Jahr alt, seit langer Zeit als sehr reicher jüdischer Kauf-

mann in London und als außerordentlicher Menschenfreund bekannt, war der erste Jude, welcher Mitglied des Londoner Stadtraths wurde. Im Jahre 1847 ernannte ihn die Königin von England zum Baron und er hatte diese Auszeichnung vielleicht mehr als mancher andere verdient. Abgesehen von seiner fast grenzenlosen Wohlthätigkeit gegen Hilfsbedürftige, gleichviel welchen Glaubens, hat er sich seit einer langen Reihe von Jahren bemüht, seinen Einfluß und seine Geldmittel zur Linderung von Leiden und Bedrückung der Juden und Christen, namentlich in mohamedanischen Ländern anzuwenden; er machte zu diesem Zwecke sogar mehrere Reisen, wie vor etwa zwanzig Jahren nach Syrien und Constantinopel und, trotz seines hohen Alters, vor etwa einem Jahre nach Marocco. Seine Bemühungen hatten auch ziemlich Erfolg. Der alte Herr gehört jedenfalls zu den verehrungswürdigsten Männern unserer Zeit.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/4, 1/2 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

### Gicht- und Hämorrhoidalleidende

consultirt brieflich  
Dr Müller in Coburg.

Kranke dieser Art, welche in einen schriftlichen Verkehr mit ihm zu treten wünschen, wollen sich vorher durch seine Schriften, die in jeder Buchhandlung für ein Billiges zu haben sind, mit dessen Heilverfahren bekannt zu machen suchen

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt zugleich Accoucher, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit, und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zug esichert Adresse R. R. R. poste restante frei Weimar.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben:

### Des Sängers Lieblinge.

Zwölf Bildnisse berühmter Componisten des  
Männergesangs

in Stahlstich von A. Weger, mit biographischem Text  
von Müller von der Werra.

gr. 8. in feinem Umschlag broch. 15 Ngr.

### LEIPZIG.

Unter allen erprobten kosmetischen Mitteln gegen das

#### Ausfallen der Haare

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Schritten nimmt

#### Johann Andreas Hauschild's

vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Bedermanns einst ausliegende Dank- u. Anerkennungschriften, meist von Personen aus den höheren Ständen, bezeugen die Wirksamkeit desselben und fast sämmtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich

geworbenen Toilettenartikel sehr regelmäßig von mir.

#### Die Wirkung des Balsams ist überraschend!

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger fast gewordenen Stellen in unglaublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es Jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Hauschild's Balsam in Originalflaschen à 1 Thlr. 1/2 Fl. 20 Sgr., 1/4 Fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.

Leipzig, Dresdner Str. Nr. 2.

NEBEN DER POST.

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE N<sup>o</sup> 2.



*Nach einer Photographie*

*Stich u. Druck v. Weger Leipzig*

*Moses Montefiore, Bart*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Der englische Pastor.

Erzählung  
von  
Wilhelm Andraë.  
(Schluß.)

„Allen Respect vor einem Prediger und besonders vor Ihnen, lieber Vater,“ erwiderte der junge Forstmann, „aber ich kann mich von der Richtigkeit dieser Behauptung nicht überzeugen.“

„Das will der Amtmann auch nicht, der Esel, aber ich werde es ihm noch beweisen und den Leuten zeigen, daß der Hirt ihrer Seelen doch einen ganz andern Rang in der menschlichen Gesellschaft einnimmt als so ein Ackenmensch, vor dem die Leute auch nur aus Furcht den Hut abziehen. Deine alberne Liebshaft giebt mir eine günstige und willkommene Gelegenheit dazu. Du siehst mich so groß an, ja, ja, ich werde es euch beweisen, und Dir noch insbesondere, daß ich meine väterliche Autorität mir noch vorbehalten habe — verstanden?“

„Ich hoffe, lieber Vater, daß meine Bitten Ihr Herz doch noch erweichen werden,“ meinte Armin.

„Ich sollte denken, Du kennst mich schon lange genug, um zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß ich keine Wetterfahne bin und meine Entschlüsse niemals ändere.“

„Weshalb wollen Sie aber durchaus meinem Glück entgegen treten?“

„Ich habe länger gelebt und habe mehr Erfahrung als Du, muß also auch besser wissen als Du selbst, was Dir frommt.“

Armin merkte wohl, daß er zu einer unglücklichen Stunde zu seinem Vater beschieden worden sei und er für den Augenblick selbst durch Thränen dessen Starrsinn nicht brechen würde. Er hoffte auf eine bessere Stunde und eine günstigere Gelegenheit.

„Sie sind eigensinnig, Vater,“ sagte er ärgerlich; „aber meinethwegen! ich will doch sehen, ob Ihr Eigensinn oder meine Liebe den Sieg davon trägt!“

Nach diesen Worten schritt er, dem Vater einen

stummen Gruß zunicke, mit stolzen Schritten durch das Zimmer und entfernte sich.

Draußen trat ihm die plötzlich überraschte Mutter entgegen, der natürlich kein Wörtchen von der ganzen Unterredung entgangen war.

„Nun? was hat er von Dir gewollt, Armin?“

„Kannst's schon denken, Mutter.“

„Nicht wahr? er will seine Einwilligung nicht geben?“

„Nein.“

„Ach, darüber laß Dir kein graues Haar wachsen; kommt Zeit, kommt Rath.“

„Ja, das denke ich auch.“

„Ueberdies, weißt Du ja, Armin, ist der Vater ein alter Mann und wird nicht ewig leben.“

Während dieses halbblaut geführten Zwiegesprächs kamen sie unten in der Wohnstube an.

Armin ergriff seinen Hut und begab sich zum Amtshause, seine Mutter aber auf die nächste Nachbarschaft und erleichterte ihr Herz durch Mittheilung der soeben vernommenen Unterhaltung zwischen Vater und Sohn. Natürlich geschah dies unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit.

Wie ein in ein stagnirendes Gewässer geworfenes kleines Steinchen immer weitere Kreise zieht, bis sich dieselben an den Ufern brechen und allmählich wieder verschwinden, so verbreitete sich in Lambach, wo, wenn auch nicht das Wasser, so doch die Weltgeschichte stillstand, die wichtige Neuigkeit von Haus zu Haus, und nach wenigen Tagen schon drang dieselbe als ein dumpfes Geräusch zu den Ohren des Amtmanns und seiner Frau, ohne daß Beide auch nur eine Silbe von der ganzen Liebshaft wußten.

Sie hielten es für ein gewöhnliches Leutegeschwätz, wie dergleichen so häufig in dem Städtchen Lambach austauchte, und sie waren vernünftig genug, im Stillen darüber zu lachen. Auch Ernestine lachte recht laut auf, als die Mutter ihr erzählte, „was die Leute sagten;“ daß sie aber dabei bald erröthete, bald erblaßte, merkte diese nicht, weil Ernestine zufällig gerade eine Nadel fallen ließ, die sie recht eifrig sich bemühte, wieder aufzufinden.

Im übrigen war dieses Gerücht, welches Armin bei seinem nächsten Besuche nicht umhin konnte der Ge-



liebten als ein wahres zu bezeichnen, die Veranlassung daß das Liebesverhältniß Beider nur noch fester geknüpft wurde.

Sie sanken sich küßend in die Arme und schworen, allen Hindernissen Trost zu bieten und nie und nimmer von einander zu lassen.

Inzwischen ließ es der junge Forstmann nicht an Versuchen fehlen, den Vater umzustimmen. Als Vermittlerin diente ihm seine Schwester. Aber auch ihre Mühe blieb vergebens.

Da er sann Armin ein anderes Auskunftsmittel.

Er hatte eines Tages ein Reh und einige Rebhühner geschossen, und diese sollten nun der Schlüssel zum väterlichen Herzen werden.

Er ließ das Wild auf eine Schubkarre laden und durch einen ihm ergebenen Waldarbeiter seinem Vater zuführen.

Es geschah dies natürlich heimlich und deswegen beim ersten Morgengrauen, weil der Oberförster nichts davon merken durfte.

Als der Bote wieder zurückkehrte, brachte er Armin einen Brief von dem alten Pastor mit — es war der erste, welchen er von ihm erhielt.

Armin jubelte laut auf und hätte den Boten küßen mögen.

„Das hat geholfen!“ dachte er; „endlich hat er sich erweichen lassen.“

Er öffnete das Schreiben und las Folgendes:

„Mein Sohn! Du bist nicht der Erste, welcher den Versuch gemacht hat, mich zu bestechen. Es ist mir schon häufig vorgekommen, daß Leute, denen ein Familienglied gestorben war, welches durch sein sündhaftes Leben der Gemeinde Aergerniß bereitete, mir Schinken und Würste zugeschiedt haben, in der Erwartung, ich solle den Todten dann in der Leichenpredigt loben. Die Thörichten! sie kennen mich seit vierzig Jahren und sollten es billig längst wissen, daß sie mich durch alle Schätze der Welt nicht vom Wege der Wahrheit abführen können und ich immer und überall das Schlechte schlecht und das Gute gut nenne, vor allen Dingen aber auf der Kanzel. Frage Deine Mutter, ob ich mich jemals so schwach finden ließ, Geschenke anzunehmen. Wie ich nun aber meinen Beichtkindern gegenüber der Bestechlichkeit unzugänglich bin, ebenso bin ich es Dir gegenüber; denn ich kenne Deine Beweggründe und halte mich überzeugt, daß Du ohne Wissen und Willen Deines Principals, des Herrn Oberförsters, gehandelt hast. Es schmerzt mich tief, bemerken zu müssen, daß Du zu Deinem Ungehorsam und vielfachen andern Fehlern und Lastern nun auch noch das Verbrechen eines Diebstahls gefellst. Du wirst noch der Nagel zu meinem Sarge werden. Das gestohlene Wildbret schicke ich Dir

natürlich wieder zurück und setze voraus, daß Du niemals wieder einen ähnlichen Versuch, mich zu bestechen, machen wirst.

Dein tiefbekümmertes Vater.“

Was Armin beim Lesen dieses Briefes empfand, kann der Leser sich leicht denken.

Er rief den Boten wieder zu sich und fragte, wo er das Wild gelassen habe, da doch die Karre leer sei.

„Ei, Herr Robertson, das hat ja die Frau Pastorin, Ihre Mutter, gleich in den Keller getragen; sie läßt sich auch schönstens bedanken.“ —

Armin konnte es nicht unterlassen, seinen empörten Gefühlen gegen den Vater wiederum Worte zu leihen. Er beantwortete den empfangenen Brief daher in einer recht derben Weise und schloß damit, daß es keiner Macht der Erde gelingen würde, die Liebe zu der Tochter des Amtmanns aus seinem Herzen zu reißen, und er den väterlichen Grillen zum Trost dennoch einst sein Ziel zu erreichen hoffe.

Diese Entgegnung setzte aber bei dem Alten sehr böses Blut. War er schon vorher nicht gewillt, den Wünschen des Sohnes zu willfahren, so setzte er jetzt seinen Stolz und seine Ehre darein, den mit Armin begonnenen Kampf siegreich zu Ende zu führen, und jetzt um so mehr, als ihm kurz zuvor hinterbracht worden war, daß diese Angelegenheit im Orte längst kein Geheimniß mehr sei. Der Kampf war also jetzt gewissermaßen ein öffentlicher geworden.

Da die bisherigen Anstrengungen des alten Pastors, seinen Sohn zur Nachgiebigkeit zu zwingen, fruchtlos waren, so fiel er auf ein neues, höchst eigenthümliches und sinnreiches Mittel, von welchem er sich einen sichern Erfolg versprach.

Nun staune, lieber Leser, aber sei versichert, daß ich Dir die lautere Wahrheit berichte!

Der englische Pastor ließ sich nämlich seinen Sarg machen, und zwar einen weiß angestrichenen, weil ihm die schwarze Farbe verhaßt war. Der Tischler wurde aber zugleich beauftragt, dieses sein letztes Häuschen nicht eher zu bringen, als bis er es ihm sagen lassen würde.

Er beabsichtigte nämlich, sich den Sarg erst bei seines Sohnes nächstem Besuche im elterlichen Hause schicken zu lassen, damit der Eindruck desselben auf Armin um so überwältigender sei.

Dieser für den Alten so heiß ersehnte Zeitpunkt erschien endlich.

Eine Viertelstunde nach Armins Ankunft wurde auch der Sarg in Begleitung einer ungeheuern Schar hüpfender und springender Knaben und Mädchen in die Pfarre getragen.

Armin, welcher zufällig am Fenster saß, erblaßte bei diesem Anblick.

„Was ist das, Mutter?“ —

„Was giebt's denn?“ —

„Siehst Du nicht, da wird ja ein weißer Sarg hergetragen!“ —

„Herr Jesus!“ rief Mathilde, die sich mit ihrer Mutter zugleich erhoben hatte und an das Fenster geeilt war — „Herr Jesus! er wird ja hier ins Haus gebracht!“

„Was soll das bedeuten?“ fragte Armin.

„Na nun wird's aber Tag! den hat sich ganz gewiß der Alte machen lassen!“ sagte die Pastorin.

Mathilde fing an zu weinen und setzte sich in den äußersten Winkel der Stube.

„Läge er doch schon drin, dann lebte er der Welt nicht mehr zum Scandal!“ rief Armin empört aus, gleichfalls vom Fenster zurücktretend.

„Aber, Armin!“ sagte Mathilde vorwurfsvoll.

„Ja, Mathilde, Armin hat Recht,“ meinte ihre Mutter, „am besten wäre es für ihn und für uns.“

„Und für die ganze Gemeinde,“ setzte der junge Forstmann hinzu.

Der Sarg wurde hinaufgetragen und eine Viertelstunde später hatte sich der Menschenhäuel, welcher aus der Nachbarschaft noch einen bedeutenden Zuwachs erhielt, wieder abgewickelt.

Das Städtchen Lambach hatte nun mit einem Male einen recht interessanten Unterhaltungstoff gewonnen, der wenigstens ein Jahr vorhielt. —

Der englische Pastor klingelte nach der Magd.

„Mein Sohn soll herauf kommen!“

Armin folgte dem Befehle.

Sein erster Blick fiel auf den Sarg, welcher neben dem Arbeitstische des Vaters stand.

„Sie haben befohlen, Vater —“

„Kennst Du dieses Ding da?“ Der Pastor wies bei dieser Frage auf den Sarg.

„Seltsam genug nimmt es sich in der weißen Farbe aus, ich vermüthe aber, es soll ein Sarg sein.“

„Richtig.“

„Für wen er indes bestimmt ist, kann ich nicht errathen, da wir meines Wissens keine Leiche im Hause haben.“

„Das kannst Du nicht errathen? wirklich nicht?“

„Nein.“

Der Alte blickte ihn, auf seinen Stab gestützt, eine Zeit lang schweigend an, dann sagte er: „Es ist mein Sarg, in den mich Dein Ungehorsam bringen wird, und zwar in nicht gar ferner Zeit, denn ich fühle es, daß in Folge meines Kammers über Dich, den verlorenen Sohn, meine Kräfte merklich abgenommen haben und daß mein letztes Stündlein sich mit Riesenschritten nähert.“

„Meines Wissens habe ich Ihnen keine Veranlassung, über mich ungehalten zu sein, gegeben,“ meinte Armin, „im Gegentheil ist es mein alleiniges Bestreben, Ihnen Freude zu bereiten, aber Sie stoßen ja meine Gaben sowohl wie mich selbst immer lieblos von sich zurück. Wenn meine Liebe zu meiner Jugendgespielin Ihnen Kummer macht, so bedauere ich dies — kanns aber nicht ändern, denn die Liebe kennt keinen Imperativ.“

„Aber ich kenne ihn! ich, Dein Vater!“ schrie der alte Mann im Ausbruch der höchsten Zorneswuth und stieß seinen Stock mehrmals mit solcher Heftigkeit auf den Boden, daß sich einige Kalkstücke von der Wand ablösten und die von ihm sorglich gepflegten Spinnen in ihre Schlupflöcher eilten.

Der Pastor hatte in frühern Jahren zuweilen an Krampfanfällen gelitten, die aber, wie sein hohes Alter bewies, nicht von nachtheiligen Folgen gewesen und schon seit lange nicht mehr wiedergekehrt waren.

Er hielt sich schon längst für immer davon befreit.

Aber in Folge dieser seiner maßlosen Erregtheit, seines Eifers und Zornes kehrte in diesem Augenblick ein solcher Anfall mit verdoppelter und seiner Aufregung entsprechender Heftigkeit zurück.

Er wollte noch weiter toben, aber die Stimme versagte ihm den Dienst; er öffnete die Lippen, aber der Schmerz verschloß sie ihm wieder. Sein Blick, eben noch so jugendlich feurig und wild, wurde matt, Todtenblässe bedeckte sein Gesicht und kraftlos sank er unter heftigen Krämpfen vor seinem Lehnstuhle zusammen.

Armin hob ihn rasch empor, aber er hielt bereits eine Leiche in seinen Armen.

Am Abende desselben Tages lag der englische Pastor schon in seinem weißen Sarge, in welchem er auch unter großer Theilnahme der Stadtbewohner beerdigt wurde. Er war der erste Geistliche des Orts, den man nicht in der Kirche, sondern auf dem öffentlichen Friedhofe bestattete.

Dem jungen Forstmanne, der den Verlust kaum tiefer als seine Mutter empfand, stand nun in seiner Liebe Niemand mehr hindernd im Wege.

Ernestinens Eltern, welche durch einen ihre Kräfte weit übersteigenden Aufwand und ein luxuriöses Leben in eine bedeutende Schuldenlast gerathen waren, von der übrigens bis dahin nie ein Mensch, auch der Verstorbene nicht, eine Ahnung gehabt hatte, konnten sich nicht veranlaßt finden, bei der Wahl eines Schwiegersohnes große Ansprüche zu machen, sondern mußten schon zufrieden sein, wenn sich nur eine einigermaßen passende und günstige „Partie“ für ihre Tochter bot.

Daher nahmen sie auch das gemeinsame Liebesbekenntniß Armins und Ernestinens mit freundlichem Wohlwollen, ja mit sichtbarer Freude auf und feierten

das Fest der Verlobung im Familienkreise in heiterster Stimmung.

Das Glück fügte es auch, daß Armin kurze Zeit darauf eine selbständige Stellung als Unterförster erhielt, die er bei seiner Jugend jedoch lediglich dem Einflusse seines Schwiegervaters verdankte, welcher vor dem Ausbruche des Concurfes wenigstens das Glück seiner Tochter begründen und dieselbe versorgt wissen wollte.

Auch Armins Schwester, Mathilde, verheiratete sich später und zwar gleichfalls an einen benachbarten Forstmann; die Mutter aber nahm Armin zu sich. Sie fand zu ihrem Leidwesen indes bei der einsamen Lage der Forstwohnung nur noch wenig Gelegenheit, Neuigkeiten zu erfahren und weiter zu tragen. Daher bestand fortan ihr größtes Vergnügen darin, ihre Schwiegertochter von ihrem „wunderlichen“ seligen Manne zu unterhalten und ihr einzelne noch unbekannte Züge aus dem Leben desselben mitzutheilen.

Das habe ich nun meinen freundlichen Lesern und Leserinnen gegenüber auch gethan. Sollte denselben die Geschichte von dem englischen Pastor ein heiteres Stündchen bereitet haben, so bin ich gleichfalls erfreut, den alten wunderlichen Kauz der Vergessenheit entrisen zu haben.

### Zwei Nebenbuhlerinnen.

Am 15. November 1831 befand sich das musikalische Paris in ungewöhnlicher Aufregung. Am nächsten Abend sollte Mozarts Don Juan gegeben werden. Die berühmtesten Sänger der italienischen Oper wollten darin auftreten: Rubini, il divino, sang den Ottavio, Lablache den Leporello, ein schöner junger Ronconi den Don Juan. Die Donna Elvira war in den Händen der reizenden Guilia Grisi, und von der Zerline hatte man gehofft, daß sie der angebetete Liebling Italiens und Frankreichs, Maria Malibran Garcia, singen werde, die heutigen Bettel verkündeten aber zur allgemeinen Bestürzung das Unwohlsein der zauberischen Frau, und so trat eine ganz untergeordnete junge Anfängerin an ihre Stelle. Aber die Donna Anna? — Nun, die Donna Anna war eben das erwartete Wunder, das so viel von sich reden machte: eine Deutsche wollte sie singen, eine Frau, deren Erscheinung und Stimme in der deutschen Oper man sich aus der Sturmzeit des vergangenen Jahres, wo sie flüchtig aufgetaucht, kaum noch erinnerte — Wilhelmine Schröder-Devrient. — Man entsann sich nur, daß sie schön — das war Alles.

— Ob sie auch schön gesungen, wußten nur höchstens noch einige Musiker. — Daß sie aber in fremder Sprache und neben den Koryphäen der italienischen Oper ein Debut wagte, war eine Kühnheit, die zur Folge hatte, daß sämtliche Billets zu dieser Vorstellung schon seit Wochen zu enormen Preisen aufgekauft waren. Man war doch gar zu neugierig, den Muth der Fremden in nächster Nähe zu betrachten. Das Publikum hatte damals seine Bevorzugten, neben denen es keinen Andern zu dulden entschlossen schien. — Die Pasta stand eben auf der Sonnenhöhe ihres Ruhms als tragische Sängerin, die blendende Guilia Grisi blühte auf, und die hinreisende Malibran, gleich groß in tragischen wie in lyrischen Partien, war mit vollem Recht der Abgott der Musiker wie der Laien. — Wie konnte eine Ausländerin wagen, sich mit solchen Größen messen zu wollen? Immer und immer wieder drängte sich dieselbe Frage auf. — Daß die Malibran eine ihrer höchsten Glanzrollen, die Zerline, aus den Händen gab für diese Vorstellung, erregte allgemeines Erstaunen und erfuhr die mannigfaltigsten Auslegungen. „Die Deutsche ist ihr nicht ebenbürtig — sie mag mit ihr nicht singen!“ hieß es. „Sie hat ein volles Recht, ein tadelloses Ensemble zu verlangen — sie singt nur mit der Pasta als Anna.“ An eine wirkliche Erkrankung der Gefeierten glaubte Niemand, aber die Spannung der Erwartung wuchs mit jeder Stunde.

In einem kleinen eleganten Salon saßen an jenem Vorabend des großen musikalischen Ereignisses einige Frauen und Männer um den Kamin, in jenem halblauten traulichen Geplauder, das der Franzose so anmuthig „causer“ nennt. — Hell flackerte das Feuer und warf seine unruhigen Lichter auf die verschiedenen Gestalten. Es war fast die einzige Beleuchtung, denn zwei Girandolen mit brennenden Kerzen hatte man mit Absicht in dem entferntesten Winkel ihren Platz angewiesen, das Halbdunkel gehörte eben zum „causer“. — Ein aufgeschlagenes Klavier stand an der Wand, im Winkel daneben lehnte eine kostbare Harfe. — Blumen blühten in Schalen von Onix und Lapis lazuli in allen Ecken und verbreiteten jenen süßen unbeschreiblichen Duft, der an den ewigen Frühling des Südens erinnert. — Die grünen Seidenvorhänge des Fensters waren zugezogen, die Läden geschlossen, der bitterkalte November-Regen, der draußen an die Scheiben schlug, erschien wie ein leises Nieseln. — Wie köstlich sich so plauderte! — Es waren vornehme Erscheinungen, die sich hier zusammengefunden in dem exclusiven Salon einer gefeierten Frau, bedeutende Menschen, charakteristische Männerköpfe und fesselnde Frauen, eine auserlesene Künstlerge-

fellshaft. — In einem tiefen Armsessel saß eine kleine üppige Frau in hellblauem Atlas, ein Schleiertuch turbanartig durch das dunkle Haar gewunden. Hals und Arme waren frei und mit Perlenknäuren und Spangen geschmückt. Ihr kluges ausdrucksvolles Gesicht hatte sie eben einem großen ungewöhnlich starken Manne zugewandt, der neben ihr sitzend mit der vollen Lebhaftigkeit des Italiensers zu ihr sprach. Die weißen Zähne blitzten zwischen den vollen Lippen des Redners und seine Augen begleiteten mit ihrem Leuchten und Lachen die Rede. Er schilderte seiner Zuhörerin eben eine jener zahllosen tollen Scenen aus seiner Jugendzeit, nämlich den ersten Fluchtversuch aus dem Conservatorio della Pietà de Turchini in Neapel. Es war Luigi Lablache, der gefeierte Bass-Buffo, der mit seiner noch berühmteren Freundin Guiditta Pasta redete. — Rubini, sein College, der erste Tenor der Welt, stand nicht weit von ihm über den Sessel der schönen jungen Giulia Orifi geneigt, und bot alle seine Beredsamkeit auf, sie zu überzeugen, daß kein Mann der Welt sie mehr bewundere als eben er. — Die Sängerin sah zu ihm mit schelmischen Lächeln auf. In ihrem reizenden Gesicht stand der volle Sonnenschein des Glücks. Jung, gefeiert, wie sie war, dachte sie nur daran, diese Jugend zu genießen und lachte ihre zahlreichen Anbeter aus, die sich mühten, mehr als das Interesse eines Tages von ihr zu verlangen. Wie eine Königin herrschte sie über die Männerwelt. Wußte sie doch, daß Jeder, der ihrer Schönheit widerstanden hätte, doch unfehlbar dem Zauber ihrer silbernen Stimme erliegen mußte, deren Klang an den Sockenton der Pasta erinnerte, deren Ausdruck aber noch jene düstere Leidenschaft, jenes mächtige Pathos vermissen ließ, durch die der Gesang der Pasta so mächtig wirkte. Ein paar niedliche Schauspielerinnen vom theatre français saßen weit genug entfernt, das Gesülster Rubini's nicht zu hören. Sie beschäftigten sich angelegentlich mit einem sehr jung und sehr leidend aussehenden Mann mit großen melancholischen Augen. Er hatte soeben erklärt, am morgenden Abend die Oper nicht besuchen zu wollen und auf die Frage warum? geantwortet: „Eine blonde Frau kann keine Donna Anna singen.“ Dieser Ausspruch rief eine Flut von Spottreden hervor, mit der ihn seine gewandten Nachbarinnen nedisch überschütteten. Wenig nur wehrte er sich, der Mann mit dem schwärmerischen Blick, überhaupt trug sein ganzes Wesen den Stempel äußerster Bescheidenheit und Schüchternheit. Und doch feierte die ganze musikalische Welt diesen Mann — es war Vincenzo Bellini.

Seine Opern machten die Kunde auf alle Bühnen, man nahm sie mit Entzücken auf, man jubelte jeder neuen Schöpfung entgegen, aber der kaum 24jährige Schöpfer selber entzog sich, mit Aengstlichkeit fast, jeder Ovation. — Man sagte ihm nach, daß eine glühende, unerwiderte

Leidenschaft seinen zarten Körper zerstöre, und seiner Seele jene süßen, schwermüthigen Melodien einflöße, die ihn so schnell zum Liebling der Frauen gemacht. Seine schwache Gesundheit, seine große Erregbarkeit und unermüdlige Thätigkeit verursachten seinen Freunden große Sorgen. — Man behütete und bewachte ihn wie ein Kind. — Eines Tages aber hatte er sich dieser Beobachtung plötzlich entzogen und war nach Paris abgereist, trotz der rauhen Jahreszeit, trotz des Verbotes seines Arztes, trotz der Bitten seiner Verwandten. — Und da saß er denn nach langer beschwerlicher Reise in dem kleinen Salon der Frau, die für ihn der Inbegriff aller Schönheit, deren Augen das Licht seiner Seele, deren Lippen sein Herz und seine Sinne berauschten, deren Stimme für ihn die süßeste der Welt — kaum zwei Schritte entfernt von Maria Malibran-Garcia.

Es war eine wunderbare Liebe, diese hingebende Leidenschaft des Musikers für diese Frau, die seine Schöpfungen nicht nur sang, sondern sie zum zweiten Male schuf. Wie er sie kennen gelernt, diese Nachtigall des Südens? Seltsam genug. — An einem Frühlingsabend wars, als Vincenzo Bellini in Venedig ankam. Weshalb er diese Reise von Florenz, wo er eben lebte, nach Venedig gemacht, wußte er selber kaum. Es war vielleicht in einem jener Momente der Ruhelosigkeit geschehen, wie sie zuweilen über ihn kamen. Aber er reiste nicht allein. Ein treuer alter Freund, der Arzt seines Vaters, begleitete ihn. An seinem Arme schlenderte er über die Piazzetta. Ein Faccchino bot den Fremden Theaterzettel, eine neue fremde Sängerin aus New-York trat in seinem Pirata als Imogen auf: Maria Malibran-Garcia. Halb neugierig, halb aus Langerweile traten sie in eine verdeckte Loge nahe der Bühne. — Bellini zog die Vorhänge zu — seine Musik begann — das Ritornell der ersten Arie zog durch das Haus — tiefe Stille herrschte — die Sängerin setzte ein. — Großer Gott, welche Stimme, wer sang so — wer konnte so singen? Hatte er wirklich diese zauberischen Töne, diese weichen, schmelzenden Melodien erdacht? — Er riß den Vorhang zurück, er stützte sich auf die Brüstung mit zitternder Hand. Sein ganzes Wesen gerieth in Aufruhr. Todtenbleich, mit wildschlagendem Herzen starrte er auf die Bühne, auf die kleine elfenhafte Gestalt, die dort erschienen war, er blickte in ein süßes blaßes Gesicht, eingefast von nachtschwarzen Haaren, zart wie ein Traum, er sah dunkle wunderbare Augen, die von einer glühenden Seele redeten. Regungslos stand er den ganzen ersten Akt. Dann ging er mit seinem treuen Begleiter auf die Bühne und fragte nach Maria Malibran. Man kannte die Fremden nicht und wies sie zurück.

„Sagt ihr, es sei Vincenzo Bellini, der sie sprechen wollte,“ flüsterte der junge Mann dem Freunde zu. Es geschah und einen Augenblick später stand ein heiter

lachendes Kind vor ihnen. Keine Spur mehr von der tragischen Sängerin war da.

„Wo ist Bellini il Maestro,“ fragte sie erregt, und die glänzenden Augen glitten rasch an dem Antlitz Vincenzos vorüber, um auf den ehrwürdigen Zügen des dottore zu haften.

Ein schelmisches Lächeln glitt über die Lippen des alten Herrn unter diesem Blick.

„So laßt Euch gleich zur Stelle danken für Eure herrliche Musik,“ sagte sie zu ihm, und ehe er sich versah, hing sie an seinem Halse und ein Kuß, duftig wie ein Rosenblatt, das der Wind uns ins Gesicht weht — berührte seine Wange.

„Da habt Ihr Eure Strafe, Vincenzo,“ rief der dottore fast erschrocken. Und die Hand seines jungen Freundes ergreifend, zog er ihn hastig näher heran und sagte:

„Das war nur eine Probe, Signora, jetzt erst kommt die wirkliche Aufführung — hier ist der Mann, der jenen süßen Lohn verdient, der einem Unwürdigen geworden — da seht den wirklichen Vincenzo Bellini. —“

Aber Maria Malibran-Garcia ließ es trotz der bittenden Augen, die sich zu ihr erhoben, bei dieser Probe bewenden. Lachend und erröthend gestand sie, daß sie sich den Maestro nimmer so jung gedacht. —

Seit jener Stunde componirte Vincenzo Bellini fortan jede Oper nur für Maria. Ob er dabei auf den versäumten Lohn hoffte? — Ob er eben deshalb so unermüdlich fleißig war? — Chi lo sa? — Gewiß ist nur, daß mit jeder Note, die er in Gedanken an sie niederschrieb, die Flammen der Liebe für die wunderbarste aller Sangerinnen höher und heller emporstiegen.

Und Maria? — Ihr junges Herz war schon durch die Schule herber Leiden gegangen. Eine unglückliche Ehe, die sie in ihrem sechzehnten Jahre geschlossen, diese härteste aller Gefangenschaften, gegen welche die Einsamkeit einer Isolirzelle noch ein Paradies, hielt sie gefesselt und konnte noch nicht gelöst werden, so schwer auch Maria an dieser Fessel trug. Ihre leidenschaftliche Seele war eben von einer lebhaften Zärtlichkeit für den schönen Violinspieler de Veriot erfüllt — diese Neigung nahm sie völlig gefangen. Für den armen Bellini stand nur noch der wohl temperirte Salon der Freundschaft offen. —

Nur kurze Zeit verweilte sie in Italien, um dann in Paris aufzutreten, wo ihre reizende Erscheinung und die geniale Art ihres Gesanges im Sturm alle Herzen gewann. — Sie war gleich groß in hochtragischen Partien wie in coquetten, eine unvergleichliche Norma, die sich neben der Pasta behauptete, die bezauberndste Rosine und Zerline, und eine hinreißendere Desdemona

als sie hat nie die Stirn an die Harfe gelehnt und das todestraurige

„Nessun al piè dun salice“

gesungen. —

Und Vincenzo Bellini lebte weiter ohne sie, aber er schrieb die Straniera für die Geliebte, die Norma und Beatrice di Tenda, und mit den fast vollendeten Montecchi und Capuleti fuhr er eines Tages voll wahnsinniger Sehnsucht heimlich von Venedig nach Paris. Trotz seiner kranken Brust war er in unaufhaltsamen Jagen gereist. — Es dünkte ihm aber eine kleine Fahrt, als die Thürme von Notre-dame auftauchten, er wäre ja bis ans Ende der Welt gezogen, um sie zu finden. Und jetzt? Da saß er in ihrem bequemsten Armstuhl ihr gegenüber und eben sagte sie mit ihrer süßen Stimme zu ihm:

„Vincenzo, wollt Ihr nicht näher rücken zum Kammin — ich denke, es ist dort zu kalt für Euch!“

„Zu kalt!“ und er siebte.

„Kommt doch hierher!“ begann sie von neuem. Und dabei wies sie mit der Spitze ihres Kinderfußes auf ein Tabouret dicht vor ihr.

„Nein, es ist gut so —“ antwortete er und legte die Hand über die Augen, „laßt mich hier!“

Er wußte, daß sie sich nicht nach seiner Nähe sehnte, daß sie sich eben nur wie eine zärtliche Schwester um ihn sorgte. Veriot, sein glücklicher Nebenbuhler, saß ja neben ihr und die Augen der Liebenden begegneten sich so oft, versenkten sich so tief in einander und ihre Gespräche waren so leise und abgebrochen.

Vincenzo Bellinis kurzer Husten erregte heut Abend allgemeine Besorgniß — Maria Malibran allein schien ihn diesmal nicht zu hören. —

Später wurde das Gespräch allgemein — man redete von der morgenden Vorstellung. Die Deutsche hatte nur um eine Generalprobe am Tage der Aufführung gebeten, da sie von der Reise ermüdet sei, mit dem Kapellmeister jedoch die Partie der Donna Anna durchgenommen. — Rubini war es, der eben erzählte, daß der sonst so besonnene Mann ganz berauscht zu ihm gekommen: sie ist ein gewichtvolles Weib und singt so schön, wie sie aussteht. Sie möchte auch als Desdemona auftreten und als Imogen.“

„Das soll sie nicht!“ rief jetzt Bellini heftig dazwischen. Die Augen der Malibran leuchteten.

„Recht so!“ sagte sie. „Das sei die Strafe der Uebermüthigen, die demselben Capellmeister, der so begeistert von ihr geredet, ein so keckes Wort zu sagen gewagt.“

„Was ist’s?“ riefen verschiedene Stimmen durcheinander.

„Laßt’s Euch von Rubini erzählen!“ lächelte die schöne Frau. —

„Nein, heut Abend nicht — — erst nach der Vorstellung — — aber dann gewiß — hier im Salon der Frau Maria, unserer huldreichsten Königin.“

„Von der Ihr Alle morgen Abend treulos abfallen werdet um ein paar blonder Flechten und üppiger Schultern willen. Einer allein wird ihr treu bleiben — und diesem Einen zu Liebe singt sie auch eine gewisse kleine Romanze, die sie diesen Morgen in Blumen versteckt gefunden.“

Sie erhob sich bei diesen Worten und trat zu Bellini. Ihre weiße Hand sank auf seine Schulter.

„Ihr wißt, wen ich meine,“ flüsterte sie „und Ihr sollt auch Eure Romanze begleiten.“

Und sie sang ein süßes, träumerisches Lied, schwermüthig wie das Mondlicht, wenn es in einen von Bäumen umrauschten See fällt, klagend wie das Lied der Nachtigallen, wenn der Frühling scheidet:

„vaga luna che inargenti  
 Queste rive et questi fiori  
 — — — — —  
 n'el amor — n'el amor“

verhauchte es. —

„Kind, ich gäbe die Hälfte meines Ruhmes hin, wenn ich Lieder zu singen verstände wie Du,“ sagte die Pasta und umarmte ihre Nebenbuhlerin. — Die Grisi feuerte — der heitere Lablache war ernst geworden und Rubini sumnte leise nach: n'el amor — n'el amor.“

Beriot war aufgestanden. Geräuschlos nahm er die Geige aus dem Kasten, der zu den Füßen des Klaviers stand. Dann trat er neben Bellini hin, der in sich versunken wie im Traum mit den schlanken Fingern über die Tasten glitt, fiel leise ein und folgte ihm. — Ein Wettgesang entstand nun, wie ihn Keiner der Anwesenden je gehört, Keiner ihn wieder hören sollte. — Das Thema des wunderbaren Duetts bildete das eben gesungene Lied — bald der Eine, bald der Andere nahm es auf — variierte es, bald hier bald dort tauchte es empor, wie eine bleiche Wasserrose auf sanft bewegten Wellen schwimmend:

„vaga luna che inargenti —“

„Also Maria Malibran will morgen wirklich krank sein?“ fragte die Pasta beim Weggehn. „Woher dieser plötzliche grausame Entschluß? Geben Sie den Gedanken auf, kleine Eigenstinnige. Und wenn nicht, so kommen Sie doch jedenfalls in meine Loge. Sie wissen, daß allda ein Winkelchen ist, wo Niemand die treulose Zerline zu entdecken vermag.“

„Nein, ich danke, ich bin wirklich krank, der Kopf, meine Augen — sie brennen und schmerzen,“ antwortete

Maria Malibran und legte die Hand an die Stirn. „Vielleicht habt Ihr Zeit, nach der Vorstellung mir armen Verlassenen zu erzählen, ob Rubini und Lablache Fiasco gemacht neben dem deutschen blonden Wunder.“

Vincenzo Bellini war der Letzte, der Abschied nahm. „Wißt ihr, was die Stolze dem Kapellmeister geantwortet, als er sie fragte, ob sie wirklich den Muth habe, das Italienische mit Italienern zu singen? „Wenn die Italiener den Muth haben, meinen deutschen Mozart zu singen, erscheint mein Muth ein Kinderpiel.“ Wüßte Giulia Grisi von dieser Rede, so würde sie die Elvira nicht singen — aber Rubini hat mich zu schweigen.“

„Darf ich Euch gestehn, daß mir diese Antwort gefällt?“ sagte Bellini lächelnd. „Ich werde nun hingehn und diese Frau singen hören.“

„Aber in der vergitterten Loge nahe an der Bühne — denn dahin würde ich Euch erlauben mich zu begleiten — ich bestellte sie für mich — aber Niemand darf darum wissen. Da, die Hand darauf. Also auf Wiedersehn! Gute Nacht, mein Freund!“

(Schluß folgt.)

## Modenbericht.

(M.) Die Herrenmoden sind jetzt völlig stationär und nur hier und da zeigen sich einige Andeutungen von dem, was die Moden wahrscheinlich im Herbst sein werden.

Die Anzüge in der Stadt zeichnen sich noch immer durch die elegante Jaquette mit etwas langer und breiter Taille und niedrigem Kragen aus, der in ziemlich große Revers ausläuft. Der Derby unterscheidet sich von der Jaquette durch längere und breitere Taille und dadurch, daß er weniger anschließt. Er ist das Kleidungsstück der eleganten Jugend.

In den Fracks und Röcken ist gar keine Veränderung eingetreten.

Die Kopfbedeckung besteht entweder in einem Touristenhute oder in einer Mütze von dem Stoffe des Anzugs, der von Tuch oder Sammet mit halbdunkeln Streifen ist.

(F.) Die Schleppler sind noch immer die modischsten, z. B. Kleid von lila Seide, paille gestreift, mit langer Schleppe; hohes Leibchen ohne Aermel mit rothem Gürtel und großer Schnalle; die Schößchen gezackt und mit sehr schmalem rothem Sammet garnirt.

Der kleine Spitzenschleier, der Maskenschleier, bleibt der einzige, den man auf einem runden Hute trägt; er

drapirt sich anmuthig auf den Federn. Auf den Empire-Hüten dagegen ist nur der weiße Tüllschleier möglich.

Der größte Theil der eleganten Welt ist auf Reisen oder in Bädern. Führen wir einige Anzüge an, welche die eleganten Damen da tragen.

Morgen-Promenadeanzug: Kleid mit zwei Röcken, der untere von grünem Tasset, der obere von gestreiftem Muslin, durch Schleifen von grünem Tasset gerefft; grünes Tassetleibchen mit breitem Gürtel von eben solchem Tasset. Langer Paletot von gestreiftem Muslin wie der obere Rock, mit grünem Tasset gefüttert und mit einer weißen Spitze unter der grünen Kuche.

Kleid von schwarz und weißgestreiftem Vinos mit einem Besatz von schwarzem Tasset, an dessen Rändern sich Stahlperlen befinden; Paletot von ponceau Cashmir mit schwarzem Spitzenbesatz.

Kleid von staubgrauem Foulard mit kleinen blauen Sternen und unten herum, um den Hals wie an den Ärmeln oben und unten mit blauem Tasset ausgeputzt; dazu ein breiter Schärpengürtel von Tasset, der hinten gebunden ist; Paletot von weißem Cashmir, mit weißem Tasset gefüttert und mit einem Capuchon, der eine Troddel von Flockseide hat.

### Modenblatt № 33.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Kopsputz à la Mad. Tallien mit blauen Sammetbändern; Toilette von leichtem Sommerstoff und zwar Kleid einfarbiger, bläulicher Stoff, mit hohem Leibchen ohne Ärmel, aber mit sehr großen und breiten Schößen, der Rock vorn offen und überall mit dunklem blauen Band und Kuchen von blaugestreiftem Zeug besetzt; zweiter Rock und Ärmel von weiß und blaugestreiftem Stoffe; kleiner Spizenträger; Spizennanschetten; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

2. Runder Strohhut, vorn mit weißen Federn, hinten mit einer Schleierschleife von Gaze ausgeputzt; Rock von grüner Seide, hinten mit einem Streifen, der an beiden Seiten mit schwarzem Sammetband und weißen Spitzen garnirt ist und in der Mitte eine Reihe von weißen Knöpfen hat; Westenleibchen, ebenfalls mit schwarzen Sammetstreifen und weißen Spitzen besetzt; Ärmel von weißem Muslin; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Brauner Strohhut, vorn mit einer schwarzen Feder, hinten mit einem schwarzen Spizenschleier; Kleid von Foulard mit zwei Röcken, die mit schwarzen Sammet-

streifen garnirt sind; kleiner Paletot von demselben Stoffe, ebenfalls mit schwarzen Sammetstreifen ausgeputzt; Korallenohrglocken; rothes Cravattenband; Leinwandstulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Drei Kinderanzüge nach der neuesten Mode.

### Stahlstich № 33.

Karl Weise.

(Nach einer Photographie.)

Wir freuen uns, unsern Lesern ein gelungenes Bild des neuerdings so bekannt und beliebt gewordenen Volksdichters vorlegen zu können.

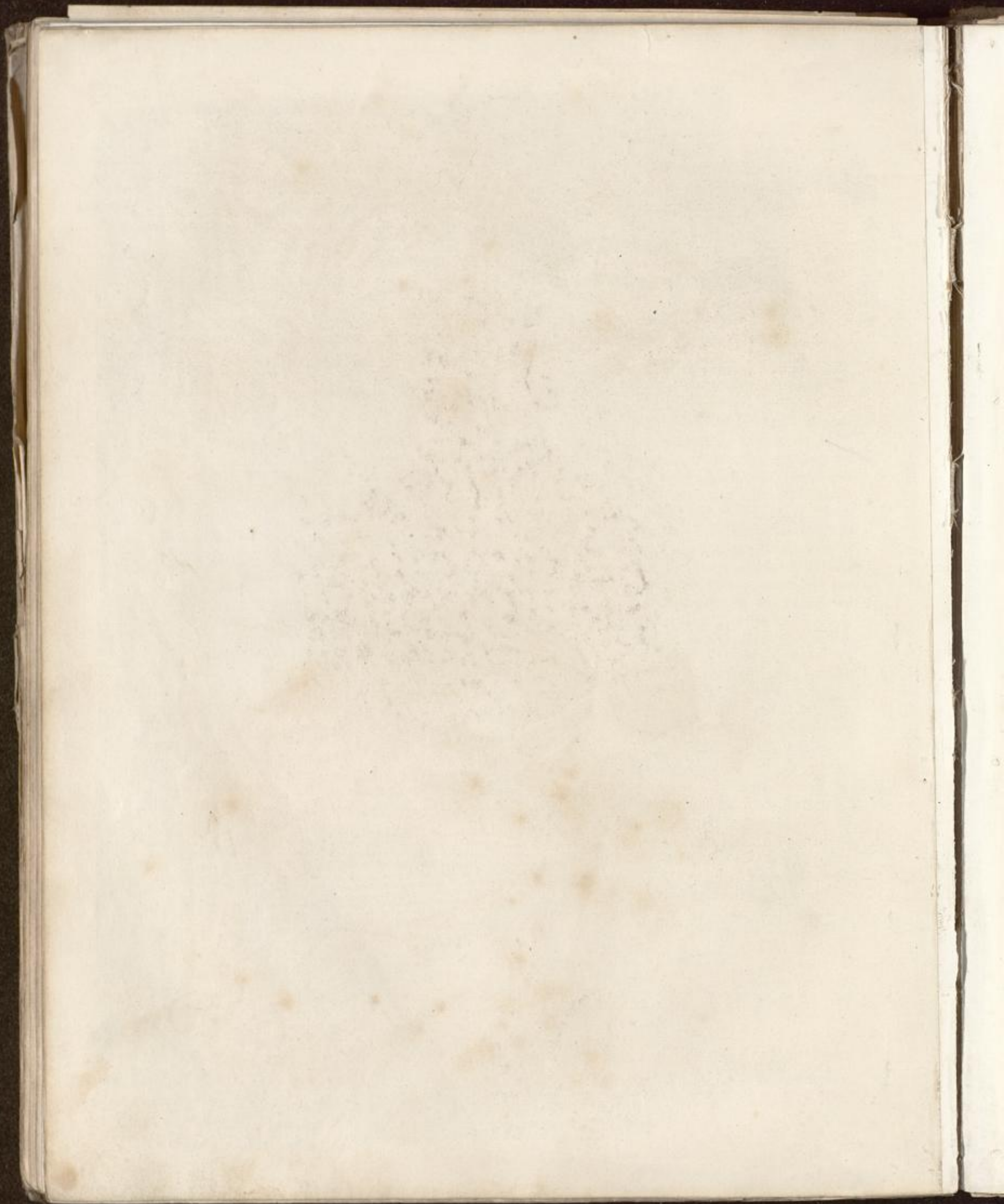
Zu Halle an der Saale am 19. Nov. 1813 geboren, Sohn eines Zimmermanns, zeichnete sich Weise schon als Knabe vor seinen Altersgenossen durch munteres launiges Wesen aus; er machte seinen Lehrern viel zu schaffen, doch erhielt er sich trotz aller losen Streiche durch seine schöne Gesangstimme in ihrer Gunst. Vom Schuljoche erlöst, erlernte er das Drechslerhandwerk und durchstreifte später als Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand, die Welt oder wenigstens das nördliche Deutschland; reich war dieses Wanderleben an trüben und heiteren Ereignissen und bieten die selbsterlebten wechselvollen Schicksale unserm Dichter einen unabreißlichen Stoff zu anmuthigen Schöpfungen, deren noch recht viele zu vollenden wir ihm Kraft und Muße wünschen. Seit 1848 lebt Weise als Drechslermeister in dem freundlichen Bade- und Bergstädtchen Freienwalde bei Berlin, dessen hügelig-belaubte Naturumgebung selber wie ein schönes Gedicht inmitten der märkischen Sand-Prosas die luftflüchtigen und staubflüchtigen Großstädter anheimelt. Die liebliche Natur und segensreiche Vergangenheit der neuen Heimat weckte den Schaffenstrieb in seiner Seele, und auf Veranlassung eines jungen, bereits verstorbenen Freundes ließ Weise 1858 die „Blumen der Wälder“ erscheinen. Ein Jahr später folgte die überall, besonders aber in den Kreisen treuherziger Arbeiter mit Begeisterung aufgenommene „Braut des Handwerkers“, an die sich 1863 das „Familienleben“ schloß. Der Werth dieser kernigen, echt volksthümlichen Dichtung ist von den berufensten Kunstrichtern einstimmig anerkannt worden. Von Weises neuestem Werk „Lorbeer und Rose“ liegt der Anfang bereits der Lesewelt vor; es ist ein Sonettenkranz, der in würdiger Weise die Thaten des brandenburgischen Feldmarschalls Derfflinger, des Helden von Warschau und Fehrbellin, feiert.

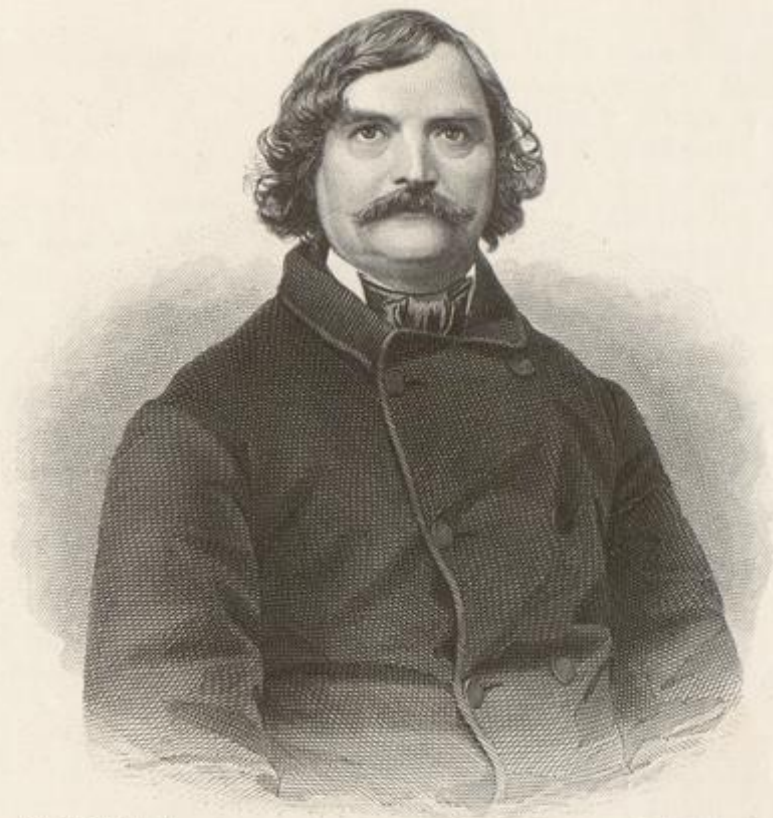


ALLGEMEINE MODENZEITUNG

33. 1863







*Ensch einer Photographie*

*Druck v. Bruck & Weyers, Leipzig*

*Carl Weiser*

*Verlag v. Baumgarten's Buchh.*

**A**

eines  
Witth  
faches  
volle  
sich g  
und  
enthü  
warn  
in it  
unru  
Die  
—  
treue  
Wie  
ner  
ben,  
Hier  
Mun  
in e  
bring  
finge  
Mei  
der  
hinf  
Med  
war  
die  
der  
Inff  
Ih  
über  
Ma  
Ma  
Sin  
von

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Zwei Nebenbuhlerinnen.

(Schluß.)

Um dieselbe Stunde saß in dem einsamen Zimmer eines Hotels in der Nähe der Boulevards des Italiens Wilhelmine Schröder-Devrient und schrieb. Ein einfaches schwarzes Kleid zeigte, eng anliegend, die prachtvolle Gestalt. Die schweren Flechten im Nacken hatten sich gelöst und wie flüssiges Gold lag es auf Schultern und Brust. Ein Aermel war nachlässig aufgestreift und enthüllte einen Arm von tadelloser Form und lebenswarmer Färbung. Die unvergleichliche Profilinie trat in ihrer ganzen Reinheit hervor. — Die Lippen zuckten unruhig, die Stirn war schmerzlich zusammengezogen. Die schöne Frau schrieb: „Mir ist bang und unheimlich — hätt ich nur ein lebendes Wesen um mich — einen treuen Hund, irgend ein Geschöpf, das mir ergeben wäre. Wie sehne ich mich nach einem innigen Austausch meiner Gedanken. Aber so allein! — Und das zu schreiben, was in meiner Brust wogt — ich kann es nicht. Hier fehlt das warme Leben des Wortes von Mund zu Mund und wo das Wort nicht mehr ausreicht, der Blick in ein Auge, das bis in die tiefste Tiefe unserer Seele dringt\*). Ich bin zerstreut und unruhig. Und morgen singe ich die Donna Anna mit den Italienern. Mozart Meine Seele neigt sich mit Schauer vor Deinem Genius, der mit einem Flammenswerte über unsere Häupter hinschwebt. Am Tage meiner Ankunft gab man die Medea mit der Pasta. Ich lief hin todmüde, wie ich war. — Welch ein Weib! Welche Sängerin! Ihr ist die mächtige, fast drei Octaven umfassende Stimme, der die vollendetste Technik zu Hilfe kommt, nur das Instrument, das ihrem Genius die Sprache leiht\*\*). Ihre Medea ist eine ewige Gestalt. — Ja sie ist groß, übergroß! — Und Rubini, der edle gefühlvolle Sänger! Man kann ihn nicht ohne Thränen hören. — Das Material der Stimme allein rührt und erschütteret. Singen wie er kann Niemand. — Heut war ich im

\*) Siehe Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient von Claire von Glümer.

\*\*\*) Claire von Glümer: Erinnerungen.

Theater und sah mir die Decorationen zum Don Juan an. Das ist wichtig für mich. Freilich ist's im Grunde nur Kram und Plunder, aber das Zeug muß zu dem werden, was ich will. Es muß vergeistigt werden, bis es mir wirklich lebt, zu Gestalten wird. Im nächsten Augenblick ist's mir zwar wieder der nackte Plunder, aber im Momente haben mir doch wirklich die Bäume gerauscht, die Blumen geduftet, die Cascaden geschäumt, die Gestirne geleuchtet, die Gewitter geslammmt und gedonnert. Wenn das nicht geschehen kann, der kann selbst nicht flammen und donnern. — Daß die Malibran die Zerline nicht singt, macht mich muthlos und traurig. Sie allein hätte den Mozart deutsch gesungen. Hinreißend soll sie als Zerline sein. — Ich fürchte mich vor dem Morgen. Wärsst du doch hier mit deinen leuchtenden Trostaugen!

Und das Morgen war wirklich da. — Endlich! feuerte mancher Ungeduldige. Die zahllosen Kerzen beleuchteten eine dichtgedrängte, glänzend geschmückte Menge, die in ungeduldiger Erregung dem Steigen des Vorhangs entgegen sah. Alles was in Paris mächtig, vornehm reich und glänzend, war versammelt. Die Logen waren gefüllt von Uniformen und strahlenden Toiletten. Die berühmtesten Namen der Wissenschaft und Kunst waren vertreten. Die Pasta saß in ihrer Loge — etwas finsterner als gewöhnlich fanden ihre Verehrer den Ausdruck ihres Gesichts. — Sie trug blauen Atlas, Perle schnüre im Haar und in der Hand einen ungeheuren Blumenstrauß. Eine Schar ihrer begeisterten Anhänger hatte sich um sie versammelt. Sie erklärten der deutschen Sängerin schon vor ihrem Erscheinen den Krieg, einzig und allein um der Kühnheit willen, jene Breter dort in einer Rolle betreten zu wollen, in der Guiditta Pasta gegläntzt.

Die Ouvertüre begann, die wunderbaren Mollaccorde zogen wie ein Geistergruß durch das Haus. Die Menschen verstummten. Der Vorhang flog auf — Leporello Lablache war es, der vom Beifallssturm begrüßt sang: Notte e giorno fatticar. Don Juan stürzte hervor. — Fest an ihn geklammert, im fliegenden Ge-

wande, erschien eine wunderschöne Frau. Wie sie zittert, wie sie ringt mit dem Berräthler bei den Worten:

„Non sperar se non m'accidi  
Chi ti lassu fuggi mai —“

Die Töne klangen wie gebrochen von Angst und Verzweiflung, das stolze Weib schien zu erliegen, sie wankte, sie klammerete sich von neuem an den Mann, den sie hassen will und dem sie doch heimlich verfallen mit Leib und Seele. — Das Publikum staunte über die Wahrheit der Darstellung — und die Schönheit der Frau — das Urtheil über die Stimmen aber lautete: schwach und ohne Frische. — Auch als Donna Anna wiederkehrte mit Don Ottavio und sich mit einem Schrei, der jedem Hörer ins Herz schnitt, neben der Leiche des Vaters niederwarf und mit ergreifenden Klage-tönen sang:

„Ma qual mai s'offre a Dei  
spettacolo funesto agli occhi miei!“

galt der schwache Beifall, der sich angesichts der Pasta dennoch zu erheben wagte, nur der meisterhaften Schauspielers. — Es war klar, der reine Goldklang entfaltet sich noch nicht, Wilhelmine Schröder-Devrient war unsicher — bekommen — unruhig. — Die kühle Haltung der Menge lähmte ihre Schwingen. — Die schöne Elvira Grisi trat auf die Bühne, ein Ausbruch lebhaftesten Jubels empfing sie. — Man sah die Fremde bleich werden. Das Terzett aber wurde da capo verlangt.

In demselben Augenblick verließ Maria Malibran ihre Loge. — „Still, still, wir sehn uns bald wieder,“ flüsterte sie ihrem Freunde zu — „die Frau dort auf der Bühne soll einsehen lernen, daß die Italiener ihren Mozart so gut zu singen verstehen als sie selber.“

Leporello hatte seine Arie gesungen. Man rief stürmisch da capo. — Das Publikum war erregt, es bereitete sich vor, Zeuge einer gewaltigen Niederlage zu werden. — Es war offenbar, daß die Fremde sich mehr zugetraut, als sie zu leisten im Stande. — Masetto und Zerline tanzten jetzt auf die Bühne. — Ein Flüstern, ein Schauen und Staunen und ein Freudensturm brach los, wie er das Haus lange nicht durchbraust hatte, man hatte in der Zerline die Malibran erkannt, und die Menge dankte ihrem Liebling durch immer erneute Ausbrüche des tollsten Entzückens. — Bleich und erschreckt schaute Wilhelmine Schröder-Devrient auf die zarte Gestalt, das feeleovolle bewegte Antlitz mit den dunkeln Augen.

„Gioviette che fatte all amore  
Non lasciate che passi l'età —“

tönte es von den reizenden Lippen. — Ja, das konnte nur die Sirene Maria Felicitas sein, die da sang. —

Die blonde Frau verlor keinen Ton, keine Bewegung der Sängers. — Eine mächtige Nebenbuhlerin gaukelte dort über die Breter. Eine helle Freude, ein wunderbares Behagen kam plötzlich über sie, eine köstliche Wärme trat an die Stelle der noch eben empfundenen frostigen Bangigkeit — das stolze Verlangen des echten Künstlerherzens, mit einer Ebenbürtigen zu wetteifern. Das Fremde, Beklemmende, was für sie in den Lauten des Textes der geliebten Musik lag, verschwand — diese Zerline war die wirkliche Zerline des Mozart. Es war ihr zu Muth, als habe der Meister seine göttliche Musik eben zu diesem Texte gesetzt — sie hatte die deutschen Worte vergessen. Wie gehoben trat sie heraus in die Scene — weggeweht war alles Zagen, der Bann von ihr genommen, wie eine Siegerin erschien sie. Wie verändert klang die Stimme schon im Quartett:

„non ti fidar a misera“,

der volle Goldklang war wieder da, die volle Beherrschung der Mienen und Bewegungen — eine große Sängers stand vor dem staunenden Publikum, noch ehe sie das Recitativ jener großen Arie begonnen, die man nun in athemloser Spannung erwartete:

„era già al quanto  
avanzata la notte“ —

erzählte die schöne Frau — und sich steigend in Ton, Blick und Haltung schilderte sie „tobblig und erbebend“ die That des Frevlers. — Es war eine Meisterschöpfung, die höchste Vollendung in Stimme und Geberde und ehe noch der erste Ton der Rache-Arie von den Lippen der Sängers geschwebt, flog das Bouquet der Pasta auf die Bühne und zu gleicher Zeit erschütterte ein ungemessener Ruf der Begeisterung das Haus und ließ den Schimmer einer stolzen Freude auf die Stirn Wilhelminens gleiten: sie hatte gestegt. Nach jeder Nummer steigerte sich das Entzücken der Menge — aber der Antheil Berlinens, als sie ihr verführerisches batti batti o bel Masetto trillerte, war kaum größer als jener der blonden Frau nach dem hinreichend gesungenen Adagio des Finales:

„protegga il guisto cielo  
il zelo del mio cor —“

und nach dem ersten Akt war die blonde Deutsche die Heldin des Abends.

Wenige Tage nachher stand Wilhelmine Schröder-Devrient im Salon Malibran neben dem kleinen Klavier und Vincenzo Bellini begleitete den beiden Nebenbuhlerinnen ein großes Duett.

„Si fuggire!“ sang die blonde Frau als Romeo.

Während die herrlichen Töne voll leidenschaftlichster Färbung den Raum durchfluteten, flüsterte die Pasta der Grisi ins Ohr:

„Süße Freundin — ich denke, es dürfte das Klügste sein, die Sängerin dort zu lieben, denn wir vermögen sie nicht zu besiegen, wenn wir ihr den Krieg erklären.“ Und die schöne Grisi nickte.

Die versammelten Männer aber waren in arger Bedrängniß. Da standen zwei Frauen — Beide bezaubernd und doch so verschieden — Beide angebetet und geliebt, Beide Sängern erster Größe, welche verdiente nun den Preis? —

Gab es einen Romeo, würdiger, von dieser Julia geliebt zu werden, als dieser Montecchi mit den blauen Feueräugen, der eben während des Gesanges die zarte Geliebte an sich riß und mit Küssen bedeckte — und war wiederum eine Julia denkbar, die lebendiger den Traum des Dichters von der schönen Capulet verkörperte? Am Schlusse des Duetts rief Maria Malibran begeistert: „Hier steht der einzige Romeo, den ich je geliebt! Und nach diesem Geständniß, carissima mia,“ setzte sie reizend schelmisch hinzu, „werdet Ihr uns Allen zur Belohnung wohl auch zugestehn, daß wir Euern Mozart doch nicht so übel gesungen!“

Wilhelmine Schröder-Devrient trat noch in mehreren Rollen auf zum Entzücken von ganz Paris. — Auch als Desdemona erschien sie und Maria Malibran, aus leidenschaftlicher Freude, mit ihr zu spielen, sang den Othello.

„Ich möchte Euch einmal meine Montecchi und Capuletti zusammen singen hören und sehn!“ sagte Bellini beim Abschiede.

„Wir werden zu Euch kommen, wenn wir die Rollen studirt haben,“ entgegnete Maria tröstend.

„Wann werdet Ihr kommen, Maria, und wohin?“

„Wann und wohin Ihr mich ruft!“

„Versprecht Ihr mir das —?“

Und Maria Malibran legte ihre Kinderhand mit feierlichem Ernst in die schlanke blasse Hand Bellinis, während Veriot lächelnd mit dem Finger drohte.

„Nun, und Frau Wilhelmine?“

„Ruft mich nicht zu bald und nicht in den Himmel, denn dahin zu kommen hätte ich durchaus noch keine Zeit,“ scherzte die schöne Frau. — „Einstweilen werde ich Euern herrlichen Romeo in Deutschland singen und in Euern Namen die Frauen und zu meinem Vergnügen die Männer toll machen!“

„Ich werde barmherzig sein und nicht allzufrüh rufen,“ antwortete der Maestro.

Wenn Wilhelmine Schröder später von diesem zweiten Besuche in Paris und von ihrem Debut als Donna Anna redete, pflegte sie lächelnd zu sagen: „Ich wünsche

jeder Sängerin in meiner Lage eine Nebenbuhlerin wie Maria Malibran. Nicht ich, sondern sie hat die Donna Anna gesungen.“

Vincenzo Bellini starb am 23. September 1835 — und ein Jahr später an demselben Tage rief er die zauberische Freundin Maria Malibran. Mitten in ihrem neuen Glück, angebetet von dem Geliebten, der zugleich ihr Gatte war, starb sie in den Armen Veriots.

Und die blonde Frau?

Nun sie blieb noch lange genug auf dieser Erde, um zu erfahren, daß hienieden nur Eines beständig sei, nämlich der Wechsel. Lust und Leid, Seligkeit und Elend drängte sich in ihren Weg. — Gefeiert und vergessen, angebetet und verlassen, todmüde und mit gelähmten Schwingen folgte sie den Freunden zur ewigen Ruhe erst am 26. Januar 1860.

## Der türkische Attaché.

Eine kleine Geschichte  
von  
Georg Horn.

Es gab keinen gewissenhafteren Vertreter seiner Charge, eines Haushofmeisters an dem Herzoglichen Hofe von \*\*\*, als Seine Gnaden Hans Lebrecht Dingelberger. „Seine Gnaden“ wurde er von der Hofdienerschaft genannt, der er eben nicht sehr gnädig war, und von dem äußerlich zur Schau getragenen Bewußtsein seiner Würde, das wieder auf der großen Intimität beruhte, womit ihn die Herrschaften behandelten; derselben war er auch werth, denn er war treu und zuverlässig. Er war nicht nur für jede von den Lakaien gestohlene Flasche Wein verantwortlich, sondern auch für jedes Uebelbefinden seines hohen Herrn. Sind wir doch alle Sklaven unseres Magens — eine Indigestion macht uns verdrießlich, unwillig, zum Guten mehr oder weniger aufgelegt, ergo hing die Regierung und das Schicksal des Ländchens nach seiner Meinung ganz allein von ihm ab. Er konnte auch nie zu einer Stunde behaglicher Ruhe kommen. Darum war seine lange Gestalt das Gegentheil vom Embonpoint, und sein Gesicht, beschattet von dünnem, melirtem Haarwuchs, konnte man ein ängstliches nennen.

Er stand mit dem Kopfe an das hohe Fenster des Speisesaales gelehnt, der die Verbindung zwischen den

Gemächern des Herzogs und der Herzogin herstellte. Seine goldene Dose drehte sich zwischen den Fingern der rechten Hand und seine Stirn umwölkte ernste, trübe Gedanken. Es hatte sich heute bei der Tafel etwas ereignet, was in den Annalen seiner nun fast dreißigjährigen Dienstzeit noch nicht vorgekommen war. Der zur Tafel gezogene Bürgermeister einer kleinen Provinzialstadt hatte von einer Rebhühnerpastete zweimal genommen und ein drittes Mal sich nach dem servirenden Lakaien umgeschaut. Dieser Schreck aber war nur vorübergehend. Eine tiefer greifende Angelegenheit hatte seine Seele berührt. Sie betraf seinen Herrn, den Herzog. Seit vier Wochen mit einer jungen schönen Frau vermählt, im Besitze des vollsten Erdenglückes, schien dieser nichts weniger als von diesem Glücke erfaßt zu sein. Er ist, mußte er sich sagen, seit einiger Zeit zerstreut, einsilbig, macht einsame Promenaden, von deren einer er jüngst erst gegen Morgen zurückgekehrt war. Ja und als er, der Haushofmeister, heute den gewöhnlichen Vortrag über den Herzoglichen Haushalt machte — er hatte Boucarden, das Leibgericht Seiner Hoheit, auf den Küchensettel gesetzt und glaubte sich davon eine besondere Wirkung versprechen zu dürfen, als er die duftende Reihe abgelesen hatte — fragte ihn der Herzog: „Wie, was war das, lieber Dingelberger?“

„Boucarden,“ war die einfache Antwort des ob dieser Frage tödlich Erschrockenen.

„Was soll das sein, was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte darauf der offenbar sehr zerstreute Fürst.

„Boucarden, Hoheit,“ wiederholte der Haushofmeister, sich mit dem Taschentuche die Stirne trocknend und die Lehne des Fauteuils zur Stütze nehmend. Auch dieses letzte Mittel hatte seine Wirkung verfehlt, und das war das bedenklichste Symptom, was jetzt die Sorge und die Gedanken des treuen Dieners im Tiefsten erregte. Er konnte keine Lösung finden. In stiller Verzweiflung nahm er eine Prise und betrachtete wehmuthsvoll das im Innern des Deckels der Dose angebrachte Bildniß des höchstseligen Herrn Vaters. Ach, das waren schöne Zeiten, wo eine solche etikettenwidrige Regellostigkeit gar nie vorkam — und fast hätte eine Thräne den Tabak befeuchtet, aber eine Stimme — „Dingelberger!“ — und der Haushofmeister drehte sich blitzschnell um und stand in tadelloser Postur. — Es war der Herzog selbst, eine hohe schlanke, elastische Gestalt mit höchst einnehmenden Zügen. Im Begriff, allein auszugehen, war er aus seinen Gemächern gekommen.

„Dingelberger!“ wiederholte der Fürst und zog den ob dieses neuen Beweises fort dauernden Vertrauens Beglückten mit sich in eine Fensterraiße, „hier“ — er gab ihm ein Billet ohne Aufschrift — „dieses Billet übergeben Sie der ersten Dame, die hier aus den Zim-

mern der Herzogin kömmt.“ Der Fürst deutete damit auf die gegenüberliegende Thüre.

„Zu Befehl, Hoheit.“

„Verschwiegenheit, Alter — hören Sie? Und machen Sie Ihre Sache geschickt. Auf Wiedersehen.“

Seine Hoheit nahm den Weg nach dem Vorzimmer und der großen Treppe. Ein Sonnenlächeln erhellte die Züge des Beauftragten. Er war mit einer geheimen Mission beglückt worden. Geheime Mission! Welcher Reiz liegt in diesem Worte! Das Billet war, wie schon bemerkt, ohne Aufschrift und nur mit dem einfachen Namenszuge des Herzogs, er hieß Arthur, gesiegelt. — Der ersten Dame, die aus den Zimmern der Herzogin tritt? Es wird doch kein? — Nein, nein, der Herr ist ja erst seit vier Wochen verheiratet — aber diese Heimlichkeit — und Verschwiegenheit? Dazu die bedenklichen Symptome. Und doch! Allmählich begannen sich tiefe Schatten über seine Stirne auszubreiten, ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, und seine Lippen sprachen halblaut: „O arme Frau Herzogin Hoheit!“ Da öffnete sich die Thüre — das Rauschen einer Seidenrobe wurde hörbar — dem Träger der geheimen Mission schoß vor Erregung das Blut in die Wangen. — O Glück, es war die Herzogin selbst, die in allen Reizen der Jugend, Schönheit und des Glückes prangende Fürstin. Gefolgt von der Oberhofmeisterin war sie im Begriffe, sich zum Besuche einer Wohlthätigkeits-Anstalt zu begeben. In respectvollster Weise überreichte der Haushofmeister das Billet — die Herzogin schien verwundert.

„An mich, sagen Sie?“

„Zu Befehl, Hoheit.“

„Und der Herzog hat es Ihnen selbst gegeben?“

„Mit höchsteigener Hand und dem Befehle, dasselbe Ew. Hoheit zu übergeben.“

Die Empfängerin wollte das Empfangene sogleich erbrechen, aber —

„Verzeihung, Hoheit,“ remonstrirte die Frau Oberhofmeisterin Excellenz, „dieser Saal hier ist zum Speisen, nicht zur Lectüre bestimmt, es ist gegen die Etiquette, daß eine regierende Fürstin öffentlich ein Billet liest. Diese Beschäftigung gehört in das Boudoir.“ Die Fürstin mußte sich bescheiden, die Lectüre bis zu ihrer Rückkehr in ihr Boudoir zu verschieben.

„Ich danke Ihnen, lieber Dingelberger,“ war die Antwort der den Saal verlassenden liebenswürdigen jungen Frau. Wer war froher als der Haushofmeister. — Er hatte seine geheime Mission beendet!

Der Herzog war, wie schon bemerkt, erst seit kurzer Zeit vermählt. Vor alten Zeiten hatte zwischen seinem und dem benachbarten Hause ein Streit über eine kleine Enclave bestanden. Dieser Streit fand endlich eine diplomatische Lösung darin, daß man von der einen

Seite zwar nicht die Enclave, wohl aber die Hand der einzigen Prinzessin des Fürstenhauses mit einer den Werth des Landgebietes aufwiegenden Mitgift an den anderen Theil, den Herzog, abtrat. Die beiderseitigen Diplomaten sprachen, den Tabak von der goldgestickten Uniform schnellend, ein selbstzufriedenes bon. Der Streit war für ewige Zeiten beendet.

Die Partie war gemacht. Was nachher kam, ob das junge Ehepaar im Innersten zusammenstimmen würde, ob es nicht gefährlich war, die kaum in die Gesellschaftswelt eingetretene junge Prinzessin mit ihrem keuschen, von keinem anderen als dem reinsten idealsten Empfinden besetzten Herzen einem Manne in die Arme zu führen, den sie nicht kannte, von dem sie nicht einmal sagen konnte, ob sie ihn liebte, selbst ohne die Erkenntniß dessen, was eigentlich eine Ehe sei, diese Frage kam nicht in Betracht.

Die Herzogin hatte aus ihrer Heimat eine Hofdame in ihr neues Verhältniß mitgebracht, Helene von Schwelm. Wenn auch letztere vielleicht um fünf Jahre älter war als die Herzogin, so verband beide doch ein inniges Band jener Freundschaft, deren Grund zwar in der Gleichheit der Denkungsweise, deren Innigkeit und Kraft aber in der Verschiedenheit der Charaktere und in dem immer neuen Reize beruhte, wie eigenthümlich und verschieden sich diese Gleichheit der Gesinnung wieder nach den verschiedenen Individualitäten gestaltete. Die Herzogin war eine noch völlig mädchenhafte Erscheinung, während Helene eine vollkommen entfaltete Schönheit war. Die Herzogin war blond, zart und feingebaut, Helenens Wuchs war schlank und voll und ihre braunen großen Augen leuchteten voll und feurig, um ihre schön geschwungenen Lippen spielten die Grazien des Scherzes und des Humors, ihr ganzes Wesen war von einer sprühenden Lebendigkeit, während das der Herzogin jungfräulich schen, ja einsilbig und verlegen war; Helene war eine üppige Centifolie, die Herzogin eine Mimose.

Helene saß in ihrem Zimmer. Es war ein großes Gemach mit einer Hofdamen-Einrichtung, das heißt einem sehr dürftigen Meublement. Gewöhnlich dienen die von unserer Phantasie mit allem Comfort und Luxus ausgestatteten Gemächer solcher schönen und glänzenden Damen nur als bequemer Aufbewahrungsort für alle altmodischen und austrangirten Möbeln des Schlosses. An der Seite hatte das Zimmer einen einzigen Ausgang, der nach den Gemächern der Herzogin führte, denn diese wünschte Helenen nahe bei sich zu haben, da sie sehr oft das Bedürfniß fühlte, mit der Freundin, unbehindert vom Zwang der Etiquette, zu verkehren. Die ganze Breite des Hintergrundes nahm eine Glaswand ein, deren verbläute, mit einem Zuge versehene Damastvorhänge einen Durchblick in das

Boudoir der Inhaberin dieses Appartements frei ließen, der größere Raum ward als Salon benutzt.

Helene war in tiefe Gedanken versunken; ein ernstester Gegenstand mußte ihre Seele beschäftigen, der Zug des Scherzes um ihren Mund war verschwunden und an Stelle desselben ein Ausdruck harter, bitterer Empfindung getreten. Was soll daraus werden? sprach sie für sich hin. Jetzt giebt er sich noch Mühe, sich zu beherrschen, später wird ihm das vielleicht nicht mehr möglich sein, und dann —

Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust und schmerz bewegt preßte sie die Augen mit ihrer weißen Hand. Plötzlich hörte sie ihren Namen flüstern. Erschrocken wandte sie sich um, der Herzog stand vor ihr. Er konnte sich nur durch die Gemächer seiner Gemahlin hierher geschlichen haben. Helene war einer Ohnmacht nahe, aber bald war sie wieder gefaßt.

„Hoheit!“ rief sie im strengen, fast verweisenden Tone.

„Nein, dadurch werden Sie mich nicht zurückschrecken. Helene, ich kann es nicht länger ertragen, ich liege auf der Folter meiner Leidenschaft. Ich muß es Ihnen sagen, daß ich Sie unaussprechlich liebe; ich muß eine Antwort auf mein Billet haben.“

„Ihr Billet?“ war die erstaunte Frage der Bedrängten.

Der Herzog war zu sehr im Drange seiner Leidenschaft, als daß er den Ton der Ueberraschung und Bewunderung aus den Worten Helenens hätte vernehmen können. Sonst hätte es nothwendigerweise zu Erklärungen kommen müssen und da würde sich ergeben haben, daß die Hofdame nicht, wie der Herzog gewähnt hatte, zu erst aus den Gemächern der Herzogin gekommen war, daß sie allerdings in dem Augenblicke, wo er herausgetreten war und das Billet an sie dem Beauftragten übergeben, sich von der Herzogin hatte verabschiedet und vor derselben zurückziehen wollen, von ihr aber zurückgerufen worden war.

„Hast Du mir das besorgen lassen, Helene?“ hatte die Herzogin gefragt.

„Zu Befehl, Hoheit,“ war die Antwort der Gefragten. „Meine Zose hat es bestens besorgt. Hier ist der Stolz so manchen Männerantlitzes,“ fügte sie in komischem Tone hinzu, „derjenige, mit dem sie so viele Herzen unserer Mitschwesteren brechen und der doch beim Friseur so außerordentlich billig und viel schöner zu haben ist.“

Helene zog einen in weißes Seidenpapier gewickelten Gegenstand aus der Tasche und die Herzogin lachte laut auf, als nichts Geringeres als ein — Schnurrbart zum Vorschein kam, aber nicht etwa die Zierde und das Opfer eines jungen Männerantlitzes, nein, nur das kunstvolle Erzeugniß eines Friseurs.

„O wie freue ich mich auf die improvisirte Dar-



stellung unseres kleinen französischen Proverbs," rief die Herzogin freudig. „Niemand hat eine Ahnung davon, Helene.“

Dabei hielt sie mit der behandschulten Hand den Schnurrbart an das Gesicht, verzog dieses zu einer recht finsternen martialischen Miene und wandte sich zu der Freundin mit den Worten: „Wird Arthur mich kennen, wenn ich als vermeintlicher Araberscheit mit dieser Miene eintrete? O Helene, es wird herrlich — himmlisch werden!“

Damit hatte sie fröhlich in die Hände geklatscht, bis die Frau Oberhofmeisterin eintrat. Da war die Fröhlichkeit vorbei.

Helene hatte den versänglichen Gegenstand schnell und heimlich wieder an sich genommen; denn sicher würde Excellenz bei solchem Anblicke gewankt und nach ihrem Salze gerufen haben.

Jetzt, allein in ihrem Zimmer, hatte Helene nur einen Gedanken, der sie fast niederdrückte — an die Herzogin. Diese war nicht so weit entfernt, daß sie die Stimme ihres Gemahls nicht hätte hören können. —

„Still, um Gotteswillen, Hoheit! Die Herzogin. Wenn sie nur eine Spur hätte, ihr Glück wäre auf immer dahin.“

„Mag sie kommen, desto besser. Sie kann nur hören, was ich ihr über kurz oder lang selbst sagen werde — daß ich sie nicht liebe — nie lieben kann.“

„Hoheit, die Pflicht!“ mahnte die Hofdame voll sittlichen Ernstes.

„Ich kenne keine Pflicht, wo ich keinen Willen kannte. An die Stelle des süßesten Geständnisses trat bei uns ein diplomatischer Vertrag. O dieses verhaßte Eheband! Sie, Helene, wissen das Alles besser als ich — Sie wollen es nur nicht zugeben. — Aber bald wird es auch vor der Welt kein Geheimniß mehr sein, was ich seit dem ersten Tage unserer Vermählung weiß, daß die Herzogin mich nicht versteht — nie verstehen wird, daß wir uns einander ewig fremd bleiben werden.“

„Das ist ein sehr trauriger Ausspruch, Hoheit, vielleicht aber nur und ich sage glücklicherweise ein vor-eiliger. Vielleicht liegt die Schuld an Ihnen selbst, Hoheit, vielleicht sind Sie es, der diese zarte, innige, selbstlose, nur auf innerstem und reinstem Empfinden ruhende Natur der Frau Herzogin nicht zu würdigen versteht. Sie sind der erste Mann, der überhaupt in ihr Leben und in die Theilnahme ihres Herzens getreten ist, und ich möchte glauben, daß gerade ein so unverdorbenes, unentweichtes Herz wie das ihre auf Sie einen anregenden, erfrischenden, neubelebenden Eindruck hervorbringen müßte, nach den manigfachen Erfahrungen, die Sie vielleicht mit Frauen in Ihrem Leben gemacht haben.“

Betroffen sah sie bei den letzten Worten der Herzog

an, aber sie ließ sich nicht in ihrer Ruhe stören und fuhr in dieser Weise noch weiter fort, bis der Ton einer Klingel ertönte und sie sich mit der Aeußerung erhob:

„Das ist das zwischen mir und der Frau Herzogin gegebene Zeichen — sie kommt, sie ist auf dem Wege hierher.“

Seine Gemahlin und ein einziger Ausgang, durch den sie eintreten mußte! Er wurde verlegen, bestürzt. Er blickte auf Helene, sie deutete auf die Glasthür des Hintergrundes.

„Hoheit, die Herzogin darf Sie nimmermehr hier sehen. Ich bitte — bis die Gefahr für meine Gebieterin vorüber ist —.“

Ohne daß sie es hindern konnte, hatte der Herzog ihre Hand an seine heißen Lippen gezogen, sie fühlte einen Gegenstand in ihrer Hand, ein Etui; der Deckel war aufgesprungen, ein Armband junkelte ihr entgegen — ein Blick der tiefsten Entrüstung, ein Gefühl brennenden Schmerzes folgte ihm in das Boudoir, sie hätte niedersinken und sich todtweinen können über dieses Armband — diese Beschimpfung.

Es war in der That die Herzogin mit glückstrahlenden Mienen, sie ging auf Helene zu und fiel ihr mit dem jubelnden Ausrufe: „Ach er liebt mich!“ um den Hals.

Helene wußte im ersten Augenblicke nicht, was dieser plötzliche jubelnde Gefühls-Ausbruch sagen sollte, bis denn die Herzogin das vom Haushofmeister ihr übergebene, ursprünglich für Helene bestimmte Billet ihr entgegenhielt.

Die Freundin erkannte jetzt den Zusammenhang und mit der ihr eigenen Schlagfertigkeit des Gedankens formirte sie daraus ihren Plan. Raschen Schrittes ging sie nach dem Hintergrunde des Zimmers und zog den zu beiden Seiten der Glasthüre zurückgeschlagenen verblichenen seidnen Vorhang von beiden Seiten zu, augenscheinlich, um den Herzog den Blicken seiner Gemahlin zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) In diesem Augenblicke giebt es eigentlich keine bestimmte Mode; alle Phantasien sind geduldet und deshalb sieht man eine außerordentliche Verschiedenheit von Anzügen, in denen indeß offenbar das Roth vorherrscht. Viele Kleider von weißem Alpaca sind über Röcken von brennendstem Scharlach drapirt. Ein Stoff, der viel getragen wird, ist ein neues sehr haushändes Wollzeug, das Aehnlichkeit mit Poil de Chevre hat. Er hat



341865

ALLGEMEINE MODENZEITUNG

fast im  
in Blau  
men Un

D

Saison

mein a

Beifall

hat, die

lich nie

Theil d

Täschchen

oder au

ziehen

Noth,

oder bla

D

sen Tä

W

sagen,

selbst in

auch de

wieder

D

allgemei

man sie

schleier,

scheulich

umphirt

trägt, f

schön u

fächlich

trägt n

D

aber m

Es wa

rückbra

großem

tragen

einen r

immer

J

meisten

in Ber

die Pal

ganz w

befegen

sieht T

(Rund

bei eleg

tot vor

J

men w

sieht f

fast immer breite Streifen auf weißem Grunde, Streifen in Blau, Schwarz, Rosa u. s. w. Oft tragen die Damen Unterröcke von demselben Stoff.

Der Paletot mit Kapuze, den man im Anfange der Saison kaum zu tragen wagte, ist jetzt so ziemlich allgemein angenommen. Die kleine Kapuze hat sogar so viel Beifall gefunden, daß man kleine Ueberzieher eingeführt hat, die man zwar auch Paletots nennt, die aber eigentlich nichts sind als Jäckchen mit Kapuze. Ein großer Theil derselben ist sogar ohne Aermel. Diese offenen Jäckchen reichen kaum bis an die Taille und sehen abends oder auf dem Lande sehr hübsch aus; wir unserer Seits ziehen indeß die mit Aermeln vor. Man hat sie in Roth, Blau und Weiß; die weißen müssen aber roth oder blau gefüttert sein.

Die Spitzen spielen eine bedeutende Rolle an diesen Jäckchen; alle eleganten Damen tragen sie.

Man kann bereits mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß der kleine Paletot mit Kapuze im Herbst und selbst im Winter getragen werden wird, wie jedenfalls auch der Burnus, vielleicht mit einigen Abänderungen, wieder in die Mode kommen dürfte.

Der Fanchonhut, der vor kaum zwei Monaten so allgemein gefiel und getragen wurde, ist bereits abgesetzt und man sieht ihn nirgends mehr, ebenso den kleinen Maskenschleier, dem sein Recht geschehen ist, denn er sah abschreckend aus, das muß Jedermann gestehen. Jetzt triumphiert der Empire-Hut. Die Schleier, welche man trägt, sind größer und sehen deshalb gut aus; sie fallen schön um das Gesicht. Die Farbe derselben ist hauptsächlich himmelblau, rosa oder weiß; den schwarzen Schleier trägt man meist nur noch zu Negligé.

Die russischen Hunden sind mehr als je modisch, aber man puzt sie in der verschiedensten Weise aus. Es war ganz natürlich, daß sie die weißen Leibchen zurückbrachten, und so ist es geschehen; sie werden mit großem Vortheil diesen Sommer allgemein zahlreich getragen und geben mit einem Rock von hellfarbiger Seide einen reizenden Anzug. Die Aermel daran sind fast immer weit und mit einem kleinen Bündchen geschlossen.

In den eleganten Seebädern sieht man jetzt die meisten Neuheiten der Mode. Das Weiß allein oder in Verbindung mit Schwarz herrscht ziemlich allgemein, die Paletots und die Camails von englischer Wolle sind ganz weiß, denn es ist modisch, sie nicht mehr farbig zu besetzen. Das deutet schon auf die Herbstmoden. Man sieht Damen, die den Ton angeben, in großen Rotonden (Rundtragen) von weißem Wollenplüsch mit Kapuze oder, bei eleganter Toilette, in langem und sehr weitem Paletot von Seide.

Im Ganzen herrscht Einfachheit; die eleganten Damen wollen sogar durch dieselbe erkannt sein. Man sieht sie in langen Kleidern, ohne Schleppe indeß, in

eben solchen Paletots, die durch einen Gürtel von Buchten in der Farbe des Kleides gehalten werden, und im Empire-Hut von Stroh mit weißen oder schwarzen Federn. Ist es kühl, so tragen sie den weißen Camail. Sieht man dagegen Damen in auffallender Tracht, so kann man wetten, daß sie nicht zur guten Gesellschaft gehören. Solche auffallende Anzüge sind: Kleid und Leibchen von lila Taffet, das Leibchen ohne Aermel; dreieckiges Hütlein, das ganz hoch oben auf dem Scheitel sitzt; das Kleid aufgenommen über einem hellfarbigen kurzen Rocke und rothe Stiefelchen.

#### Modenblatt N<sup>o</sup> 34.

##### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Runder Hut von Reisstroh, mit schwarzen Perlen gestickt und mit einem Kranze von Blumen umgeben; Kleid von grünem Taffet, besetzt à la Clemence Isauve mit weißem Taffet; enge lange Aermel mit weißem Taffetbesatz vorn; auf dem Rocke unten von dem Taffetbesatz an ein breiter Volant von grünem Taffet; kleiner Leinwandkragen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Anzug eines kleinen Knaben.

3. Haarpuz mit rothem Band und Locken hinten; Kleid von weißem Muslin über einem Unterleide von rosa Taffet; tief ausgeschnittenes Leibchen mit einer in Zacken geschnittenen Berthe, die rosa gestickt ist; ganz kurze Aermel; rother nicht sehr breiter Gürtel mit einer Rosette an der Seite; auf dem Rocke unten ein Grecquebesatz von Muslin, rosa gestickt wie die Berthe; weiße halblange Handschuhe; Schuhe; Fächer.

4. Runder Strohhut mit einem großen Schleier, vorn mit blauem Sammet und Blumen; Kleid von grauem Alpaca mit hohem Leibchen, das um den Halsauschnitt eine breite Besetzung von blauem Taffet und Posament hat, unten aber durch einen breiten blauen Gürtel mit sehr großer Rosette an der Seite zusammengehalten wird; lange halbweite Aermel mit Auspuß von blauem Taffet und Posament oben an den Achseln und unten; auf dem Rocke unten ebenfalls blauer Taffetbesatz mit Posament; gestickter Kragen; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

5. Hut von weißem Tüll mit dunkelviolettem Besatz; der Kopf sehr niedrig; Bindebänder in der Farbe des Besatzes; sehr langer weißer Tüllschleier; Kleid von weißem Alpaca, das über einem eben solchen Rocke aufgenommen ist, der unten einen Volant von dunkelviolettem Taffet hat, über dem Arabesken laufen; gerefft ist der Rock durch ziemlich große Patten von Taffet; kleiner sehr knapper Paletot von weißem Alpaca, der vorn auf der Brust zwei Reihen weißer Knöpfe hat, durch einen

dunkelviolettten Gürtel mit großer goldener Schnalle zusammengehalten wird und unten rund herum, wie an den engen Ärmeln mit einer dunkelviolettten Kuche garnirt ist; ganz kleiner Leinwandtragen; Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlstich № 34.

Auguste Baudius.

(Nach einer Photographie.)

Auguste Baudius, geb. in Leipzig am 1. Juni 1844, wurde von ihrem Adoptivvater, dem vor mehreren Jah-

ren verstorbenen bekannten Charakterdarsteller Baudius, für die Bühne und zwar sehr sorgfältig ausgebildet, machte ihre ersten dramatischen Versuche im Novbr. 1859 im Fache der jugendlich-tragischen Liebhaberinnen auf der Leipziger Bühne, erhielt dann Engagement am Stadttheater zu Breslau und wurde bereits in dem so jugendlichen Alter von 17 Jahren wegen ihres bedeutenden Talents an das Wiener Hofburgtheater berufen. Sie ist da schnell der Liebling des sonst nicht leicht zufriedenzustellenden Publikums geworden.

Sie gastirte mit vielem Beifall bereits an den größten deutschen Bühnen, z. B. am Hoftheater zu Dresden und in den letzten Wochen auch in Leipzig, wo sie den Beweis lieferte, wie sehr sie in ihrer Kunst seit ihrer fünfjährigen Abwesenheit sich vervollkommen hat.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1½ Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4½ Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Für junge Klavierspieler.

### Goldnes Melodien-Album

für das Pianoforte  
von A. Klauwell.

Neue Auflage. Band 1—4 à 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese vorzügliche und sehr beliebte Sammlung, welche in vielen Auflagen durch die ganze klavierspielende Welt die beifälligste Aufnahme gefunden — ist fortwährend durch jede Buch- u. Musikalienhandlung zu beziehen. In Leipzig durch die Musikalienhandlung von C. F. Kahnt, Neumarkt 16.

Sieben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Centralblatt  
für

### Brauntweimbrennerei.

Mit vielen Abbildungen.

1. Band 24 Nummern. 2 Thlr.

Dieses die neuesten Fortschritte der Brauntweimbrennerei enthaltende Blatt bietet das Neueste und Nützlichste dieses Zweiges.

Leipzig, 1865. Moriz Schäfer.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. Gruner's

vollständige

### Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie die sämtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspondirendem Mitgliede des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in Berlin, sowie der pomologischen Gesellschaft zu Altenburg, Ehrenmitglied der praktischen Gartenbaugesellschaft für Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft in.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturnische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Nebst einer literarischen Beilage von der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.



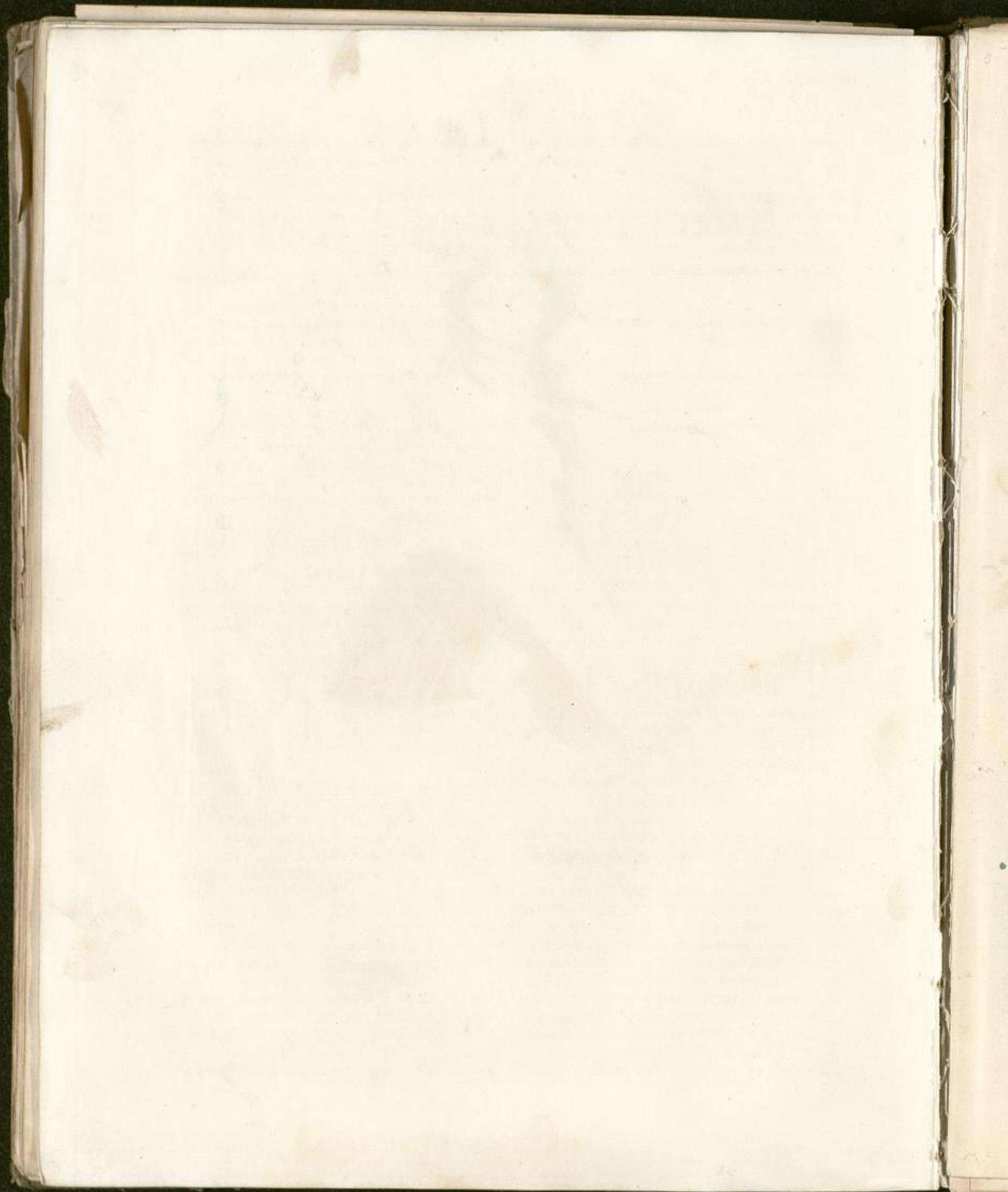
*Nach einer Photographie*

*Stich u. Druck v. Weger, Leipzig.*

*Auguste Baudius.*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*

VERLAG VON BAUMGÄRTNER'S BUCHH.





ALLGEMEINE MODENZEITUNG



einig  
aber  
vor  
brau  
Gön  
eher,

meh  
chen.  
thür  
ter,  
fünd  
hend  
das  
ordn  
ein  
mer  
Hau  
nerin  
so

sch  
den  
gar  
von  
als  
am

die  
wen  
feld  
Wo  
Lese

wei  
aus  
ein  
ist  
mit  
sich  
zwe  
vor  
Se  
wir  
ode

einige Aufträge, die er natürlich mit großer Freude, aber nur unter der Bedingung entgegennahm, daß er vor Vollendung seines Meisterstückes nichts anzugreifen brauche. Und wie mußte er dabei der Worte seines Vönners gedenken: „Heut zu Tage glaubt man nicht eher, als bis man gesehen hat!“

Und das neue Haus wuchs außen wie innen mehr und mehr. Es wurde ja ein kleines Schloßchen. Rechts und links Erker, ein wenig höher Luthürmchen, auf dem bleiernen Dache ein blitzender Ritter, dessen ausgelegte Lanze den Lauf des Windes verkündete, über der Thüre ein Balcon, auf Säulen ruhend . . . Und im Innern? Ja, was war denn das? Was traf der Architect denn für merkwürdige Anordnungen? Trat man ein, so erblickte man vor sich ein Stübchen und zu beiden Seiten Stube und Kammer — schien es nicht, als sollten in diesem Theil des Hauses zwei Herren mit einem Diener oder einer Dienerin wohnen? Und stieg man nun die Treppe empor, so mußte man wirklich erst recht staunen.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Es ist sehr schwer, jetzt etwas Neues zu schaffen, denn das Neue ist das Einfache. Man hat den Auspuß nicht mehr gern und trägt am liebsten gar keinen. Ebenso wenig mag man eine Vermischung von Farben; das Weiß, Schwarz und Roth allein ist als Auspuß erlaubt und das Roth steht noch immer am meisten in Gunst, namentlich des Morgens.

Die Morgentoiletten sind gegenwärtig keineswegs die einfachsten; die eleganten Damen müssen deren zwei, wenn nicht gar drei haben. Zum Glück sind nicht Alle solchen Anforderungen der Mode unterworfen; aber die Mode selbst besteht und wir müssen davon sprechen; den Leserinnen ist immer erlaubt, weniger sich anzunehmen.

Der erste Anzug nach dem Aufstehen ist von weißem Percal, gestickt und mit Spitzen oder Guipure ausgeputzt, auch mit rosa oder blauen Schleifen; dazu ein Häubchen von Spitzen. Dieser erste Morgenanzug ist sehr lang und wird ohne Crinoline getragen, nur mit einem gestickten Rock darunter. Dann kleidet man sich an, immer noch in Negligé, zum Frühstück. Dieses zweite Negligé besteht meist in einem Rock von Seide, von Foulard oder Poil de Chevre mit einem russischen Hemd von Foulard oder gesticktem Jaconet. Das Hemd wird durch schöne Knöpfe von Korallen, Smaragden oder Gold zusammengehalten.

Darauf folgt ein dritter Anzug, den man selbst zum Diner behalten kann, z. B. ein Rock von perlgrauem Taffet mit schwarzen Streifen und ein Jäckchen mit großen silbernen Knöpfen. Oder man wählt eine besondere Diner-Toilette, z. B. von weiß und ponceau gestreifter Chambery-Gaze mit ausgeschnittenem, mit Fransen garnirtem Schößchenleibchen. Auch sieht man sehr viele weiße Kleider zum Diner. Die meisten derselben sind einfach, mit einem breiten Saume unten, nur die Leibchen zeichnen sich durch große Mannichfaltigkeit aus.

Zu den Sommerballtoiletten trägt man viele Stirnbänder oder Reifchen von Gold, Silber oder gesticktem Sammet.

Sehr modisch sind diesen Sommer die Knöpfe, die man in größter Verschiedenartigkeit hat; die neuesten von Ebenholz zieht man auf Paletots von feinem Stoff, selbst in hellen Farben, vor; man liebt aber auch die glockenartigen von Stahl, wie die von mattem Gold oder von Elfenbein an den Chemisetten und den Aermeln.

Bei dem besten Willen selbst ist nicht festzustellen, welche Mode in den Hüten herrscht; doch scheint die der Fanchons allmählich zu Ende zu gehen und die der Empire-Hütchen vorzuherrschen, welche indeß noch fortwährend verändert werden, als ob sie noch nicht die rechte allgemein ansprechende Form gefunden hätten.

Der Luxus in den Bändern steigt fortwährend, was kein Wunder nimmt, da man so ungemein viel Bänder trägt; die neueste seltsamste Mode dabei ist, daß manche Damen ihr Wappen in die Bänder, in den entsprechenden Farben, weben lassen, gleichsam um schon von weitem errathen zu lassen, wer die Trägerin des Bandes sei.

## Modenblatt № 30.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Runder Hut von Stroh, an der linken Seite aufgekrempt und in der Mitte mit Straußensfedern gepußt; sehr kleiner Paletot von blauem Taffet, reich mit plattausgenäheten schwarzen Spitzen verziert; Unterleibchen von weißem Muslin, zusammengehalten durch einen Gürtel mit Goldschnalle; Rock von blauem Taffet, unten herum mit schwarzen Spitzen ausgeputzt; Spitzentragen; kleine Spitzen-Unterärmel; kleiner Sonnenschirm; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Rundes Hütchen von Reistroh mit einer langen rothen Feder und einem weißen hinten hinabfallenden Schleier; Kleid von Gaze mit rothen Streifen, auf

dem Rock unten mit einer kleinen rothen Kuche in der Form einer Grecque; hohes Leibchen mit einem rothen Shawlgürtel; enge lange Ärmel; russisches Fädchen von rothem Taffet mit Stiderei; kleiner Kragen; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

3. Haarputz mit einer kleinen bunten Schmetterlingschleife über der Stirn; Rock von grauem modischen Stoffe, auf den Nähten in der Länge und unten herum mit Cashmirborte besetzt; neues Fädchen von schwarzer Seide, mit buntem Besament besetzt; Unterleibchen von weißem Muslin, mit einem schwarzen Gürtel; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; gesticktes Taschentuch; Schuhe.

4. Runder Strohhut mit reichem Blumenausputz und grünen Bändern, die hinten lang hinabfallen; klei-

ner Paletot und Kleid von grünem Taffet, beide mit dunklerem Grün ausgeputzt; kleiner Kragen; kleine Stulpen; gelbe Glacéhandschuhe; Fächer; Stiefelchen.

Stahlstich № 30.

Anton Ascher.

(Nach einer Photographie.)

Anton Ascher, sonst in Berlin, jetzt Regisseur in Wien, ist einer der ausgezeichnetsten Darsteller komischer und chargirter Charaktere. Eine ausführliche Biographie des Künstlers geben wir in nächster Nummer.

## Intelligenzblatt zur Wodenzzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenom- men. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Entlohnung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

### Nova-Sendung No. 4.

Soeben erschien bei **Fr. Kistner** in Leipzig mit Eigenthumsrecht:

**Appel, Karl.** op. 27. Andante und Tarantelle für die Violine mit Begleitung d. Orchesters oder Pianoforte. Mit Piano. 1 Thlr. 5 Ngr.

**Asantschewsky, M. v.** op. 8. Sechs Clavierstücke zu vier Händen.

Heft 1. 25 Ngr.  
Heft 2. 1 Thlr.

**Bache, C. Edward.** op. 25 (Oeuv. posth.) Trio pour Pianoforte, Violon et Violoncelle. 2 Thlr. 15 Ngr.

**Brunner, S. T.** op. 426. 24 kleine melodiose Etuden in progressiver Weise für das Pianoforte (als Beigabe zu jeder Clavierschule.) Heft I u. II à 20 Ngr.

**Burgmüller, Norb.** op. 17. (Nr. 8 der nachgelassenen Werke.) 4 Entr' Actes für Orchester. Partitur 2 Thlr.

— Dieselben in Stimmen 2 Thlr. 5 Ngr.

**Chwatal, F. X.** op. 196. 5 Fantasie-Stücke über beliebte Motive für das Pianoforte. No. 1. Horch, horch! Die Lerch im Aether blau v. Fr. Schubert. 10 Ngr.

No. 2. Der Mensch soll nicht stolz sein, v. Suppé. 7 1/2 Ngr.

No. 3. Lillamo né lieti calici a. Traviata v. Verdi 10 Ngr.

No. 4. Gib mir die Blume, gib mir den Kranz. Altes Lied. 7 1/2 Ngr.

No. 5. Schaust so freundlich aus, Gretlein v. Kücken. 10 Ngr.

**Mendelssohn-Bartholdy, Felix.** Drei Duette: 1. Ich wollt meine Lieb ergösse sich; 2. Volkslied: „O sah ich auf der Haide dort“; 3. Gruss: „Wohin ich geh und schaue“ etc. für vierstimmigen Männerchor arrangirt von Wilhelm Tschirch. No. 1, Part. u. Stim. 15 Ngr. No. 2, Part. u. St. 10 Ngr. No. 3, Part. u. St. 15 Ngr.

**Satter, Gustav.** op. 67. Ouverture de Concert pour deux Pianos. 1 Thlr. 12 1/2 Ngr.

**Schlegel, C.** Erinnerung an Oldenburg. Marsch für Pianoforte. 5 Ngr.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung zum  
**Landschaftszeichnen und Malen für Dilettanten**

von  
**S. Witz.**

8. in elegantem Umschlag cartonnirt.  
Preis 1 Thlr. 5. Ngr.

**Faits et journées mémorables de la Revolution Francaise.** Extrait de l'histoire des Girondins par **M. de Lamartine.** Arrangé à l'usage des écoles et des maisons d'éducation par **P. Brée.** **Vierte Auflage.** Mit Noten und Wörterbuch von **A. Kapahky,** Lehrer der französischen Sprache an der Realschule und an der ersten Bürgerichule zu Leipzig. broch. Preis 18 Ngr.

**Elisabeth ou les Exilées de Sibérie.** Par **Mme. Cottin.** Mit erläuternden Noten und Wörterbuch. **Fünfte Auflage.** (Mit Stereotypen gedruckt.) 8. br. 7 1/2 Ngr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Lange, M.** Feinheiten des Schachspiels auf dem Gebiete der Composition. Erster Theil. Als zweite Ausgabe der Kriegslisten des Schachspiels. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erscheint soeben:

### Des Sängers Lieblinge.

Zwölf Bildnisse berühmter Quartettcomponisten in Stahlstich von **A. Weger,** mit biographischem Text von **Müller von der Werra.**

gr. 8. in feinem Umschlag broch. 15 Ngr.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Der türkische Attaché.

Eine kleine Geschichte  
von  
Georg Horn.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Gemahl fand das kleine Abenteuer ganz allerliebste, um so mehr, als er jetzt bemerkte, daß Fräulein von Schwelm — aus Zufall, wie er glaubte, und ohne daß sie es ahnte — eine kleine Oeffnung zwischen den beiden Theilen des Vorhanges gelassen hatte, durch die er Alles, was im Zimmer vorging, sehen konnte, mit dem Vortheile, selbst nicht gesehen zu werden.

Nun beobachtete er, wie die Herzogin der Freundin ein Billet übergab und vorlas. Es war Folgendes:

„Wie kann man so schön und so kalt sein? Ich bringe Ihnen mein heißes Herz entgegen und Sie sind gegen mich immer kalt, spröde, abweisend. Ich muß mich mit Ihnen, unbemerkt von den lästigen Zeugen des Hofes, aussprechen und bitte Sie, mir eine Stunde und einen Ort zu nennen, wo ich Sie sprechen, allein sprechen kann. Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich mit Erfüllung dieser Bitte machen würden.

Arthur.“

Während des Lesens hatte der Herzog recht wohl bemerkt, daß Helene mehrmals mit ängstlichem Blicke sich nach der Glasthür umsah. Warum that sie das? Sie konnte doch nicht wissen, daß er das Billet gesehen habe und Zeuge der Lectüre war, wenn er auch nur ein allgemeines Gemurmel hören und keinen bestimmten Laut unterscheiden konnte. Es konnte also nur zu größerer Vorsicht sein, und wozu war diese nöthig, wenn es hier mit rechten Dingen zuging? Sollte die Herzogin vielleicht Geheimnisse vor ihm haben? Er ließ diesen Gedanken gar nicht aufkommen, so unmöglich dünkte er ihm, aber was sollte das Billet zu bedeuten haben? Wäre es wirklich das seinige an Helene und dasselbe durch den erwähnten Zufall in die Hände der Herzogin gekommen? Aber das ist das Eigenthümliche und Komische der Leidenschaft, daß sie das Nächstlie-

gende übersieht und nach dem Entfernten greift. So auch jetzt der Herzog, der überzeugt war, daß Helene sein Billet erhalten hatte, daß er ihr nicht gleichgiltig war und daß nur gewisse Rücksichten ihr verboten, ihm Gehör zu geben. Wenn er nur ein einziges Wort verstehen könnte!

Jetzt schien die Herzogin mit dem Lesen geendet zu haben, da hörte er, wie Helene schnell, überrascht, ängstlich und zugleich vorwurfsvoll und, wie es schien, auch unter dem ersten, überraschenden Eindrucke des Briefes — so mußte es wohl sein, denn sonst hätte sie bedenken müssen, daß sie hinter der Glasthür gehört wurde — zu der Herzogin sagte:

„Wie, Hoheit! Sie lieben ihn wirklich?“

Hätte in dem nämlichen Augenblicke ein Donnerschlag das ganze Schloß erschütteret, so würde ihn dieser nicht so betroffen haben, als es diese Worte gethan. Was lag Alles darin, in dem Inhalte sowohl, als in dem Tone! Namentlich aus letzterem sprach das Verrätherische und zugleich das Entsetzliche, nämlich, daß dieses stille, scheue, reine, auf sich zurückgezogene Wesen sie alle getäuscht, daß dieses Wesen nur eine Maske trug, daß die Herzogin ein unerlaubtes Verhältniß unterhielt. Von diesem Augenblicke an hörte und sah er nichts mehr, obwohl die Herzogin ihrer Freundin eine Beichte ihres Herzens abstattete.

„Ob ich ihn liebe? Unausprechlich, Helene! Er ist so gut, so edel, ach, und ich bin ihm gegenüber oft so albern. Wenn ich seine Stimme höre, in seine Augen sehe, dann möchte ich aufjubeln vor Wonne, aber dann ist auch meine Zunge wie gelähmt und ich kann nicht sprechen. Als ich das erste Mal den Hauch seiner Lippen fühlte, da war es mir der Hauch einer neuen, fremden Welt, ich verging fast vor der Last des Glückes, die sich auf mein Herz wälzte, ich wußte nicht, was ich sprach, was ich that, ich hätte sterben mögen vor Glück. Sieh nur, wie zart und fein er fühlt! Damit ich nicht an seiner Liebe zweifle, so versichert er mich derselben in diesen Zeilen — ein Mann,“ setzte sie in Scherz übergehend hinzu, „der seiner Frau ein billet-doux schreibt, ist das nicht himmlisch, Helene?“

Ein Klirren, die Trümmer einer Scheibe fielen auf die Erde, der Herzog hatte die Scheibe durchbrochen. Das verwünschte Fenster hinderte ihn, das Gespräch

Beider, die vermeinten heißen Liebesergüsse seiner Gemahlin zu vernehmen. Die Herzogin war todtenbleich geworden und wagte nicht, sich umzusehen, sie hielt ihr Auge auf Helene mit ängstlich fragendem Blicke gerichtet. Nachdem die Hofdame, sich nach der Glaswand umwendend, versichert war, daß der Herzog, von dem Geräusche der fallenden Scheibentrümmer einigermaßen zur Besinnung gebracht, sich hinter dem Vorhange verborgen hatte und daß ihr Plan überhaupt anschlage, sagte sie ganz ruhig zu ihrer Gebieterin:

„Ein Fenster wird zerbrochen sein, Hoheit.“ Damit ging sie nach dem Hintergrunde, öffnete die Glashüre, that, als ob sie mit ihren Blicken in dem Kasten umherfuche und fuhr dann, zur Herzogin gewendet, fort:

„Ich sehe Niemanden.“

Wohl hatte sie den Herzog gesehen, der sich ganz an die Seite gedrückt hatte, um von ihr nicht bemerkt zu werden. Er mußte jetzt wissen, was zwischen seiner Gemahlin und ihrer Mitschuldigen — denn dafür hielt er Helene ganz sicher — weiter verhandelt wurde. Nun konnte er durch die Oeffnung, die er sich geschaffen hatte, alles vernehmen, was im Zimmer gesprochen wurde.

„Haben Hoheit keine Furcht, daß man uns belausche, die Luft ist rein,“ sagte Helene. „Jetzt wird es aber nöthig sein, daß wir auf diese Zeilen antworten.“

„Ja, ja, Helene! Aber wie? Ich werde es gewiß sehr ungeschickt machen. Es ist das erste Billet-doux, das ich schreibe.“

„Hoheit schreiben — ich dictire.“

Die Herzogin setzte sich an den Schreibtisch. Durch die Oeffnung der Scheibe kam der Kopf des Gemahls zum Vorschein, aber unglücklicherweise konnte er trotz aller Anstrengung von dem, was Helene dictirte, nichts vernehmen; sie beugte sich tief zu ihrer schreibenden Gebieterin hinab und sprach ganz leise. Dann, als das Billet fertig zu sein schien, nahm sie es, las dasselbe und bemerkte laut, daß der Lauschende es vernehmen konnte, daß Hoheit das Wort „Boudoir“ nicht ganz deutlich geschrieben hätten. Die Herzogin verbesserte.

„Hoheit, jetzt noch die Adresse,“ sagte die Hofdame und dabei beugte sie sich abermals nieder und sagte ganz leise, dem Ohre des Herzogs unerreichbar, einen Namen.

„Aber wie bestellen wir es?“ fragte die Schreiberin.

„Dafür lassen Hoheit mich sorgen,“ bemerkte die Hofdame und schob das Billet in ihre Tasche.

An der Thüre des Boudoirs ließ sich jetzt ein Rütteln vernehmen, das immer stärker wurde.

„Helene — hast Du gehört? dort wieder! Wehe, wir sind belauscht, entdeckt!“

„Gott behüte, es ist nur mein Mädchen, die mich anfleiden will und die Thüre verschlossen findet.“ Sie

hatte wirklich den Schlüssel umgedreht. „Wenn Hoheit befehlen, so verlassen wir das Zimmer,“ gab Helene den Rath. So thaten sie auch und es war gut, denn eine Minute später hatte doch das Thürschloß den angestrengten Kräften des Herzogs nachgegeben und wer weiß, welche Scene dann vorgefallen wäre; denn der Herzog war eine heißblütige Natur. Nun stand er allein im Zimmer und an der rollenden Bewegung seiner Augen, an seinen bleichen, fast krampfhaft zusammengekniffenen Lippen, an der Bewegung seiner zitternden Hand nach dem Herzen hin konnte man erkennen, wie es in seinem Innern kochte und gärte. O über seine Thorheit, ihre Zurückhaltung für einen Mangel an Geist, für jungfräuliche Scheu zu halten — sie hatte nur zu viel Geist! Nun sah er auch erst, was er nie bemerkt hatte und nie zugeben wollte, wie schön seine Gemahlin war, und diese Schönheit — er schlug sich mit der Hand vor den Kopf.

„Boudoir!“ sagte er, wie im Traume vor sich hin, dann in plötzlichem Entschlusse:

„Nun wohl denn — ich werde meine Maßregeln treffen!“

Er nahm den Weg nach seinen Zimmern, von diesen nach dem Garten, vom Garten nach dem Stalle, von da wieder nach dem Saale, an dessen Seite ihre Zimmer und zunächst ihr Boudoir lag. In jeder Fensternische, hinter jeder Portiere argwöhnte er den großen Missethäter, ja als er sich versichert hatte, daß er von Niemand bemerkt sei, riß er auf dem hinter den Zimmern seiner Gemahlin gelegenen Corridore die Thüren der Kamme auf. Wenig fehlte, so hätte er auch das Parquet ihrer Zimmer aufbrechen lassen, zu sehen, ob sich der Bösewicht nicht unter dasselbe verkrochen habe. Wo und wer war der Kühne, der es wagen durfte, die Augen bis zu seiner Gemahlin zu erheben! Diese Frage machte ihm fast das Herz sieden. Er stieg die Leiter seiner männlichen Umgebung auf und ab — jeder konnte es sein, aber jedem stellten sich Bedenken oder richtiger, seine Eigenliebe entgegen.

Horch! da ertönte ihre Stimme.

Es war in dem anstoßenden Gemache, dem Musikzimmer.

Er horchte entzückt, wie es schien, über den Wohlklang dieser frischen und beseelten Stimme, er schaute durch das Schlüßelloch — er sah sie allein. Wie schön sie ist! flüsterte er für sich hin. Plötzlich prallte er zurück. Er — er! Von einem Er sang sie und mit welcher Leidenschaft! Im nächsten Augenblicke stand er, das heißt der Herzog, in ihrem Zimmer. Die Sängerin war von dem schnellen Eintreten überrascht, ihm schien sie verlegen, bekümmert.

„Meine liebe Eugenie, ich habe Dir bereits in meinem Zimmer zugehört. Dein Gesang ist mir so

tief ins Herz gedrungen — ich bitte, wiederhole ihn mir.“

Die Herzogin war ihm gegenüber wieder von ihrer jungfräulichen Befangenheit ergriffen worden. Kaum vernehmbar hauchte sie — „Verzeihe, lieber Arthur.“ —

Es war klar, sie wich aus, so glaubte er.

„Gewiß, mein Gemahl, ich singe sehr schlecht.“

„O ich habe stets Geduld!“

„Nein doch — nein — ich wage es nicht.“

„Nun,“ brach die künstlich maskirte Leidenschaft los, „so befehle ich es Dir, ich, Dein Gemahl.“

Die Wirkung dieser Worte war auf die eingeschüchterte Herzogin eine so plötzliche, daß sie statt aller Antwort wirklich mit ihrer Stimme einsetzte und sang:

„Ich trug ein Geheimniß —“

„Ein Geheimniß!“

Dann stockte sie plötzlich — „Ach ich kann unmöglich,“ betheuerte sie, „die Stimme bleibt mir in der Kehle sitzen.“

„Die Pflicht des Weibes ist gehorchen, Madame, besonders wenn es sich um ein Geheimniß handelt; ich will es wissen, ich muß es wissen. Singen Sie das Geheimniß.“

In verzweifelter Furcht vor diesem ihr ungewohnten bestimmten, ja tyrannischen Auftreten sah die arme Fürstin das Nutzlose einer längeren Weigerung ein und begann mit tremulirender Stimme:

„Ich trug ein Geheimniß im Herzen —“ da kam Helene als eine Erlösung von diesem peinlichen tête à tête und meldete der Herzogin, daß die Kammerfrau zum Befehle Ihrer Hoheit sei. Schnell war die Herzogin durch eine Tapetenthüre verschwunden. Wozu jetzt die Kammerfrau? fragte sich der eifersüchtige Gemahl in Gedanken. — Wozu?

Natürlich nur, um sie zum Rendez-vous zu schmücken, antwortete sein Argwohn. Mit leisem Summen wiederholte er die Melodie: „Ich fühlte bedrückt mich so schwer.“ Schwer — der nächste Reim? war natürlich er — er! Er wollte eben vom Kaminsims eine Base ergreifen, um an ihr seine Wuth auszulassen, als er die Hofdame bemerkte, die sich eben entfernen wollte.

„Nein, nein, Fräulein von Schwelm, Sie gehen nicht, nicht eher, als bis Sie mir Alles bekannt haben. Nicht nur, daß Eugenie mich betrügt, Sie, Sie haben ihr auch noch hilfreiche Hand dazu geboten.“

Helene stellte sich über diesen Vorwurf in einem sprachlosen Staunen dar — der Herzog schüttelte vor ihr Alles aus, was sein Herz bedrückte, seinen Schmerz fast zur Wuth steigerte.

„Halten Sie ein, Hoheit,“ nahm Helene in rührendem Tone das Wort — „Sie thun mir entsetzliches Unrecht. Haben denn Hoheit keine Ahnung,“ setzte sie

mit leiser, scheinbar bewegter Stimme hinzu, „daß ich meine Absichten hatte, indem ich Sie zum Zeugen dessen machte, was zwischen mir und der Frau Herzogin vorging?“

„Wie so?“ fragte der Herzog mit Wort und Blick.

„Ich wußte, daß Alles, was ich und die Frau Herzogin thaten und sprachen, Sie sehen und hören mußten. Ich sah Sie in einem entsetzlichen Irrthume begriffen, indem Sie wähnten, Ihre Gemahlin sei von Natur nicht begabt, Sie zu verstehen und geistig sich mit Ihnen zu vereinen. Ich wollte Sie von diesem Irrthume befreien und Sie zum Zeugen dessen machen, was ich Ihnen nicht gut sagen konnte, oder wenigstens nur in langen Erörterungen.“

Der Herzog wußte nicht, sollte er Helene glauben oder mißtrauen. Er kannte ihre Anhänglichkeit an ihre Gebieterin, und nun plötzlich ein so offener Verrath an derselben. Er sprach auch seine Gedanken offen gegen Helene aus.

„Verrath, sagen Sie, Hoheit? Es gibt unter uns Frauen keinen Verrath und keine Treue, wo etwas in den Kampf tritt — unser Herz.“

Letzteres sprach sie nur in leisem Flüstern, senkte tief den Blick und hob ihn dann wieder zu ihm empor mit dem Ausdruck eines so unleugbaren Bekenntnisses, das eine Stunde früher den Herzog zum Glückseligsten der Sterblichen gemacht haben würde.

„Sprechen wir nicht davon,“ erwiderte er verlegen. „Bemeistern Sie Ihre Leidenschaft — Fräulein von Schwelm, ich bitte, beschwöre Sie — ich darf Ihnen nicht Gehör geben, heilige Pflichten binden mich. Glauben Sie mir, die Tugend ist kein leerer Wahn, das fühle ich jetzt.“

Er war von der List der feinen Herzenskennerin gefangen.

„Nun denn, Fräulein von Schwelm, wenn ich Ihren Versicherungen Glauben schenken darf, wenn Sie“ —

Er wollte sagen „mich je geliebt haben,“ er sagte es aber nicht, sein Tact hielt ihn diesmal davon ab.

„Dann müssen Sie mir auch sagen, wer der Begünstigte ist. Sie wissen es — Sie müssen es mir sagen.“

Energisch schüttelte Helene das Haupt.

„Wie, Sie wollen nicht? Nun wohl, ich werde es doch erfahren, ein Wort leitet mich auf die Spur — er wird nach ihrem Boudoir den Weg nehmen.“

Die Hofdame schien plötzlich anderen Sinnes geworden zu sein, vielleicht weil sie, so combinirte der Herzog, jetzt erkannte, daß der Betreffende der Entdeckung doch nicht würde entgehen können. Die Zurückweisung des Herzogs — wir theilen hier den Gedanken-

gang desselben mit — schien sie mit tiefem Schmerz erfüllt zu haben, aber plötzlich gewann ein anderes Gefühl die Herrschaft über sie, ein Gefühl der Rache, und stumm deutete sie auf die Uniform des Fürsten.

Er verstand das Zeichen.

„Von dieser Waffengattung? Ein Dragoner-officier?“

Helene nickte zustimmend.

„Meines eigenen Regiments?“

Ein Ausdruck höchster Entrüstung sagte das Uebrige.

„Und wann soll er erscheinen?“ drängte er mit neuer ungestümmter Frage.

Helene zeigte mit beiden Händen die Zahl neun und war verschwunden.

„Um neun Uhr!“

Es war in demselben Saale, wo wir dem Haushofmeister zuerst begegnet waren, es war kurz vor der zum angeblichen Rendezvous bestimmten Stunde. Draußen war bereits das Dunkel eingebrochen; und in der Unsicherheit desselben und in der einzigen Gesellschaft länger tiefer Schatten konnte man die Umrisse einer am Fenster stehenden Gestalt nur mühsam erkennen. Diese Gestalt war der Haushofmeister und aus der, wenn auch nur leise sich äussernden Unruhe konnte man folgern, daß er etwas erwartete. Der Leibjäger Seiner Hoheit hatte ihm den Befehl überbracht, hier um diese Zeit zu warten. Wozu — warum? Wenn jedem Menschen eine Frage an das Schicksal freisteht — warum ihm nicht an den Leibjäger, von dem er gewöhnlich seine Nachrichten aus der nächsten Umgebung des gnädigen Herrn bezog? Aber jener war schnell davon gegangen, und so war er einer quälenden Ungewißheit preisgegeben. War beim Diner die Gänseleber nicht ganz nach dem Wunsche des Herzogs — oder hatte die Oberhofmeisterin in ihrem unaussprechlichen Geschmacke wieder eine Coiffüre von der wunderbaren Farbenmischung getragen, die den feinen Sinn des Herzogs beleidigte? Der Zustand des Hartenden war ein innerlich unbehaglicher. Er vernahm Schritte — der Herzog kam aus seinen Appartements.

„Dingelberger, Sie müssen mir einen Dienst erweisen — insgeheim.“

„Wieder eine geheime Mission!“

Der Fürst zog ihn leise zu sich heran.

„Leise — Niemand soll uns hören. Sie werden hier zur Wacht stehen bleiben. Seien Sie wohl auf der Lauer, wenn vom Schloßthurm die Glocke neun schlägt. — Also neun — jetzt ist es acht — Sie müssen also eine Stunde warten, so erscheint hier ein Mann. Sobald er eintritt —“

Der Haushofmeister merkte jetzt etwas, der Patron war nicht hoffähig.

„Wenn er eintritt, oder vielmehr sich einschleicht, hier in die Gemächer der Herzogin —“

„Der Herzogin, Hoheit?“

„Der Herzogin,“ bekräftigte der Sprecher, so daß der ergraute Diener zusammenschrak, „werden Sie die Glocke ziehen, die in meine Zimmer geht. Auf diese Weise werden Sie ihn mir melden. Attention, Dingelberger. Ich verlasse Sie jetzt.“

Der Herzog ging in seine Gemächer.

Ihn melden — einen Menschen, der nicht hoffähig ist! Das war für den neuen Geschäftsträger eine harte Pflicht. Ein Fremder — bei der Nacht — so heimlich. Wer — warum — wie — woher? Das ging ihm wirt und bunt durch den Kopf. Mit dumpfem Schläge kündigte sich die achte Stunde an. Die Schatten im Saale verschwanden, einer völligen Dunkelheit Platz machend — lautlose Stille rings umher. Die Bilder an den Wänden, Vorfahren des Herzogs, schauten so gespenstisch hernieder, sie schienen sich zu beleben. Fast hätte der Wachtposten die Wirkungen seiner zu lebhaften Phantasie verspürt, im gewöhnlichen Leben nennen es die Leute, sich fürchten. Ein Geräusch! Er zog sich für gewisse Fälle nach einer der Fensternischen zurück. Er hatte recht gehört. Ja — dort sah er die Gestalt ganz deutlich. Jetzt galt es, seinen Muth zu zeigen. — Hin nach jener Thüre — den frechen Missethäter ergreifen. — Da donnert ihm ein „Halt“ entgegen — eine Gestalt stand vor ihm. O Horreur! — ein Muselman! In der That ein Muselman, ein Beduine mit einem mächtigen Schnurrbarte. Sprich, wer bist Du? sprach die Erscheinung in tiefem Tone. Sie sprach also deutsch, wenn auch mit fremdem Accente, und vielleicht ist das der türkisch-deutsche Accent — das beruhigte den Erschrockenen ein wenig. Vielleicht war es ein Attaché der türkischen Gesandtschaft in Wien, der vom Großherrn ebenfalls mit einer Mission an den Hof beauftragt war. Es war geraume Zeit schon von der Ueberreichung des höchsten türkischen Ordens, des Nischani-Istihar, an den Herzog durch einen eigenen Bevollmächtigten die Rede. Wenn es dieser wäre! Sprich! befahl die Stimme wieder. Sprich!

„Im Augenblick — bis — bis ich wieder im Besitze meiner ganzen Stimme bin. Ich habe die Ehre, mich Ihnen als den Haushofmeister Seiner Hoheit vorzustellen.“

„Der seine Nase überall haben muß,“ begann die Stimme. „Wie kommts, daß Du jetzt hier an diesem Orte bist? Sprich!“

Der Geängstigte hatte sich allmählich von seinem Platze entfernt; die Gestalt zeichnete immer weitere

Kreife, noch einige Schritte und er war vor dem Eingange in die Gemächer Ihrer Hoheit — wenigstens war er daselbst geborgen.

„Du mußt hier laufen — auf höchsten Befehl? Ist's nicht so?“ —

„O nicht doch, daß ich wüßte“ — leuchte Dingelberger, sich den Angstschweiß von der Stirne wischend. Der blitzende Dolch, den der Unbekannte in der Hand hielt und der so blutdürstig ihm entgegen glänzte — wer wäre da nicht aus der Contenance gefallen!

Die Gestalt zog jetzt ein Papier hervor.

„Halt! dieses Papier wirst Du der Sultanin geben.“

„Die Herzogin — eine Sultanin! Verzeihen Sie, mein Herr — aber Sie meinen damit wohl die Frau Herzogin Hoheit?“

„Dula Beidam“ — war die Antwort des Fremden.

Ohne Zweifel türkisch. Also ein wirklicher Moslem. Kein Zweifel mehr, der Attaché der türkischen Gesandtschaft in Wien.

Scheu, mit zitternder Hand nahm der Lebende und Zitternde das Dargebotene entgegen. Es fühlte sich hart an; kein Zweifel, es war der Nischani-Mihar.

„Ich werde es pünktlich besorgen,“ sprach er beklommen.

Da — ein Schlag der Thüre, er war in den Zimmern der Herzogin geborgen. Ein gellendes Lachen folgte ihm. Burnus und Schnurrbart des Beduinen fielen — Helene kam zum Vorschein. Sie war im Begriffe gewesen, sich zur Herzogin zu begeben, als sie den Haushofmeister bemerkte. Es durchkreuzte ihren Plan, daß er schon auf dem Posten war, obwohl sie vorausgesehen hatte, daß der Herzog Späher aufstellen würde. Dingelberger mußte ihr das Feld räumen; schnell war sie in ihr Gemach geschlüpft und aus demselben in der Verkleidung zurückgekehrt. Die Täuschung war namentlich in der Dunkelheit vollständig. Ihr goldener Fächer vertrat die Stelle des Dolches.

Nach Entfernung der Verkleidung ging die Hofdame nach der Thüre, durch die sie eingetreten war, und gab in dieselbe ein Zeichen — die Herzogin erschien in einer wahrhaft verführerischen Toilette. Mit innigem Wohlgefallen blieb die Freundin bewundernd vor der liebreizenden Gestalt stehen.

„Er wird bald kommen,“ sagte die Fürstin mit seliger Miene. „Aber mir ist so bang, Helene. Sage, was hast Du vor?“

„Nur einen kleinen Scherz, Hoheit. Sie lieben Ihren Gemahl?“

„O, unsäglich Helene!“

„Sie wollen sein Herz auf ewig besitzen?“

„Es wäre mein höchstes Glück.“

„Gut, dann bitte ich, Hoheit, mir auch in Allem zu folgen.“

Helene deutete auf eine Gardine, die eine tiefe Fensterische verhüllte. „Treten Hoheit hinter diese Gardine in die Nische. Seine Hoheit wird kommen — und Sie suchen — Sie finden. — Sie geben ihm diesen Brief,“ damit legte sie ein zusammen gefaltetes Papier in die Hände der Fürstin.

„Aber soll ich nicht wissen, was es enthält?“

„Nicht nöthig, Hoheit. Nichts als Redereien, aber in diesen Redereien ein Talisman, der das Herz Ihres Gemahls für ewig treu und heiß an Sie ketten wird. Ja, ja, sehen Hoheit mich nur so verwundert an, ich bin jetzt ein Stückchen von einer Hexe, aber einer sehr guten Hexe.“

Helene suchte in ihren Taschen nach einem zweiten Briefe, sie fand ihn nicht, er mußte auf ihrem Schreibtische liegen. Sie beurlaubte sich auf einige Minuten von ihrer Herrin und ging, das Vermißte zu holen. Wunderbares Spiel des weiblichen Herzens!

Vor zwei Stunden noch wäre die Herzogin bei dem Papier, welches Helene ihrer Hand anvertraut hatte, völlig theilnahmlos geblieben, weil sie noch unbewußt war; jetzt hatte ein Hauch dessen, was um sie her vorging, sie im Innersten berührt, ihre Seele getroffen, eine Ahnung war in ihr aufgestiegen, es wurde ihr schwer und schwül ums Herz, sie wollte, sie mußte wissen, was das Billet enthielt. Im Saale war es finster, in ihrem Zimmer konnte sie Licht machen — sie öffnete die Thür —

„Hilfe! Mörder, Türken! Hilfe!“

Der Haushofmeister stieß das Geschrei aus, in der Meinung, die Gestalt wolle ihm ans Leben.

Diese Stimme in ihren Zimmern! — Die Herzogin wäre vor Schreck fast zusammen gesunken. Doch hatte sie noch soviel Geistesgegenwart, mit aller Macht an dem Schellenzuge zu reißen, um die Lakaien herbeizurufen.

Wer aber kam statt der Gerufenen? Der Herzog, mit der rechten Hand den Degen, in der linken das Licht haltend. Er hatte das verabredete Zeichen gehört.

„Ha, Glender! Wo ist er? Büßen soll er, blutig büßen! — Keinen Augenblick länger soll er leben!“

Die Herzogin wußte nicht, wie ihr geschah. Mehr um zu antworten, als daß sie eigentlich wußte, was sie sagte und um was es sich handelte, sank sie vor ihm nieder.

„Gnade, Arthur! — Bei Gott, ich bin unschuldig!“

„Nicht mehr sollst Du mich täuschen, ich kenne Dich jetzt. — Für wen hast Du Dich geschmückt? Für wen?“



Ihn treffe mein Stahl. Er kann mir nicht entgehen — er ist in Deinen Zimmern.

Der Wüthende wollte die Thüre aufreißen, aber siehe da, sie war von innen verschlossen. Dingelberger hatte Lärm, Geschrei gehört und, sich vor allen Eventualitäten zu sichern, den kleinen Kiegel vorgeschoben.

„Aufgeschlossen — oder ich schieße,“ rief der Belagerer durch das Schlüsselloch in die Festung hinein. Ohne dem Belagerten aber nur Zeit zu lassen, hatte er bereits mit einem kräftigen Ruck die Thüre aus dem Schlosse gerissen. Wen beleuchtete der Strahl seines Lichtes? Den bleichen, zitternden, immer sprechen wollenden und nicht könnenden und daher in unaussprechlichen Bücklingen sich ausdrückenden Haushofmeister.

„Dingelberger?“ rief der Herzog, dessen Wuth plötzlich abgeklüht war.

Mit halbem Leben nur stand er. „Gnade, Hoheit — ich zittere, befehle vor Entsetzen.“

Eugenien war dies Alles ein Räthsel und Helene kam noch immer nicht. Der Herzog war verstummt; hätte der Haushofmeister auch kein Wort gesagt, ein Blick auf seine Gestalt hätte ihn von allem Verdachte freigesprochen.

„Alles will ich Hoheit unterthänigst berichten. Die gnädigste Ordre zu erfüllen, war ich bereits auf meinem Posten — als Jemand eintrat — ja, Hoheit, ich kann es beschwören — es war —“

„Nun?“

„Es war ein Muselmann.“

„Wie, kein Dragoneroffizier?“

„Nein, Hoheit, ein Muselmann mit einem furchtbaren Schnurrbarte und einem Dolche — oh!“

„Also doch ein Mann?“

Helene war noch immer nicht da, Eugenie wollte nach ihr gehen.

„Nein, Madame, ich befehle Ihnen, jetzt zu bleiben. Ihre Schuld muß enthüllt werden.“

Die arme Herzogin! Sie sah sich in einem Labyrinth. Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Also ein Mann?“ wiederholte Arthur in neu erwachendem Verdachte. —

„Ohne Zweifel ein türkischer Attaché!“ antwortete der Haushofmeister. „Verzeihung, Hoheit,“ wandte er sich an die Herzogin, „daß ich die Heiligkeit Ihrer Gemächer auf so respectwidrige Weise verletzt habe. Aber er verfolgte mich, retiriren mußte ich. Einen Dolch führte er bei sich — einen Dolch —“

„Und was hat der Unbekannte Ihnen gegeben?“ Es war Helenens Stimme.

„Hier — ja hier“ — stammelte der von neuem Erschreckende, den Gegenstand der Prinzessin übergebend.

Letztere öffnete das Ueberreichte. — Ein Armband entlockte ihr einen Ruf entzückender Ueberraschung.

„O wie schön — wie prächtig!“

„Und für Ew. Hoheit eigens gemacht,“ erklärte Helene. Der gnädigste Herr gab mir den höchsten Auftrag. Um Hoheit desto mehr zu überraschen, mußte ich es Ihnen verhehlen. Ist dem nicht so, gnädigster Herr?“

„O gewiß!“ stimmte der Herzog nothgedrungen bei. Zwischen den Zähnen aber murmelte er: „Mein Geschenk, die Falsche!“

In berechneter Heimlichkeit, die dem Herzog auffallen mußte, suchte die Hofdame ihrer Gebieterin ein Billet einzuhändigen, indem sie ihr dabei zuflüsterte: Geben Hoheit mir Ihr Billet, nehmen Sie das meine hier. —

„Ha, Billets!“ der Herzog hatte sie auch schon.

Nun sollte man ihn nicht länger dupiren können; sie war doch schuldig. Jetzt hatte er die Beweise, ihr herzerlöschendes Thun zu enthüllen. Er las:

„Theurer Mann!

Dein Wunsch, daß wir von nun an, verschont von allen lästigen Zeugen, uns jeden Tag sehen möchten zum Austausch unserer Herzen und unserer Gedanken, dieser Beweis Deiner Liebe hat mich hochbeglückt. Von heute ab erwartet Dich jeden Abend zum Thee und vertraulichen Beisammensein in meinem Boudoir Deine Eugenie.“

Es herrschte Todtenstille im Gemache. Der Herzog sah mit einem Blicke aus der Tiefe seines Herzens seine Gemahlin an, Helene weidete sich an seiner Ueberraschung und der Haushofmeister wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Aber noch ein zweites Billet hatte der Herzog in der Hand; er öffnete es, las, steckte es aber sogleich wieder ein, als er den Anfang las:

„Wie kann man so schön und so kalt sein?“

„Helene,“ sagte er nach einer Weile beschämten Schweigens, „nun erkenne ich Ihre Absichten. Dank, Dank Ihnen für diese Lehre. Sie ließen mich den Weg finden zu dem Herzen meiner Eugenie, dem schönsten aller Ziele.“ Mit leichtem, glücklichen Herzen drückte er, die Herzogin umarmend, einen langen, heißen Kuß auf ihre schönen reinen Lippen.

„Meine Eugenie,“ flüsterte er, „mein süßes Herz!“

„Den Thee, lieber Arthur,“ sagte die Herzogin in ihrer Unbefangtheit, „werde ich Dir nun jeden Abend selbst bereiten.“

Dingelberger sollte nun einmal aus der Aufregung nicht herauskommen. Vor Schreck eben noch ein Halbtodter, wurde er jetzt zu neuer Aufregung aufgeschreckt. Dieser Kuß der höchsten Herrschaften zu dieser Stunde, dieser etikettenwidrige Kuß und der Thee von Ihrer



35. 1865.

ALLGEMEINE MODENZEITUNG

Hohen  
ordr.

und  
alter  
dem  
theilen

erhört  
doch  
auf d  
jenen  
Schl  
er eb  
die G  
und  
man,

von  
Mus  
Leib  
sind,  
garni  
franse  
worde  
auch

Die  
die m  
schwar  
dings  
Distel

Einfor  
von ei  
man  
Stoff  
Nothw  
selben  
einfor  
bestan  
Ruhe.  
herrsch  
Burrn  
man g  
puchor

Hohheit selbst bereitet — das ging nicht — diese Desordre. —

Da fühlte er sich von einem weichen Arme ergriffen und fortgezogen; es war Helene. „Kommen Sie, lieber alter Leberecht, wir hören; die Herrschaften wollen jetzt dem Attaché des Großherren eine geheime Audienz ertheilen.“

## Modenbericht.

(F.) Man spricht so außerordentlich viel von unerhörtem Luxus der Damentoiletten, aber — man sieht doch keinen; allerdings sind die eleganten Damen meist auf dem Lande oder in Bädern, aber auch da sieht man jenen so scharf getadelten Luxus nicht; nur in einigen Schlössern und Villen mag er sich zeigen, aber dann ist er eben eine Ausnahme. Ueberall sonst fällt vielmehr die Einförmigkeit auf, denn fast alle Damen tragen Kleid und Paletot von einem und demselben Stoffe, so daß man, wenn man eine sieht, eigentlich alle gesehen hat.

Die höchste und neueste Mode sind die Anzüge von Muslin über durchschimmernder Seide; aber diese Muslinkleider sind nicht einmal gestickt; sie haben ein Leibchen mit Schößen, die wie das Kleid hell gefüttert sind, und keine Stickerei, keine Spitzen daran. Höchstens garnirt man sie mit einer Ruche oder mit einer Thibetfranse. Diese Franses sind plötzlich wieder modisch geworden, man sieht sie an den Jäckchen und Camails, auch wohl an seidenen Kleidern.

Die allein modischen Hüte haben aufgekrempte Ränder, die mit schwarzem Sammet besetzt sind, und weiße oder schwarze Federn. Auch Mützen sieht man und zwar neuerdings mit rothen Mephistopheles-Federn und silberner Distel vorn.

Wir haben oben gesagt, daß die jetzige Mode die Einförmigkeit sei, da man allgemein Kleid und Paletot von einem und demselben Stoffe trage; neuerdings geht man darin noch weiter, denn ein Unterrock von dem Stoff des Kleides und des Paletots ist beinahe zur Nothwendigkeit geworden. Oft ist das Ganze in derselben Farbe besetzt oder garnirt. Vielleicht ist das zu einförmig, aber nach der übertriebenen Buntheit, die bisher bestand, gewährt diese Einförmigkeit den Augen wenigstens Ruhe. In den Bädern, namentlich in den Seebädern, herrscht das Weiß unbeschränkt. Paletots, Kragen und Burnus von weißer englischer Wolle sind die modischsten; man garnirt sie auch sehr wenig, ausgenommen am Capuchon, den man mit Jakspitzen besetzt.

In Paris und andern Modestädten ist jetzt das meistgetragene Kleidungsstück der kleine weite Paletot mit Kapuze, doch fürchten wir, daß ihm die Gunst nicht lange erhalten bleiben dürfte; es wird ihm ergehen wie dem Stahlschmuck, der auch ganz und gar verbannt ist.

Am empfehlenswerthesten als Herbstkleidungsstück dürfte der große Burnus von weißem englischen Molleton mit schwarzen veloutirten Streifen sein. Man kann ihn überall tragen.

Leider haben wir auch zu bemerken, daß die Gürtel, die man über dem Paletot von gleichem Stoffe wie das Kleid trägt, in grauenhafter Weise immer allgemeiner werden. Leider scheint es jetzt so zu sein, daß das, was häßlich in der Mode ist, am meisten gefällt. Jene Gürtel nun sind sehr verschiedenartig, einige von Band in der Farbe des Auspuges, andere sehr lang mit einer Schleife hinten — das Höchste der Lächerlichkeit. Am annehmbarsten noch ist der Ledergürtel mit ebensolcher Schnalle.

Der Luxus der weißen Leibchen (Blousen) wächst noch immer; man trägt sie mit oder ohne Jäckchen und jedenfalls ist es die schönste Mode für die Jugend, auch sehr einfach.

## Modenblatt № 35.

### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Empire-Hut von Reistroh, hinten mit einem golddurchwirkten Tüllschleier, an der Seite mit einer Goldschnur und über der Stirn mit einem Goldreifen in Tülle; weiße Bindebänder; Kleid von gestreiftem Foulard, unten auf dem Rocke mit einem Besatz von Sammet, auf dem sich Strohperlen und Schnüre befinden; kurzer Paletot von dem Kleidstoffe, ebenfalls mit Sammet und Strohschnürchen ausgeputzt; kleiner Kragen; kleine Stulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Runder Hut von Stroh mit einem großen Schleier; Kleid von Alpaca, unten auf dem Rocke, vorn auf der Brust, an den Armen oben und unten mit ponceau Glöckchenposament ausgeputzt; ponceau Gürtel; gestickter Kragen; Stulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Empire-Haarputz; Kleid von einfarbiger Grenadine mit tief ausgeschnittenem Leibchen, das mit Sammetjäckchen garnirt ist; ganz kurze Ärmel; Ärmel-Chemisette von weißem Cashmire mit schwarzen kleinen Sammetknöpfen besetzt; breiter schwarzer Sammetgürtel mit großer goldener Schnalle; gelbe Glacéhandschuhe; Fächer; Schuhe.

4. Runder Hut von Reisstroh mit einem Kranz von grünen Federn und einem Federbusch; Kleid von Alpaca-Muslin ohne Aermel, am Leibchen eine Reihe grüner Bänder und eine große grüne Schleife; der Rock durch große grüne Schleifen aufgenommen über einem zweiten gestreiften grünen Rocke; kurzer weiter Paletot mit Bolant und einer grünen Mütze darüber, ebenso die weiten Aermel; oben durch eine grüne Schleife zusammengehalten; Spitzentragen; goldene Armbänder; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

### Cravatt.

#### Herrenmoden.

1. Hoher Hut mit sehr schmalen Krempe; grüner Reitrock mit ganz kleinem Stehragen und nur drei goldenen Knöpfen; gelbe Weste; weiße Reitbeinkleider; große Reitschnecken.

2. Hoher Hut; weiter Ueberrock; schwarzer Rock mit sehr breiten und langen Revers und nur zwei Knöpfen; weiße Weste mit sehr weit offenen Shawlragen; einfarbige Beinkleider; kleine blaue Cravatte.

3. Jagdanzug.

4. Runder grauer Filzhut; Jaquette, Weste und Beinkleider von einfarbigem leichtem Tuch; rothe kleine Cravatte.

5. Graue Jagdmütze; weite Jagdjaquette, Weste und Beinkleider von einem und demselben grauen Stoffe.

### Stahlrich N<sup>o</sup> 35.

#### Das Denkmal Gellerts im Rosenthale zu Leipzig.

(Nach einer Originalzeichnung.)

Fast hundert Jahre sind vergangen, seit Christian Fürchtegott Gellert in Leipzig starb (13. Dezbr.

1769), der Dichter frommer Lieder und allbekanntester Fabeln, welcher zu seiner Zeit nicht nur der beliebteste, sondern der verehrteste deutsche Schriftsteller war. Die Trauer über seinen Tod war allgemein; man wallfahrte zu seinem Grabe wie zu dem eines Heiligen. Und heute noch ist er nicht vergessen; wenige Gebildete kommen zum ersten Male nach Leipzig, ohne die einfache Ruhestätte Gellerts zu besuchen. Seine Lieder trösten und erheben noch immer Viele und ein Zeugniß für die Fortdauer der Verehrung des Gefeierten ist auch die Statue in Leipzig; von welcher wir eine treffliche Abbildung vorlegen.

Eine vornehme fromme Dame in Oesterreich, die ihr ganzes Leben hindurch Erbauung und Trost aus Gellerts Schriften geschöpft hatte, wünschte nicht nur den Dichter zu ehren, sondern auf ihn und seine Schriften hinzuweisen. Sie setzte eine Summe von 1500 Thlrn. aus und ersuchte den bekannten Bildhauer Knaur in Leipzig, dafür eine Büste zu arbeiten und dieselbe an einem Plage aufzustellen, an welchem Viele vorübergehen. Ehe der Aufrag ausgeführt werden konnte, starb die Dame. Der Sohn ehrte den Willen der Mutter und erbot sich, die von ihr ausgesetzte Summe zu zahlen. Als die Sache in Leipzig bekannt wurde, gewährte die Stadt ebenfalls 1500 Thlr., damit eine Statue Gellerts in carrarischem Marmor ausgeführt werden könne, die zugleich eine Zierde der Stadt sei, und man entschied sich, diese Statue in dem vielbesuchten herrlichen Eichenwalde aufzustellen, welcher das Rosenthal heißt und in dem Gellert bei Lebzeiten am häufigsten und liebsten spazieren gegangen ist.

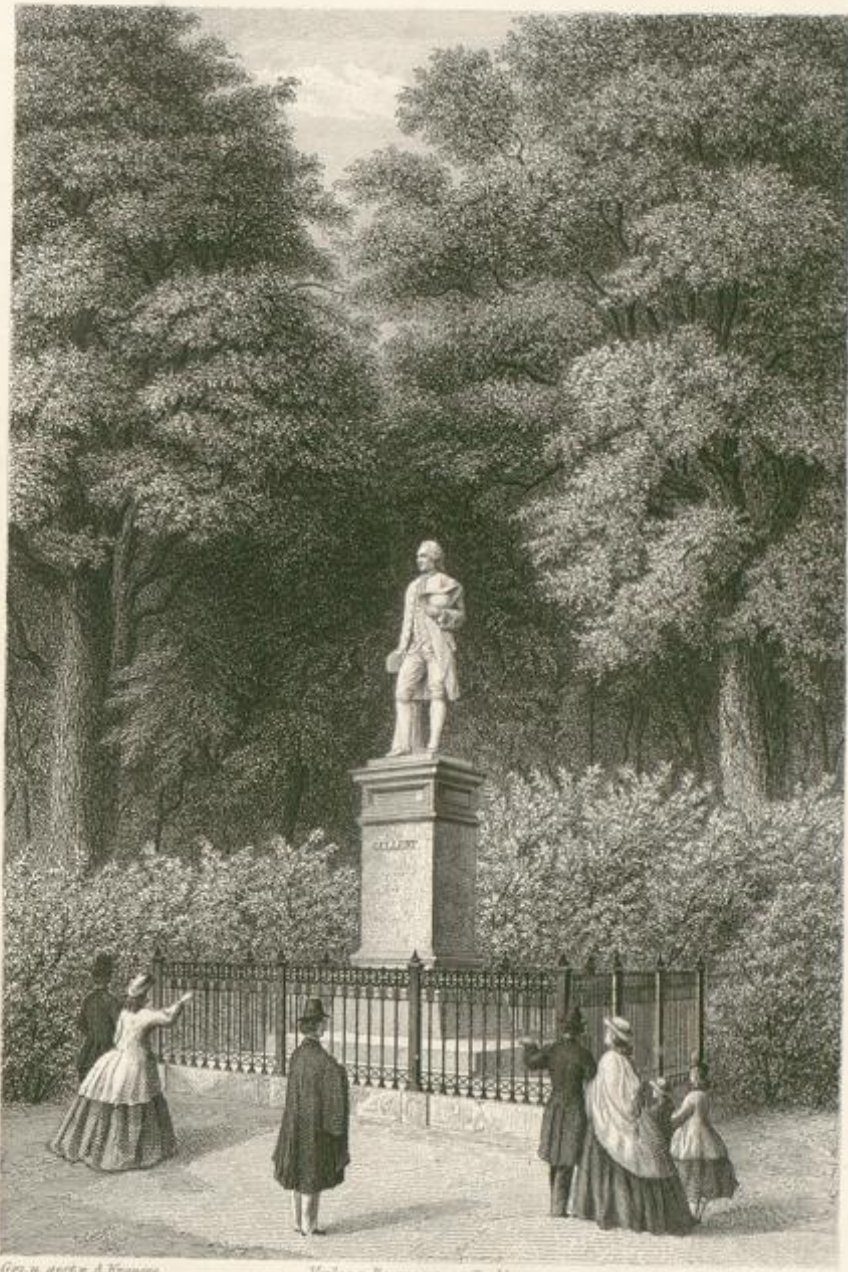
Die Statue ist von Knaur ausgeführt worden, ein echtes Kunstwerk, und wurde zu Pfingsten dieses Jahres aufgestellt. An den vier Seiten des Piedestals stehen die Sprüche von Gellert:

Der wahre Ruhm ist Ruhm bei Gott  
Und nicht bei Menschenkindern.

Gott soll ich über Alles lieben  
Und meinen Nächsten gleich als mich.

Bertrau auf Gott! Er wohnt bei denen,  
Die sich nach seiner Hilfe sehnen.

Seid fröhlich ihr Gerechten,  
Der Herr hilft seinen Anechten.

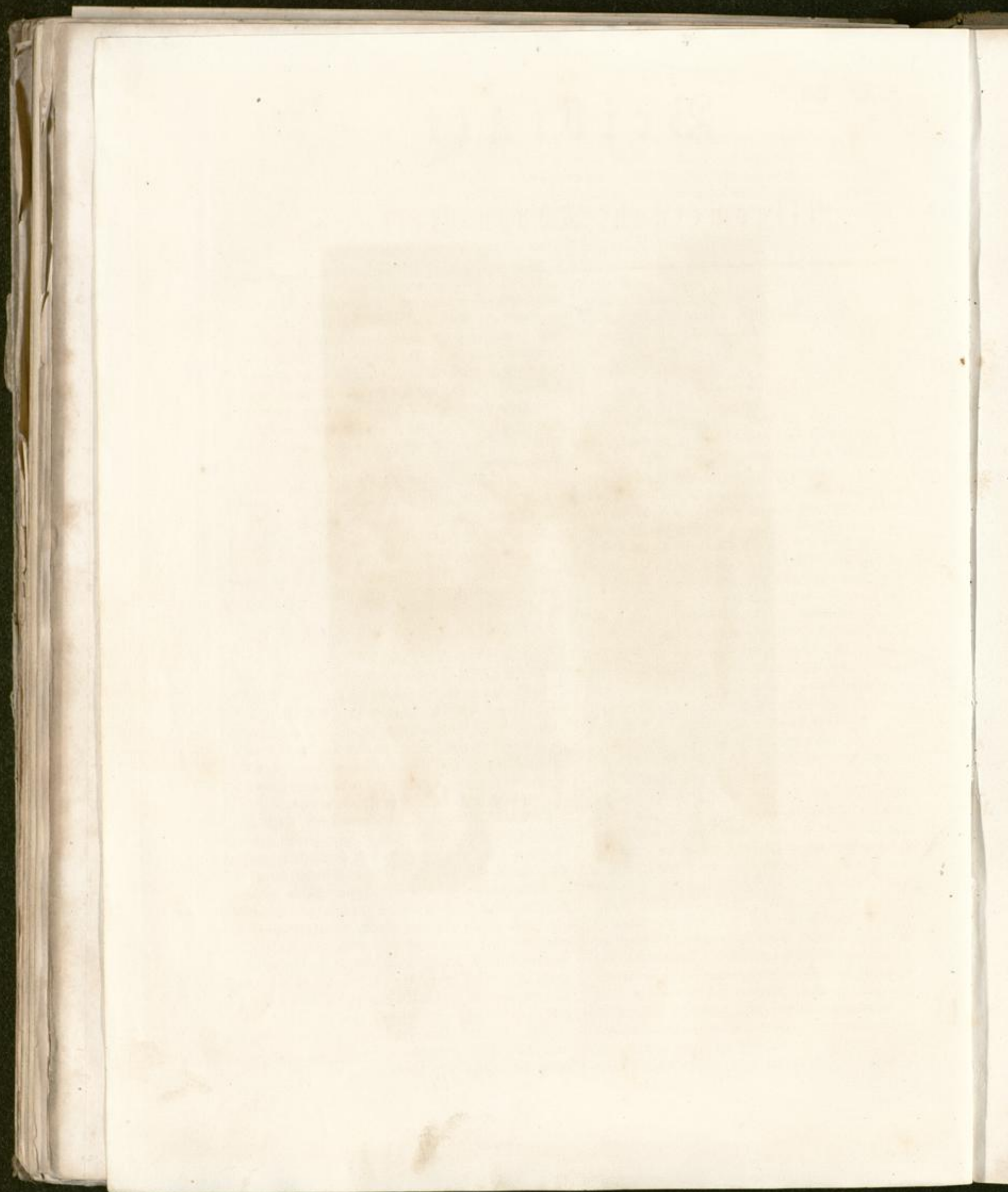


Grav. u. gest. A. Krause.

Verlag v. Baumgarten Buchh.

Druck v. Weyg. Leipzig.

*Denkmal Goltz's im Rosenthal zu Leipzig*



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Röschen näht.

Novelle  
von  
Julie Kuhkopf.

Ging man vor etwa zwanzig Jahren durch eine abgelegene Vorstadt, welche sich einer Metropole anschließt, wie das äußerste Befagbändchen einem weithinrauschenden, schwellenden Gewande, so gewährte man mit Vergnügen ein nettes, fast ländliches Häuschen, von Wiese, Garten und Gebüsch umringt, dessen Fenster aus einer grünen Epheumschlingung anziehend hervorglänzten.

An einem dieser Fenster, das nach der Seite hin auf den kleinen Blumengarten ging und das bei warmem Wetter gewöhnlich offen war, saß ein junges Mädchen, eifrig und sorgsam nähend.

Selten vergönnte sich die Arbeiterin, ihre hellen Augen von dem Werke zu trennen und in den Garten hinab zu blicken, oder in die Ferne, die ein Wald begrenzte, oder noch seltener auf die Straße, von wenigen Vorübergehenden belebt. Sie nähete Weißzeug, und dabei muß man sehr achtsam sein, wie Jedermann weiß.

Die kleinen Perlstiche des Saumes, der in unerschütterlicher Geradheit auf einem und demselben Faden hinläuft, die doppelte Naht mit ihrer sanften Rundung auf der unrecchten, ihrer edeln, feinen Platte auf der rechten Seite, die überwendliche Naht, deren nahe sich berührende Stiche jene einer feinen Schnur ähnlich machen, und dann gar die Steppereien, die Knopflöcher, das Vertheilen und Ansetzen der regelrechten Fältchen — dies Alles ist ein tiefes Studium und erfordert gespannte Aufmerksamkeit.

Röschen verstand ihre Arbeit, und fleißig mußte sie sein, denn sie war auf ihre Nadel angewiesen — doch ging es gegen den Mittag, oder gar gegen den Abend, dann seufzte sie zuweilen und beneidete die Wäscherin an der andern Seite des Hauses, die ihre Wäsche spülte und im Bache plätscherte und sie dann im leisen Wehen der lauen Luft aufhing; die konnte sich doch im Freien bewegen und alle ihre Glieder gebrauchen, das konnte Röschen nicht; höchstens ein kleiner Spaziergang im Garten war ihr erlaubt, wenn sie ihre Aufgabe voll-

endet hatte — und Sonntags, dann konnte sie in die Vorstadtkirche gehen, und nachmittags ihre Tante Hornig besuchen, die in einer andern Vorstadt wohnte; doch nur dann, wenn sie nicht zu viel für sich selbst auszubessern hatte. Denn dazu ist doch der Sonntag Nachmittag da für die fleißigen Arbeiterinnen, dann können sie einmal an sich selbst denken und, wenn sie morgens für ihre Seele gesorgt haben, nachmittags für die Ordnung und das Heil ihres innersten Haushaltes sorgen.

Das that Röschen, doch sie schaute dann öfter hinaus auf die mehr als gewöhnlich belebte Straße, und fuhr oder ging eine elegante Dame vorbei in frischem, geschmackvollem Putz, an der Seite eines Herrn, der zu ihr gehörte, so folgten Röschens Augen der vom Glück so Begünstigten mit regem Interesse, doch bis zum Neide brachte sie es nicht — bis zu solcher Höhe konnte sie ihre Wünsche nicht erheben.

Röschen hatte außer ihrer Wirthin, einer arbeitsamen Witwe, und ihrer Tante Hornig keine Bekannte, sie blüdete wie ein Veilchen, tief unter Büschen versteckt.

Eines Sonntags kam sie aus der Kirche und stand eben in ihrem hellen Musselinkleidchen, mit ihrem Gesangbuche in der Hand, auf der Schwelle ihrer Hausthüre, da trabten ein Paar herrliche Braune heran, hinter ihnen rasselte eine elegante Equipage; eine schöne Frau mit lachenden Augen in reichster Toilette saß darin, an ihrer Seite ein schlanker, schwarzbärtiger Mann von düsterm Ansehen. Wie gebannt blieb Röschen stehen und ließ die glänzende Erscheinung an sich vorüberziehen. Die Augen der Dame fielen auf sie, lachend und mit einer lähnen Handbewegung deutete sie auf die bescheidene Zuschauerin, und zugleich rief sie ihrem Begleiter einige Worte in fremder Sprache zu. Dieser folgte dem Winke und sah Röschen mit einem durchdringenden Blick an. Röschen erröthete und zog sich eilig ins Haus zurück.

„Nun, was ist Ihnen, Kindchen?“ rief Frau Kolffs, die eben aus der Küche kam, „sehen ja so verduht aus!“

„Ei, sollte es Einen nicht ärgern,“ versetzte diese, „wenn die Leute mit Fingern auf Einen zeigen! Ich habe immer gedacht, das wäre ungezogen.“



„Ganz recht gedacht, das wird wohl ein Ungezogenener gewesen sein!“

„Es war ja eine Sie,“ rief Röschen und erzählte, was sie gesehen.

„Das ist keine ordentliche Dame gewesen,“ versicherte Frau Kollfs mit Kopfschütteln, „eine leichte Fliege wird das gewesen sein, und über die brauchen Sie sich nicht zu ärgern.“

Röschen sah das nicht ein, doch sie sagte nichts und ging in ihre Stube. Als sie ihr Gesangbuch auf das Bücherbrett stellte, dachte sie wieder an Gesang und Predigt und vergaß den beleidigenden Fingerzeig und das spöttische Lachen. Nachmittags nahm sie Frau Kollfs mit zum Spaziergang in den Wald, da war es herrlich und eine heitere Sabbathfeier drang in Röschens Herz, während sie nur halb die eifrigen Erzählungen ihrer Begleiterin anhörte über Haushalt, Wäsche und Marktpreise, und über die Schlechtigkeit der Menschen, die jene in verschiedenen Nächstengestalten deutlich zu machen suchte. Am Abend gab es noch mancherlei auszubessern; denn morgen sollte es wieder frisch an die Arbeit gehen; so stieg Röschen herzlich müde in ihr nettes, weißes Bett, das in einem Alkoven bei ihrem Stübchen stand; da schwebte ihrem geistigen Auge noch einmal der vorbeirollende Wagen vor mit seinen beiden Insassen, es war ihr, als fühle sie nochmals den durchbohrenden Blick des düstern Mannes — ein unerklärbares Gefühl durchschauerte sie, es war Grauen und eine Art von Mitleiden innig vereinigt. Schnell wandte sie ihr Gesicht nach der anderen Seite, sprach mit andächtigem Herzen, in besonders flehender Weise ihr Abendgebet und schlief froh und friedlich ein.

Am andern Morgen hatte sie schon einige Stunden fleißig die Nadel geführt, da blickte sie auf und überschaute flüchtig die Straße. Milch- und Gemüswagen gab es da genug, doch mitten zwischen denselben fielen ihr zwei Mannsgestalten auf, die sich als Herr und Diener darstellten. Der Diener ging in das gegenüberstehende Haus; der Herr wandte sein Gesicht, es war der mit dem unheimlichen Blick von gestern!

Unwillkürlich zog sich Röschen blickschnell vom Fenster zurück, sie fühlte sich glühend erröthen und ganz erschrocken. Nach einiger Zeit wagte sie doch wieder einen scheuen Blick aus dem Fenster, da kamen Herr und Diener aus jenem Hause und eilten der Stadt zu. Röschen athmete auf, der Düstere war fort, doch blieb ihr eine Beklemmung auf der Brust, eine Verwirrung im Kopfe, und als sie nach einer Stunde ihre Arbeit ansah, hatte sie die Schulterstreifen auf dem Mannsheinde verkehrt aufgesteppt. Alles mußte los- und von neuem gemacht werden.

Herr von Rodan hatte seit einigen Tagen ein hübsches Logis, Röschen gegenüber, bezogen; Martin, sein Diener, bürstete und putzte eines frühen Morgens seines Herrn Kleider und überließ sich dabei nach seiner Weise tiefen Betrachtungen, die zuweilen, wenn die Gedanken und Gefühle sich aufbäumten und überstürzten, in einzelnen Worten oder gar Sätzen laut wurden. Hestig bürstete er am Kragen und Ärmel eines Ueberziehers seines Herrn. „Na, dachte er, da muß er sich an eine schmutzige Wand angelehnt und ordentlich herumgerieben haben. . . Das ist ja eine Pferdearbeit, das wieder 'naus zu bringen. . . Gewiß hat er sich die hübsche Näbterin angeguckt! . . . Es ist doch verdammt!“ rief er und klopfte dabei mit wahrer Wuth auf den Kopf los, doch fast erschreckend vor seiner eigenen Hestigkeit, setzte er seine Gedankenreihe nun innerlich fort: „Kann habe ich ihn von einer Dummheit mit Mühe und vielen Künsten abgebracht, gleich hat er eine neue bei der Hand und sitzt gleich bis über die Ohren drin! . . . Wie herrlich ging es, ihn von dem Professor mit dem italienischen Namen abzubringen, der so geheimnißvoll ansah und so feierlich flüsterte, der allerlei unbekanntes Kenntnisse und Kräfte bei sich führte und der ein abgefeimter Erzbetrüger war. . . Ja, die erste Geistererscheinung gelang. . . der Herr war bleich und in tausend Schauern; aber die zweite, die nun aus dem ff prächtig sein und den Herrn ganz in Banden schlagen sollte. . .“ hier nahm Martin einen Stiefel seines Herrn und wuschte ihn mit innigem Wohlgefallen — „die gelang nicht — Martin hatte den Spiegel entdeckt, der die Geister hervorbrachte, und durch ein geschicktes Manöver machte der Spiegel einen derben Paradau, die Geister kamen nicht, dem Herrn gingen die Augen auf und er wollte mit dem Signore nichts mehr zu thun haben.“ . . . Mit befriedigtem Lächeln putzte Martin den Stiefel blank und stellte ihn bei Seite. „Nun wars plöglich,“ fuhr Martin zu denken fort, „Ramsell Valerie, die so schön tanzen und so lustig lachen kann. Ja freilich“ — hier lachte Martin ingrimmig — „sie schien ja ganz in den Herrn weg zu sein, sie wars aber nur in sein Portemonnaie. Ah, da fand Martin einmal glücklich ein hübsches Zettelchen von einem Leutnant, das practicirte er seinem Herrn vor die Augen — er sah es klar — das nichtswürdige Weibsbild machte sich über ihn lustig und betrog ihn aus lauter Schabernack. . . Na, sauer schien ihm die Verabschiedung nicht zu werden, er machte sich eigentlich nichts aus ihr. . . Aber jetzt — was soll das nun wieder sein?“ murmelte er, ließ seine Geräthschaften fallen und blieb mit untergeschlagenen Armen stehen. „Betrogen werden ist eilig und verdammt kostbar; doch selbst Andere betrügen — das wäre zu arg! das kann Ihnen unmöglich gestattet werden, gnädiger Herr!“ . . . Er holte ein Paar sehr be-

schmutzte Stiefeln aus der Ecke und begann gemächlich und ruhig, sie zu reinigen, indem er zuweilen auf eigenthümliche Weise den Kopf wiegte. . . „Daß ers auf die hübsche Rose da drüben anlegt, ist klar, und was sollte er anders mit ihr wollen, als sie bethören und unglücklich machen! . . . Schön sah sie aus, fromm und unschuldig wie ein Engeln, das ist wahr! Sie gestel mir selbst, als sie da mit ihrem Gesangbuche auf der Schwelle stand. . . . Und die Valerie mußte sie ihm noch zeigen und einen dummen Wit dazu machen — na, sie mußte das Lachen darüber auch ganz allein besorgen, der Herr ließ sich nichts merken! . . . Aber nun, Holter die Holter dies Quartier gemiethet, was es auch kosten mag, hinübergeschaut, Fensterparade gemacht, ehrerbietig begrüßt, und was nun?“

Fragend hob er den letzten Stiefel in die Luft und beschrieb mit der Bürste ein kühnes Fragezeichen — da erkönte die Klingel von innen. Hastig warf er Stiefel und Bürste hin und eilte hinein. Rodan war aufgestanden, er sah aufgeregt und weniger bleich aus als gewöhnlich; er verlangte sein Frühstück, und nachdem er es eingenommen, sagte er:

„Martin, nimm jenes Palet und trage es zu der Nähterin gegenüber, sie soll sehr gut arbeiten. Frage bei ihr an, ob sie dies Duzend Taschentücher, das ich gestern gekauft, für mich säumen will, und ob sie auch die Buchstaben des Namens hineinzeichnet? Im Falle sie dies auch will, werde ich ihr dieselben schicken. . . Frage auch nach dem Preise! . . . Nun, was steht Du da und gaffst? — Mach, daß Du fortkommst!“

Martins Gesicht war ernst geworden. „Es ist noch sehr früh am Tage,“ murmelte er.

„Dummes Zeug,“ erwiderte sein Herr, „denkst Du, daß eine Nähterin ihre Empfangsstunden in der Mitte des Tages hat, oder daß sie sich damit abgiebt, eine große Toilette zu machen? . . . Siehst Du, da sitzt die Fragliche schon lange in voller Arbeit! Wie der Arm sich ordentlich im Tacte bewegt! Und dasselbe Kleidchen trägt sie, das sie gestern anhatte! Und so sauber! Man sieht gar nicht, daß sie es getragen!“

Martin zog die Augenbrauen zornig zusammen, doch sagte er nichts, nahm das Palet und ging. Rodan sah ihn zu Rösschen hinein eilen und wartete mit Spannung.

Martin klopfte an Rösschens Thüre, ein sanftes: Herein! antwortete ihm, er trat ein und brachte sein Begehren an, Rösschen wurde dunkelroth und sah vor sich nieder.

Martin trat einen Schritt näher: „Fräulein,“ sagte er, „Sie sind ein braves Mädchen, das sehe ich und weiß es — nehmen Sie die Arbeit nicht an, rathe ich Ihnen!“

Rösschen blickte erstaunt auf, schauete in ein Paar ehrliche, blaue Augen und sagte schnell entschlossen: „Meinen Empfehl an Herrn von Rodan, ich ließe danken, ich arbeite für ein Geschäft in der Stadt, ich habe noch auf viele Wochen reichliche Arbeit, und es kommt dann gleich immer neue.“

Martin nickte mit dem Kopfe und ging. In voller Unschuld brachte er die erlangte Bestellung; unwillig stieß Rodan das Palet von sich und rief: „So, Bursche! Du hast gewiß Deine Worte ungeachtet gesetzt! Du hast gar keine Gewandtheit!“

„Aber, gnädiger Herr,“ erwiderte Martin in tiefster Ehrfurcht, „ich kann doch nichts dafür, daß Fräulein Wagner für ein Geschäft arbeitet!“

„Wagner heißt sie,“ rief der Herr, alles Andere vergessend, „Rosa Wagner, schön, schön.“

Am nächsten Sonntage ging Rösschen wieder in die Kirche. Wie erstaunte Frau Rolffs, als sie das Mädchen in Begleitung eines fremden Herrn zurückkommen sah.

„Was haben Sie sich denn da für einen Freund angeschafft, Rösschen?“ fragte sie mit einem bedenklichen Stirnrunzeln.

„Meinen Sie den Herrn, der mit mir ging?“ erwiderte diese erröthend. „O, ein Freund ist der nicht, ich kenne ihn sonst gar nicht, es ist der Herr von Rodan hier gegenüber.“

„Dacht ichs doch!“ rief Frau Rolffs und nickte ihrer eigenen Weisheit zu. „Aber wie erlaubten Sie ihm, Sie zu begleiten?“

„Ich erlaubte es ihm gar nicht, er that es ohne Erlaubniß,“ sagte Rösschen treuherzig. „Als ich aus der Kirche kam, war solch ein Drängen — es ist immer so voll, wenn der Superintendent predigt — da ließ ich mein Gesangbuch fallen, und als ich mich bückte, es wieder aufzunehmen, und den Erdboden gar nicht erreichen konnte, schob plötzlich ein dunkler Arm die Menge auseinander, packte das Buch, das nahe daran war, zerbrechen zu werden, und überreichte es mir.“ . . .

„Na, an dem dunkeln Arme hing wohl der dunkle Herr?“

„Ja, er war sehr freundlich und höflich — ich mußte ihm doch danken — da fing er von der Predigt an und sprach so schön darüber, daß er mir ganz anders vorkam als vorher und ich nicht mehr so bange vor ihm war, ich antwortete auch etwas, und da sagte er wieder Vieles, und so waren wir hier, ich weiß nicht, wie.“

„Das glaube ich, die Unterhaltung war angenehm.“

„Biemlich; denn Alles, was er sagte, verstand ich nicht. Das ist auch natürlich; ich bin nur ein einfältiges Mädchen, und so ein vornehmer Herr, der hat viel studirt, der ist gebildet.“

„Ja wohl, ja wohl, der hat studirt, wie er arme, einfältige Mädchen berücken will, das wird er wohl aus dem Grunde verstehen! Kösschen, Kösschen, er will Sie unglücklich machen, nehmen Sie sich in Acht!“

„Ja, was soll ich denn thun? Ich kann doch nicht grob und undankbar sein?“

„Warum nicht? Recht deutlich müssen Sie's ihm machen, daß Sie ihm gar nicht trauen, ihn gar nicht ausstehen können.“

Kösschen schwieg und sah vor sich nieder, sie konnte solche Maßregeln unmöglich gutheißen. Freundliche Dienste und Worte mit Grobheit vergelten, das war ihrer Natur zuwider, doch gegen Frau Kolffs zu reden, schien ihr auch unpassend.

„Wissen Sie was, Kleine,“ fuhr Frau Kolffs fort, sehen Sie, es regnet doch, mit en Spaziergang is es nichts heute, kommen Sie nach Tisch zu mir, ich mach uns en netten Kaffee, Sie bringen ihre Fliedarbeit mit und wir plaudern mit einander.“

Kösschen konnte nicht absagen, der Kaffee erschien und war gut, noch besser waren die Geschichten, die ihn begleiteten. Alle armen, bethörten Mädchen, deren Täuschungen und Ruin Frau Kolffs gesehen, oder von denen sie gehört, wurden in langer, entsetzlicher Reihe vor der Hörerin aufgeführt, bis ihre Glieder und ihr Herz bebten und ihr Haar sich sträubte.

Ganz blaß und still kehrte sie gegen Abend in ihr Zimmer zurück, es hatte aufgehört zu regnen, sie mußte noch zur Tante Hornig gehen. Frau Kolffs begleitete sie ein gut Stück des Weges, und Kösschen legte auch den Rest desselben ungestört zurück. Tante Hornig war verdrießlich, daß die Nichte so spät kam, und meinte, wenn ein bißchen Regen Einen von pflichtmäßigen Besuchen von ehrwürdigen Verwandten zurückhalte, so verdiene man, gar keine zu haben; in gutem Wetter gehe man spazieren, in schlechtem Wetter bleibe man zu Haus, da könne die Tante sterben und verderben, darum kümmerete man sich nicht.

Kösschen bat um Verzeihung und sagte, Frau Kolffs habe sie aufgefordert, bei ihr Kaffee zu trinken — da hatte sie es aber erst recht schlimm gemacht. Was, Frau Kolffs werde ihr vorgezogen? Die sei eine Fremde, ob die mit einer großmüthigen Tante zu vergleichen sei?

Kösschen hätte viel sagen können, wie diese ihr nie angeboten, sie zu sich zu nehmen, ihr nur ein Kämmerchen in ihrer Wohnung einzuräumen, da ihr altes Dienstmädchen und ihre althergebrachten kleinen Bequemlichkeiten das nicht litten, und wie Frau Kolffs sich ihr immer freundlich, theilnehmend und hilfreich erwiesen, doch sie schwieg, war doch Tante Hornig ihres Vaters Schwester, schenkte sie ihr doch zuweilen ein abgelegtes Kleidungsstück, ja sogar zu Weihnachten ein neues Kleid.

Ihr weises Schweigen wurde belohnt, das Unwetter hatte ausgetobt, und als Kösschen nach dem Befinden der Tante fragte, ward diese freundlicher und fuhr mit Behagen auf dem Fahrwasser ihrer verschiedenen Leiden lange Zeit einher, so lange, bis ihr Dienstmädchen hereintrat und mit mürrischem Gesicht die Thüre zum Schlafzimmer ihrer Herrin öffnete — da sah Kösschen, daß es Zeit war, zu gehen, und sie ging; doch in der Eile vergaß sie ihren Regenschirm.

Einige Zeit schon war sie munter fortgeschritten, da fing es leise an zu tröpfeln; erschrocken blickte sie auf, eine schwere Regenwolke hing über der Stadt. Sollte sie irgendwo einkehren? — aber sie kannte in dieser Straße Niemand; oder umkehren zur Tante und ihren Born neu reizen? — Nein, o nein! Dazu war sie auch schon zu weit. Die Wahl ward ihr erspart, plötzlich schwebte ein grünseidenes Dach über ihrem Haupte, von einem bekannten Arme gehalten, und eine tiefe, sanfte Stimme sagte:

„Wie freue ich mich, Ihnen zur rechten Zeit zu begegnen, Fräulein Wagner! Lassen Sie uns schnell gehen, der Regen wird heftiger!“

Was sollte sie thun? Den grob zurückweisen, der so wunderbar und freundlich ihr die ersuchte Hilfe anbot? Das wäre doch zu garstig gewesen. Und zugleich zu dumm! Sollte sie sich in ein fremdes Haus drängen und da bis tief in die Nacht stecken, oder nach Hause laufen im vollen Regen und ihr hübsches hellgräues Kleid mit den Seidenstreifen, das sie sich mit so vieler Mühe aus einem alten der Tante zurechtgemacht, total verderben? — Nein, sie nahm lieber Kobans Beschirmung an, dankbar und schüchtern, doch nicht seinen Arm, den er ebenfalls anbot. Sie war einsilbig, doch er sprach viel, und in einer Weise, die ihr angenehm war; er kam von diesem Regenschauer auf ein anderes, das ihn auf einer Reise überfallen, und holte nun allerlei Reisebilder hervor, die er in anziehender, einfacher Weise vor ihr heraufführte. Sie vergaß nach und nach alle Aengste, sie hörte ihm mit ganzer Seele zu, warf zuweilen ein verwunderndes oder fragendes Wort hin und schritt zugleich, munter mit ihm Tact haltend, an seiner Seite fort. Siehe, da waren sie schon an Frau Kolffs Thüre! Kösschen sah erschrocken in die Höhe — Gott Lob! bei Frau Kolffs war kein Licht, sie war noch nicht nach Hause zurückgekehrt!

Schnell dankte sie nochmals ihrem Beschützer, der sie ehrerbietig grüßte, und sah, als er sich wendete, um in seine Wohnung zu gehen, daß er an der einen Seite ganz naß geworden war. So treu hatte er sie beschirmt, daß er sich selbst vergaß und beschädigte! Er war doch recht gut!

Bald darauf kam Frau Kolffs nach Haus, Köss-

den sah sie nicht mehr an diesem Abende und scheute sich später, ihr etwas von dieser Begegnung zu sagen. Aber jetzt wollte sie sich sehr in Acht nehmen, ihm zu begegnen — obwohl sie gar nicht begriff, was darin Gefährliches für sie sein könnte, wenn er ihr von seinen Reisen erzählte. Ja, wenn er ihr noch Schmeicheleien sagte, oder eine Neigung für sie vorgäbe, dann könnte sie böse werden oder bange sein! — Freilich, bange war sie vor ihm, trotz seiner Güte — er hatte solch einen düstern Zug zwischen den Augenbrauen, solch eine hohe, bleiche Stirn — „aber schlecht ist er nicht,“ schloß sie und nahm sich vor, für ihn zu beten; „denn er ist nicht glücklich, das sieht man, wie reich er auch sein mag!“

Vierzehn Tage waren hingegangen, und zu verschiedenen Malen hatte sich Gelegenheit gefunden — Röschen begriff gar nicht, wie es immer kam — daß sie mit Herrn von Rodan zusammentraf; und er zeigte sich immer als derselbe, gefällig, beschützend, helfend und gut. Und nie hatte er nur im geringsten den Anstand verlegt, immer sich achtungsvoll gezeigt, nie sich ihr in verletzender Weise aufgedrängt. Was war natürlicher, als daß sie oft an ihn dachte, daß sie oft verstohlen auf die Straße blickte, ob sich der Bewußte nicht aus dem Hause tretend, oder vorübergehend, zeige, und daß ihr etwas fehle, wenn er sich lange nicht blicken ließ.

Diesen Erfolg seiner Annäherungen beobachtete Rodan mit Befriedigung und setzte sich eines Morgens hin, einen kurzen Brief zu schreiben. Schnell war derselbe vollendet, der Verfasser überblickte ihn mit Zufriedenheit, siegelte und adressirte ihn und schellte. Martin trat ein.

„Martin, diesen Brief an die Adresse!“

Martin nahm den Brief und sah die Aufschrift an, sein Gesicht wurde lang, sein Blick finster.

„Nun,“ fuhr sein Herr auf, „was soll das wieder sein! Bursch, Du spielst mir gar zu unverschämt den Mentor! Wärs Du nicht ein so grundehrliches Blut, ich hätte dies Hüten und Spioniren, dies Kritistiren und inwendige Raisonniren schon lange nicht ausgehalten! Meinst Du, ich merkte die Minen nicht, die Du rings um mich in die Erde wühlst? . . . Kannst Du es leugnen, daß du beständig Klänke schmiedest, meine Pläne zu durchkreuzen? Sprich!“

„Nein, gnädiger Herr,“ sagte Martin treuherzig und trat ein wenig näher; „aber ich meine es gut mit Ihnen, ich möchte Sie vor Unglück bewahren!“

„Unglück! Du bist zu dumm! Soll ich Dich vielleicht erst um Erlaubniß fragen, wenn ich eine Frau nehmen will? Stehts so mit uns, dann rathe ich Dir, nach einem andern Herrn Dich umzusehen, der sich so etwas gefallen läßt. Ich will es nicht!“

Obwohl Rodan diese letzten Sätze mit bedeutendem Nachdruck gesprochen hatte, waren sie Martin doch völlig verloren gegangen. Sein Geist arbeitete noch an dem Worte „Frau“ und dies gewaltige Wort nahm ihn so hin, daß seine Augen sich immer mehr vergrößerten, sein Mund sich immer mehr öffnete. „Frau,“ wiederholte er, „der gnädige Herr wollen Fräulein Wagner zu Ihrer Frau machen? Sie wollen das brave Kind wirklich heiraten?“

„Wirklich und wahrhaftig, das ist meine Absicht, wenn sie mich haben will. Kind, sagst Du, ja, ein Kind ist sie,“ sagte er, wehmüthig niederblickend, „doch,“ fügte er hinzu und fixirte Martin mit triumphirendem Lächeln, „ich muß mir ausbitten, daß Du mit mehr Respect von Deiner künftigen gnädigen Frau sprichst!“

„Recht so, recht so,“ rief Martin in heller Freude, sprang auf seinen Herrn los und küßte ihm die Hand, bei welcher Operation er fast den fraglichen Brief zerknautsch hätte; dann wandte er sich zum Gehen, indem er murmelte: „Anders wäre es auch nicht gegangen; aber so ist's recht!“

Während des kurzen Weges über die Straße wuchs Martins Person in seinen eigenen Augen zu hoher Wichtigkeit, er schien größer zu werden, sein Gang nahm etwas Feierliches an, in den Garten tretend, riß er schnell die erste, beste Blume ab, eine feuerfarbene Vichnis, im Munde des Volks „brennende Liebe“ geheißt, und steckte sich dieselbe in ein Knopsloch, pochte bei Röschen an und stand sogleich vor dem fleißigen Mädchen, welches ihn gespannt ansah.

„Schönen guten Morgen, Fräulein,“ sagte Martin, „mein Herr läßt sich Ihnen bestens empfehlen und er nähme sich die Freiheit, Ihnen diesen Brief zu schicken.“ Er hielt ihr das Blatt hin.

Röschen zögerte, dasselbe anzunehmen, ihre halb ausgestreckte Hand zitterte und sie sah Martin fragend an.

„Nehmen Sie immer, Fräulein, und lesen Sie! Was Schlechtes ist nicht drin, das können Sie glauben!“ rief Martin fröhlich.

„Das glaube ich auch nicht!“ sagte Röschen bestimmt und legte den Brief auf ihr Nähzeug. „Meinen Empfehl an Herrn von Rodan, ich würde Antwort schicken.“ Martin ging. Röschen hörte ihn die Gartenthüre schließen, hochaufathmend öffnete sie den Brief, entfaltete ihn und las:

„Verehrtes Fräulein!

In der kurzen Zeit unsrer Bekanntschaft ist es mir unzweifelhaft klar geworden, daß Sie die Einzige sind, welche meinem Herzen und Leben Ruhe und Glück geben könnte. Ich biete Ihnen deshalb meine Hand an und hoffe, da ich mich überzeugt habe, daß Ihr Herz noch

frei ist, dasselbe zu gewinnen. Wenn Sie es mir erlauben, werde ich mich an Ihren Vormund wenden und demselben beweisen, daß ich frei und im Stande bin, Ihnen ein sorgenfreies Leben zu bereiten.

Ihr ganz ergebener

Lothar von Rodan."

Alles Blut schoß nach ihrem Herzen, die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, tausend verschiedene Gefühle wogten in ihr, sie wußte dieselben nicht zu ordnen, ja sie kam nicht einmal zu der Ueberzeugung, daß dies Alles Wirklichkeit und kein Traumbild sei. Sie empfand alle diese Eindrücke wie eine Noth; krampfhaft faltete sie die Hände und brach in unaufhaltsame Thränen aus.

Sie strömten noch und gingen an, ihr Herz etwas zu erleichtern, als Frau Kolffs zu ihr in die Stube trat. Ihr mütterliches Herz wallte auf, als sie das Mädchen in Thränen und höchster Aufregung fand.

"Nun, Kind, was fehlt Dir?" rief sie, das Du als Anrede ergreifend, wie sie es gern bei besonderen Anlässen that, "der Bösewicht von drüben hat Dir gewiß etwas Beleidigendes zugemuthet."

"O nein," schluchzte Röschen und bot ihr den Brief offen dar.

Frau Kolffs zog ihre Brille aus der Tasche und las bedächtig, indem sie leise die Lippen bewegte. Gegen das Ende der Lectüre, die etwas langsam fortschritt, gingen die Hände der Leserin an zu zittern, und als sie es bis zur Unterschrift gebracht hatte, ließ sie den Brief fallen und schlug in ihre Hände.

"Aber Röschen," rief sie. "Du bist ja ein ungeheueres Glückskind!" Thränen stürzten aus ihren ehrlichen Augen, sie sprang auf, umschlang das Mädchen und rief mit jauchzender Stimme: "Ich gratulire, ich gratulire, Du nettes Bräutchen! Gott segne Dich!"

"Aber sag mir nur, wie um tausend Gotteswillen hast Du es angefangen, den hohen Herrn dazu zu kriegen, daß er Dich zur gnädigen Frau machen will? Denn das wirst Du, Röschen! . . . Aber werde nicht hochmüthig; denn Hochmuth kommt vor dem Fall!"

"Ach, liebe Frau Kolffs," brachte Röschen mit Mühe heraus und trodnete sich die Thränen ab, "angefangen habe ich gar nichts mit ihm, es fiel mir gar nicht im Traum ein, daß er mich heiraten wollte — ich dachte nur zuweilen, er sei doch eigentlich gut, und nicht solch ein greulicher Mensch, wie Sie meinten, und Sie wollten mich nur bange machen, wie man die kleinen Kinder vor der Nixe bange macht."

"Nun ja, daß sie nicht ins Wasser fallen, das wollte ich auch. Aber nun ist ja die Gefahr vorbei, nun kannst Du Dich freuen, mußt Dich freuen! — Warum freust Du Dich nicht?"

"Ach, gute Frau Kolffs," erwiderte Röschen, und

neue Thränen quollen aus ihren Augen, "ich weiß ja noch gar nicht, ob ich seinen Antrag annehmen darf!"

"O, Du denkst, er meint es nicht ehrlich! Das glaube ich doch. Ja, wenn er nicht von Deinem Vormund spräche; aber das beweist, daß er reelle, christliche Absichten hat — na, der Herr Stadtrichter Brunsberger würde das Gegentheil auch schon herausbringen! . . . Ne, Kind, da kannst Du ruhig sein! . . . Ach, daß Deine Mutter das nicht erlebt hat! — die brave Frau, die sich so hat durchquälen müssen ihr Leben lang — die würde sich gefreut haben!"

"Sie verstehen mich nicht, Frau Kolffs," fiel Röschen ein, "ich glaube, daß er es gut und ehrlich meint, und lieb haben muß er mich wohl, sonst würde er mich nicht zur Frau nehmen wollen; aber ich — die selige Mutter sagte immer, man müsse einen Mann über Alles lieben, wenn man mit ihm in die Ehe träte, und ich weiß nicht, ob ich das habe — ich glaube nicht, und da wäre es doch nicht recht." . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

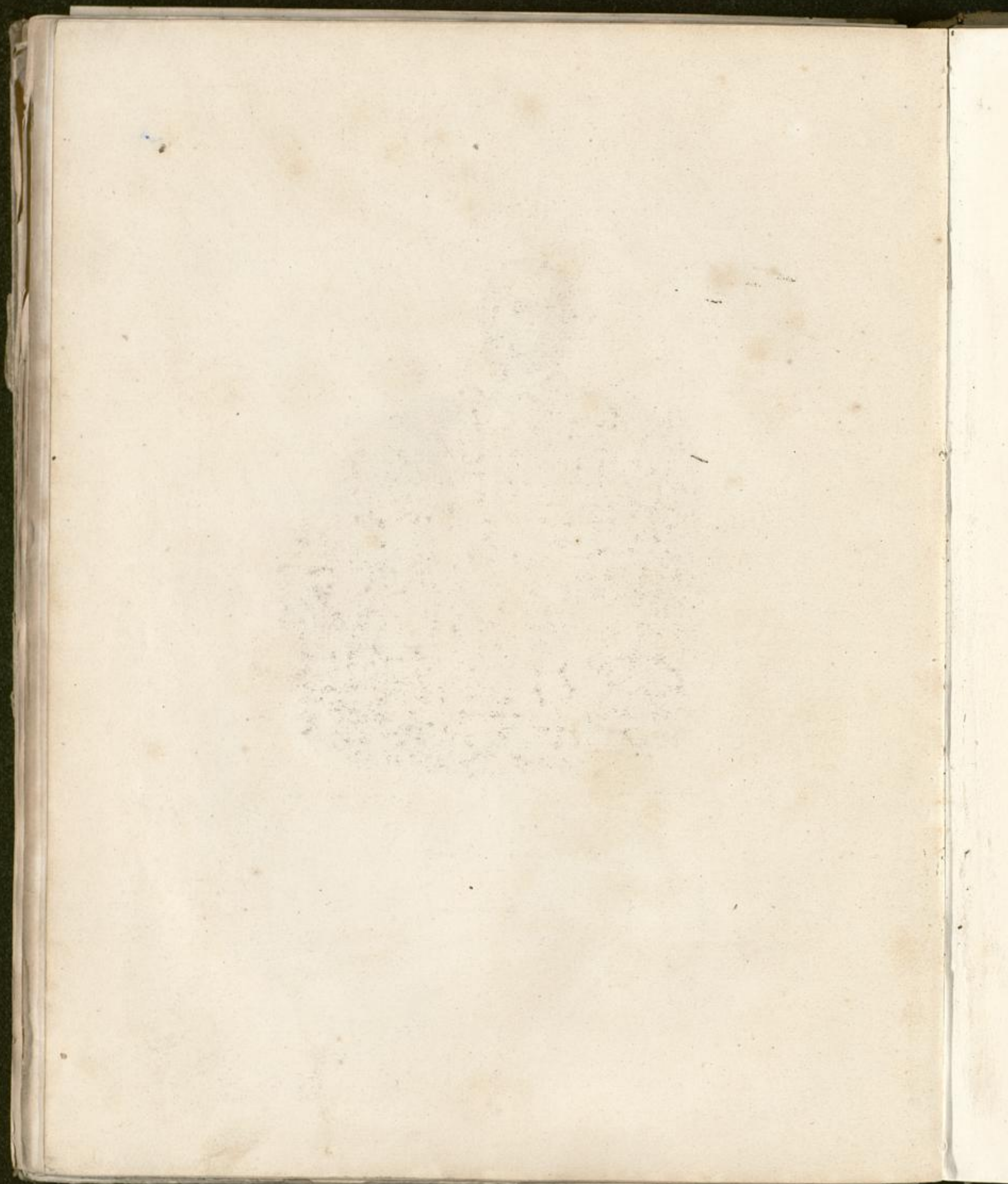
(F.) In allen Zeitungen liest man Klagen und Beschwerden über den unerhörten Toilettenluxus der Damen und ein berühmter Franzose, Herr Dupin, hat selbst eine lange Rede gegen denselben gehalten und diese Rede im Druck erscheinen lassen. Die Zeitungen folgen ihm in Angriffen gegen die Mode, die aber nicht im mindesten darauf achtet, sondern fortfährt, Neues zu schaffen und sogar die Absicht zu haben scheint, sich koketter und origineller zu zeigen als je. Wir wissen sehr wohl, daß es leider sogar viele Frauen giebt, die ihren Mann durch übergroße Ausgaben für die Toilette ruiniren, die Hälfte des jährlichen Einkommens und mehr auf dieselbe verwenden und überdies Schulden machen; aber dafür ist doch nimmermehr die Mode verantwortlich zu machen, die nichts anderes thut als anzeigt, wie man sich kleidet und nicht mehr kleidet. Sie sagt nie: kleidet Euch elegant, koste es auch was es wolle; keineswegs; was sie mittheilt, sind einfach Nachrichten und Nachweisungen. Wenn eine Frau jährlich nur ein Kleid oder zwei sich kaufen kann, so sagt sie ihr, wie sie dieselben fertigen lassen soll, und ein geschmackvoll und modern gemachtes Kleid ist nie theurer als ein anderes.

Der Herr Dupin, welcher so heftig gegen den Toilettenluxus aufgetreten ist, behauptet auch, die Damen von anrüchlichem Rufe, die Denimonde, gäben die Moden an, selbst für die vornehmsten Frauen. Das ist aller-



36. 1863.

ALLGEMEINE MODENZEITUNG





*Nach einer Photographie*

*Stich v. Dr. v. Meyer*

*Graf v. d. Lolly.*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*



dinge unbekannt  
allein die  
achtet und  
Freunde und  
halb oder g  
samkeiten zu  
warum jene  
Herren habe  
nur die Ku  
Schönheit  
andere, die  
Haltung un  
wenn die a  
zu machen  
gelommen, i

Von  
fern hält, f  
sich aber ni  
besseres we

So ge  
gelten für  
getragen, w  
gefallen?

Die  
einen kleine  
nigstens ein  
Tüll hält.

Die  
bereits an  
glänzend w  
dem, was  
termoden z  
sehr elegan  
tragen eleg  
Zu Bällen  
auch niedli  
Schleife o  
Schuhe sin  
Tours. I  
garnirt un

1.  
Chignon;  
untere mit

dings unbestreitbar wahr, aber die Schuld tragen ganz allein die Herren. Wenn eine achtbare Frau sich unbeachtet und vernachlässigt sieht, wenn ihre Verwandten, Freunde und Bekannten sich wegen jener modernen Sirenen halb oder ganz ruiniren, wenigstens ihnen alle Aufmerksamkeit zuwenden, so sucht sie den Grund zu finden, warum jene Wesen so große Anziehungskraft für die Herren haben. Und sehr bald überzeugt sie sich, daß eben nur die Kunst der Toilette meist ihre einzige wirkliche Schönheit ist. Sie verstehen es eben besser als andere, die Stoffe und Formen zu wählen, welche zu ihrer Haltung und ihren Zügen passen. Ist es ein Wunder, wenn die andern Damen sich auch in dieser Weise schön zu machen suchen? Daher ist die kostspielige Eleganz gekommen, über die man nun klagt.

Von einer Dame, die sich von den neuen Moden fern hält, sagt man sicherlich: „Sie ist recht hübsch, kleidet sich aber nicht gut,“ und man beachtet sie nicht. Das ist beklagenswerth, aber nur die Wahrheit.

So geht es fort wie bisher; die kokettesten Anzüge gelten für die gefälligsten und werden von den Damen getragen, welche gefallen wollen. Und welche wollte nicht gefallen?

Die Hüte, die man jetzt trägt, haben fast alle vorn einen kleinen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln oder wenigstens einen Vogelkopf, der eine Wolke von Gaze oder Tüll hält.

Die Sommermoden sind nun vorüber und man denkt bereits an die der nächsten Saison. Ob sie auch so glänzend werden wird als die schon vergangene? Nach dem, was man gerüchtweise vernimmt, werden die Wintermoden zwar nicht auffallende Farben haben, doch aber sehr elegant sein. Zu den kurzen (aufgeressenen) Kleidern tragen elegante Damen häufig zierliche ungarische Stiefeln. Zu Bällen oder auch bei andern Gelegenheiten sieht man auch niedliche Schuhe mit hohen Absätzen, vorn mit einer Schleife oder einer ganz kleinen Stahlschnalle. Solche Schuhe sind von blauem, paille oder schwarzem Gros de Tours. Die letztern sind mit einer schmalen Guipure garnirt und haben eine Rosette von Band und Guipure.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 36.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Modischer Haarpuz mit Bandschalen über dem Chignon; Kleid von blauem Linos mit zwei Röcken, der untere mit einem breiten schwarzen Sammetstreifen und

einer Guipure garnirt, der obere aufgenommen durch ziemlich lange, mit schwarzem Sammet und Guipure eingefasste Patten; Leibchen mit schweizer Falten; kurze Basquine mit engen Ärmeln, mit schwarzem Sammet und Guipure ausgepuzt, und mit einem Sammetgürtel; kleiner Kragen; Stulpen; dänische Handschuhe; Schuhe.

2. Runder Strohhut mit einem Büschel weißer Federn und einem langen weißen Schleier, der hinten in zwei Hälften hinabfällt; Kleid von gelblichem Sommerstoffe mit zwei Röcken, die beide unten eingestickte bunte türkische Palmen haben und deren oberer durch Streifen aufgenommen ist, die durch Schnällchen gehalten werden; kurzer Paletot mit eben solchen bunten Stickereien, welche letztere sich auch an den engen Ärmeln befinden; gestickter Kragen und gestickte Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Haarpuz mit Perlenchnüren; Kleid von Alpaca, unten mit einer Kuche und Besatz von rothem Taffet, der durch weiße Sterne gehalten wird; Neapolitaine von dem Kleidstoffe, ebenfalls mit rothen Patten und weißen Sternen, sowie mit einer Kapuze, die oben auf dem Kopfe gleichfalls eine rothe Patte mit einem weißen Stern hat; kleiner Kragen; kleine Stulpen; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe mit hohen Absätzen.

4. Neuer Haarpuz, ganz in Vorderschalen, vorn mit drei kleinen Bandrosetten; Kleid von blauem Taffet, sehr reich mit neuer Guipure (Cluny-Guipure genannt) garnirt, die in Verbindung mit schwarzem Sammet angebracht ist; dazu ein kurzer Paletot, der sich vorn abrundet und genau wie das Kleid mit Guipure und schwarzem Sammet ausgepuzt ist; dänische Handschuhe; kleiner Kragen; kleine gestickte Unterärmel; Schuhe.

### Stahlisch N<sup>o</sup> 36.

Graf v. der Goltz,

I. preuß. Gesandter am französischen Hofe.

(Nach einer Photographie.)

Graf von der Goltz stammt aus einer in Westpreußen ansässigen gräflichen Familie und ist der Sohn des bekannten und verdienten preußischen Staatsmannes Aug. Fr. Ferd. von der Goltz, der 1832 als Oberhofmarschall in Berlin starb. Er trat in die diplomatische Laufbahn frühzeitig ein, verweilte an mehreren Höfen und bekleidet jetzt den außerordentlich wichtigen Posten eines preußischen Gesandten am kais. französischen Hof.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

**Gicht- und Hämorrhoidalleidende** consultirt brieflich Dr. Müller in Coburg.

Kranke dieser Art, welche in einen schriftlichen Verkehr mit ihm zu treten wünschen, wollen sich vorher durch seine Schriften, die in jeder Buchhandlung für ein Billiges zu haben sind, mit dessen Heilverfahren bekannt zu machen suchen.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheirateter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucher, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse R. R. R. poste restante frei Weimar.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben:

### Des Sängers Lieblinge.

Zwölf Bildnisse berühmter Componisten des Männergesangs

in Stahlstich von A. Weger, mit biographischem Text von Müller von der Werra.

gr. 8. in feinem Umschlag broch. 10 Ngr.

Bei A. Sorge in Osterode ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Die Sterne.

Eine Darstellung für gebildete Angelehrte, aus der Himmelskunde, Erdbeschreibung, Naturlehre, Zeitberechnung und den verwandten Wissenschaften.

Mit Abbildungen.

Von **Dr. Läncher**  
zu Neuhadt.

gr. 12. geh. 5 Bogen. 7/8 Thlr.

### Wohlfeiles Kochbuch.

Der Rathgeber in der **Küchenökonomie** und damit verwandten Gegenständen.

Nützlich

für Haushaltungen jeder Art.

Enthält: Vorschriften zu holzersparendem Brennmaterial; Benutzung der Kobenlöcher; dem Rauchen der Schornsteine abzuwehren; brennende Schornsteine durch einfache Mittel zu löschen und den Glanzruß aus den Schornsteinen leicht wegzuschaffen; Beschreibung von Öfen, welche zugleich schnell u. dauerhaft heizen, sowie von Sparöfen zur Erwärmung von Wohnungen und Treibhäusern; ferner Anweisungen zur Behandlung der verschiedenen Kochgefäße, Küchenschätze, Sparherde etc. eine Menge guter und bewährter Küchen- und Haushaltungs-Recipe.

Von **Georg Engelhard.**

Zweite Auflage. Preis 7/12 Thlr.

Englischen weißen u. rosa 4 1/2 - 5, Elle<sup>11</sup> breiten engl.

### Flanell

à Elle 1 Thlr. 24 Ngr. — 2 1/2 Thlr. zu Unterröcken mit einer Nacht, welcher in der Wäsche nicht einläuft. — Neuheiten **buntgestreifter Unterröcke**, beste waschbare

### Rosshaarröcke,

schwarze, graue, weiße **Moireröcke** und **Stoffe**, alle Sorten **Crinolins**, sowie Pariser genähte und gewirkte, kurze und lange

### Corsetts

vorzüglichster Qualität, in größter Auswahl, ferner **Gesundheitsleibjaken**, **Unterbeinkleider**, gewebte und gestrickte **Strümpfe** feinsten und stärkster Qualität, echt engl. wollene

### Flanellhemden, Herrenoberhemden

à 1 1/2 Thlr., besserer Qualität à 1 7/8 und 1 3/4 Thlr., sowie mit feinen weißen und bunten **Viquéefaszen** à 2 - 2 1/2 Thlr. empfiehlt

**Carl Netto,**

Leipzig, Grimmaische Str. 24.

Im Verlage von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig erschien:

**Defoe, Dr. Daniel**, Abenteuer des **Robinson Crusoe**. Illustriert mit 206 Holzschnitten nach Grandville. Neu übersetzt von L. v. Alvensleben. 2. Aufl. gr. 8. 1850. In Leinwand geb. 2 Thlr.

### LEIPZIG.

Unter allen existirenden kosmetischen Mitteln gegen das

### Ausfallen der Haare

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Scheiteln nimmt

**Johann Andreas Hauschild's** vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht ausliegende **Dant. u. Anerkennungschriften**, von Personem aus den höheren Ständen, bestätigen die Wirksamkeit desselben und fast sämtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich

gewordenen Toilettenmittel jetzt regelmäßig von mir. **Die Wirkung des Balsams ist überraschend!**

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger kahl gewordenen Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Obigen zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Hauschild's Balsam in Originalpackungen à 1 Thlr. 1/2 Fl. 20 Sgr., 1/2 Fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

**Julius Kratze Nachfolger.**

Leipzig, Dredner Str. Nr. 2.

**NEBEN DER POST.**

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung zum

### Landschaftszeichnen und Malen für Dilettanten.

von

**S. With.**

8. in elegantem Umschlag cartonnirt. Preis 4 Thlr. 5. Ngr.

**Faits et journées mémorables de la Revolution Française.** Extrait de l'histoire des Girondins par **M. de Lamartine**. Arrangé à l'usage des écoles et des maisons d'éducation par **P. Brée**. **Vierte Auflage.** Mit Noten und Wörterbuch von **A. Hapahky**, Lehrer der französischen Sprache an der Realschule und an der ersten Bürgerschule zu Leipzig. broch. Preis 18 Ngr.

**Elisabeth ou les Exilées de Sibirie.** Par **Mme. Cottin**. Mit erläuternden Noten und Wörterbuch. **Fünfte Auflage.** (Mit Stereotypen gedruckt.) 8. br. 7 1/2 Ngr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Lange, A.** Feinheiten des Schachspiels auf dem Gebiete der Composition. Erster Theil. Als zweite Ausgabe der Kriegelisten des Schachspiels. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Röschen näht.

Novelle  
von  
Julie Kuhkopf.  
(Fortsetzung.)

„Aber was sind das für Poffen! 'N anständiges Mädchen hat doch'n Mann nicht vorher so rasend lieb, das wäre ja unpassend, und nachher, wenn er Dich zur gnädigen Frau gemacht und Alles, was er hat, mit Dir getheilt hat, dann wirst Du ihn schon lieb haben, dann mußt Du es, es ist Pflicht und Schuldigkeit von Dir, der liebe Gott will es! Ne, Röschen, wenn Du Nein sagst, bist Du ganz verrückt! Sagst Du nicht selbst, daß er gut ist? Nun, wenn Du das weißt.“ —

Röschen erzählte nun, anfangs stammelnd, nachher geläufiger und zuletzt im eifrigen Redeflusse, in die genauesten Einzelheiten gehend, von jedem Zusammentreffen mit dem Bewerber; Frau Kolffs tadelte nicht, mit dem Bangemachen war es aus, sie nickte nur lächelnd mit dem Kopfe und schob nur von Zeit zu Zeit ein „Siehst Du?“ „Wie gut!“ „Der hat Dich lieb!“ dazwischen. Röschen fand das auch, und Frau Kolffs drang in sie, zu antworten, nicht gleich Ja zu sagen; denn das dürfe und könne sie nicht; „aber,“ sagte sie, und nahm das erschütterte Mädchen in ihre Arme und küßte sie, indem sie durch ihre eigenen Thränen sie anlächelte, „Du mußt ihn an Deinen Vormund verweisen und ihm den Namen von dem nennen.“

„Aber ist das nicht auch schon so gut wie ein Ja?“ flüsternte Röschen.

„Nein, nicht ganz,“ versicherte Frau Kolffs, „Du giebst nur zu verstehen, daß Du Dein Schicksal in weise und verständige Hände legst. Beruhige Dich, mein gutes Kind, ich lasse Dich jetzt allein! Wende Dich an Gott, der wird Deine Seele stillen, und dann schreibe ein nettes, sauberes Briefchen an ihn — wie gut nun, daß Du so schön schreiben kannst — ich will es selbst bestellen und ihm hintragen.“

Sie ging, und Röschen berieth sich mit Gott und ihrem Herzen. Der Brief wurde unter vielem Herzklopfen geschrieben, oft unterbrochen und sehr vorsichtig, daß ihn die immer wieder hervorquellenden Thränen

nicht beflecken, niedlich gefest und mit einer Oblate geschlossen. Frau Kolffs hatte sich indes angezogen, nahm den Brief in Empfang und trug ihn hinüber.

Röschen hatte die Gardinen heruntergelassen und lauschte dahinter, was sich gegenüber begeben würde. Sie sah Frau Kolffs herauskommen und ihre Schritte nach der Stadt zu lenken, wo sie noch einen Geschäftsgang hatte. Dann öffnete sich die Thüre wieder, und Rodan trat heraus; sein erster Blick flog nach ihrem Fenster, er entdeckte oder ahnte ihre Gegenwart, er grüßte sie — wie bedeutungsvoll, wie ehrerbietig! — Er wollte doch wohl nicht gar jetzt zu ihr kommen? — Bei diesem Gedanken stand ihr Herz still, eine unbeschreibliche Angst, ja Verwirrung wirbelte in ihrem Haupte. — Nein, er wandte sich eilig nach der Stadt hin — Röschen athmete wieder — schon war er nicht mehr zu sehen.

Nun versank sie in Träume und allerlei durcheinander wogende Gedanken, dann warf sie sich auf die Knie und ergoß ihre Seele im Gebet, und jetzt stand sie auf, schlug den Vorhang zurück und schaute ins Freie. Da fiel ihr plötzlich ein, daß sie heute ihre Arbeit abliefern müsse; mit zitternden Händen sädelte sie ihre Nadel ein, setzte sich nieder und nähete.

Aber nicht lange! Die Bordertthüre ward aufgemacht, das Geräusch mehrfacher Tritte, ein Gespräch verschiedener Stimmen ertönte — bald standen sie Alle, die sich so angekündigt, in Röschens kleiner Stube: der Vormund, Tante Hornig, Frau Kolffs und Er!

Der Stadtrichter Brunsberger schritt auf das zitternde Mädchen zu, ergriff ihre Hand und sagte feierlich: „Meine liebe Mündel, es ereignet sich durch Gottes Gnade das Erfreuliche. Sie sind eine arme Waise, aber ein braves, sittsames Mädchen, es findet sich für Sie ein ansehnlicher Freier, der in allen Hinsichten mehr als das Genügende bietet: Heimatschein, guter Leumund, Stand, Capitalien, Todtenschein der ersten Gattin — Röschen sah erschrocken auf und in das Antlitz ihres Freiers, das ganz bleich geworden war, von einer ernsten Wehmuth überschattet.

Während der Vormund in seiner Rede fortfuhr, hob Rodan seine tiefen, dunkeln Augen wieder und schaute Röschen mit einem so hoffenden, glühenden Blicke an, daß ihre Bedenklichkeiten schwanden und sie

jetzt in dem Entschlusse fest wurde, Ja zu sagen, um feinetwillen — ihr Ich war ihr selbst ganz versunken.

„Dieser besagte Herr,“ schloß der Vormund seine Rede, „wünscht Sie zu seiner Ghehälftin zu machen, und ich frage Sie vor Ihren Verwandten und Befreundeten, ob Sie einwilligen und sich mit ihm verloben wollen?“

„Ja, so Gott mir hilft!“ hauchte Rösschen demüthig, aber im bestimmten Tone hervor.

Rodan ergriff gerührt und freudig ihre Hand, drückte sie innig an seine Lippen und steckte einen schönen Ring mit einem kleinen Brillanten an ihren Finger. Sie suchte etwas verlegen ihm diese Gabe zu vergelten, und da sie an ihrer Hand nur den Trauring ihrer seligen Mutter trug, bot sie ihm denselben an. Er küßte ihn und steckte ihn auf seinen kleinen Finger.

Nun stellte der Vormund das verlobte Paar den beiden Frauen vor, die von Glückwünschen überfließen.

Der Bräutigam lud die Anwesenden in sein Haus, wo Martin indes für ein elegantes Frühstück gesorgt hatte. Die Gesellschaft war aufgeregt, doch in sehr verschiedener Weise. Die beiden Frauen, obwohl etwas steif und verlegen, ließen ihre spähenden Blicke nicht müßig sein, die ganze Einrichtung des sabelhaften Bräutigams zu durchdringen, ebenso emsig prüften sie die Bewirthung, ohne jedoch den tiefen und wahren Genuß davon zu haben, welchen der Stadtrichter sich in vollem Maße angeeignet ließ. Rodan machte in heiterer Weise die Honneurs und Rösschen versuchte schlüchtern ihm dabei zu helfen.

Das Gespräch wandte sich bald von der Gegenwart zur nächsten Zukunft; Rodan drang lebhaft auf eine baldige Vermählung, er wolle nach der Schweiz und Italien reisen, sagte er, und müsse doch seine junge Frau mitnehmen. Der Vormund stand ihm bei. „Ich habe,“ sagte er, „einen langen Brautstand immer unnütz und langweilig gefunden, gerade wie an einer Borrede das der größte Lobspruch ist, daß sie bald aufhört. Aussteuer brauchen wir zudem nicht anzuschaffen, also kann die Sache in drei Wochen vor sich gehen.“

Rösschen machte Einwendungen und Rodan sagte, er wolle sie nicht drängen, sie solle frei entscheiden; er sah sie dabei mit einer gewissen wehmüthigen Innigkeit an, das rührte sie, und so war es natürlich, daß er sie, als sie nachmittags einen Spaziergang mit einander machten, leicht dahin brachte, in den Dreiwochentermin einzuwilligen.

Zum ersten Male ging sie öffentlich mit ihm spazieren und an seinem Arme! Sie war anfangs in einem Bittern und Erröthen, sie dachte, Jedermann müsse sie ansehen. — Viele sahen auch dem schönen Paare nach, Einige wußten schon von der unerhörten

Verlobung, und so gab es der Anstauner und Gaffer nicht wenige. Doch Rodan lehrte sich daran gar nicht.

Auch Rösschen vergaß bald die Außenwelt, denn er hatte ihr viel zu sagen und zu erzählen; so kam auch sie allmählich zu einem ruhigeren, unbefangeneren Aussprechen ihres Selbst.

Gegen Abend ging er fort, Geschäfte zu besorgen und für seine Braut einzukaufen. Rösschen setzte sich still in ihr Stübchen und vollendete ihre übernommene Näharbeit. Welche Gedanken drängten auf sie ein! Das war nun wohl das letzte Mal, daß sie da saß und nähete! Eine ungestüme Freude stieg in ihr auf, wunderbare, unklare Hoffnungen einer unbekannteren, unfaßbaren Herrlichkeit wogten zu ihr heran — und doch wars, als blickte sie die einförmige Zeit, worin sie still und fleißig die Nadel geführt hatte, wehmüthig an, wie den dahindampfenden Schiffer eine fliehende, friedliche Insel.

Da kam Frau Kolffs. „Ach Rösschen, Sie nähern?“

„Ich muß meine Arbeit abliefern; Rodan will sie morgen wegschicken und für die Zukunft abfragen.“

„Natürlich. Jetzt nähern Sie nicht mehr, Sie glückliches Mädchen! Nun, hat der Liebste Sie gut unterhalten? Jetzt wohl nicht mehr von seinen Reisen?“ sagte sie schalkhaft hinzu.

„Doch mitunter,“ erwiderte Rösschen unschuldig, indem sie emsig weiter nähete; „er hat mir sonst Manches aus seinem Leben mitgetheilt und ich habe ihm auch von mir erzählt.“

„Aber Schmeicheln, Schönthun, Liebkosen?“

„Nein, nein,“ sagte Rösschen erröthend, „so ist er gar nicht! Der ist anständig!“

Frau Kolffs schüttelte mit dem Kopfe und ging hinaus, ihre Küche zu besorgen. „Eine besondere Geschichte,“ murmelte sie vor sich hin, „die Vornehmen haben doch alle ihren Absurd, man wird nie klug aus ihnen. Sonst, wenn so ein junger Baron oder Graf einem hübschen Mädchen nachstellt, kann sie sich seiner kaum erwehren, und dieser, der das schöne Rösschen doch zu seiner eigenen Frau haben will, ist so steif und sonderbar mit ihr, ich glaube, er hat ihr noch keinen Kuß gegeben. Aber daran scheint sie ganz und gar nicht zu denken, daß er sie nicht lieb hätte! Nu, wenn sie mit so 'ner Liebe zufrieden ist, mir kanns recht sein!“

Die drei Wochen gingen schnell hin in mancherlei Geschäften und Vorbereitungen. Frau Kolffs hatte sich vorzüglich auf die Geschenke gespitzt, die der reiche Bräutigam regnen lassen würde, und auch Tante Hornig, die von Zeit zu Zeit das kleine Zimmer Rösschens, das sie sonst nie betreten, jetzt mit ihrer Gegenwart beehrte, ließ ihre starren Blicke gleich in jede Ecke stoßen, ob sie nicht von etwas Neuem geblendet würden. Beide konnten sich auch nicht eigentlich beschweren; aber noch we-

niger waren sie befriedigt. Gold, Silber, Juwelen, Spitzen, Sammet und Seide hatten sie in Fülle und Ueberschwang erwartet und gleichsam darin im voraus gewählt, doch es war Alles ganz anders, als sie gedacht.

Täglich kam Rodan mit Gaben, sie waren immer werthvoll und passend, doch nie überwältigend. Nach und nach entwickelte sich durch seine Gaben aus der kleinen Nähterin im einfachen Rattunkleidchen eine junge Dame in eleganter Toilette, einfach, frisch und zart. Er wählte mit Geschmack und vermied alles Uebertriebene, Auffallende; Rösschen würde sich auch geschämt haben, es zu tragen.

Fühlte sich die junge Braut denn glücklich? Sie fühlte sich erhöht und schwindelnd, sie hatte keinen festen Boden unter den Füßen, deshalb klammerte sie sich an den, der ihr nun bald Ein und Alles sein sollte, und suchte sich ihm anzubequemen und von ihm zu lernen. Das gelang ihr auch in vielen Dingen. Er bemerkte bald ihre bessere Haltung, ihre freiere, reichere Ausdrucksweise mit Vergnügen; sie war bildungsfähig, das bestätigte sich in unzweifelhafter Weise. Ihr entging kein Beifall nicht und ein freudiger Stolz stieg in ihr auf, die Hoffnung, seiner vielleicht künftig nicht ganz unwürdig zu sein; sie fühlte sich ihm näher verbunden und wollte streben, in der Zukunft ihn noch mehr zu erreichen. Daraus webte sich ein starkes Band, das sie mehr und mehr an ihn fesselte.

Dennoch stand Vieles zwischen ihnen, was Rösschen mehr dunkel empfand, als sich klar aussprach. Ein düsterer Zug zwischen den Augenbrauen, tiefe Ringe unter den Augen gaben Rodans Physiognomie etwas Finsternes, welches nicht ganz wich, auch wenn er sich noch so freundlich zu seiner Braut neigte, wenn er sie mit entzückten Blicken betrachtete. Das lastete auf ihrer Seele und betrübte sie. „Er hat gewiß in seinem frühern Leben viel gelitten,“ dachte sie, „viel verloren, viel Unglück gehabt — denn das kann man, wenn man gleich von hohem Stande und reich ist! — Wie mag er seine erste Frau geliebt haben! Wenn ich ihm doch die ersehen könnte! — Ach, das kann ich nicht! — Aber er muß es doch glauben, hat er mich doch hervorgezogen und gewählt! Ich dachte ja an so etwas nicht! Und daß eben jene leichtsinnige Frau, mit der er ausfuhr, ihn zuerst aufmerksam auf mich gemacht hat! Wie wunderbar! Gott hat es so gefügt. Er wird mir helfen!“

Und nie hatte Rösschen öfter und andächtiger gebetet als in ihrer Brautzeit. Sie ward muthiger und zuversichtlicher dadurch, doch ihre Scheu gegen Rodan schwand nicht ganz; er konnte sie nicht dazu bringen, ihn Du und Lothar zu nennen; sie brachte es nicht über

die Lippen, sondern sie nannte ihn fortwährend Sie und Rodan, ja wohl gar Herr von Rodan.

Die drei Wochen waren schnell vergangen, die öffentliche, dreimalige Proclamation war erfolgt und heute sollte das junge Paar in der Vorstadtkirche getraut werden. Begleiter gab es nur wenige, der Vormund und ein Bekannter Rodans, Tante Hornig und Frau Rolffs. Freundinnen hatte Rösschen hier nicht, sie war mit ihrer Mutter aus einer entfernten, kleinen Stadt bald nach ihrer Einsegnung hierher gekommen und hatte immer sehr eingezogen gelebt. Aber Zuschauer waren viele herbeigeströmt von jedem Stand und Alter, das seltene Paar und die interessante Feierlichkeit, die es vereinte, zu schauen. Das Gedränge war groß und es war schwer, einen Platz zu erhalten.

Eben stellte sich das Paar vor dem Altar auf, und die Traurede sollte beginnen, da drängte sich ein kräftiger Schlossergesell durch die Menge und brach Bahn für zwei Frauen, die ihm folgten, eine von mittlerem Alter und eine junge. Sein scharfes Auge erspähete ein etwas erhöhtes Beistübchen, nicht fern vom Altare, dorthin wandte er sich und lootsete die beiden Frauen glücklich nach. Aber es war verschlossen. Das brachte ihn nicht in Verlegenheit, er hatte seine Dietriche bei sich, versuchte leise und fand bald den, welcher das Schloß öffnete.

Schnell drangen die Drei ein und stellten sich auf, der Jüngling in der Mitte zwischen der Frau Meisterin und ihrer Tochter, sie hatten gerade Platz genug.

„Wie gut,“ leuchtete die Mutter, „daß ich Sie an der Straßenecke aufgriff, Berliner, nu haben Se uns en herrlichen Platz verschafft und genießen selbst auch mit!“

Der Gesell, ein munterer Krauskopf, lächelte psiffig. „Freilich,“ flüsterte er, „kann ich jetzt nicht arbeiten, doch ich denke, Kirchengenügen säumet nicht. Der Meister wird vielleicht ein böses Gesicht machen, daß ich so lange ansbleibe.“

„O, das lassen Se man gut sein, den will ich schon wieder rum kriegen!“ versicherte sie, mit dem Kopfe nickend.

„Aber seht doch nur das schöne Paar!“ flüsterte die Tochter, „es ist ungeheuer rührend! Wie interessant der Baron aussieht! Der könnte mir auch gefallen! Der schöne schwarze Bart, die hohe blasse Stirn und der vornehme Wuchs — er ist göttlich!“

„Ich,“ versetzte der Berliner kalt, „finde die Braut viel schöner, die macht ihrem Namen Ehre, wenn sie gleich heute etwas blaß aussieht — na, das kann man entschuldigen, das kommt von der innern Bewegung.“

„Ja, sie ist wirklich hübsch,“ gab die Meisterin zu, „aber ich glaube, das macht vorzüglich der schöne Aufputz; denn ich habe sonst, wenn die Wagnern mit ihrem Päckchen Wäsche an unserm Fenster vorbeiging, nie et-

was Besonderes an ihr gefunden; ein nettes, bescheidenes Mädchen war sie immer, und fleißig, das muß ihr der Reid lassen; aber eben Eine, wie es Hunderte giebt.“

„Sagen Sie das nicht, Frau Meisterin,“ fiel der Berliner ein, „schön ist sie, sehr schön, das habe ich schon lange gewußt; aber sie hat so gar nichts Munteres, so gar nichts, was Einem Muth macht, sie mal anzusprechen, geht immer mit niedergeschlagenen Augen — und sie hat sehr schöne Augen, blaue.“

„Ach, jetzt sieht sie ihren Bräutigam an,“ flüsterte die Mutter, „ihre Augen stehen voll Thränen — aber der Pastor spricht auch so erbaulich, man muß an seine eigene Hochzeit denken und an alle schweren Schicksale;“ sie trocknete sich die Augen.

„Ei,“ flüsterte die Meisterstochter nicht ohne Geiztheit, „Sie haben ja die Augen der schönen Braut recht studirt!“

„Nur so viel,“ erwiderte er, und sah sie bedeutungsvoll an, „wie ich Alles studire, was hübsch ist.“

Das Mädchen erröthete und sagte zur Mutter gewendet: „Aber, Mutter, so prächtig angezogen ist sie gar nicht, ich finde sie ungeheuer einfach. Na, wenn ich solchen gnädigen Bräutigam hätte, der sollte doch wenigstens mit einem Atlasleide herausrücken, mit den prächtigsten Blonden garnirt! Und die hat nur ein Mullkleid an!“

„Das ist egal, es steht ihr gut,“ versicherte die Mutter, „und sieh mal den Spizenschleier, der ist kostbar, der kostet gewiß fünfzig Thaler.“

„Biel mehr, Mutter, gewiß hundert.“

„Ei, ich verstehe das nicht,“ meinte der Gesell; „aber ich finde den ganzen Anzug sehr fein, die weißen Atlaschuhe, die feinen Handschuhe, das Myrtenkränzchen mit den weißen Blümchen, 's is capital!“

„Aber sehr einfach!“ betheuerte die Meisterstochter.

„Ganz nobel!“ erwiderte er!

„Laßt doch das Zanken und seid einmal still,“ flüsterte die Mutter, „jetzt werden sie Ja sagen, das müssen wir hören.“

Rodan sprach das verhängnißvolle Wort freudig erregt, Kösschen zitternd, doch vollkommen hörbar.

„Ach, jetzt wechseln sie die Ringe!“ flüsterte die Mutter.

„Sie hat ein allerliebstes Patschchen,“ schnunzelte der Berliner.

„Ein Glück für sie,“ warf die Meisterstochter hin, „daß sie nur die rechte Hand zu zeigen braucht, an der linken würde der vernähete Zeigefinger gar garstig aussehen.“

„Na, Fleiß schändet nicht,“ erinnerte die Mutter.

„Das paßt doch für keine gnädige Frau, solche vernähete Hände zu haben,“ beharrte Jene.

„Ei, das giebt sich mit der Zeit!“ sagte die Mutter.

„Aber ein ungeheueres Glück macht das Mädchen! Wenn der der Kopf nicht drehend wird, weiß ich nicht. Doch das muß man ihr nu wieder lassen, hochmüthig sieht se nicht aus. . Na, 's is auch gut für se, wenn se sich in der Demuth hält! — Reich un vornehm wird se wohl; aber so'n Herr kann auch seine Rücken haben.“

„Na, wenn er sie nicht lieb hätte, würde er sie wohl nicht nehmen!“ sagte der Berliner etwas heftig.

„Liebhaben, liebhaben!“ warf die Mutter hin, „das dauert bei den Männern nicht lange, der wird wohl schon Manche lieb gehabt haben, un 's is wieder vergangen!“

„O ja,“ bemerkte der Gesell mit schlaudem Zwinkern, „versucht hat der schon allerlei, das sieht man. Der ist schon durch viel Feuer gelaufen, das glauben Sie nur!“

„Und wenn er ihrer nun müde wird, und is garstig gegen se, und wirft ihr die arme Nähterin vor, was for'n Glück hat se denn?“

Der Geistliche sprach jetzt den Segen über das vereinte Paar, das in tiefer Andacht niederkniete, und wünschte ihnen dann Glück und Heil.

Der Berliner verfolgte indes seinen Gedankengang, welcher ungefähr so lautete: „Die Weibsen sind doch grausam neidisch, wenn eine Andere freit und einen schönen Mann kriegt! Ein Mann ist aber auch was Großes! Na, ich könnte mich vielleicht über die kleine Dore erbarmen! So schön ist sie lange nicht, wie Rosa Wagner, aber viel zuvorkommender! Und sie hat was, das darf man nie vergessen!“

Mit doppelter Bestlossenheit öffnete und schloß er das Betstübchen und machte seinen Begleiterinnen so geschickt und kräftig Bahn durch das zudrängende Volk, daß sie früh genug an der Kirchthüre anlangen, um das neuvermählte Paar in den Wagen steigen zu sehen. Kösschens Blässe war verschwunden, sie war strahlend lieblich in ihrem Myrtenkranze. Ein leises Murmeln der Bewunderung erhob sich aus dem Volke. Rodan hob die Errungene in den Wagen und folgte mit triumphirendem Lächeln.

Nur wenige Stunden noch und das junge Paar bestieg in Reiselleidern einen andern Wagen und fuhr, nur von dem fröhlichen Martin begleitet, der sich als wahrer Reifemarschall geberdete, davon in die weite Welt.

Rodan zeigte seiner jungen Frau erst einige liebliche Gebirgsgegenden unseres schönen Vaterlandes und feierte hier und dort in der Tiefe eines duftigen Thales, in einem Weinbergshäuschen oder auf einer frischen Insel die ersten Wochen seines jungen Glückes. Wie schauete er bis tief in den Grund dieser unschuldigen Kindesseele! Er fühlte und glaubte, daß sie ihn liebe, sie war zärtlich und hingeeben; aber viele ihrer Kräfte schliefen noch einen Dämmer Schlaf, sie war noch unentwickelt, ein reines Buch mit unbeschriebenen Blättern. — Was wird einmal darauf zu lesen sein? Viel Schönes, das sah er mit Freude und Entzücken an dem naiven Staunen, der träumerischen Wonne und tiefen Nahrung, welche die Schönheiten der Schöpfung in ihr erweckten. Sagen konnte sie nicht viel davon; aber er errieth, was ihre Blicke, ihre Bewegungen und Thränen bedeuteten. Und er hatte diesen reichen Stoff ja ganz in seiner Hand; dieses sein Geschöpf, sein Kleinod, wollte er hüten und bilden.

Von der Natur führte er sie zur Kunst. In Nürnberg tauchte er sie in die mittelalterliche Herrlichkeit, in München in die Wunder der neuern bildenden Kunst; sie hatte Gefühl für Alles und eine warme, aber stille Freude daran. Hin und wieder wagte sie ein schlichternes Urtheil. „Ich verstehe es ja nicht!“ sagte sie.

„Du wirst es verstehen!“ sagte er, „Du wirst es täglich besser lernen.“

Rösschen vertraute seinen Worten und ward muthiger, wußte und kannte er doch Alles, er mußte auch dies zu beurtheilen verstehen. Und wie war er jetzt so viel fröhlicher und lebhafter als damals, wie sie ihn zum ersten Male sah, ja sogar als damals, als er sich mit ihr verlobte und verband. Däster sah er freilich immer noch aus, das mußte wohl seine Natur sein und das war ja hübsch für einen Mann; aber der finstere Zug zwischen den Augenbrauen war fast ganz verschwunden, ja die hohe Stirn erschien ihr nicht mehr so bleich wie früher.

Hätte sie an der Richtigkeit dieser Wahrnehmungen gezweifelt, so würden sie Martins Worte und hingeworfene Bemerkungen überzeugt haben. Er war gewandter und dienstbereiter als je und äußerte bei jeder Gelegenheit: „Ja, wenn der gnädige Herr immer so bliebe, dann wäre es eine Lust zu dienen; na, die gnädige Frau wird schon dafür sorgen.“

Von München ging es nach dem lieblichen Schwabenmeere, dessen Ufer im vollen Glanze des Sommers prangten. Der Bodensee machte auf Rösschen einen lebendigen Eindruck, und als ihr Gatte ihre entzückten Blicke auf seinen wallenden Fluten und seinen lachenden Ufern sehnsüchtig umherschweifen sah, bot er ihr an, diesen schönen Wasserspiegel etwas näher kennen zu lernen. „Wir wollen,“ sagte er, „uns für einige Zeit in

einer der Uferstädte niederlassen und von da aus kleine Ausflüge nach verschiedenen Seiten machen.“

Rösschen sprach ihre dankbare Beistimmung aus, nur Martin, als er diesen Entschluß vernahm, schüttelte leise mit dem Kopfe und flüsterte in sich hinein: „Na, wenn das gut geht, dann sind wir wirklich über den Berg! Wenn die Wasserscheu überwunden wird! Sonst ward er immer gleich ganz melancholisch, wenn er nur ein Wasser sah, das etwas größer war als ein Froschtümpel, und nun will er gar am See wohnen!“

Und sie reiseten nach Lindau, der hellen Inselstadt, sahen aus der Ferne den majestätischen Säntis daherragen mit der herrlichen Gestalt und dem weißen Haupte, und gingen weiter nach Bregenz. Als sie hier einmal hatten die Sonne untergehen sehen mit ihrem glanzvollen Spiegelbilde, war ihre Wahl für diesen Ort entschieden. Sie richteten sich für einige Zeit dort ein. Es war leicht. Herr und Frau brauchten nur zwei Zimmer, Martin schlief in einem Bodenkammerchen des Gasthofs, eine Kammerjungfer war nicht da; Rösschen hatte das Anerbieten ihres Gatten, ihr eine zu miethen, abgewiesen.

„O nein,“ sagte sie bittend, „ich kann mich nicht so bedienen lassen, ich würde mich zu sehr schämen.“

„Vielleicht künftig,“ hatte Lothar geantwortet, „entschliessest Du Dich dazu.“ Er hatte dann die Sache nicht mehr erwähnt.

Gleich in den ersten Tagen ging es nach dem Gebhardtsberge, um den Eingang des Rheinthales, die herrliche Bergkette des Alpsteines und die Borarlberger Riesenhäupter zu sehen.

Bald saßen sie beglückt und in Schauen verloren auf der Höhe, und Rodan begann eben von dem alten Römerkastell zu erzählen und von der späteren Burg Pfannenberg, auf welcher der heilige Gebhard geboren wurde, da kam die Wirthin mit Erfrischungen und einer Flasche Ungarweins, und hinter ihr Martin, welcher eifrig seinen Herrn bei Seite zog und ihm zuflüsterte: „Gnädiger Herr, der Herr Graf Geyern ist hier!“

„Der?“ fuhr Rodan auf, „er wird doch nicht? Weiß er, daß ich hier bin?“

„Ich glaube nicht, gnädiger Herr, doch es ist möglich, daß er mich gesehen hat. Sie wissen, er hat immer seine Augen allenthalben.“

„Da ist er!“ rief Rodan halblaut. „Unerträglich!“

Die junge Frau sah erschrocken, wie ihres Gatten Gesicht von einer dunkeln Wolke überslogen wurde, wie er erblaßte. Das mußte ein furchtbarer Mensch sein, der so Gewaltiges hervorbringen konnte. Da kam er um das Haus herum und steuerte gerade auf sie zu. Sein Aussehen war eben nicht zum Erschrecken. Ein langer, schlanker Blondin im eleganten Reifecostüm, kam



er sorglos daher geschlendert. Seine Schritte verdoppelten sich, als er das Paar erblickte.

„Ei, Rodan,“ rief er und streckte diesem die Hand entgegen, welche der Angeredete kaum berührte, „Sie können von Glück sagen, daß ich die Nase Ihres Dieners zu Gesichte bekam und diese nach meiner Gewohnheit gleich wiedererkannte; denn sonst hätten wir an einander vorbeistreichen können, mir nichts, dir nichts — ich bin nämlich todmüde, komme aus dem Bregenzer Walde und habe Alles gesehen, Alles: Cainsfluh, Mittagfluh, Dibamskopf, Hoferspiz, Rothhorn, Mohnenfluh, Widderstein, Mädeligabel, und wollte mich eben zur langen Ruhe ausstrecken; aber nun — nun muß ich Ihnen doch meine Nähe noch etwas gönnen. Darf ich Sie bitten, mich dieser schönen Dame vorzustellen?“

„Graf Seyern, meine Frau!“

Der Graf verneigte sich und nahm Platz, Rösschen gegenüber.

„Ach, Sie Glücklicher, schon wieder verheiratet? — Aber es ist ja wohl schon über ein Jahr, daß Sie Ihre erste Frau verloren, nicht wahr?“

„Es sind über zwei Jahre.“

„Nun, da haben Sie ja dem Anstande mehr als genug gethan. Aber in der That, die Zeit hat Flügel. Wie gefällt Ihnen Ihre Hochzeitsreise, meine gnädige Frau? Denn ich vermuthe, daß sie es ist?“

„Diese Aussicht entzückt mich,“ entgegnete Rösschen.

„Ach, Sie werden noch mehr, noch Schöneres sehen, wenn Sie die Schweiz in ihrer ganzen Ausdehnung betrachten werden. Zuerst rathe ich Appenzell, dann den Wallenstädter See.“

Rodan zuckte zusammen wie unter einem Stiche, Seyern bemerkte es und fuhr gleichmüthig fort: „Doch nein, dahin wird Rodan Sie wohl nicht bringen; denn wenn mir recht ist, hatten Sie ja wohl da den fatalen Accident mit Ihrer ersten Frau, das muß Ihnen die Gegend verbittern, natürlich! Es war ein prächtiges Weib, auf Ehre, wahrhaft belle femme! Aber die Herrlichkeit war etwas dämonisch, für den Zuschauer interessant, für den Besizer vielleicht weniger. . . doch Sie, Glücklicher, können das Alles mit Leichtigkeit hinter sich werfen, haben es bereits gethan, wie Figura zeigt; denn quest' angiole del cielo ist noch etwas ganz Anderes! Sie lieben die Gegensätze, sehe ich.“

„Ich muß bitten, Graf Seyern, solche Persönlichkeiten in Gegenwart der Betreffenden nicht auszusprechen.“

„Wie Sie wollen,“ entgegnete Seyern gleichmüthig, „ich vergesse immer, daß Sie sich der Neuzeit gar nicht anschließen können, daß Ihr altpatrizisches Blut Sie noch beherrscht. Freiheit, Freiheit, lieber Rodan, von solchen Beschränkungen! On peut tout dire, pourvu qu'

on le dise avec grâce,“ sagte er lachend, indem er sich zu Rösschen wendete, „und das geschieht.“

Zugleich hieb er mit Macht in einige materielle Genüsse ein, welche ihm die Wirtbin verschafft hatte.

„Aber Sie werden doch,“ hob er zu Rodan mit unermüdlicher Zungengeläufigkeit wieder an, „Ihre schöne Neuvermählte nicht so monopolisiren, daß Sie nur ganz allein mit ihr in den Bergen umherklettern, das wäre ja Schade um die hübschen Füße! Ich werde Ihnen einen Reiseplan durch die Schweiz entwerfen, dem folgen Sie so schnell als möglich, und dann eilen Sie nach Milano, dort treffe ich Sie gewiß in der Scala, wenn nicht schon eher, vielleicht auf dem Gotthard oder“ . . .

„Bemühen Sie sich nicht,“ fiel Rodan mit eifriger Kälte ein, „unser Reiseplan ist längst gemacht und wird nicht geändert — auch steht darin, daß wir jetzt in unsere Herberge zurückmüssen. Leben Sie wohl!“

Seyern war aufgesprungen, Frau von Rodan zum Abschiede zu grüßen, er blieb etwas verblüfft stehen. „Das ist ja wohl eine Grobheit,“ murmelte er. „Pah,“ rief er, sich seiner frühern Beschäftigung mit neuem Eifer hingebend, „es ist die pure Furcht, daß ich ihm seine hübsche Frau wegerobere, denn gefährlich bin ich, das ist anerkannt!“

„Ein unerträglicher Schwäger, hohl und gefühllos!“ flüsterte Rodan seiner Frau beim Hinabsteigen zu, „man muß es ihm etwas deutlich machen, daß man ihn los zu werden wünscht, sonst merkt er es gar nicht.“

Rösschen äußerte unbesangene, er gefalle ihr auch nicht, doch begriff sie die auffallende Insidigelehrtheit ihres Gatten nicht ganz. Was ging ihn denn der Fremde weiter an? Er konnte ihnen ja nicht schaden, höchstens sie ein wenig langweilen. Rösschen hatte sich schon darauf gefreut, daß Lothar ihr abends, wie er es oft that, etwas aus einem Dichter oder einem Geschichtswerke vorlesen würde. Doch sie hatte heute nicht den Muth, ihn darum zu bitten. Den ganzen Abend war er stiller als gewöhnlich, auch war sein Schlaf die Nacht unruhig und er sah am andern Morgen blaß und verflört aus.

Sie saßen mit einander beim Frühstück, vor sich die glänzende Fläche des Sees mit den blühenden, anmuthigen Ufern, links die schneebedeckten Gipfel der Schweiz, die Rösschen immer mit Bewunderung und Ehrfurcht anschaute. Rodan blickte lange starr in die leise gekräuselten Wellen des Sees, dann hob er die Augen auf und sah Rösschen traurig an.

„Du wärest wohl noch gern länger hier geblieben,“ sagte er; „aber ich muß fort, es leidet mich nicht länger hier!“

„Ich gehe mit Dir,“ rief sie, „überall, wohin Du mich geführt hast, ist es schön gewesen, da wird es wohl auch künftig so sein.“

Er lächelte schmerzlich, stand schnell auf und ordnete Alles zur baldigen Abreise an.

Am nächsten Tage schon nahm Röschen mit einigen leisen, unterdrückten Seufzern von dem lieblichen Schwabenmeere Abschied; es ging das Rheinthäl hinauf. Bald vergaß sie aber unter dem Eindrucke seiner großartigen Schönheit alles Bedauern und Zurückschauen. Lieblichkeit und Erhabenheit vereint sich in diesem unvergleichlichen Thale, und immer herrlicher, in fortwährendem Wechsel entfalten sich die schönsten Bilder. Wie freute sie sich an der heitern, nächsten Umgebung des Flusses, den sie schon in seiner Vollendung bewundert, aber die immer gewaltiger aufragenden Bergriesen mit ihren Burgen und Ruinen auf den Häuptern entriß ihr oft einen Ausruf des Staunens und Entzückens. Befremdet und betrübt aber gewahrte sie, daß Lothar diese Empfindungen nicht theilte; er, der sonst an ihrer Freude doppelt sich freute, war still, bleich, in sich versunken und raffte sich nur dann und wann mit Anstrengung oder Widerwillen auf, ihr hie und da beizustimmen; doch sah man, daß seine Gedanken anderswo waren.

Chur, das liebliche, hielt sie nur einen Tag, dann ging es tiefer in das Graubündtner Land hinein, an der Albulä hinauf nach Tiefenkastell. Von diesem tiefen Thale geht es kühn aufwärts; unten toset der Bach und nach mühevoller Reise erreichten die Wandrer durch das Oberhalbsteiner Thal endlich Stella. In diesem Dörfchen mußten die Reisenden ein wenig rasten. Röschen war ermattet und Lothar empfahl ihr, sich Ruhe zu gönnen.

„Bist Du nicht müde?“ fragte sie schüchtern.

„Nein,“ sagte er wie zerstreut, „ich will noch einige der nahen Höhen ersteigen, etwa den Piz Form und den Monte delle disgrazie.“

„Allein?“ fragte Röschen weiter.

„Ich kann ja einen Führer mitnehmen, wenn der Weg schwer zu finden ist,“ warf er hin, „den Martin lasse ich Dir zum Schutz und zur Bedienung.“

„Aber Du bleibst doch nicht zu lange?“

„Nein, doch Du wirst meine Nähe leicht entbehren, was hast du daran?“

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(M.) Allem Anschein nach wird die Twineform und der halbweite Sack-Paletot in der nächsten Saison vorzugsweise getragen werden.

Der Frack, sowohl der schwarze als der von dunkelfarbigem Tuch, hat noch gar keine Veränderung erlitten. Vor October oder November giebt es auch hierin nichts Neues.

Die Beinkleider fahren fort von ihrer Weite zu verlieren; man scheint sogar gern enganliegende tragen zu wollen, findet aber den Muth dazu noch nicht.

Die Westen schließen sich oben immer ein wenig, haben vorzugsweise einen Shawlkragen und sind im ganzen etwas lang.

Die Westen aus Stoffen von Wolle und Seide spielen in den Neuigkeiten eine große Rolle. Der Grund ist fast immer hell und die Muster sind einigermaßen auffallend.

(F.) Der außerordentlich reiche Ausputz der Kleider war bisher eine der Hauptursachen ihrer sehr bedeutenden Preise. Der Kleidstoff kostete bisweilen viel weniger als der Ausputz. Die Mode scheint nun nach Vereinfachung zu streben, man braucht nicht mehr soviel Posament, Einfüge u. Den Moire trägt man ohne allen Ausputz, auch den Taffet, ja selbst den Muslin und die Gaze. Jedemfalls herrscht der Geschmack für das Einfache bei den wirklich vornehmen Damen vor.

Wir sahen ein Kleid von dunklem Moire antique mit Schleppe und ohne allen Ausputz. Der Moire war gemoucht, das Schößchenleibchen mit einfachen Stahlknöpfen geschlossen. Auf den Ärmeln und den Schößen ebensolche Knöpfe. Dazu eine Muslin-Chemissette mit gesticktem Jabot und kleinem Spizensbesatz, der sich am Krage und an den Ärmeln wiederholt. Diese Chemissette ersetzte das Leibchen; sie endigte in einem langen Gürtel von pensée Sammet, der durch Stahlknöpfe geschlossen war und eine Schneppe vorn und hinten hatte.

Schwarze Spizenshawls und schwarze Spizensbasquinen werden noch immer getragen.

Die Beliebtheit der weißen Blousen nimmt noch nicht ab, aber die Temperatur im September verlangt, daß man ein Jäckchen darüber trägt. Man sieht bereits sehr hübsche in der verschiedenartigsten Form. Des ewigen Figaro-Jäckchens scheint man endlich doch überdrüssig zu sein; wir sahen eins von algierischem Stoffe mit breiten himmelblauen satinirten Streifen auf weißem Grunde; es hatte ganz den Schnitt eines kleinen Paletots, war sehr weit und reichte nicht über die Taille herunter. Dabei hatte es aber einen außerordentlich hübschen runden Capuchon mit blauen Revers. Die orientalischen Ärmel, die fast bis an die Achsel geschligt waren, endigten in einer Bode. Das Ganze sah höchst originell aus und eine weiße Blouse darunter giebt einen reizenden Anzug.

Die Weite der Röcke nimmt noch nicht ab und die

Schleppen bleiben ebenfalls so lang wie bisher. Es heißt indes, der Winter werde eine Neuerung bringen, von der wir jedoch jetzt nur noch sehr schwächern zu sprechen wagen, nämlich — kurze Röcke.

Von den neuen Hüten spricht man noch gar nicht; man versichert, die Empire-Form, wie man sie jetzt trägt, werde sich den ganzen Winter hindurch halten. Das Gold soll anstatt des Stahles herrschen, man wird es deshalb auf allen Köpfen glänzen sehen.

### Modenblatt № 37.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Runder Hut von Reisstroh mit Sammet und zwei weißen Federn; Kleid und kurzer Paletot von Taffet, mit Streifen von blauem Taffet besetzt; rundes hohes Leibchen; Gürtel mit großer Schnalle; kleine Cravatte; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

2. Griechischer Haarputz; Kleid von getupstem gelblichen Stoff in dem Prinzessin-Schnitt (Leibchen und Rock nicht getrennt), vorn herunter und an der Seite der Aermel mit schwarzem Posament in kleinen Bogen und mit Knöpfen garnirt; kleiner Stehfragen; grüne

kleine Cravatte; Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Brauner runder Strohhut mit einem Busch schwarzer Federn an der Seite; Kleid von Taffet, ohne allen Ausputz; knapp anliegender Paletot von schwärzlicher Seide, sehr reich mit Posament garnirt; Spitzenträger; Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

4. Weiße Shawlmantille mit Kapuze, schwarz garnirt; Kleid von grünem Taffet mit Figarojäckchenleibchen, das mit Posament eingefasst ist, und mit großem Gürtel; darunter weiße Chemisette; langes rothes Cravattenband; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

### Stahlstich № 37.

Grabow.

(Nach einer Photographie.)

Wir legen heut das Portrait Grabows bei, des allbekanntesten und vielgenannten Präsidenten des preussischen Abgeordneten-Hauses, über den irgend etwas beizufügen sicherlich unnöthig ist.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Für junge Klavierspieler.

### Goldnes Melodien-Album

für das Pianoforte

von A. Klauwell.

Neue Auflage. Band 1—4 à 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese vorzügliche und sehr beliebte Sammlung, welche in vielen Auflagen durch die ganze klavierspielende Welt die beifälligste Aufnahme gefunden — ist fortwährend durch jede Buch- u. Musikalienhandlung zu beziehen. In Leipzig durch die Musikalienhandlung von C. F. Kahnt, Neumarkt 16.

Feuchtersleben's

berühmtes Werk

### Geist deutscher Classiker

(Eine Blumenlese ihrer geistreichsten und gemüthvollsten Gedanken, Maximen und Aussprüche)

Erscheint soeben in 3. Auflage

in 10 Lieferungen à 7 1/2 Ngr.

Inhalt des Werkes: Goethe; Schiller; Herder; Hippel; Klinger; Lessing; Lichtenberg; Wieland; Benzel-Sternau; Jean Paul.

Hartloben's Verlag in Wien.  
Lieferung 1/2 und Prospekte sind in jeder Buchhandlung vorrätzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### The first Letter writer

a Collection of one Hundred Letters on the most familiar Topics.

by

James M'Lean, Esq.

Mit Noten und Wörterbuch.

Zweite verbesserte Auflage. Preis 9 Ngr.

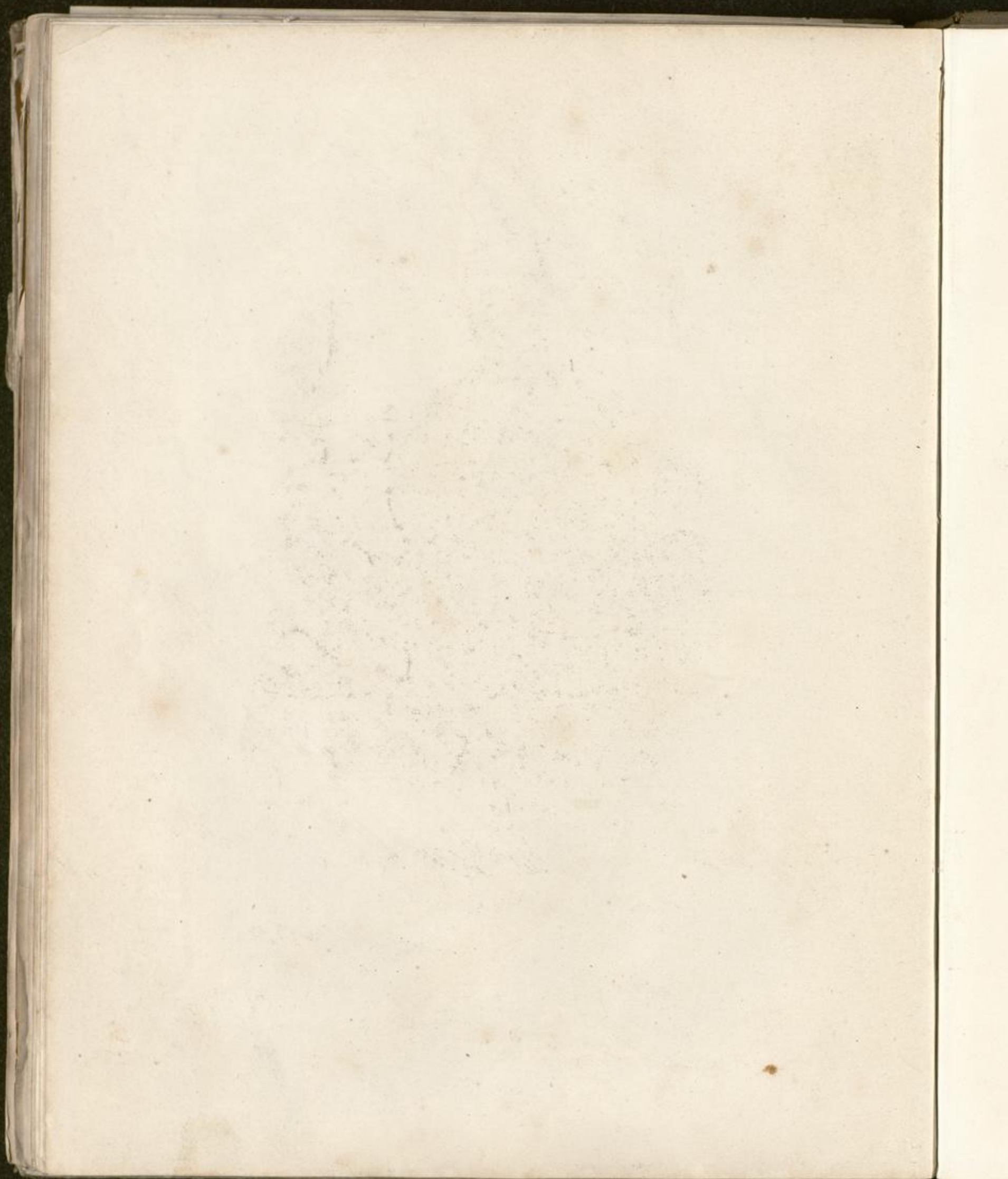
Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Nebst zwei literarischen Beilagen von Hartlebens Verlags-Expedition in Wien und dem Prospect der Engl. und Franzöf. Unterrichtsbrieft nach der Methode Toussaint-Langenscheidt.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

37 1863



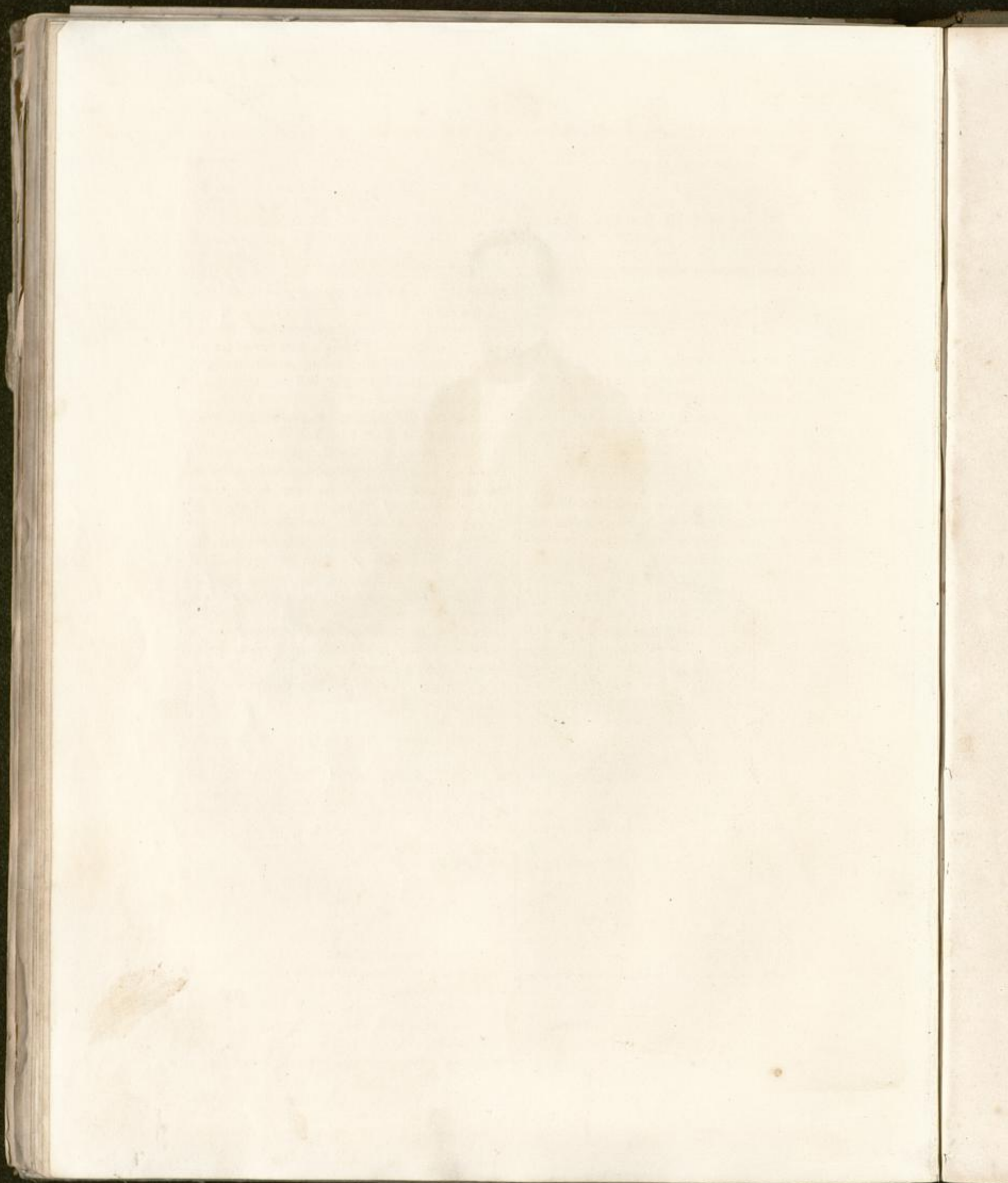


*Nach einer Photographie*

*Stich v. Ulrich v. Wigen-Langwig*

*Seebach*

*Verlag v. Baumgarten's Buchh.*



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Röschen näht.

Novelle

von

Julie Kuhkopf.

(Fortsetzung.)

Sie sah ihn durch Thränen an und streckte ihm ihre Hand entgegen, er faßte sie leicht, ohne sie zu drücken, und entfernte sich schnell.

So fand sich Röschen allein in diesem wunderbaren Thale, rings umstarrt von ungeheuren Felsen, in der Tiefe der kleine Rheinbach, brausend und kämpfend zwischen vorgeschobenen Felsblöcken, sonst tiefe Stille und Eingeschlossenheit.

Sie suchte sich ein Plätzchen in der Nähe des Rheinbachs aus, da sah sie nun, dachte nach und suchte aus der Verwirrung und Angst herauszukommen, die in ihrer Seele wegte. Alles, was sie von der Veränderlichkeit der Männer gehört, was man wohl gesagt von dem ungeheuren Unterschied, der sich bald in der Ehe entwickele, und den Bewerber, den Verlobten, den Mann der Flitterwochen als den Liebenswürdigen, den Ehemann dagegen als eine Gestalt, zusammengesetzt aus Gleichgiltigkeit und Tyrannei, darstellte, stieg wie Gewitterwolken in ihrer Seele auf. Und doch sprach etwas in ihr frisch und lebhaft gegen diese Sagen, so war Lothar nicht, sie mußte sich seine Veränderung anders erklären. . . . Nach dem Zusammentreffen mit dem Grafen Geyern hatte er sich so verändert, da hatte sie sich vielleicht nicht so benommen, wie ihr Gatte es wünschte, der Gegensatz, den sie zu seiner ersten Frau bildete und den jener Reisende auch erwähnte, war ihm da vielleicht erst recht aufgefallen, hatte ihm deutlich gezeigt, wie viel ihr fehle, um eine ordentliche Frau von Rodan vorzustellen. Ja, ja, das wars gewiß! Aber er wußte doch wohl, daß sie nur ein einfaches Kind des Volkes war, und er hatte sie doch zu sich hinauf gehoben! Niemand konnte übrigens diesen Mängeln besser abhelfen als er selbst, er wußte ja Alles, er mußte sie unterrichten. Sie wollte ihm das auseinandersetzen, er würde es gewiß thun. Aber konnte sie den

Muth haben, so zu ihm zu sprechen, wenn er so düster und still war?

„Gnäd'ge Frau,“ unterbrach hier Martin ihre Gedanken, „darf ich nicht Alles zum Thee bereit machen? Der Herr kommt doch gleich wieder, es wird dunkel.“

Röschen stand auf. „Ich will mit Ihnen gehen, Martin, gut, daß Sie mich erinnern.“

Sie stand auf und ging nach dem Hause zu. Martin folgte erst schweigend, dann brach er los.

„Ach, es ist doch herrlich, daß gnäd'ge Frau so freundlich sind und Alles so verstehen, wie mans meint. Die vorige gnädige Frau hätten mich gewiß grausam angefahren, wenn ich es gewagt hätte, sie zu stören. O, die waren hochmüthig.“

„Aber schön war sie,“ sagte Röschen, die das Unpassende dieser Herzensergießung fühlte und doch den guten Menschen nicht geradezu schweigen heißen wollte.

„Ja,“ erwiderte Martin, „wie mans nimmt. Sie hatte so recht flackernde Augen, war 'ne stattliche, große Person, die den Hals recht steif und den Kopf recht nach hinten trug und sich immer sehr kostbar anzog; aber das nenne ich noch nicht schön — ne, wenn Eine schön ist, muß man sie mit Vergnügen ansehen, das konnte man die gar nicht; der war Alles Staub unter den Füßen.“

„Aber eine sehr gebildete Frau muß sie gewesen sein?“

„Na, sie verstand viel und konnte sich solch ein Ansehen geben, das ist wahr! Mit den Franzosen parlierte sie französisch, mit den Engländern lispelte sie englisch und mit den Italienern — na, da ging es erst recht los! Ja, sprechen konnte sie und streiten wie ein Teufel.“

„Martin,“ sagte Röschen ernst, „so dürfen Sie nicht reden, das ist unrecht; mir dürfen Sie das am wenigsten sagen.“

„Verzeihen Sie, gnäd'ge Frau, es fuhr mir nur so heraus,“ murmelte Martin und fand sich sehr erleichtert, als sie eben am Gasthause ankamen, denn er fühlte sich beschämt, was ihm nur sehr selten passierte.

Um so schneller machte er sich an sein Geschäft und Röschen war eben mit der Bereitung des Thees fertig, als Rodan zurückkehrte. Er war fortwährend in



den Bergen umhergelettert und kam ganz ermattet und zerschlagen nach Haus. Er nahm etwas Thee und Zubehör zu sich, war in sich gekehrt und wortkarg und ging bald zu Ruhe. Rösschen saß noch einige Zeit auf, in traurigen Gedanken und mit schwerem Herzen begleitete sie den kurzen Lauf des Mondes, der so bald hinter den eisigen Bergspitzen verschwand. Sie stärkte sich durch ein inniges Gebet und suchte dann ihr Lager.

Sie schlief unruhig und erwachte oft; da bemerkte sie, daß Lothar entweder im Bette aufsaß oder sich wild hin und her warf. Am andern Morgen war er früh auf und trieb zur Weiterreise.

Erst ging es noch in Graubünden umher, dann bei Disentis auf den Weg nach dem St. Gotthardt. Es waren beschwerliche, steile Wege, die Luft war rauh, in den Schluchten und auf den Höhen umsauste die Reisenden ein scharfer, eisiger Wind; Lothar schien es nicht zu merken, er war düster, in sich verloren und bekümmerte sich wenig um seine Frau, die einigemal versuchte, ihm diese und jene Erinnerung zurückzurufen oder seine Aufmerksamkeit auf die wunderbare Umgebung zu lenken, doch bald von ihren Bestrebungen abließ, da er ihr kurz, abweisend antwortete oder auch wohl gar sie nicht beachtete.

Rösschen war still und verschüchtert, doch that sie ihr Mögliches, sich zusammen zu nehmen, sie dachte an eine Lehre ihrer Mutter. Man muß die Männer nur ja nicht merken lassen, wenn man sich gekränkt fühlt, hatte diese gesagt, sie halten Einen sonst gleich für übelnehmisch und dann ist mit der Liebe aus. Rösschen verschluckte ihre Thränen und glättete ihre Stirn; sie sah ihren Mann, wenn sie glaubte, sein Auge ruhe auf ihr, sanft und freundlich an — doch er hatte sie gar nicht angesehen, seine Blicke starrten einen Stein am Wege an, er sah eigentlich gar nichts.

Martin war innerlich ergrimmt.

„Die ist er nun auch schon wieder müde,“ murrte er in sich hinein. „Sollte sie in Gold fassen, auf den Händen tragen, wenn er klug wäre — ist tausendmal besser als er, und wenn sie zehnmal 'ne Nähterin gewesen wäre.“

So zogen die Reisenden in trüber Stimmung weiter durch das Tavetsch, rings von gewaltigen Alpriesen umgeben, aus deren Gletschern die Quellen des Vorder- rheins hervorströmen.

Tiefe Thäler und Schluchten öffneten sich zu beiden Seiten, da blickte Lothar aus seiner Versunkenheit auf und sah in der Tiefe des Thales Pazzola die herrlichen Eißpyramiden des Piz Samaretsch in ihrer ganzen Erhabenheit hervorstrahlen. Wie aus einem dumpfen Schlaf erwachend, richtete er sich auf und sagte: „Ich will absteigen, ich muß einmal wieder gehen.“

Mit Schnelligkeit und Gewandtheit erkletterte er die nächste Höhe und war von dem Saumpfade aus nicht mehr zu sehen. Mit Angst und Schauder sah Rösschen ihm nach.

Im tiefen Thalleffel Ruävas, der schon so oft von Lawinen verschüttet wurde und noch immer von ihnen bedroht ist, erblickte sie ihn endlich wieder, wie er sich in der Nähe der Ruinen von Pultmenga wieder auf den Weg durcharbeitete. Rösschen zog indes mit ihren Begleitern, Martin und einem Führer, den Sommerweg fort und erblickte ihren Gatten zuweilen ferner, zuweilen näher hoch über sich. Endlich erreichte sie die Paßhöhe von Sedrun.

Ueberrascht und entzückt, in diesem Augenblicke alle Lasten auf ihrem Herzen vergessend, schaute sie hinab auf den blaugrünen Oberalpssee, der in köstlicher Frische und Dunkelheit aus der Tiefe heraufblitzte. Ihre Augen konnten sich von der Schönheit dieses Anblicks nicht trennen und hasteten an den Inselchen, die wie sanfte dunkle Pünktchen aus der klaren Fläche auftauchten.

Da erblickte sie zur Seite, etwas tiefer als auf ihrem Standpunkte, einen Mann — es war Lothar — der auch hinabschaute, anfangs ruhig, dann eine gewaltsame Bewegung machte — gleichsam wie hingerissen von einer Empfindung — ausglitt, hinabstürzte in die Fluten.

Sie hörte noch das Plätschern des Falles, da vergingen ihr die Sinne.

Als sie aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte, fand sie sich auf der Erde liegend, auf Mäntel und Shawls gebettet, neben ihr kniend Martin, der ihr die Stirn mit kaltem Wasser wusch, an ihrer Seite Lothar, um welchen der Führer und zwei Fischer sich bemühten. Seine nassen Kleider waren schon ausgezogen, sie hatten ihn in einen Mantel gewickelt, aus welchem sein bleiches Gesicht mit dem schwarzen Bart und Haar geisterhaft hervorlief.

Rösschen sprang auf und kniete an seiner Seite nieder. Sie drückte die Tropfen aus seinem Haar und hauchte leise hervor: „Lebst Du, Lothar?“

Er öffnete die Augen, sah sie matt an und nickte, sprach aber kein Wort. Rösschen erhob einen Dankesblick gen Himmel.

„Aufs Roß kann er nicht,“ sagte der eine Fischer, „wir müssen ihn den Weg hinunter tragen.“

Vom Sattel des Saumrosses und sonstigen Geräthen banden und knüpften die Männer eine Art von Tragbahre zusammen und legten Lothar mit Vorsicht darauf, dann trugen die beiden Fischer abwechselnd mit Martin den Kranken den steilen Pfad hinab, während der Führer Rösschens Roß, auf welchem sich diese kaum aufrecht erhielt, sorgsam hinunter leitete.

So kamen sie langsam und traurig in Andermatt

an und gewannen eine einfache Herberge. Lothar ward frisch gekleidet, warm gebettet und nahm eine kleine Erquickung zu sich. Ein Arzt war nicht zu haben, man rieth ihnen, weiter nach dem Gotthardthospiz zu gehen, und Röschen wollte es, sobald die Nacht vorüber. Doch die war unruhig und angstvoll; nach kurzem Schlummer gerieth Lothar in heftiges Fieber, fuhr oft plötzlich in die Höhe, hustete und spie Blut. Röschen saß an seinem Lager voll Angst und Noth, sie diente ihm, stützte ihn, kam seinen leisesten Wünschen zuvor. An sich dachte sie nicht, sonst würde sie der Gedanke: Wenn er nun stirbe, was würde hier aus Dir? ganz zu Boden geworfen haben — doch sie dachte nur an seine Gefahr, sein Leiden und betete immer in ihrem tiefsten Innern, Gott möge helfen! Und ein Trost war es schon, daß der Kranke sie oft und freundlich ansah — ach, er hatte es lange nicht gethan!

Am Morgen war er es zufrieden, nach dem Hospiz gebracht zu werden, wo er bessere Herberge und ärztliche Hilfe zu finden hoffte. Das Fortschaffen ward so bequem als möglich auf einer Tragbahre bewerkstelligt; langsam, als wäre es ein Leichenzug, bewegte sich die Gesellschaft vorwärts.

Der Kranke schien viel zu leiden, doch war er ruhiger als die Nacht zuvor. Röschen saß auf einem Saumroß, welches Martin führte, doch konnte sie es nicht lange dort aushalten, sie wollte neben dem Tragesessel gehen, und wanderte so die rauhen, felsigen Pfade fort bis zur äußersten Ermüdung. Ihr Weg führte sie über die Reduitbrücke in die felsige Einöde, „das Feld“ genannt, wo so mancher Reisende schon durch Lawinen oder Schneestürme seinen Tod gefunden hat. Bei einer Rast, welche die Träger machten, richtete sich Lothar ein wenig auf, schaute um sich, schien betroffen über die trostlose Dede umher, sah Röschen wehmüthig an und schüttelte den Kopf. Sie neigte sich zu ihm und sagte liebevoll: „Gott wird uns hindurch helfen.“

Er flüsterte leise: „Alles grauenvoll, dort und hier.“

Erschöpft fiel sein Haupt nieder, Röschen weinte still vor sich hin.

Endlich hatten sie das Hospiz erreicht. Hier wurden sie freundlich aufgenommen und liebevoll gepflegt. Trotz dem Gedränge der sich kreuzenden Frachtfuhrwerke und Wagen, trotz der vielen Fremden fanden sich einige stille Zimmer und außerdem gute ärztliche Hilfe.

Der Zustand des Kranken ward hier gleichmäßiger, doch trat keine Besserung ein. Er hustete viel und fand wenig Ruhe. Dabei war seine Stimmung stets düster, wortfarg starrte er vor sich hin, es blieb unerklärt, ob sein Seelen- oder Körperzustand ihm die Aeußerungen des Wortes abschnitt.

Eine schwere Nacht war wieder vorübergegangen, da kam der Arzt, fragte theilnehmend und wollte noch einmal genau des Kranken Brust untersuchen. Röschen zog sich in das Vorzimmer zurück und schaute auf nach den hohen Berggipfeln, welche die Einsattelung des St. Gotthardt umgeben, gedenkend des Psalmwortes: Ich schaue auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt. Ihre Blicke hafteten auf der Fibbia, deren herrliche Gestalt sie aufwärts wies, da trat der Arzt zu ihr heraus, schloß die Thüre und ließ sich bei ihr nieder.

Röschen sah ihn fragend an.

„Es steht nicht gut mit Ihrem Kranken, Madame,“ sagte er, „der Fall in den See ist schon an und für sich etwas Gefährliches, denn unsere Alpengewässer sind von sehr niedriger Temperatur, doch Ihr Gemahl muß schon vorher krank gewesen sein, seine Lunge ist bedeutend angegriffen, sein Nervensystem aufs äußerste herabgedrückt, es sieht bedenklich mit ihm aus.“

Röschen konnte kaum einen bessern Ausspruch erwarten, doch die harte Gewißheit erschütterte sie, sie zerfloß in Thränen.

„Die Luft ist hier zu kalt und scharf für den Kranken,“ fuhr der Arzt fort, „ich rathe Ihnen, denselben, so schnell es sein Zustand erlaubt, hinabzuschaffen. Kommt er hinunter ins sonnige Italien, so hebt sich wahrscheinlich der Druck, der jetzt auf ihm lastet, etwas; ob eine gründliche Genesung zu erzielen sein wird, kann ich nicht mit Bestimmtheit voraussagen, noch weniger eine solche versprechen.“

Röschen trocknete sich die Augen und versuchte sich zu fassen.

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor,“ sagte sie, „daß Sie mir die Wahrheit gesagt haben — ich hoffe, Gott wird mir Kraft geben, sie zu extragen.“

Der Arzt sah sie mitleidig an und gab ihr Anweisungen, was sie für den Leidenden zu Linderung und Stärkung thun könne. Mittel und Pflege halfen so weit fort, daß in einigen Tagen der Arzt den Transport für thunlich und unschädlich erklärte, und dieser wurde nun mit Vorsicht und jeder möglichen Bequemlichkeit für den Leidenden unternommen.

Bis jetzt hatte Lothar noch wenig Zeichen gegeben, daß äußere Eindrücke ihn irgend berührten, doch als es nun durch das Val tremola hinabging, die steilen Abhänge der Fibbia sich senkten, die kleinen Wasserfälle, gebildet von den Quelläbern des Ticino, von den Felsen herabgaukelten, die ersten blühenden Pflanzen nach so langer Dede freundlich aufblickten und endlich nach manchem Zickzack des Weges ein herrlicher Niederblick sich aufthat, als Acrolo ihnen freundlich und demüthig zu Füßen lag und in der Ferne die blauen Berge von Campo lungo emporstiegen — da warf er einen langen Blick auf dieses paradiesische Bild, sah zu Röschen hin-

über und Thränen zitterten in den tiefen Höhlen seiner Augen.

Röschen war tief bewegt, aber doch freute sie sich. Ein Hervorgehen aus jenem düstern Hinstarren schien ihr immer ein Fortschritt.

Sie ruhten nur so lange, als es die Schwäche des Kranken nothwendig machte, und drangen weiter vor bis zum alterthümlichen Bellinzona, das mit seinen drei beihürnten Burgen sie anschaute wie ein Stück Vergangenheit. Hier rasteten sie etwas, doch da Röschen von einem Reisenden vernahm und Martin es bestätigte, die Luft der ganzen Umgegend sei wegen der Ticinosümpfe ungesund und erzeuge leicht Fieber, ordnete sie bald die Fortsetzung der Reise an.

Eine leise Hoffnung belebte sie von hier an wieder. Lothar war freilich noch sehr schwach und hustete viel, sein Ausdruck war noch immer der einer düstern Versunkenheit in sich selbst, doch sprach er von Zeit zu Zeit wieder, blickte dankbar auf sie hin, wenn sie für ihn sorgte, ihn pflegte, und forderte sie oft zu kleinen Diensten auf, die er in seiner Schwäche und Hilflosigkeit bedurfte.

Bald waren sie in Locarno, dessen reizende Lage am lago maggiore, dessen milde, ganz italienische Luft Röschens Hoffnungen erhöhte, doch sendete sie der Arzt, den sie dort befragte, noch weiter nach Süden, nach Pallanza, welches er als den schönsten Uferpunkt des reizenden Sees pries.

„Fahren Sie von hier gleich auf dem See hinüber nach Pallanza,“ sagte er, „das ist die zuträglichste Art für den Kranken, Excellenza, kein Ruck, kein Stoß wird seine Brust erschüttern, Alles geht weich und glatt ab, wie die sanften Wellen.“

Röschen schlug diese Uebersiedelung und die Art derselben ihrem Gatten vor, er erblaßte noch tiefer und blickte düster vor sich nieder. „Auch das noch!“ murmelte er und schwieg dann eine Weile. „Ja, ja,“ flüsterete er dann, „es muß sein, bestelle nur Alles!“

Schon am nächsten Morgen saßen sie zusammen auf dem Schiffe, der bleiche Lothar an seine Gefährtin gelehnt. Es war ein klarer Herbstmorgen, der spiegelglatte See strahlte inmitten der vollen Farbenpracht seiner Ufer. Leise glitt ihr anmuthiges Fahrzeug die sanfte Schwingung des Sees entlang, immer neue Reize entfaltete das angebaute Uferland mit seinen Dörfern, Städten, Klöstern und Villen, ein sonniger Himmel vom frischesten Blau spannte sich darüber aus — es hätte eine entzückende Fahrt werden können, doch lag eine Wolke des Trübfinns und Unglücks über dem Schiffchen; Lothar saß niedergedrückt, bleicher als je und blickte starr vor sich nieder, Röschen saß da und hielt ihn aufrecht, in stummen Leiden hing ihr Auge an seinen verfallenen Zügen. Selbst Martin, der bei dem Steuermann saß und

zuweilen in gebrochenem Italienisch eine kleine Unterredung mit diesem wagte, sah von Zeit zu Zeit scheu hinüber und schüttelte mit dem Kopfe.

Auf der Seele der jungen Frau lag eine unbeschreibliche Bangigkeit, sie fürchtete Alles, tausend unklare, geheimnißvolle Schrecknisse schienen aus der nächsten Zukunft auf sie herein zu drohen, da dachte sie, denn aus der Bibel fiel ihr immer zuerst etwas ein, an das Wort: In der Welt habt ihr Angst, doch ich habe die Welt überwunden; der See Tiberias trat ihr vor die Seele, mit Allem, was sie davon gehört und gelernt hatte, und sie versenkte sich ganz in diese heiligen Geschichten, die ihr das Herz wieder leicht machten.

Endlich landeten sie in Pallanza, o hier war es ganz herrlich! Ein Gasthaus am See nahm sie auf; köstliches Obst, die schönsten Trauben bedeckten den Tisch, als sie in ihr Zimmer traten, und am Fenster eröffnete sich ihnen eine entzückende Aussicht. Die Borromeischen Inseln, von kräuselnden Wellen umflutet, lagen da in ihrem manigfachen Reize, von dem See gleichsam dem Beschauer dargeboten. Lothar setzte sich in einen Armstuhl, den ihm Röschen mit Kissen ausfüllte, sah, wie aus einem Traum erwachend, auf das köstliche Bild vor ihm und sagte leise, aber bestimmt: „Hier werde ich bleiben.“

Hier richteten sie sich häuslich ein, auf diesem reizenden Fleck Erde, wo Land und Luft, See und Himmel weitest fern, den Menschen zu Genuß und Freude, wie zu Dank und Preis zu rufen. Einen leisen Einfluß dieser Schönheit, dieser friedenvollen Natur glaubte Röschen auch an ihrem Kranken zu bemerken. Freilich sprach er nichts davon aus, doch wich die angstvolle Raftlosigkeit seines Wesens, die mit starrem Hinbrüten abgewechselt hatte, einer gewissen Ergebung, die indes sehr weit von erquickender Ruhe war. Seine Nächte waren zudem unruhvoll, sein Schlaf von hartnäckigen Hustenanfällen unterbrochen, doch stand er jeden Morgen auf, ließ sich anziehen und setzte sich an jenes Fenster, ja er ließ sich durch die sanften Bitten seiner Frau bewegen, die vier lieblichen Inselndchen, die in so verschiedener Schönheit sich vor ihm ausbreiteten, nicht bloß von oben zu betrachten, sondern der lockenden Einladung zu folgen, die sie fortwährend an die Beschauer ergehen ließen, und den Versuch einer Ueberfahrt nach ihnen zu machen.

Der Versuch gelang, wenn auch manchmal mit Mühe, und ward oft wiederholt, zuweilen wurden längere Pausen zwischen diesen kleinen Fahrten gemacht — es war einmal ein unwölkter Tag oder es lastete eine bleierne Schwere auf dem armen Kranken, dann verhielt sich Röschen still und wartete geduldig, bis es besser werden würde. Und es wurde ein wenig besser, und dann ließ sich Lothar die Inselfahrten gefallen. Röschen war

froh darüber, auch das gab ihr eine Art von Befriedigung, daß es dem Kranken nicht einerlei war, wohin sie führen, und daß er Isola madre allen andern Insel-schwesteren vorzog, sogar der berühmten Isola bella mit ihren bezaubernden kunstvollen Reizen. Die herrliche, reichbewaldete Isola madre besuchte er am liebsten, verweilte dort am längsten und schien dort eine leise Beruhigung zu empfinden.

Dort saßen sie oft lange an einem lieblichen versteckten Plätzchen, von hohen, alten Lorbeerbäumen beschattet, durch welche nur selten ein sanfter Sonnenschimmer spielend hindurchdrang. Eine reiche Blumenfülle umbüht und umduftete sie, ein leises Schwirren von Insecten in Luft, Gebüsch und Gras belebte die Stille und von Zeit zu Zeit drang mancherlei fernes Getöse von den Perlhühnern, Pfauen und anderem Geflügel, welches diese reizende Insel bevölkert, durch den Wald zu ihnen herüber — vor ihnen spannte der See seinen blauen Spiegel aus, auf welchem hin und wieder ein Fischerfahn oder ein weißes Segel nach Pallanza hineilte.

„Nein,“ rief Röschen, nachdem sie lange dies herrliche Bild mit allen Sinnen in sich gesogen hatte, „es ist doch entzückend, wie schön Gott die Welt gemacht hat! Nicht wahr, Du freust Dich auch darüber, Lothar?“ knüpfte sie schüchtern daran.

„Ich finde es hier recht schön,“ erwiderte er, trübend, „aber ich freue mich nicht, ich kann mich nicht freuen.“

„Nach und nach wird Dir,“ sagte sie sanft tröstend, „in dieser weichen frischen Luft besser werden und wenn Du Dich wohler fühlst, wirst Du Dich auch wieder freuen können.“

„Nein, mein liebes Röschen,“ sagte er mit festerem Ausdruck, als seit lange in seinen schlaffen Tönen gelesgen, „die Kunst werde ich nicht wieder lernen. Ueberhaupt, ich muß Dir das einmal sagen, laß die Hoffnung fahren, daß ich wieder hergestellt werde — ich kann vielleicht auf eine kurze Zeit mich scheinbar wieder heben, doch ich trage unzweifelhaft den Tod in mir, ich werde bald mein Ziel erreichen.“

Röschen sah ihn an, ihre Augen füllten sich mit Thränen — ach, sein Aussehen, die hohlen Augen, die eingefallene Brust stimmten nur zu sehr mit diesen drohenden Worten überein — doch sie raffte sich auf, wischte verstoßen ihre Thränen ab und faßte schmeichelnd seine abgemagerte Hand. „Gib Dich,“ bat sie, „solch einem trüben Gedanken nicht zu sehr hin, er ist gewiß nur eine Täuschung.“

„Täuschung,“ hauchte er vor sich hin, „nein, dies ist keine; aber jenes, jenes war meine letzte.“

Er versiel in düstere Sinnen, sein Haupt senkte sich auf seine Brust, er schien ganz abwesend zu sein.

Doch in Röschens Seele hatte sein letztes Wort

gezündet. „Jenes, jenes,“ dachte sie „was? Nun, daß er mich gewählt, mich unauslösllich mit sich verbunden, das bringt ihn zur Verzweiflung, das hat dies Elend hervorgebracht, das wird ihm den Tod geben.“

Einige Zeit kämpften diese Gedanken mit furchtbare Schärfe in ihrem Innern, endlich ertrug sie es nicht mehr, sie warf sich in das blumige Gras und weinte laut.

Dieser ungewohnte Ton weckte den Tieffinnigen aus seinen schwarzen Gedanken, er richtete sich erschrocken auf, trat zu Röschen hin, kniete neben ihr nieder. „Was fehlt Dir, meine süße, blasse Rose?“ fragte er zärtlich.

Sie konnte vor Schluchzen nicht antworten, er fragte nochmals; solch einen Ausbruch wilden Schmerzes hatte er bei Röschen gar nicht für möglich gehalten, er sah sie angstvoll an.

Endlich stammelte sie hervor: „Nun weiß ich ja gewiß, was ich immer gefürchtet. Du hast Dich in mir getäuscht, ich bin nur ein einfaches Kind, ich kann Dich nicht glücklich machen, ich“ . . .

„Nein, nein!“ rief er heftig, „das ist nicht, Röschen, gar nicht. Die Täuschung, die ich meine, die mich ewig unglücklich macht, ist ganz allein meine Schuld. Du, meine reine, süße Taube, Du bist ganz unschuldig daran, aber unglücklich wirst Du mit!“

Röschens Schmerz wurde sanfter, aber sie sah ihn zweifelnd an und weinte noch immer.

„Habe nur etwas Geduld,“ bat er leise und blickte erschöpft auf, „ich will Dir Alles offenbaren, Du sollst Alles wissen, meine Schuld und meine Thorheit, bist Du doch Eins mit mir, mein Weib, meine Hälfte.“

Sie ergriff seine Hand und sah ihn ernst an. „Ja,“ sagte sie, „wir haben uns volles Vertrauen gelobt, lege Deine Last auf mich, ich will sie mit tragen.“

„Arme, reine Taube, ja ich will thun, wie Du willst; aber leichter wird meine Last darum doch nicht.“

Eine Beteuerung, eine Frage schwebte auf Röschens Lippen, doch er winkte abwehrend mit der Hand, ein heftiger Hustenanfall überkam ihn, so daß an diesem Tage nur Ruhe für ihn erforderlich war und seine Pflegerin auch nicht von ferne Ansprüche an seine Kräfte wagte.

Auch am folgenden Tage schifften sie nicht nach ihrer lieben Insel hinüber, der Himmel war bewölkt und einzelne Regenschauer machten den Aufenthalt im Freien unsicher; als aber eine glänzende Octobersonne den folgenden Morgen erhellte, trieb der Kranke das Boot zu bereiten und betrat es mit größerer Lebendigkeit und Selbständigkeit als früher. Röschen führte ihn

zu Weider Lieblingsplätzchen und setzte sich ihm gegenüber, indem sie ihn freundlich ansah.

„Du siehst aus wie Hoffnung,“ begann er, „doch ich bitte Dich, traue ihren Vorspiegelungen nicht, ich kann erträgliche, bessere Stunden und Tage haben, doch mein Los ist geworfen, mein liebes Kösschen, mein Uebel ist unheilbar, es heißt bei mir nur noch: Wie lange?“

Kösschen vermochte nicht zu antworten, sie weinte still.

„Dein Los thut mir schmerzlich wehe, meine arme Taube! Aus Deinem kindlichen Frieden habe ich Dich weggerissen in mein wildes Schicksal hinein — um Dich hier im fremden Lande allein zu lassen! Doch Du bist jung und voll Lebenskraft, Du wirst es überwinden, dann wird Dir's sein wie ein Traum, daß Du mich gekannt hast, Du wirst mich Unseligen vergessen. Und gesorgt habe ich für Dich.“

„Hör auf, Lothar, Du bist grausam, ich kann solche Reden nicht ertragen.“

„Ich mußte es einmal aussprechen — jetzt will ich nichts mehr davon sagen, sondern Dich in mein Leben und seine Wechselfälle einführen. . . Manches davon kennst Du schon aus verschiedenen, zufälligen Mittheilungen, ich kann also Vieles kurz zusammenfassen.“

„Aber,“ fiel Kösschen ein, „es wird Dich angreifen.“

„Das wird es, doch dies Begraben in sich selbst, dies Verarbeiten immer und immer wieder in der trostlosen Einsamkeit ist noch schlimmer. Kann ich nicht mehr, so mache ich eine Pause. . . Du weißt, ich war der einzige Sohn meiner Eltern, sie thaten Alles für mich, nicht allein um mir die vollste Ausbildung meiner Talente zu geben, sie wollten mir auch den reichsten Lebensgenuß, das höchste Glück sichern. Dazu war ihrer Meinung nach das väterliche Vermögen nicht hinreichend, eine glänzende Hoffnung in der Ferne verhieß aber eine Erfüllung auch der kühnsten Wünsche. Ein alter entfernter Verwandter, dem mein Vater einst einen bedeutenden Dienst geleistet, hatte immer eine warme Dankbarkeit dafür ausgesprochen und bedeutsame Winke, seinen letzten Willen betreffend, gegeben. Nachdem ich meine Studien vollendet, kehrte ich von der Universität zurück und fand meine Eltern in großer Spannung und Entrüstung: sie wußten, daß die Kräfte des alten Wiedehausen im Abnehmen seien, daß sein Ende herannahe, aber sie hatten auch in Erfahrung gebracht, daß eine Nichte, eine junge schöne Witwe, sich bei ihm eingenistet und die Versöhnung mit einem Theile seiner Familie, die ihn vielfach beleidigt, bewirkt habe. Ich theilte diese Spannung nur in sehr geringem Grade und fühlte jene Entrüstung gar nicht; mein Lebensplan

führte mich andere Wege, auf denen ich jene großen Reichthümer gar nicht bedurfte: ich wollte mein Examen machen, in den Staatsdienst treten, hoffte eine schöne, glänzende Carriere zu machen und sobald als möglich ein Mädchen heimzuführen, dessen Bild ich seit einigen Jahren im Herzen trug.“

Lothar hielt hier inne, eine leise Röthe überflog sein bleiches Gesicht, er sah Kösschen an, die mit besonderer Bewegung seinen letzten Worten gelauscht hatte.

„Nina sah Dir ähnlich,“ sagte er, „sie war minder schön, aber sanft, liebenswürdig, sie war meine Neigung. Niemals hatten wir unsern Gefühlen bestimmten Ausdruck gegeben, doch wir wußten, daß wir einander liebten. . . Da kam die Nachricht von dem Tode des alten Betters, ihr folgte bald die Eröffnung seines Testaments. Er hatte sein Versprechen nicht vergessen und den einzigen Sohn meines Vaters reich bedacht, ja er hatte, außer einigen Legaten an milde Stiftungen und für seine Diener, mir sein ganzes Vermögen vermacht, jedoch eine Bedingung daran geknüpft. Seine Nichte, Olivia von Hellen, sollte Miterbin sein, wenn sie mir ihre Hand gäbe; sände sie mich dieses Glückes nicht würdig, so sollte das Vermögen unter uns getheilt werden, machte ich dagegen keine Ansprüche auf ihren Besitz, so sollte sie zwei Drittel des Ganzen erhalten und ich mit einem Drittel mich begnügen. Dies schien mir übergenug und ich bat meine Eltern, sogleich schriftlich dieser letzten Bedingung beizustimmen und Frau von Hellen das Uebrige, nämlich die zwei Drittel, zu überlassen. Damit waren sie aber gar nicht einverstanden, sie wollten mir durchaus Alles zuwenden. Die Gründe meines Vaters überzeugten mich nicht und ich kämpfte tapfer dagegen, die Bitten und Thränen meiner Mutter, die ihrem geliebten Kinde gern alle Herrlichkeit des Lebens verschaffen wollte, rührten mich, doch sie konnten mein Herz von Nina nicht losreißen. Da kam ein Brief, reizend stilisirt und geschrieben, von Frau von Hellen an meinen Vater, in welchem sie ihn — mich natürlich mit einverstanden, einlud, nach der Hauptstadt zu kommen, damit die kriegsführenden Mächte alle streitigen Punkte verhandeln und Frieden schließen könnten, dem Willen unseres theuren, verklärten Wohlthäters gemäß. Mein Vater fand es ebenso unrecht als unpassend, dieser Einladung nicht Folge zu geben, er riß mich mit sich fort, glaubte ich doch zu wissen, was ich wollte. Frau von Hellen trat uns in tiefer Trauer entgegen, welche ihre üppige Schönheit zugleich hob und dämpfte, und wußte ihre Rolle so gut zu spielen, daß sie mich in kurzer Zeit anzog, verblendete, entzündete, daß ich Alles vergaß und mich überglücklich fühlte, als sie meinen dringenden Bitten nachgab und mir ihre Hand verhieß.“

„Rolle?“ fragte Kösschen bestürzt.

„Ja, Rolle,“ wiederholte Lothar, indem er sich erschöpft zurücklehnte, „ich erfuhr später, daß sie es ihren Verehrern gegenüber als einen Ehrenpunkt hervorgehoben und schließlich eine Wette darauf eingegangen war, den unschuldigen Jüngling, wie sie mich spottend genannt, für sich zu erobern, als unerläßliche Zugabe des ihr gebührenden Vermögens.“

„Höre jetzt auf, mein lieber Lothar,“ bat Nöschen, ohne weitere Bemerkungen an das eben Vernommene zu knüpfen, „Du mußt Dich durchaus etwas ausruhen. Sieh die herrliche Ferne des blauen Sees an,“ fügte sie hinzu, „und wie sich die Beiden hübsch darauf abzeichnen.“ Zugleich deutete sie auf einen kleinen Vorsprung der Insel, auf welchem eine alte Fischerin saß und Netze ausbesserte, daneben stand Martin und half ihr. „Sieh,“ fuhr sie fort, „die beiden Gestalten, die braune Alte mit den scharfen Zügen und der frische, blonde Martin, die so traulich zusammen arbeiten und schwätzen.“

„Es ist ein schönes Bild,“ sagte Lothar, „Martin ist ein braver Bursch, er liebt mich wirklich und ist immer hilfreich, ich werde seiner gedenken.“

Nöschen, die ihren Gatten wieder nach seinem letzten Willen und Todesgedanken hinlenken sah, bemerkte, es werde kühl, und er willigte ein, nach Hause zurück zu fahren.

Immer sah Nöschen in den Träumen der Nacht, wie in den wachen Stunden des folgenden Tages, das Bild ihrer Vorgängerin vor ihren geistigen Augen, sie sehnte sich lebhaft darnach, mehr von der Entwicklung dieser Ehe zu hören, doch konnte sie ja nur Trübes, ja Unheimliches und Furchtbares erwarten, deshalb sagte sie zugleich vor der Fortsetzung von Lothars Erzählung und hütete sich wohl, ihn daran zu erinnern. Das war aber auch nicht nöthig, ihrem Gatten schien es dringend am Herzen zu liegen, seine Bekenntnisse zu vollenden, und er ließ sich trotz des bewölkten Himmels am nächsten Tage wieder nach der Insel rudern und richtete sich mit seiner Zuhörerin auf dem schattigen Plätzchen ein. Hier auf seinem Stuhle in halb liegender Stellung hingelehnt, fuhr er sogleich mit Eifer fort:

„Die Zeit zwischen unserer Verlobung und Hochzeit war nur kurz, diese sowohl wie die erste Zeit unserer Ehe wußte mir Olivia zu einem entzückenden Rausche zu machen, aus welchem ich erst nach und nach zu voller klarer Nüchternheit erwachte. Daß dies schöne, reichbegabte und vielfach gebildete Wesen voll quälender Launen war, entdeckte ich zuerst, dann, daß sie mich nie geliebt, daß sie nur sich selbst liebe, daß sie Alles, was zur Verherrlichung ihres Ich dienen konnte, leidenschaftlich wolle und suche, daß sie eine herzlose Kokette sei. Und an diese war ich lebenslang gefettet. O, das waren Entdeckungen!“

„Und was war aus Nina geworden?“ fragte Nöschen schüchtern.

„Ihre Eltern hatten sie, die in stiller Trauer meine Treulosigkeit ertrug, an einen wadern, ältlichen Mann verheiratet, der die Neigung ihres Herzens kannte, sie ist ihm eine treue, hilfreiche Gefährtin geworden — o wie glücklich ist sie im Vergleich mit mir! — und das ist recht. Du kannst denken, oder vielmehr, Du kannst es Dir nicht denken, Du mußt es mir glauben,“ sagte Lothar, indem er seine Frau wehmüthig ansah, „daß es bald zu heftigen Scenen zwischen uns kam, unsere Meinungen, An- und Absichten gingen fast immer auseinander und hatte sie, was sie sich vorgesetzt, nicht erreichen können, so fand sie tausend Mittel und Wege, mir einen Vorschmack der Hölle zu bereiten. . . Sie hatte im Anfange unserer Ehe mich davon abzubringen gewußt, die Wege zu betreten, die zu einem ehrenvollen, gemeinnützligen Amte führen, sie meinte damals, zu einer vollendeten Bildung gehörten Reisen, sie würde sich für sich und mich glücklich schätzen, an meiner Seite die Herrlichkeiten der Welt zu durchstreifen und zu betrachten.“

(Schluß folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Die elegante Welt und der Luxus haben sich jetzt zur Jagdzeit auf das Land, in die Schlösser geflüchtet. Man macht dieses Jahr zur Jagd ungewöhnlich großen Aufwand wie in alter Zeit. Es finden sich viele Besuche ein, namentlich auch Damen. Die Toiletten sind ebenso verschieden wie die Gäste selbst. Ein jeder thut das, was er will, und kleidet sich, wie er kann oder Lust hat; man begiebt sich in den Salon oder bleibt in seinem Zimmer, ist wohl auch da, kurz, man benimmt sich, als sei man zu Hause. Großer Putz ist den Damen erlaubt, ja man wünscht ihn, am meisten des Abends, in dessen sind die meisten auch dieser Soirékleider fast ohne Ausputz. Auf die Tafel und auf die Küche wird die größte Sorgfalt verwendet. Auch müssen in einem solchen vielbesuchten Schlosse alle neuen Bücher und alle Journale vorhanden sein. (Diese einzige französische Mode ahmt man in Deutschland nicht nach.) Die Zimmer sind mit den seltensten Blumen gefüllt und der Whist-salon ist höchst comfortabel eingerichtet. Sehr gefällt eine neue hübsche Mode bei der Abendpromenade. Es ist dies ein Burnus von Plüsch, mit weißem Atlas gefüttert. Die Zimmer werden des Abends durch den sogenannten vaporisateur parfümirt. Es ist dies ein hübsches

Geräth von vergoldeter Bronze, das man aufstellt, wo man will, und in dem man, mittelst einer sehr einfachen Vorrichtung, irgend eine Essenz verbrennt, Jasmin, Orange u. s. w.

Heute sind wir im Stande, den Leserinnen Neuigkeiten über die Herbst- und Winterhüte mitzutheilen. Sie sind sehr klein, aber die Fanchonform ist gänzlich verschwunden. Wir sahen folgende:

Stolzenhut in der Empireform. Er hatte einen Schirm von schwarzem Sammet und Ausputz von rosa Taffetband, an der linken Seite des Kopfes eine große Cocarde von weißem Tüll in dicken Falten, aus der eine Gruppe lilas und weißer Sammettulpen mit bereiften Blättern hervorsah. Der kleine Bart war von schwarzen Spitzen, die Bindebänder dagegen waren von rosa Taffet.

Ein anderer Hut war von schwarzem Sammet, umgeben von einer goldenen Schnur; der Bart hatte eine Sammet schleife. Die goldene Schnur ging um den Rand des ganzen Hutes herum und kreuzte sich dann auf dem Schirme, darüber befand sich ein Büschel Straußen- und Fasan-Federn. Unter dem Schirm eine Sammet schnur, mit Gold umwunden, die über die Stirn läuft, während die Enden an den Wangen herabhängen.

Weniger wissen wir von den Kleidern, denn noch werden nur Anzüge für das Land gefertigt, denen sich Ueberzieher mit Kapuze und sehr phantastische Confections anschließen, welche gegen die Abendkühle schützen sollen. In nächster Woche bereits werden wir Näheres über die Wintermoden berichten können; soviel können wir indes jetzt schon mittheilen, daß der Prinzessin-Schnitt (Rock und Leibchen aus einem Stück) für den Anfang der Saison wenigstens vorherrschen zu wollen scheint. Er eignet sich vorzugsweise für schwächliche Gestalten und vor allem paßt er zu dicken Stoffen wie Moire, Atlas u. s. w. Die bunten, bisweilen sogar grellen Besätze, mit denen man die Röcke verzieht, heben sich auf solchen dicken und einfarbigen Stoffen sehr gut ab.

Auch neue Unterröcke giebt es und wir bemerken, daß sie allgemein einfarbig sind. Wir haben mehr als fünfzig verschiedene Arten gesehen. Der Ausputz in Damenbreitform scheint der begünstigste zu sein und er sieht allerdings vortreflich aus auf hellfarbigen Wollenstoffen.

Die Mode der Gürtel ist keineswegs veraltet; sie scheint vielmehr mit großer Manigfaltigkeit und großem Reichthum in die neue Saison überzugehen. Die Bänder, die man dazu verwendet, sind außerordentlich schön.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 38.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Schwarzer runder Hut mit blauem Sammet, einem Vogel und einem Schleier; Kleid von blauem Moire ohne allen Ausputz; kleiner knapper Paletot von Taffet mit reichem Besatz von schwarzen Spitzen; Spitzenkragen; Stulpen mit Spitzen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Runder Strohhut mit Blumen und einem Vogel; Rock von Taffet ohne Leibchen und ohne Ausputz; Gürtel von Taffet mit großer Schnalle und einer dicken Schnur mit langen Enden; Paletot-Leibchen von dem Rockstoffe, mit Schnuren und schwarzen Perlen besetzt; Spitzenkragen; gelbe Glacehandschuhe; Stiefelchen.

3. Haarputz mit dicken rothen Perlen; Kleid von Taffet, unten über dem Saume mit einem Cashmirbande in Roth und Gelb besetzt; knappes hohes Leibchen; ganz enge Aermel, oben und unten mit einem ähnlichen Cashmirbande besetzt wie der Rock unten; über dem Leibchen eine eng anliegende Basquine von schwarzen Spitzen, die ein Taffetgürtel mit goldener Schnalle zusammenhält; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

5. Empire-Hut von weißem Krepp mit reichem Blumenausputz; weiße Bindebänder; Kleid und Paletot von gelbbraunem Taffet, mit Streifen von dunklerem Taffet besetzt; kleiner Kragen; kleine Stulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

### Stahlstich N<sup>o</sup> 38.

Leonore de Ahna.

(Nach einer Photographie.)

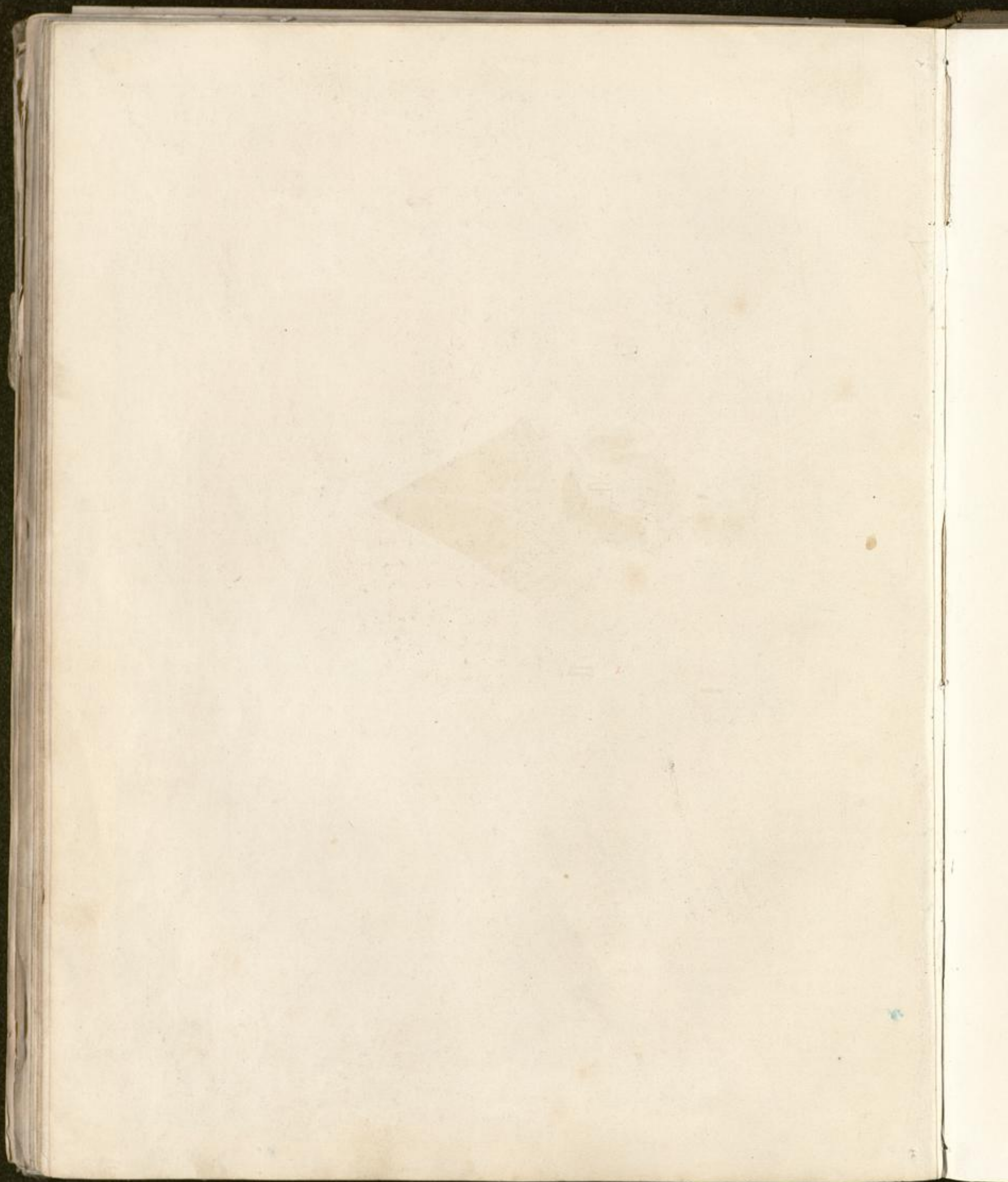
Leonore de Ahna, eine der ausgezeichnetsten dramatischen Sängerinnen der Neuzeit, stammte aus sehr angesehenen Familie und wurde am 8. Jan. 1838 in Wien geboren. Sie begann und endete ihre kurze, aber sehr erfolgreiche Laufbahn an der k. Berliner Oper, die sie am 2. Septbr. 1859, als Schülerin des Sängers Mantius, in der Rolle des Orsino in Lucretia Borgia zum ersten Male betrat und zwar gleich mit so außerordentlichem Erfolg, daß die k. Intendantz mit der jugendlichen Sängerin am 1. Jan. 1860 ein vortheilhaftes Engagement abschloß. Mit jeder neuen Rolle entwickelte sich die Stimme und die Darstellung der Künstlerin mehr, so daß sie bald Johanna Wagner ersetzte. Leider sollte sie nicht lange eine Zierde der Bühne sein, denn schon am 10. Mai 1865 erlag sie einer Krankheit.



38. 1865.

ALLGEMEINE MODENZEITUNG





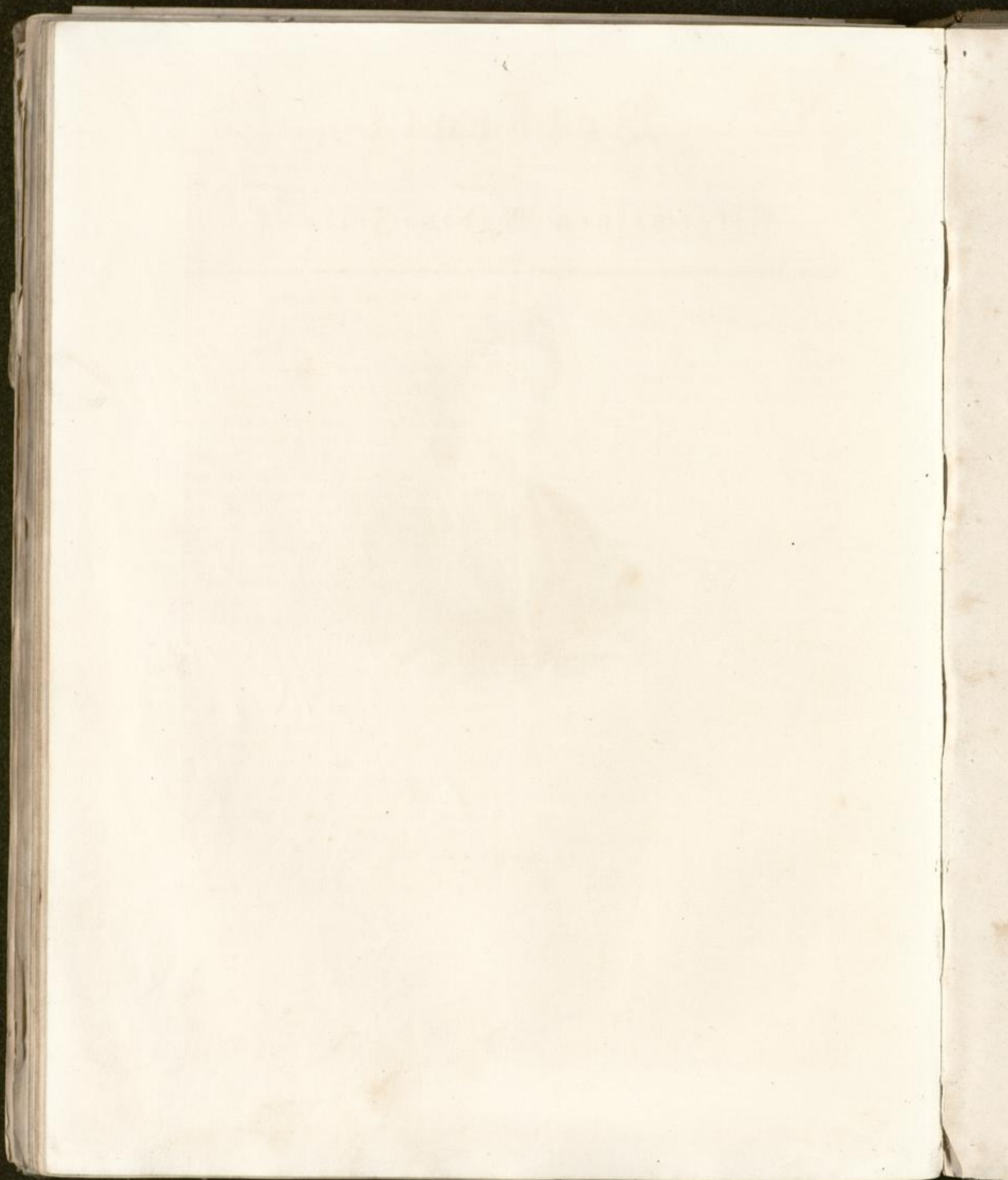


*Nach einer Photographie*

*Nach dem Druck v. W. G. L. Leipzig*

*Signora de Anna*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Röschen näht.

Novelle

von

Julie Ruhkopf.

(Schluß.)

„So durchzogen wir denn die schönsten Gegenden Europas, berührten sogar Asien und Afrika — das Glück war nirgends für mich zu finden, auch sicherlich für sie nicht, wenn gleich es ihr an Bewunderern nie fehlte. Ost kam mir der Gedanke an Trennung unsers Bundes, doch wenn ich an meine Eltern dachte, an meine Mutter, deren Gesundheit seit lange schwankte, deren einzige Freude das glänzende Glück ihres Sohnes war, so verlor ich den Muth, diesen Gedanken zur That zu machen. . . Es war im Frühling vor zwei Jahren, als wir aus dem Orient zurückkehrten, Italien wieder durchflogen und uns dann nach der Schweiz wendeten. Den Wallenstädter See hatten wir noch nicht gesehen, von Appenzell gingen wir dorthin. Im Gasthose zu Wallenstadt trafen wir einige Reisende, Engländer, Russen, Deutsche, auch Bayern; Olivia ward lebhaft von denen, die sie kannten, begrüßt, die Andern ließen sich ihr vorstellen; sie wußte Jedem etwas Anziehendes zu sagen und ließ alle ihre Lichter funkeln. Man sprach von den Gefahren des Sees, von seinen plötzlichen Windstößen, seinen mancherlei Tücken, von den Opfern, die er jährlich fordere. Olivia setzte diese Gefahren herab, erzählte von denen, die sie im Orient und auf der See überwunden, warf einige glänzende Tiraden hin, worin ihre Kühnheit sich hervorthat, und machte Effect dadurch; ihre herrliche, üppige Gestalt, ihre Augen voll Feuer und Geist verstärkten den Eindruck, den sie beabsichtigte, Alle huldigten ihr, sie war die Königin des Tages. „Aber Worte,“ rief sie, „sind nur eine schwache Offenbarung des Muthes, Thaten müssen ihn bewähren und krönen! Jetzt gleich wollen wir eine Fahrt auf dem See unternehmen! Sollte Jemand so bänglich gesinnt sein, sich von dieser Unternehmung zurück zu ziehen?“ Alle gegenwärtigen Herren sagten mit Enthusiasmus ihre Gesellschaft zu, nur ein ältlicher Schweizer, der mit an der Tafel saß, ermahnte zur Vorsicht, rieth, die Fahrt wenigstens um einen Tag zu verschie-

ben, da heute verschiedene Zeichen nichts Gutes kündeten. Ich nahm seine Warnung an und drang mit Ernst in Olivia, nicht heute diese Lustfahrt zu unternehmen, die sonst leicht in das Gegentheil umschlagen könnte. Dies war für sie ein Signal, mit allen ihren Waffen mir entgegen zu treten; sie wendete sich an den Muth aller gegenwärtigen Männer und reizte ihn auf pridelnde Weise auf — welcher Mann möchte einer schönen Frau gegenüber feige erscheinen, wer sich an Muth von ihr übertreffen lassen! — — — So schifften wir uns Alle auf Rähnen, die wir zum Theil selbst lenkten, ein, Olivia voran mit einem jungen Russen, der ihr mit Begeisterung huldigte. Einsteigend warf sie mir noch das Wort hin: Siehst Du, alte Großmutter Weisheit, der Genius triumphirt! Anfangs war die Fahrt herrlich, fröhliches Geschwäg und Gesang erscholl, von den felsigen Ufern zurückgeworfen; doch als wir die scharfe Ecke eines Felsenvorsprungs umschifften, empfing uns ein scharfer Windstoß, der sich bald zum Sturme steigerte. Alle Rähne wurden wie Ruffschalen umhergeworfen und nach allen Seiten hin zerstreut, die meisten erreichten nach vielen Kämpfen verschiedene Landungsplätze, nur der Kahn, worin ich mit einigen Engländern saß, und der Olivias blieben das Spiel der empörten Elemente. Ich verlor dies Fahrzeug nicht aus den Augen, sehe, wie Olivia nach mir hinschaut, hilfesuchend, flehend — da wirft eine Welle ihren Kahn um, sie streckt mit angstverzerrter Miene die Arme nach mir aus — ich hätte ins Wasser springen, versuchen können, sie zu retten — ich schwimme gut — ich that es nicht — es war ein Moment — da war der Kahn mit Allem, was er enthielt, verschwunden. Wir Andern alle wurden, obwohl mit unsäglicher Noth, gerettet, selbst der Gefährte Olivias, jener Russe, wurde, an einem Brete seines Rahnes hängend, das er krampfhaft erfaßt, herausgefischt und aus seiner tödlichen Betäubung erweckt — sie allein war das Opfer.“

Erschöpft sank Lothar zusammen, Röschen war wie erstarrt, sie konnte nicht weinen.

„Und seitdem,“ fuhr er sich hoch aufrichtend fort, „seitdem sehe ich sie immer, wie sie flehend die Hände nach mir ausstreckt — und ich, ihr Gatte, lasse sie elendiglich umkommen! O, ich war ein Unmensch! Ich bin ihr Mörder!“

Rösschen war todtensblaß geworden, sie blickte auf, wollte etwas sagen, da strömte ein wildes Feuer aus seinen Augen, und er rief mit Heftigkeit:

„Sag nichts, mich zu entschuldigen, sag nicht, daß ich außs äußerste gereizt war, daß ich Olivia wahrscheinlichweise doch nicht gerettet hätte, daß sie ihren Tod selbst verschuldet — das ist Alles ganz nichtig und erbärmlich — die Stimme im Innern, die schreckliche Richterin, wirft das Alles über den Haufen! — Nichts, nichts kann diese unaussprechliche Angst und Unruhe bannen!“

Er verhüllte sein Gesicht und hielt inne; doch nicht lange, da begann er von neuem:

„Sieh, Rösschen, ich habe sie, als endlich ihre Leiche gefunden wurde, feierlich beerdigen, ihr ein Denkmal setzen lassen, habe der Armuth reiche Gaben gegeben und mir selbst Entbehrungen und Kasteiungen auferlegt, um mich zu bestrafen. — die Angst wich nicht. Da versuchte ichs auf andere Weise, ich suchte mich zu betäuben durch wunderbare Studien, wilde Genüsse, abenteuerliche Unternehmungen aller Art, es half nichts. Dazwischen traf mich wie ein Strafgericht der Tod meiner beiden Eltern, die bald nacheinander starben.“

Erschöpft sank er in sich zusammen.

„Mein armer Lothar, höre auf!“ bat Rösschen.

„Nein,“ rief er, „jetzt muß ichs zu Ende bringen. Eben wollte ich eine neue Thorheit beginnen, da sah ich Dich! Bei dem Anblicke Deiner Unschuld, des Friedens, der Deine Erscheinung umfloß, bligte es in mir auf, wie ein Sonnenstrahl hervor zwischen Gewittern: Wenn Du Dir die gewinnen könntest, wenn Du Dich mit ihr vereintest, so würde es Frieden in Dir werden! — Du weißt, wie ich Dich umworben und errungen, Du mußt gefühlt haben, wie es nun immer mehr in mir still und heiter wurde, zu werden schien — ach, Alles war ja nur Nebel und Täuschung! Einige Worte aus dem Munde eines oberflächlichen Hohlkopfs haben Alles wieder zerstört, die Wunde brennt tiefer und schmerzlicher als je — es giebt keine Erlösung davon!“

Lothar hatte lebhaft, oft heftig gesprochen, zuletzt aber sank sein Ton in Erschöpfung dahin, es war nur noch ein leises Stöhnen. Da stand plötzlich sein junges Weib mit verklärter Miene vor ihm und sagte sanft:

„Mich hattest Du ausersuchen, Dir zu helfen; aber es kann ja ein Bruder den andern nicht erlösen, warum gehst Du denn nicht zu unserm Erlöser?“

Er sah sie zweifelnd an:

„Was meinst Du?“

„Unsern Herrn und Heiland meine ich, der uns alle Sünde vergiebt, der uns Weg ist, Wahrheit und Leben!“

„Ja, das ist die alte Legende, das abgebrauchte Dogma.“

„Ich verstehe nicht, was Du sagst, es ist das Evangelium! Wir sind allzumal Sünder, Er nimmt unsere Sünde auf sich — darum ist Er gestorben — Er vergiebt uns, macht uns zu Kindern Gottes, macht uns gerecht und selig, giebt uns Frieden!“

Er blickte in ihre bewegten Züge und sagte langsam: „Sollte ein Märchen solche Zuversicht geben können?“

„Märchen?“ rief sie lebhaft, „es ist Wahrheit und Heil! O, geh zu ihm! Er nimmt Dich an! Er wird Dir die Last abnehmen und Dich erquickten. Er ist ja die göttliche Liebe selbst!“

„Meine Rosa,“ sagte Lothar entschlossen, „Du bietest mir auch wohl nur einen Strohalm, aber ich will ihn fassen; sage mir, wie Du zum Glauben gekommen bist; denn was Du mit solcher Freudigkeit bekennst, kann nichts Angelerntes sein!“

„Ja, von Herzen gern. O, wie danke ich Dir, daß Du mir Dein Herz offenbart hast, jetzt kenne ich Dich erst ganz!“

„Und verabscheust Du mich nicht? Trage ich nicht das Cainszeichen auf meiner Stirn?“

Sie schüttelte sanft ihr Haupt und neigte sich, seine Stirn zu küssen, da fiel eine Thräne aus ihrem Auge darauf, er wischte sie ab und sagte traurig:

„Ach, sie entschuldigst mich nicht!“

„Nein, nein, wie könnte sie das.“ — Ein furchtbarer Hustenanschlag unterbrach ihre Worte, ein Strom von Blut drang aus Lothars Munde. Zum Tode erschrocken rief Rösschen nach Hilfe. Martin war gleich da, und sobald es möglich, wurde Lothar in den Rahm getragen und nach Hause gefahren.

Dort lag er bald todtensbleich auf seinem Bette und sah seine Pflegerin mit mattem Lächeln an. Sie wachte die Nacht bei ihm, er lag ruhig und schien oft zu schlafen, oft auch nachzudenken, Hilfe hatte er wenig nöthig.

Am Morgen fühlte er sich besser als gestern und sagte, als Rösschen sich über ihn beugte:

„Meine Taube, jetzt habe ich mir eine Arbeit für Dich ausgedacht, um die ich Dich dringend bitten will. Du mußt mir vorlesen.“

„Ich vorlesen?“

„Ja, aus der Bibel, dem Buche, in welchem Du so oft liesest, und das ich so wenig kenne — ich will es kennen lernen!“

„O, das ist herrlich!“ rief Rösschen und blickte entzückt gen Himmel.

„Aber sage mir, was liesest Du zumeist darin?“

„O,“ erwiderte sie verschämt, „ich habe meinen Liebling darin, das ist der Evangelist Johannes, doch ich lese auch die andern Evangelien sehr gern, die Briefe,

die Apostelgeschichte, o, und dann die Psalmen und die Propheten — aber die verstehe ich nicht immer.“

„Das Alles mußt Du mir lesen! Nicht wahr, wir fangen gleich heute an?“

Röschen gab voll froher Hoffnung ihre volle Zustimmung kund, und ein eifriges Studium begann. Röschen las anfangs schüchtern und eintönig, doch mit wachsendem Muth. Nun kam wohl eine Stelle, die sie besonders rührte, oder persönlich traf, dann hob sich ihre Stimme, und eine Begeisterung, kindlich, frisch und warm drang überwältigend an Lothars Herz. Oft unterbrach sie auch das Lesen, legte das Buch auf Lothars Bett und erzählte, wie eben der Spruch sich in ihrem oder ihrer Eltern Leben bewährt, oder wie jener sie getröstet oder gestraft habe. Ein anderes Mal unterbrach sie sich durch Fragen in geschichtlicher oder geographischer Beziehung, oder bat Lothar, sie zu verbessern, wenn sie die vielen fremdartigen Namen falsch ausspreche.

Mit lebhaftem Interesse folgte Lothar dieser Lectüre; was er in seiner Kindheit und ersten Jugend gelernt, waren nur schwache Keime gewesen, welche die spätere Zeit unterdrückt hatte, statt sie ins Leben zu rufen; jetzt stieg der ganze Bau vor seinen Augen auf, und sein Herz fühlte eine lebendige Sehnsucht, dies „Nebelbild für die blöden Augen des Volks“ als Wahrheit anerkennen zu können.

Mit Rührung hörte er die Evangelien, er forderte nun die weitere Geschichte, die Reisen des tapfern Paulus, die muthigen Thaten der andern Apostel, ihre Briefe, Alles ließ er an sich vorübergehen.

Morgens und abends gab ihm Röschen einen der Psalmen, deren Kraft und erhabene Schönheit ihn in Erstaunen versetzte. Seine Krankheit schien gleichsam still zu stehen, in seinen Augen glühete nicht mehr das dunkle Feuer, das sie früher oft so unheimlich machte, auch sahen sie nicht aus wie erloschene Kohlen, sondern eine lebhaftere Erwartung, ja Spannung sprach aus ihnen.

„Was liest Du denn vorzüglich aus den Propheten?“ fragte er seine Vorleserin eines Tages.

„Die Prophezeiungen auf Christus!“

„Les sie mir doch auch! Die gehören zum Ganzen.“

„Gewiß,“ versicherte sie, „das ist ja der Anfang.“

Da las sie den Jesaias; als sie an das 35. Kapitel kam, ward Lothar ganz Ohr, dann kam das 40., das 42., das trostvolle 49., das 53. und endlich das hinreichende 60. und 61.

Als Röschen es unter Thränen des Entzückens zu Ende gelesen hatte, blickte sie auf. Lothar hatte sich leise im Bette aufgesetzt, sein Gesicht war sehr bleich, doch ein heiteres Licht brach aus seinen Augen, er nickte ihr zu wie im tiefen Einverständnis und flüsterte leise:

„Es ist genug! Laß mich nachdenken, laß mir die Bibel hier! Geh ein wenig aus, Du bist so lange ein-

gesperrt gewesen! Laß Dich hinüberschiffen nach unserm Inselplätzchen, Du kannst ruhig sein meinethwegen, mir geht es gut.“

Röschen gehorchte, sie saß bald auf dem versteckten Lieblingsorte unter den Lorbeerbäumen und versiel in tiefes Sinnen.

O, wie war es so anders jetzt als damals, wie sie in großer Herzensbedrängniß zwischen den Felsen am Rheinbach saß und nicht wußte, was sie von der Veränderung in Lothars Wesen denken sollte.“ Jetzt war ihr das Alles klar; aber in welche Abgründe hatte diese Klarheit sie schauen lassen. . . Doch was stand ihr nun bevor? Sie konnte gar nicht auf Lothars Genesung bauen, seine Kräfte schwanden sichtlich immer mehr, sicherlich konnte er das Leben nicht lange mehr aushalten. „O, wenn er nur Frieden findet — und er kann ihn nur finden, wenn er an die erlösende Liebe glaubt! Wie ist es möglich, daß er es nicht immer gethan hat, nicht jetzt thut? Wie ist es möglich, daß ich armes, einfaches Kind ihm den Weg dazu zeigen muß?“

Da fiel ihr das Wort ein: Ich preise Dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß Du Solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen offenbaret! Und sie warf sich nieder und strömte ihre Seele im Gebet aus, sie wußte nicht, war es Flehen, Dank oder Lob — es war Alles vereinigt.

Als sie zurückkam, fand sie ihren Vatten noch eifrig lesend, er war in dem heiligen Buche zurückgegangen und hatte die prophetischen Zusagen, welche David, den Söhnen Jakobs, Abraham und den ersten Eltern gegeben worden waren, aufgefunden.

„Ich weiß nun Alles,“ sagte er, „habe auch in den andern Propheten nachgesucht und will nun streben, mir Alles zurecht zu legen und aneinander zu reihen. Welch eine großartige, einfach erhabene Lehre ist das! Und ich wußte nichts davon! Ich brauchte nur die Hand auszustrecken, und ich fand sie nicht! O, Röschen, Du wußtest viel mehr als ich!“

Die junge Frau erröthete und wehrte solche Behauptung ab, sie bat Lothar dringend, nun zu ruhen, und er gestand, er habe es nöthig, er sei völlig erschöpft.

Röschen hoffte auf einen tiefen, ruhigen Schlaf für ihn, doch er bekam nur wenig davon; schaute sie nach ihm hin in der Nacht, dann hustete er zuweilen, oft auch saß er aufrecht im Bette und blickte gedankenvoll vor sich hin, oder er stützte den Kopf mit der Hand, und fragte sie, ob er Schmerzen habe, so erwiderte er: „Nein, aber was wir gestern gelesen, läßt mir keine Ruhe.“

Röschen schwieg, doch sie dachte: O, Gott gebe, daß aus der Unruhe Ruhe werde!

Als sie morgens aus einem kurzen, erquickenden

Schlummer erwachte, hörte sie sich rufen, Lothar verlangte nach ihr, er bat sie, ihn mit Martins Hilfe aufstehen zu lassen und auf ein Ruhebett zu bringen, er wolle gerne ans Fenster, den See und die Inseln zu betrachten. Bald lag er, frisch gebettet, in hellem Morgenanzuge auf dem Lager.

„Nun, meine Taube,“ bat er, „komm, setze Dich zu mir und lies mir noch einmal die Leidensgeschichte, lies mir die aus dem Lucas.“

Und Röschen las mit tiefer Innigkeit das erhabene Martyrium bis zu Ende. Wohl hatte sie bemerkt, daß Lothar, als sie an die Bitte des Schwächers kam: Herr, gedenke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst! erbehte und die Hände vor die Augen schlug, doch hatte sie sich nicht irren lassen.

Endlich war sie fertig und legte das Buch zur Seite. Da ließ Lothar seine Hände sinken und zeigte ihr sein von Thränen überströmtes Antlitz. Er drückte ihr innig die Hand und blieb einige Minuten sprachlos, dann richtete er sich auf und sprach mit sanfter, aber fester Stimme:

„Jetzt, meine Rosa, jetzt glaube ich, jetzt habe ich die gewisse Ueberzeugung, daß meine große Sünde mir vergeben ist, es ist endlich Frieden in mir! O, ich preise unsern Herrn und Erlöser; danke ihm mit mir, Du Gläubige!“

Die beiden Eheleute falteten ihre Hände zusammen und ihre Seelen wurden eins in dankbarer Andacht.

Martin war eingetreten, ohne daß die Betenden ihn gehört, er zog sich ehrfurchtsvoll und lautlos zurück. „Stehts so,“ murmelte er vor sich hin, „dann ist das Allerbeste! Aber was hilft mir das nun? Der arme gnädige Herr muß doch sterben, da ist keine Hilfe, das weiß ich.“

Lothar wußte es auch, doch er dachte in diesem Augenblicke nicht daran; eine strahlende Freude hatte sich seines Wesens bemächtigt, bald saß er still und sinnend, als wolle er die Gaben der Gnade, die ihm geworden, recht ans Herz nehmen und verarbeiten, bald sprach er sich in inniger Mittheilung gegen seine Pflegerin aus, die nicht von seinem Bette wich. Es war ein rührendes Bild, wie er so, von den Strahlen der milden Herbstsonne umgeben, friedlich dalag, seine edeln Züge scharf hervortretend, sein Antlitz bleich und abgezehrt, aber heiter verklärt, neben ihm die junge Gattin, an seinen Blicken hangend, freudig und doch wehmuthsvoll, etwas erblaßt, aber immer lieblich.

„O, wie hat Gott meine Augen aufgethan!“ sagte der Kranke mit einer Stimme, wie sie Röschen früher nie von ihm gehört, schwach, doch mit einer innern Festigkeit und Heiterkeit, „jetzt erkenne ich, daß wir eines Erlösers bedürfen, ich preise Gott, daß Er kam, daß Er sich uns fest vereinte, für uns litt, starb, auferstand,

auf daß wir seinen Frieden hätten! — Wie oft habe ich sonst ähnliche heilige Wahrheiten gehört — sie glitten eindrucklos an mir vorüber — ich hatte nur den tödtenden Buchstaben, jetzt habe ich den Geist, der lebendig und frei macht. Alles ist jetzt in mir neu geworden, selbst meine Sünde gegen Olivia erscheint nur in Grund und Folge in bestimmteren Umrissen; ganz anders hätte ich sie von Anfang an behandeln, ganz anders gegen sie auftreten müssen — und hätte ich meine Pflicht gethan und sie gerettet, sie wäre vielleicht umgekehrt und hätte den rechten Weg gefunden, wenn ich verstanden hätte, sie dahin zu führen. Doch ich würde es nicht verstanden haben. — Sieh, ich sehe meine Schuld für größer an als vorher, wo sie nur als dumpfe Angst auf meiner Seele lag, sie betrübt mich noch tiefer als vorher; aber sie drückt mich nicht mehr nieder, sie treibt mich nur, Ihn inniger, völliger zu lieben, der als strahlender Mittelpunkt der Weltgeschichte, als Urbild göttlich-menschlicher Hoheit, als die reinste Liebe selbst vor mir steht.“

In solchen Herzenergießungen lebten die beiden Gatten ein seliges Liebesleben im vollsten Einverständnis, doch nur eins von kurzer Dauer. Lothar nahete mit raschen Schritten seinem Ende. Er hatte ein klares Bewußtsein davon, es gab Zeiten, worin er lebhaft den Schmerz empfand, vom Leben und von seinem geliebten Weibe zu scheiden, doch seine Hauptstimmung war die einer dankbaren Freude.

Eifrig dachte er nach, wo er noch wohlthun, eine Pflicht erfüllen, Gutes stiften könne, und berieth mit Röschen, wie er über sein bedeutendes Vermögen verfügen solle. Er sagte ihr, daß er bei ihrer Verbindung ihr sein elterliches Vermögen versichert habe, und da sie sich entschieden weigerte, von dem Erbe des alten Betters etwas anzunehmen, so vermachte es Lothar theils einigen armen Verwandten seiner ersten Frau, theils milden Stiftungen, doch wurde auch Martin, auch die Armen von Pallanza bedacht.

Eines Abends war Lothar besonders heiter, streichelte Röschens blondes Haar und blickte mit freudiger Liebe in ihre schönen Augen.

„Jetzt,“ sagte diese, „liebe ich Dich eigentlich erst recht, so ohne Scheu und Rückhalt, so über Alles, und nun“ — ihre Stimme zitterte in Thränen.

„Du mußt nicht trauern,“ sagte er mit glänzenden Augen, „Du hast unaussprechlich viel für mich gethan, Du freilich konntest mich nicht erlösen, doch Du hast mich zum Erlöser geführt. Es war keine Täuschung, als mein Herz mich hinzog zu Dir, es war Gottes Stimme!“

„Ja, Er hat Alles herrlich hinausgeführt.“

„Noch Eins möchte ich gerne, meine geliebte Rosa. Laß uns ein Liebesmahl halten auf eigene Weise. Wir

haben hier keinen Diener unserer Kirche, wir müssen das Mahl halten wie die ersten Christen, im Gedächtniß an unsern Heiland, im Glauben an die Kraft Seines Todes und Seiner Vereinigung mit uns, als einen Liebesbund mit der Menschheit. In diesem Geiste genossen, wird es uns gesegnet sein. Wir üben unsern Christen-Priestermahl.“

„Ja, das wollen wir!“ rief die junge Frau mit verklärtem Ausdruck.

Sie besorgte Wein und Brot, und in tiefer, freudiger Andacht wurde das Mahl genossen. Lothar sprach die uralten Einsegnungsworte, und seine Gefährtin betete das Vaterunser zum Schlusse. Erquickt und friedenvoll umarmten sie sich, Lothar sprach in freudigen Worten seiner geliebten Rosa seinen Dank, seine selige Befriedigung aus und wurde dann zur Ruhe gebracht.

Am Morgen früh, als die junge Frau gestärkt und frisch erwachte, eilte sie an sein Bett. Er lag regungslos, sie berührte ihn — er war hinübergegangen. In Frieden und Schönheit lag er da, ein selig Vollendeter.

Vierzehn Tage nachher hielt vor dem Hause der Frau Kolffs ein Fuhrwerk, eine junge Dame in tiefer Trauer stieg heraus und fiel in lebhafter Bewegung der erschrockenen Frau in die Arme. Diese führte sie ins Haus und ließ ihre Sachen abladen; herzlich weinte sie mit ihr, bis Rösschen sich etwas gefaßt hatte und im Stande war, in Kürze zu berichten, wie ihr Gatte einen Unglücksfall gehabt und in Folge dessen gestorben sei. Frau Kolffs zeigte eine warme Theilnahme und fragte dann, ob Rösschen den weiten Weg von Italien allein gereist sei.

„Nein,“ erwiderte diese, „der treue Martin hat mich bis zu seinem Heimatdorfe, sechs Meilen von hier, begleitet, weiter wollte ich ihn nicht mitnehmen, er hat jetzt so viel, daß er selbständig werden kann, auch brauche ich keinen Diener mehr.“

„Aber der selbe Herr hat doch für Sie gesorgt? Sie können anständig leben?“

„Ja, das hat der gute Lothar schon bei unserer Verheirathung gethan.“

„O, ich weiß, ich weiß! Ich werde gleich, wenn Sie sich ein wenig erquickt, zu dem Herrn Stadtrichter gehen, damit er kommt und Alles in Ordnung bringt. Sie haben doch den Todtenschein?“

Rösschen nickte wehmüthig.

Brunnsberger war nicht zu Hause gewesen, er kam am nächsten Morgen. Sein rundes, wohlhäbiges Gesicht war voll feierlichen Ernstes.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „ich bringe Ihnen meine aufrichtige, unterthänige Theilnahme bei Ihrem großen Verluste und hoffe, Dero nunmehr seliger Gemahl hat Ihnen das Ganze oder doch wenigstens die Hauptsache von seinem bedeutenden Vermögen hinterlassen; denn mit dem Wittthum, was er hier festgesetzt, sieht es erbärmlich aus.“

„Wie so, um Gottes willen?“ rief Frau Kolffs, da Rösschen auf diese Nachricht nichts erwiderte.

„Schon die Eltern des seligen Herrn hatten ihr Vermögen einem Freunde der Familie, dem alten Bankier Herbst, anvertraut; bei dem wäre es auch schon sicher gewesen, doch er ist gestorben und sein Sohn, der Heger nach dem Heger, hat all sein Gut und fremdes obendrein verspeculirt und verthan, und ist nun davongegangen. Ein schmählicher Bankerott, gnädige Frau, von den 18500 Thalern Ihres Wittthums wird höchstens ein Sämmchen von 1—2000 Thalern zu retten sein.“

Frau Kolffs schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und sank auf einen Stuhl, Rösschen aber sagte gleichmüthig, „daß ihr Gatte auf ihr Begehren über sein Vermögen anderweitig verfügt, und daß er ihr davon nichts hinterlassen habe.“

„Aufrichtig beklage ich diese Maßregel Ihtretwegen, liebes Kind,“ nahm Brunnsberger wieder das Wort, „besonder ist da ich es sehr leichtsinnig nennen muß, daß Sie die herrliche Partie, die Sie machten, nicht besser benutzt haben! Was wollen Sie nun thun? Wollen Sie das Testament Ihres seligen Mannes umstoßen, da es doch schwerlich seine Absicht gewesen ist, Sie, seine Witwe, die Frau von Rodan, mit einer solchen Lappalie in die Welt zu stoßen? Alles werden die Erben nicht herausgeben, doch Etwas quetscht man ihnen vielleicht noch ab. Vielleicht ist auch irgend ein Formfehler in dem letzten Willen zu finden.“

„O nein, lieber Herr Stadtrichter,“ rief Rösschen, die während dieser Reden Zeit gewonnen hatte, sich zu fassen, „das will ich nicht thun. Ich will hier bleiben, wenn Frau Kolffs mich wieder aufnehmen will; den Namen meines lieben seligen Mannes will ich festhalten, doch das Bon will ich fallen lassen und wieder zur Nadel greifen. Mich verlangt nach Abgeschiedenheit und Stille, und Arbeit wird mir gut thun.“

Der Stadtrichter sah sie erstaunt und kopfschüttelnd an und meinte, sie werde sich schon anders besinnen. Aber sie blieb fest.

Frau Kolffs räumte ihr das frühere Stübchen ein, das eben frei war, und noch ein Kämmerchen dazu, verschaffte ihr Arbeit und erwies ihr alles Gute und Liebe. Tante Hornig aber wollte nichts von ihr wissen, sie fand, die Nichte habe sich zu dumm und unpraktisch be-



nommen, die müsse man aufgeben. Wäre sie als reiche Frau von Koban wiedergekommen, so hätte sie ihr das Ihrige einmal hinterlassen, doch die arme Frau Koban solle nichts haben.

Ein großes Aufsehen erregte Köschens Wiedererscheinen in der ganzen Vorstadt; Einige bejammerten die doppelt Heimgesuchte, denn ihr Schicksal, mit verschiedenen Lesarten vorgetragen, war auch bekannt geworden; Andere zuckten die Achseln und meinten, das komme bei solchen abenteuerlichen Partien heraus; man drängte sich, um Köschen zu sehen, man hätte so gerne Genaueres von der ganzen Geschichte gewußt, doch die junge Witwe lebte in tiefer Eingezogenheit, das Publikum mit seiner theilnehmenden Neugierde beruhigte sich endlich über sie und kümmerte sich um andere Dinge.

Da sitzt nun Köschen wieder an ihrem Fenster und näht. Immer wieder durchlebt sie die letzte Vergangenheit, bis die Zeit sie mehr und mehr mit ihren Schleiern bedeckt. Manche Thräne fließt von den noch bleichen Wangen auf ihr Nähzeug nieder, doch sie schaut in stiller Freundigkeit vor sich hin.

„Es war doch keine Täuschung, sagte er,“ flüstert sie.

Wird sie immer so sitzen und in ihrem stillen, einsamen Stübchen nähen? Sie ist erst neunzehn Jahre alt.

## Modenbericht.

(F.) Der Sommer will uns nicht verlassen und so lange er weilt, zeigen sich die Moden der neuen Saison nicht. Nur das schon Bemerkte tritt mehr und mehr hervor, daß man nämlich des übertriebenen Auspuges der Röcke unten überdrüssig geworden ist. Wir sahen ein Morgenkleid, welches die Dame bis zum Diner trug und das eine gewisse Originalität besaß. Es war ein Rock von ungebleichter Leinwand, gerefft über einem weiß und roth gestreiften und unten mit einem kleinen Volant versehenen Unterrock: der Rock war roth soutachirt; das russische Hemd, welches das Leibchen vertrat, war von weißem Foulard und roth gestreift wie der Unterrock und hatte mit Spizen besetzte Schößchen. Dazu ein rother Gürtel.

Einen ganz ähnlichen Anzug kann man in Weiß und Schwarz haben.

Die ungebleichte Leinwand ist sehr modisch, man könnte fast sagen, die Leinwand überhaupt, denn auch die

maisfarbige wird sehr häufig getragen; ja man sieht selbst Kleider von weißer Leinwand, die schwarz soutachirt ist. Die Kaiserin trägt ein solches auf dem Lande. Die gelbe und die ungebleichte Leinwand verwendet man auch viel zu Kinderanzügen.

So wendet sich die Mode mehr und mehr dem Einfachen zu. Selbst Gaze und Krepp wird ohne Auspug getragen. So erschien die Kaiserin von Frankreich kürzlich in einem Kreppkleide, das sehr lang war und eine sehr weite Schleppe hatte; ein sehr breiter Saum war die ganze Verzierung, mit Ausnahme eines Goldfadens auf dem Saume. Dies Kleid befand sich über einem Unterkleid von aschgrauem Taffet, das nur einen gefältelten Volant hatte. Das in der Mitte in Falten gelegte Leibchen und die kurzen engen Ärmel hatten ebenfalls keinen andern Auspug als einen Goldfaden auf den Nähten. Der mit Gold gestickte Gürtel war schmal und vorn mit einer Schleife ohne Enden geschlossen. Als Kopfpug trug die Kaiserin Cameenschnürchen und eine rothe Rose auf den Flechten hinten. Die rothen Rosen sind überhaupt sehr modisch; man verwendet sie an Haarpugen und häufig auch auf den runden Hüften.

Statt des runden Hutes scheint der schottische modisch werden zu wollen. Er ist allerdings hübscher und kleidet auch besser als die ganz runde Form. Er ist meist schwarz, mit einem schwarzen und rothen Federbüschel; vorn geht er weiter über die Stirn und steht, wie gesagt, den meisten Gesichtern gut.

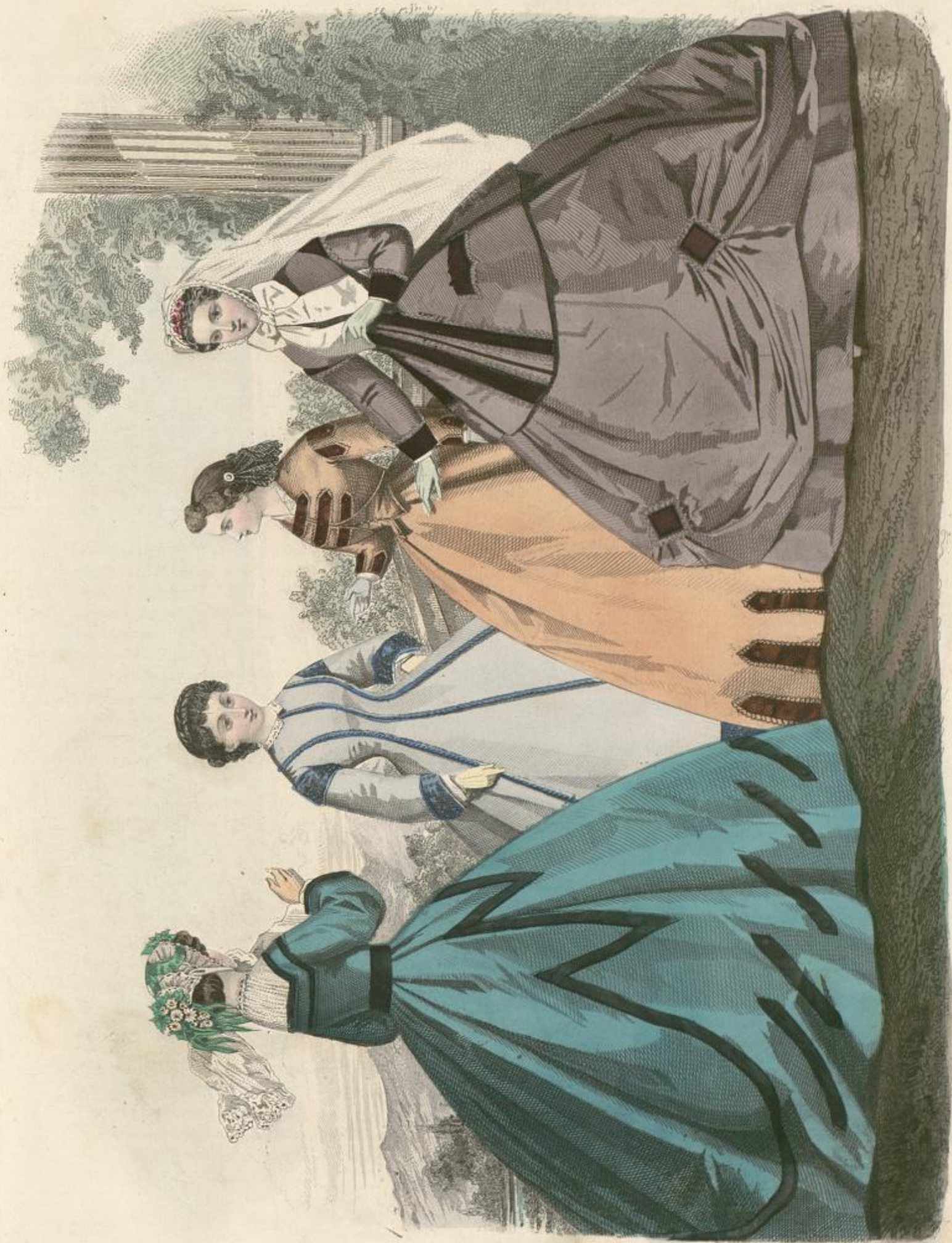
Nun noch Einiges über die Art, wie man die Kleider tragen soll.

Der Unterrock, den man zu einem aufgerefften Kleide trägt, darf nicht sehr weit und auch nicht sehr lang sein; er ist entweder gezackt oder hat einen Volant. Das gereffte Kleid läßt man gar nicht nieder, und es braucht deshalb weder sehr lang, noch sehr weit zu sein. Die langen und weiten Kleider spart man für den Salon.

Allgemein ist die Mode, ein russisches Hemd zu tragen; man sieht fast gar kein Leibchen mehr; der Anzug besteht aus dem Rocke und dem russischen Hemd. Nur wird von einer eleganten Dame verlangt, daß der Unterrock dem russischen Hemd gleich ist, wie oben gesagt, so z. B. Unterrock von gestreiftem Foulard, Kleid von ungebleichter Leinwand und Blouse (russisches Hemd) von gestreiftem Foulard.

Auch abends wird dies Hemd getragen, nur ist es da von anderem Stoffe, z. B. von gesticktem Muslin mit Spizen-Jabot und Schößchen, die mit Spizen garnirt sind.

Für elegante Toiletten passen nur Schuhe von Taffet oder farbigem Maroquin und weiße Strümpfe mit Blümchen in feiner Wolle oder offener Seide.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

39. 1868.

meist  
Kragen  
gelegt  
englisch  
weiß u  
A  
der vi

1  
metbau  
Schney  
kleines  
Blumen  
mit vo  
das an  
garnirt  
der K  
gehalte  
Samm  
vorn f  
letot's g  
Stiefel

2  
währen  
im Br  
von d  
befinde  
dunkle  
mit du  
perlen  
gelbe

3  
zen S  
Kopfe  
Weste  
Taffet  
eingese  
kleiner  
putz a  
stidter

Tülle  
bänder  
Kleid  
Röcken  
würfel

Die Ueberzieher werden im Winter, wie es heißt, meist solche mit Ärmeln sein. Jetzt trägt man große Kragen oder Radmäntel, die bequem sind und leicht abgelegt werden können. Man glaubt auch, daß man viel englischen Molleton tragen wird, entweder ganz weiß oder weiß und schwarz gestreift.

Auch sagt man, es würden im nächsten Winter wieder viel Filzhüte getragen werden.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 39.

#### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von weißem Tüll mit einem grünen Sammetband, auf dem man Goldperlen sieht und das eine Schneppe à la Marie Stuart vorn bildet, wo sich ein kleines Blumenbouquet befindet; hinten am Kopfe viel Blumen mit langen Gräsern; Schleier; Kleid von Taffet mit vorn spitz, hinten eckig ausgeschnittenem Leibchen, das am Ausschnitt mit zwei schwarzen Sammetstreifen garnirt ist; halbweite Ärmel; schwarzer Sammetgürtel; der Rock unten mit Sammetflächchen, die durch Knöpfe gehalten werden, und oben rund herum mit schwarzem Sammetband besetzt, das dem Rocke das Aussehen eines vorn kurzen und zackigen, hinten langen und runden Paletots giebt; Chemisette; Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Haarputz mit Locken um das Gesicht herum, während eine dicke Flechte hinter den Locken liegt; Kleid im Prinzessin-Schnitt, unten mit einem breiten Streifen von dunklerem Taffet besetzt, auf dem sich Goldperlen befinden, vorn herunter von oben bis unten drei schmale dunkle Riemen; lange halbweite Ärmel, oben und unten mit dunklem Taffet besetzt, auf dem man ebenfalls Goldperlen sieht; kleiner gestickter Kragen; kleine Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

3. Haarputz mit einer kleinen Echarpe von schwarzen Spitzen hinten, welche durch eine Nadel mit großem Kopfe gehalten wird; Kleid von Mohair; Leibchen mit Weste und Jäckchen, das durch drei Patten von braunem Taffet zusammengehalten wird, die mit schmalen Spitzen eingefasst sind; enge lange Ärmel mit eben solchen, aber kleinen Patten oben und unten; auf dem Rocke kein Ausschnitt außer ähnlichen stehenden Patten ganz unten; gestickter Kragen; Stulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Hut von weißem Krepp mit einem sehr großen Tüllschleier und Blumen über der Stirn; weiße Bänder, die in eine sehr große Schleife geschlungen sind; Kleid von dunkelbraunem indischen Foulard mit zwei Röcken, deren erster durch kleine spitzbesetzte Sammetwürfel aufgenommen ist; Paletot von gleichem Stoffe,

mit Sammet besetzt, der ebenfalls mit Spitzen eingefasst ist; kleiner Kragen; Stulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

### Stahlrich N<sup>o</sup> 39.

#### Anton Halbhuber Freiherr von Festwill,

k. k. österreichischer Civilcommissär für die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg.

(Nach einer Photographie von Karl Herberth in Wien.)

Vor wenigen Tagen verließ nach einer anderthalbjährigen Regierungsthätigkeit ein Staatsmann die Erbherzogthümer, welcher trotz den ungeheuren Schwierigkeiten seiner Stellung es verstanden hatte, sich die größte Achtung bei Freund und Feind und die wärmste Sympathie bei der Bevölkerung zu erwerben: Freiherr von Halbhuber, der österreichische Civilcommissär, erst für Jütland (Sommer und Herbst v. J.) und dann als Nachfolger des Baron von Lederer für Schleswig-Holstein und Lauenburg. Wie allgemein die dankbar anhängliche Gesinnung war, die ihm die Schleswig-Holsteiner entgegenbrachten, geht aus dem Rundschreiben des engern Ausschusses der schleswig-holsteinischen Vereine d. d. 4. Juni d. J. hervor, in welchem constatirt wird, daß bereits „mehrfach in jüngster Zeit an den Ausschuss die Aufforderung ergangen sei, ihm für seine Wirksamkeit als Vertreter der kaiserlichen Regierung hier zu Lande Dank auszusprechen.“ Motiv genug liege schon in den zunächst gegen die Person des k. k. Commissärs gerichteten Angriffen gewisser Organe. Der Ausschuss widerrieth damals jene dem Betreffenden selbst gewiß nicht erwünschte Demonstration; jetzt aber fordert man in schleswig-holsteinischen unabhängigen Blättern öffentlich auf, „in Anerkennung des consequenten und zähen Widerstandes, den Freiherr von Halbhuber preußischer Vergewaltigung des Landes entgegengesetzt,“ und des Umstandes, daß derselbe stets, so sehr er nur konnte, „den Landesgesetzen Rechnung getragen habe,“ ihm seitens der 150 schleswig-holsteinischen Vereine im Lande ein bleibendes sichtbares Zeichen der Sympathie der Bevölkerung zu stiften. (In ähnlicher Weise wurde Baron Halbhuber früher in Oesterreich geehrt, indem ihn die Landeshauptstadt Troppau und die Stadt Felsberg zu ihrem Ehrenbürger erwählten.)

Daß Baron Halbhuber diese Sympathie schon längst herausgeföhlt und zu würdigen weiß, beweist der herzliche Dank, den er in einem Abschiedswort an die Bewohner der Herzogthümer, d. d. Schleswig, 14. Sept. ausspricht, der „Dank für das ihm geschenkte Vertrauen u. die ihm freundlich gewährte Unterstützung in seinem amtlichen Wirken,“ beweisen seine „wärmsten Wünsche, die

der glücklichen Zukunft ihres Landes gewidmet bleiben werden."

Die Einwohner der Stadt Schleswig gaben ihm am 14. Sept bei seiner Abreise ein sympathisches Comitat am Bahnhofe, nachdem ihm Tags vorher eine städtische Deputation die treue dankbare Gesinnung der Bewohner noch einmal ausgedrückt hatte.

Baron Halbbuber ist den 11. März 1809 zu Prag geboren worden, studirte Jura daselbst, trat 1830 in den Staatsdienst, rückte auf der Beamtenleiter rasch zu den höchsten Stellen auf, war 1848 und 1849 k. k. Ministerialrath in der neu eingerichteten böhmischen Statthalterei, wurde im Januar 1853 zum Landespräsidenten von Schlesien, 1860 zum Statthalter von Niederösterreich, 1862 zum k. k. Staatsrath ernannt. Als Ritter des Ordens der Eisernen Krone trat er 1854 in den Freiherrenstand des Kaiserstaats ein und erhielt das Prädicat v. Festwill. 1864 endlich wurde er als Vertreter der kaiser-

lichen Regierung nach Schleswig-Holstein entsendet. Sein energisches Auftreten kam dem preussischen Civilcommissär sehr unerwartet und führte zu gewaltigen Differenzen, deren größte sich in dem bekannten feierlichen Proteste gegen die Verhaftung des Redacteurs May gipfelte, Differenzen, die nur ihre momentane Lösung in der Convention von Gastein fanden, ohne jedoch gründlich beseitigt zu sein.

Im Umgange ist Freiherr von Halbbuber sehr geistvoll, während er im Aeußern den Eindruck tieferster Verschlossenheit macht; sein gewinnendes Benehmen ist nicht auf Berechnung basirt, wie man das von seinem bisherigen Amtsgenossen behaupten will. In seinen Mußestunden beschäftigt er sich gern mit entomologischen Studien. — So lange die oberste Civilbehörde ihren Sitz in Flensburg hatte, war ihm der geistvolle, vielgereifte junge Pole Graf Zaluski attachirt, außerdem hatte er von Anbeginn den Ministerialbeamten Karl Heyß als Secretär zur Seite. Whistling.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

**Literarische, mercantile und andere Anzeigen** werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Anleitung zum Landschaftszeichnen und Malen für Dilettanten.

von  
**E. Witb.**

8. in elegantem Umschlag cartonirt.  
Preis 1 Thlr. 5. Ngr.

**Faits et journées mémorables de la Revolution Française.** Extrait de l'histoire des Girondins par **M. de Lamartine.** Arrangé à l'usage des écoles et des maisons d'éducation par **P. Brée.** **Vierte Auflage.** Mit Noten und Wörterbuch von **A. Hapahy,** Lehrer der französischen Sprache an der Realschule und an der ersten Bürgerschule zu Leipzig. broch. Preis 18 Ngr.

**Elisabeth ou les Exilées de Sibérie.** Par **Mme. Cottin.** Mit erläuternden Noten und Wörterbuch. **Fünfte Auflage.** (Mit Stereotypen gedruckt.) 8. br. 7 1/2 Ngr.

### MADONNA BELLA SEDIA.

Nach dem Originale in Florenz  
gezeichnet von **G. Koch.**

Ausgabe in Photographie u. Steinzeichnung  
Preis 3 Thlr. u. 1 Thlr. 15 Sgr.  
Eleg. eingerahmt 6—10 Thlr.

Von den vielen Nachbildungen dieses Bildes ist diese neue Zeichnung die einzige, die uns in wunderbarer Treue Rafaels Meisterwerk wiedergibt. Männer wie Cornelius, Preller, von Schwint, Genelli u. A. haben sich über diese Nachbildung auf das allergünstigste ausgesprochen.

Es sollte dies Bild in keinem Hause fehlen. Dasselbe ist in jeder Buchhandlung zu haben.

Cassel. J. C. Krieger'sche Buchh.

Im Verlage von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig erschien:

**Defoe, Dr. Daniel, Abenteuer des Robinson Crusoe.** Illustriert mit 206 Holzschnitten nach Grandville. Neu übersetzt von **L. v. Alvensleben.** 2. Aufl. gr. 8. 1850. In Leinwand geb. 2 Thlr.

### Für junge Klavierspieler. **Goldnes Melodien-Album**

für das Pianoforte

von **A. Klauwell.**

Neue Auflage. Band 1—4 à 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese vorzügliche und sehr beliebte Sammlung, welche in vielen Auflagen durch die ganze klavierspielende Welt die beifälligste Aufnahme gefunden — ist fortwährend durch jede Buch- u. Musikalienhandlung zu beziehen. In Leipzig durch die Musikalienhandlung von **C. F. Kahnt,** Neumarkt 16.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Schlag, A. W. (Pfarrer emer.), Der Landpfarrer, oder Erfahrungen und Beobachtungen, Ansichten und Wünsche in Betreff seines amtlichen und außeramtlichen Lebens und Wirkens, zusammengestellt und seinen Amtsbrüdern zur Prüfung, Candidaten und Theologie Studierenden zur thätlichen Beachtung vorgelegt.** Gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.



*Nach einer Photographie*

*Stich v. Braun & Hogen Lorenz*

*Leopoldo de Salazar*

*Verlag v. Neumann, Neudamm*

—

—

aber  
der  
ten,

noch  
gegne  
allein

einer  
eing  
ihne  
und  
das

Bau  
bemo  
nen  
aber  
und  
bequ

feiner

Lust  
Sch  
erzäl  
fen  
so gl  
dazu,

sache  
Dein  
besä  
haben  
hast  
zu st  
an d

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Ein modernes Duell.

Von

Arthur Stahl.

Baden-Baden war wie immer sehr besucht gewesen, aber nun rückte der Spätsommer heran und die meisten der Fremden, welche die Saison glänzend gemacht hatten, waren bereits in die Heimat zurückgekehrt.

Man begegnete weder vielen gepuderten Damen, noch eleganten Herren und etwas tiefer im Walde begegnete man Niemand und war mit seinen Gedanken allein.

Das wußten die beiden jungen Männer, die an einem sonnigen Nachmittage weit in das Gebirge eingewandert waren und an einem Platze ruheten, der ihnen den Blick in das gesegnete Murgthal gewährte, und weiterhin auf den waldumkränzten Berg, welcher das Ebersteinschloß trägt.

Der Eine saß auf einer Rasenbank, welcher ein Baum als Lehne diente, der Andere zeichnend auf einem bemooften Steine. Das große Skizzenbuch lag auf seinen Knien. Es war eine etwas unbequeme Staffelei, aber der junge Mann hatte das schon sehr oft gedacht und fing nun an überzeugt zu sein, daß auch das Unbequeme Gewohnheit werden könne.

Die Conturen der Berge vor ihm wurden auf seinem Blatte sichtbar und er arbeitete emsig.

„Wie scharf sich die Linien heute aus der blauen Luft abheben,“ brach er endlich ein ziemlich langes Schweigen, „und dort die Zinnen der altersgrauen Burg erzählen mir immer wieder: „Im Schlosse des Grafen erhebt sich ein Klingen . . .“ „Wer so led und so glücklich wäre als Graf Eberstein. Was meinst Du dazu, Hans?“

Der so Angeredete blickte von seinem Buche auf.

„Ich dachte, mein Freund, Du hättest keine Ursache zu so überschwänglichen Wünschen. Wenn ich Deinen Namen trüge, und zugleich alle die Glücksgüter besäße, die Zufall und Verdienst auf denselben gehäuft haben, so wäre ich gewiß nicht so unbescheiden. Du hast ja überdem gar nicht nöthig, auf Extravaganzen zu stnnen, sondern nur ein zierlich parfümirtes Billet an die Mama zu schreiben, und das Fräulein ist Dein.“

Der Maler lachte kurz und grell auf, antwortete aber nicht.

„Mir ist überhaupt in der letzten Zeit aufgefallen, daß Du auf dem besten Wege bist, Hypochonder zu werden, Hasten. Gerade jetzt, wo Dir ein neues, unerwartetes Glück vom Himmel fällt. Ueberlaß mir das Hypochondrischwerden, Freund, ich habe Ursache dazu: Freiherr Hans von Löwenkron, ohne Freiheit und Krone Secondelieutenant im Infanterieregiment, mit der Aussicht, auf einem gemeinen Bette und in der Schlafmütze zu sterben; schmeckt das nicht ein wenig nach Don Quixote, dessen glorwürdige Abenteuer ich hier lese? Wahrhaftig, ich hätte mich längst für Indien oder Japan anwerben lassen, wenn die Thränen meiner armen Mutter mich nicht immer wieder zurückhielten. Du bist reich, schön, unabhängig, talentvoll und in wenigen Tagen vielleicht der Verlobte der schönsten Erbin weit und breit — ma foi, Du weißt Dein Glück nicht zu schätzen, Ralph!“

Ralph von Hasten hatte während dieser Rede seinen Griffel etwas ungeduldig fortgeworfen und ging nun auf und nieder.

„Wir kennens wohl und wissens nicht zu schätzen; das ist es, Hans. Warum nur mir einen so unsteten Geist und ein so unsüßames Herz?“

Ich weiß sehr wohl, daß, wenn ich auf den Wunsch meines Vaters eingehen und die Gutsheerrschaft übernehmen wollte, mein Leben im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein höchst angenehmes sein könnte — aber es paßt einmal nicht für mich. Bei dem bloßen Gedanken an eine so stabile Lebensweise, in welcher jeder Tag dem andern gleicht, fühle ich den unwiderstehlichen Drang, der mich von neuem in die Weite ziehen würde.

Meine Eltern sehe ich gern in dem alten Schlosse, die weiten Gemächer mit Bildern und Geräthen, die seit hundert Jahren ihre Stelle nicht gewechselt haben, geben einen würdigen Rahmen zu ihren alternden Gestalten, aber mich umweht es dort wie Modergeruch verbrauchter Zeiten und Jahre.

Schon meine Kindheit war ein Ausschrei nach Freiheit. Du warst ja oft mein Spielgefährte, Hans; Du kennst meinen Vater mit seinen streng aristokratischen Grundsätzen, meine Mutter mit ihrer ängstlichen Zärtlichkeit und den alten Pädagogen, der stets bereit stand,



mir die Flügel zu beschneiden, wenn sie mich über seinen Horizont hinaustragen wollten. Ich liebte sie Alle, aber ich war aus anderm Stoff gebildet, darum wollte es nicht harmonisch stimmen.

In Wien genoß ich dann zuerst die ersehnte Freiheit; mißbrauchte sie auch im Sinne meines Mentors, der es durchaus nicht gebilligt haben würde, daß ich mich mehr in den Ateliers der Künstler aufhielt als in den Collegs . . .“

„Und eifriger schöne Augen studirtest als das Corpus juris!“ unterbrach ihn Löwentron lachend. „Wie verhätschelte man Dich in den Salons, als ich Dich einige Jahre später dort fand, Kalph.“

„Ich versichere Dich, daß es mich herzlich langweilte. An den Frauen hat meine Romantik den ersten Schiffbruch erlitten. Die Gestalten einer Julia, Gretchen, der Hamadryaden und Nymphen bevölkerten meine Phantasie, und ich fand mich von der Wirklichkeit so grausam enttäuscht, daß es mir jetzt komisch erscheint.“

Wie bald wußte ich die Schablone auswendig, nach der sie alle geschnitten waren; die Frauen voller Kletterie ohne Herz und Zartgefühl; die Mädchen so unerträglich wohlgezogen. Ich gestehe Dir, mein Freund, daß ich hoffte, in der Liebe ein Palladium vor der verzehrenden Kälte zu finden, und im Norden und Süden nach dem mysteriösen Wesen suchte, welches dieses Wunder an mir erfüllen sollte, bis —“

„Bis Du dasselbe in Fräulein von Sandern fandest. Du bist am Ziel und ich wünsche Dir Glück dazu. Alice verdient, so geliebt zu werden.“

„Alice? Wer sprach von ihr?“ fragte Hasten, wie aus einem Traum erwachend. „Ich dachte nicht an sie, noch an diese fatale Heirat. Sieh mich nicht so erstaunt und, wie mir scheint, zürnend an, Hans — ich mag nicht heiraten, ich scheue die Fesseln und habe nicht gesagt, daß ich schon fand, was ich suchte.“

„Aber dann scheint es mir Deine Pflicht, Dich zurückzuziehen, ehe Du in dem lebenswürdigen Mädchen Hoffnungen weckst, die Du nicht realisiren willst.“

„Sie hofft nicht, glaube es mir. Sie zieht Deine Unterhaltung der meinigen bei weitem vor und die unsäulrigen Avancen, die sie mir macht, habe ich dem Wunsche ihrer Mutter zu verdanken. Wenigstens darin gleicht Alice ihren Schwestern nicht, daß sie vor Allem eine „gute Partie“ machen möchte.“

Uebrigens hast Du recht, es muß ein entscheidender Schritt gethan werden. — Aber wie Du Dich dabei ereiferst, Freund, Du bist purpurroth geworden und drehst empört an Deinen Knöpfen, während ich gehofft hatte, Du würdest mir helfen, diesen Schritt so passend als möglich einzuleiten.“

„Ich wüßte nicht, in welcher Art ich dies thun könnte,“ sagte Löwentron unmuthig, „und gestehe Dir,

daß, wenn ich gewußt hätte, daß Fräulein von Sandern Dir nur zum Spielzeug diene, ich das nicht so ruhig mit angesehen haben würde.“

Hasten stuzte und lächelte. Er ließ seinen Freund, der mit seinem Stock Grashalme köpfte, einige Male auf- und abgehen, dann klopfte er ihm auf die Schulter und legte den Arm in den seinigen.

„Willst Du ein Mittel wissen, Hans, meine Freundschaft für Dich noch zu erhöhen?“

Löwentron zuckte die Achseln.

„Berliebe Dich in das Mädchen, trage das Deine dazu bei, daß sie das Gleiche thue, und es ist uns Allen geholfen. Ich bin überzeugt, daß, wenn Du Deine ganze Lebenswürdigkeit entfaltetst und Dein Civil mit etwas weniger militärischer Accurateße trägst, ihr kleines rosiges Herz Dir nicht widerstehen wird.“

Löwentrons Augen leuchteten und er drückte die Hand seines Freundes, der ihn forschend ansah.

„Sollte mein Rath gar schon zu spät gekommen sein?“ fragte er lächelnd.

„Ich fürchte es, Kalph. Ich hatte den Entschluß gefaßt, in kurzem abzureisen, und das wird wohl auch jetzt noch das Beste sein, denn ich glaube nicht, daß Alicens Mutter Deine Ansichten theilt.“

„Frau von Sandern wünscht unsere Verbindung allerdings ebenso sehr als mein Vater, aber Beiden wiegt das Glück ihrer Kinder mehr als jede andere Rücksicht, und ich gebe Dir die Versicherung, daß ich mich weder durch ein Wort, noch durch einen Blick verbindlich gemacht habe.“

Löwentron stäubte die Reste des Naturgenusses von seinem Rocke, zog seine Halskragen in die Höhe und sah nach der Uhr.

„Es ist spät geworden und wir werden erwartet,“ sagte er.

„Ja, Du mußt gehen, Hans, ich komme später nach. Indessen gebe ich Dir die Erlaubniß, mich bei Alice irgend welcher Ungeheuerlichkeit anzuklagen, damit ich nachher das Vergnügen habe, ihre erstaunten Kinder-Augen zu sehen und das Schmollen, welches ihrem frischem Gesichtchen so gut steht. Auf Wiedersehen!“

Als Löwentron hinter den Bäumen verschwunden war, nahm Hasten seinen früheren Platz wieder ein. Er stützte den Kopf und blieb eine Weile in tiefes Sinnen verloren. Seine Hand zeichnete mechanisch, bis das träumende Auge, von einem Strahle erhellt, den Linien folgte, welche ein weibliches Profil skizzirten. Als es beendet war, sprang er auf und betrachtete es nah und fern, schüttelte aber den Kopf und schlug das Buch unmuthig zu.

Endlich folgte er seinem Freunde, aber er nahm nicht den breiten Promenadenweg, welcher direkt nach Baden führte, sondern ging auf dem Rücken des Ber-

ges lang, einen Pfad, der sich zuerst durch Wald und dann an den Parks und Gärten der Villen entlang schlängelte.

An einem der schönsten derselben angelangt, blieb er, halb vom Gebüsch versteckt, lauschend stehen. Durch das lustige Eisengitter, dessen vergoldete Spigen in der Abendsonne glänzten, sah man auf eine weite, sammtne Rasenfläche, von Bosquet und Bäumen zur vollkommensten Einsamkeit abgeschlossen. Dort stand ein zeltartiger Pavillon, aus Eisenstäben und buntgewirkten Stoffen zierlich aufgeführt. Vor den herabgelassenen Vorhängen, die als Eingangstür dienten, kauerten auf niedrigen Schemeln zwei fremdartige Gestalten. Ein Mädchen von sehr dunkler Hautfarbe, aber angenehmer Gesichtsbildung, das beschäftigt war, zierliche Arbeiten aus Pfauenfedern zu machen, und ein junger Mann, der ihr neidend half. Beide waren in lose hellfarbige Gewänder gekleidet und trugen ihr rabenschwarzes Haar in Tüchern von rother Seide, turbanartig aufgebunden. Sie sprachen in einer fremd klingenden Sprache und blinzelten zuweilen zu dem Maler hinüber, der ihnen bekannt schien.

Plötzlich hörte man ein leises Geräusch, wie wenn Jemand in die Hände klatscht, das Mädchen sprang leicht wie eine Gazelle auf und ging in das Zelt. Während sie die Vorhänge hob, wurde eine weibliche Gestalt sichtbar, doch so flüchtig, daß ein so scharfes Auge als das Hastens dazu gehörte, es zu bemerken.

„Du schönes Weib, hättest ich Dich nie gesehen!“ flüsterten seine Lippen, während seine Augen so strahlend an der Stelle hasteten, wo der Schatten verschwunden war, daß sie seine Worte Lügen strafte. Endlich strich er mit der Hand über die Augen, wie um das Bild zu verschleichen, und trat langsam den Heimweg an.

Es war dämmerig geworden und nur noch einzelne Spaziergänger begegneten ihm, an denen er flüchtig grüßend vorübereilte. Als er jedoch in seine Wohnung eintreten wollte, die nicht weit entfernt vom Conversationshause lag, wurde ihm auf die Schulter geklopft.

„Guten Abend, Herr von Hasten, ich bin erfreut, Sie wiederzusehen!“

Hasten wandte sich um. Ein junger Mann von sehr distinguirtem Aeußern stand vor ihm.

„Ah, Graf Ramier, welche Ueberraschung! Was führt Sie her?“

„Sehr gut gefragt, lieber Hasten, aber es ist hübsch von Ihnen, daß Sie mich nicht im Verdacht haben, ich könnte Natur genießen wollen — wahrhaftig nein! Zufall, Langeweile, eine Grille . . . Aber wie ist es Ihnen ergangen, seit ich Sie voriges Jahr in Nizza traf? Sie sehen etwas leidend aus, wenn mich die Dämmerung nicht täuscht.“

„Ich habe mein Wanderleben fortgesetzt, Graf, und

Palette und Pinsel überall hin mitgenommen. Aber wollen wir nicht eintreten?“

Der wartende Bediente öffnete die Thür von Hastens Wohnzimmer und brachte Licht und Cigarren.

„Auch hier haben Sie Ihr Atelier aufgeschlagen,“ rief der Graf, indem er in die offene Thür eines zweiten Zimmers trat. „Lassen Sie doch sehen, was auf Ihrer Staffelei steht?“

„Es ist eine Ansicht aus Nizza mit einer Terrasse im Vordergrund, die ich oft besuchte.“

„Ich erinnere mich. Aber nicht ihrer Schönheit wegen, sondern weil ich dort eine Frau wieder sah, deren Spur ich seit Jahren verloren hatte — die junge Fürstin Delando. A propos, haben Sie sie kennen gelernt, Hasten? Sie soll mit ihrem Gemahl seit einiger Zeit hier sein.“

Eine leichte Röthe überflog die feinen Züge Hastens, der mit einem Lichte neben dem Grafen stand.

„Ich sah sie oft, schon den letzten Sommer in Nizza, aber wie ich höre, empfängt sie Niemanden.“

„Das wäre! Ich bin hergekommen, um ein gewisses Lied noch einmal von ihr singen zu hören, und dazu ist doch vor Allem nöthig, daß sie meinen Besuch annimmt. Morgen werde ich den Versuch machen und schlage Ihnen vor, Sie dort einzuführen.“

„Sie kennen den Fürsten, Ramier, und seit längerer Zeit?“

„Ja. Aber das ist eine lange, mysteriöse Geschichte, die ich Ihnen ein andres Mal erzählen will. Jetzt sagen Sie mir, wie Sie Ihren Abend auszufüllen gedenken?“

Hasten sah nach der Uhr.

„Gut, daß Sie mich daran erinnern und mir dadurch einen ungnädigen Blick ersparen. Ich habe eine Einladung. Begleiten Sie mich, Graf, ich verspreche Ihnen einen sehr freundlichen Empfang.“

„Gehen wir; und sagen Sie mir unterwegs, zu wem,“ sagte der Graf, seinen Hut nehmend.

Die schöne Bestimmung der Frau von Sandern lag in kleiner Entfernung von dem geräuschvollen Theil Baden-Badens, und sie bewohnte, seit dem Tode ihres Mannes, dieselbe allein mit ihrer Tochter. Als die beiden jungen Männer sich dem Gartenthor näherten, sahen sie den Garten glänzend mit bunten Laternen erleuchtet und im Hintergrunde die weiße Fassade des Hauses durch die Bäume schimmern.

„Wie spät Sie kommen, Herr von Hasten!“ rief ihnen aus einer der Alleen eine helle Stimme entgegen; „wenn nicht grade jetzt meine Illumination am hübschesten wäre, würde ich Ihnen nicht verzeihen.“

„Pardonnez-moi c'est le droit des femmes et des anges, Fräulein Alice,“ sagte Hasten, sich lächelnd vor einer jungen Dame verbeugend, die ihnen von Löwenkron geführt entgegentrat. „Ich bringe Ihnen dafür noch einen Bewunderer Ihrer bezaubernden italienischen Nacht — Graf Ramier.“

„Das ist der Geist, der stets verneint?“ fragte sie, Hasten mit ihren schelmisch lachenden, blauen Augen anblickend und den Grafen begrüßend.

„Urtheilen Sie selbst, mein gnädiges Fräulein,“ sagte dieser, indem er an ihrer Seite dem Hause zugeing. „Frauen gegenüber verneine ich nur aus Furchtsamkeit.“

Hasten folgte mit seinem Freunde und sah ihm bei der ersten Laterne forschend ins Gesicht. Es war zufällig eine erleuchtete rothe Rose und daher kam es wohl, daß die Blüge des jungen Mannes so rosig glüheten.

Unter der erleuchteten Veranda des Hauses war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt.

Frau von Sandern empfing die Herren mit vornehmer Sicherheit, aber Hasten nicht ohne einige Zurückhaltung, die freilich nur ihm fühlbar war.

Die Gesellschaft lachte und plauderte, die jungen Mädchen durchflatterten alle Wege des Gartens und konnten sich nicht satt sehen an der „reizenden Illumination,“ die jungen Herren konnten Fräulein von Sandern nicht genug Freundliches darüber sagen, bis das Zeichen zum Souper gegeben wurde.

Hasten bot Frau von Sandern den Arm und sie traten durch eine Reihe eleganter Zimmer in den Speisesaal.

Man setzte sich, die Bedienten servierten und über die reichbesetzte Tafel hin schwirrte die Unterhaltung. Auf allen Gesichtern lag der Schimmer einer heitern Erregung, nur Frau von Sandern und Hasten erschienen ernst.

„Ich hatte heute einen Brief Ihres Vaters, lieber Hasten,“ sagte sie, ihn mit einem ihrer eigenthümlichen klaren Blicke ansehend. „Er spricht seine Freude darüber aus, daß sein Sohn sich in meinem Hause wohlfühle . . .“ setzte sie mit einigem Bögem hinzu.

„Und wie recht hat mein Vater, gnädige Frau — wenn auch vielleicht nicht in seinem Sinne,“ sagte Hasten leise.

Beide schwiegen eine Weile.

„Es ist gut, daß Sie aussprechen, was mir schon seit einiger Zeit klar geworden ist. Es schmerzt mich — ich hatte es gewünscht — aber wir dürfen nicht mehr daran denken.“

Hasten hatte ihre Stimme nie so weich gehört und die offne Einfachheit ihrer Worte berührte ihn wie ein Vorwurf. Es wäre ihm leichter gewesen, wenn sie be-

leidigten Stolz gezeigt hätte. Er folgte bewegt ihrem Blick, den sie auf ihrer Tochter ruhen ließ.

Alice war in diesem Augenblicke, in dem lustigen rosa Kleide und den frischen Blumen im Haar, die auf ihren vollen weißen Hals niederfielen, ein liebliches Bild der Jugend.

Bald plauderte sie munter mit Löwenkron, bald bemühte sie sich, zu Ramiers Sarkasmen ein ernstes Gesicht zu machen, aber die Grübchen in ihren Wangen lachten immer fort.

Da lag sie vor ihm, die blühendste Wirklichkeit, und er brauchte die Hand nur auszustrecken, um sie sich zu eigen zu machen — und dort in der Ferne winkte das nebelhafte Phantom, das er mit glühender Phantastie anbetete und das ihn, wenn er folgte, mit sich fortreißen mußte in den Abgrund.

Und er folgte! — In wirrer Hast trugen ihn seine Gedanken fort aus dem Gaukelspiel der Gesellschaft dem Schatten nach, durch rauschende Palmenwälder, bis zu den Ufern eines stillen Sees, auf dem sich weiße Blüten geheimnißvoll wiegten und ihn berauschten mit ihren Düften. —

„Herr von Hasten,“ rief Ramier, „wollen Sie Fräulein von Sandern nicht bestätigen, daß ich einst eine Audienz bei der Königin Pomare hatte und von ihrer Majestät mit gebratenen Ratten und marinirten Schnecken bewirthet wurde?“

Man lachte, die Damen sprachen lebhaft ihren Abscheu aus und bekämpften denselben mit den feinen Confitüren des Desserts und der leichte Schaum der Unterhaltung sprudelte und perlte wie der Champagner in den Gläsern.

Die Gesellschaft hatte sich verabschiedet; Löwenkron mit einem so herzhaften Händedruck von Hasten, daß dieser an seinen Erfolgen nicht zweifeln konnte.

Hasten ging allein mit Ramier dem nahen Baden-Baden zu, das schon in tiefem Schlummer lag; nur die Fenster einer schönen Villa am Fuß des Berges waren noch matt erleuchtet.

„Dort wohnt der Fürst Delando,“ sagte Hasten.

„Ach warum stöhet nicht Bülbül ein ewiges Loblied vor den Fenstern der schönen Indierin!“ rief der Graf in declamirendem Tone. „Mirza Schaffy, Du sprachst mir aus der Seele.“

Ich sah sie nur einzig Mal und dann nicht mehr,  
Da sah ich einen Himmelsstrahl, und dann nicht mehr.  
Im Saal des Festes sah ich sie entschleiern sich,  
Da war das Paradies im Saal, und dann nicht mehr. —

„Sie scheinen ein außerordentlicher Bewunderer der Fürstin zu sein, Graf?“

„Bewunderer? Nein, das ist nicht das Wort,“ sagte dieser und steckte sich eine Cigarre an, „ich bewundere nie Etwas, außer meinen Araber. Nun, mi-

diesem Araber bin ich in Nizza vier Wochen lang täglich an ihrem Hötel vorbeigeritten, habe ihn vor ihrem Fenster niederknien lassen und sie . . .“

„Und sie hat Ihnen Zeichen ihrer Gunst gegeben?“ unterbrach ihn Hasten.

„Ja, wenn Sie wollen. Sie hat nicht ein einziges Mal auch nur den Kopf erhoben. Ich gestehe, daß mich das merkwürdig interessirte, der ich nur an die Frauen europäischer Cultur gewöhnt war.

Kommen Sie, Hasten; die Nachtlust ist erfrischend, ich will Ihnen die Geschichte erzählen, die ich Ihnen versprach.“

Sie stiegen die Höhe hinan und die reizende Landschaft, vom Mondlicht übergossen, lag vor ihnen.

„Ich brachte vor vier Jahren den Winter in Venedig zu,“ begann Ramier, „und hatte mich an Abenteuern, Gesellschaften und Gondelfahrten schon völlig müde genossen, als in den vornehmen Kreisen die wunderlichsten Gerüchte aufstauhten über die Rückkehr eines jungen Fürsten Orlando aus dem Orient. Er sollte sich lange dort aufgehalten und nebst andern Merkwürdigkeiten eine Hindu als Gattin mitgebracht haben.

Man sagte, der Vater des Fürsten, einer der stolze Patrizien Venedigs, sei sehr unzufrieden mit der Heirat und wolle sie nicht anerkennen. Die Herren sprachen von der Indierin als von einem Wunder der Schönheit, die Frauen behaupteten, sie sei abschreckend wie Medusa selbst; gewiß ist aber, daß Niemand sie gesehen hatte.

Ich verschaffte mir Empfehlungen an den Vater des Fürsten und wurde bei ihm auch mit seinem Sohne bekannt, aber nicht näher, da er Fremden gegenüber ein unzugängliches Wesen hatte.

Uebrigens halfen meine Anstrengungen nicht das Geringste, dem Geheimniß ins Auge zu schauen, und ich war mit den neugierigen Venetianerinnen nicht wenig überrascht, als man eines Tages sagte, der Fürst Orlando sei von der Liebeshwürdigkeit seiner Schwiegertochter so sehr bestochen, daß er beabsichtige, ein glänzendes Ballfest zu geben und sie in die höchsten Kreise einzuführen. — Der Fürst Orlando bewohnte einen der schönsten alten Paläste und als ich an dem bestimmten Abend die breiten Marmortreppen hinaufstieg, empfing mich ein solches Lichtmeer und eine Pracht der Ausstattung, daß ich mich in die stolze Zeit Venedigs zurückversetzt glaubte. Ich hatte mich verspätet und in den Sälen wogte schon der Tanz bei den rauschenden Klängen der Musik. Ich durchschritt sie und einige der Zimmer, in welchen die Elite der Aristokratie versammelt war; aber ich konnte keine fremde Erscheinung entdecken und auch den Fürsten sah ich nicht.

Ich näherte mich einem bekannten Kreise und hörte, daß die Fürstin wirklich mit ihrem Gemahl erschienen

sei. Die Herren waren voll ungetheilter Bewunderung; aber auf den Gesichtern der in höchstem Schmuck strahlenden Damen las ich ein gewisses Etwas, das mich unbefreiend erheiterte.

„Welch überseeische Tournüre — hörte ich sagen — und welche Idee sich von Kopf bis zu den Füßen in einen weißen Shawl einzuhüllen — der unheimlich mit blutrothen Hieroglyphen durchwirkt war . . . Sie soll die Witwe eines Rajah sein, sagte eine sanftere Stimme. „Dann wäre sie ja verbrannt, Mama,“ bemerkte ein sehr junges Mädchen, eingedenk ihrer letzten Lektion.

„Sie wird wohl eine Bajadere gewesen sein,“ nälte eine Dame, deren magere Schultern einen weniger bajaderehaften Anzug wünschenswerth gemacht hätten. —

Ich war genügend vorbereitet und eilte selbst zu sehen. An der entgegengesetzten Seite des Ballsaales öffnete sich eine neue Reihe Zimmer und dort sah ich den jungen Fürsten Orlando in einer Thür stehen. Ich war im Begriff, mich ihm zu nähern, als ich seinen Vater dicht an ihn herantreten sah, und glaubte ihn sagen zu hören: Ein Fremder verleumdet dort Deine Gattin, in meinem Zimmer sind Pistolen.

Der junge Fürst fuhr auf und beide entfernten sich so schnell, daß ich sie aus den Augen verlor. Ich folgte in derselben Richtung, wurde aber von Bekannten aufgehalten, so daß einige Minuten vergingen, ehe ich das letzte dieser Zimmer erreichen konnte.

Es war ein halbrundes Gemach von kostbarer Einrichtung und nur wenige Personen befanden sich dort.

Zweifeln Sie, daran daß ich blasirt bin, lieber Hasten? unterbrach sich Ramier plötzlich.

„Nein,“ erwiderte Ralph lakonisch.

„Nun, Sie thun recht daran. Aber ich versichere Sie, die Scene, welche ich sah, überraschte mich so sehr, daß ich wie angewurzelt stehen blieb.

Da saß sie in ihrer wunderbaren Schönheit, diese Blume aus dem Märchenlande.

Sie war bleich, aber nicht von unsrer krankhaften Blässe, sondern von jenem eigenthümlichen Colorit, wie nur die Sonne der Tropen es hervorbringt.

Ihr bläulich schwarzes Haar war phantastisch geordnet und fiel, von Perlenchnuren durchflochten, bis zum Nacken herab. An die zarten Glieder schmiegte sich der weiße Atlas und Armbänder, in denen große Rubinen wie einzelne Blutstropfen glänzten, umschlossen über dem Ellbogen die nackten, vollen Arme.

Vor ihr stand ein Mann, in der bunten, edelsteinfunkelnden Tracht der Orients.

Seine gedrungene Gestalt war vorgebeugt und das sehr dunkle, härtige Gesicht von einem Ausdruck so wilder Schadenfreude entstellt, daß er mir den Eindruck

eines Raubthiers machte, welches auf seine Beute stürzen will.

In diesem Augenblick trat Orlando herein. Mit fast tonloser Stimme befahl er dem Indier, hier die Beleidigungen zu wiederholen, die er gewagt habe auszusprechen. Der Fürst war blaß wie der Tod und in dem glänzend eiselirten Stahl seiner Waffe flimmerten die Lichter der Candalaber.

„Ich fordre meine Gattin von Dir zurück, um an ihr den Sohn zu rächen, den sie gemordet hat,“ sagte der Indier, während seine funkelnden Augen Blitze schossen. Seine Hand umklammerte den Dolch, welchen er im Gürtel trug.

Wenige der Umstehenden hatten seine Worte verstanden, aber Jeder begriff instinctiv, daß es sich hier um Tod und Leben handle.

Die Fürstin hatte ihre Arme wie abwehrend erhoben, jetzt kreuzte sie dieselben über der Brust und sagte leise: „Tödtet mich.“ Der Fürst stand noch einen Moment unbeweglich, dann ging ein Zittern durch seine Glieder und er schleuderte das Pistol zu den Füßen seines Gegners nieder.

„Glender,“ sagte er mit einem Blick unaussprechlicher Verachtung, „wasche Deine Hände rein von dem Blute ihres Vaters und dann fordere Rechenschaft von mir!“ —

Ein leiser Schrei entfuhr den Lippen der Fürstin und sie sank bewusstlos in die Arme ihres Gatten, der sich zu ihr niederbeugte. Er hüllte sie in ihren Shawl und trug sie in ein anstoßendes Gemach, das sich hinter ihm schloß. Als ich mich umsah, war auch der Orientale verschwunden und die entfesselte und neugierige Menge drängte sich in das Zimmer.

Wahrscheinlich hätte ich Gelegenheit gehabt, die verschiedensten Manifestationen der Nächstenliebe auf den Gesichtern zu studiren, aber ich war müde und bemerkte nur zufällig beim Fortgehen, daß sie sich bei der Dame, welcher ich die authentischen Nachrichten über die Vergangenheit der Fürstin verdankte, durch höhnisches Lachen äußerte und daß ihre Schultern weniger mager aussahen als vorher.

„Und Sie wissen nicht, was weiter geschah?“ fragte Ralph hastig, als der Graf schwieg.

„Nein. Ich hörte nur, daß Orlando mit seiner Gemahlin noch in derselben Nacht abgereist sei. Erst vier Jahre später sah ich Beide in Nizza wieder und lernte sie kennen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Die Form der Confections ist wohl nun festgestellt: man ist bei den kurzen geblieben, unter denen man das Kleid sieht.

Die Paletots und die Mäntel von Sammet und veloutirtem Tuche sind mit reichem Posament oder auch mit Guipure verzirt. Die Filzfarbe, Ponceau, Grau und Blauviolett stehen mehr als je in Gunst und die schmalen Besätze von gelocktem grauen Astrachan werden sich vorzugsweise auf rockförmigen Confections zeigen, die man vielfach tragen dürfte.

Plüschpaletots trägt man namentlich jetzt im Herbst auf dem Lande.

Die runden Gürtel trägt man noch immer, selbst auf den knapp anliegenden Paletots, obgleich dies nur für schlanke Toiletten paßt.

Die runden Hüte erhalten sich noch immer in der Herrschaft, aber auch die geschlossenen Stadthüte kommen allmählig zum Vorschein. Wir sahen einen in der Empire-Form, Schirm und Kopf von schwarzem Sammet mit glattem Bart, auf dem sich ein Schmetterling befand, wie ein ganz ähnlicher am Schirmrand zugleich mit einer weißen Feder, die an der Seite nieder fiel. Im Innern des Hutes war ein Streif von ponceau Sammet mit goldenem Kettchen und einem Schmetterling in der Mitte. Bindebänder von schwarzem Taffet.

Ein anderer Hut war von perlgrauem Sammet; eine blauen Feder fiel von der Mitte des Schirmes trauerweidenartig an der linken Seite herab. Der Bart zeigte Cameen, von denen drei durch eine venetianische Kette verbunden, um den Schirmrand liefen.

Die Posamente werden als Besatz und Ausputz modischer als je sein. Wir haben bereits die neuesten gesehen und müssen sie ungemein schön nennen. Das Neueste sind die Gürtel und Schnallen von Posament. Da die Leibchen immer kürzer gemacht werden, so fühlt man das Bedürfnis, den Gürtel höher hinauf gehen zu lassen.

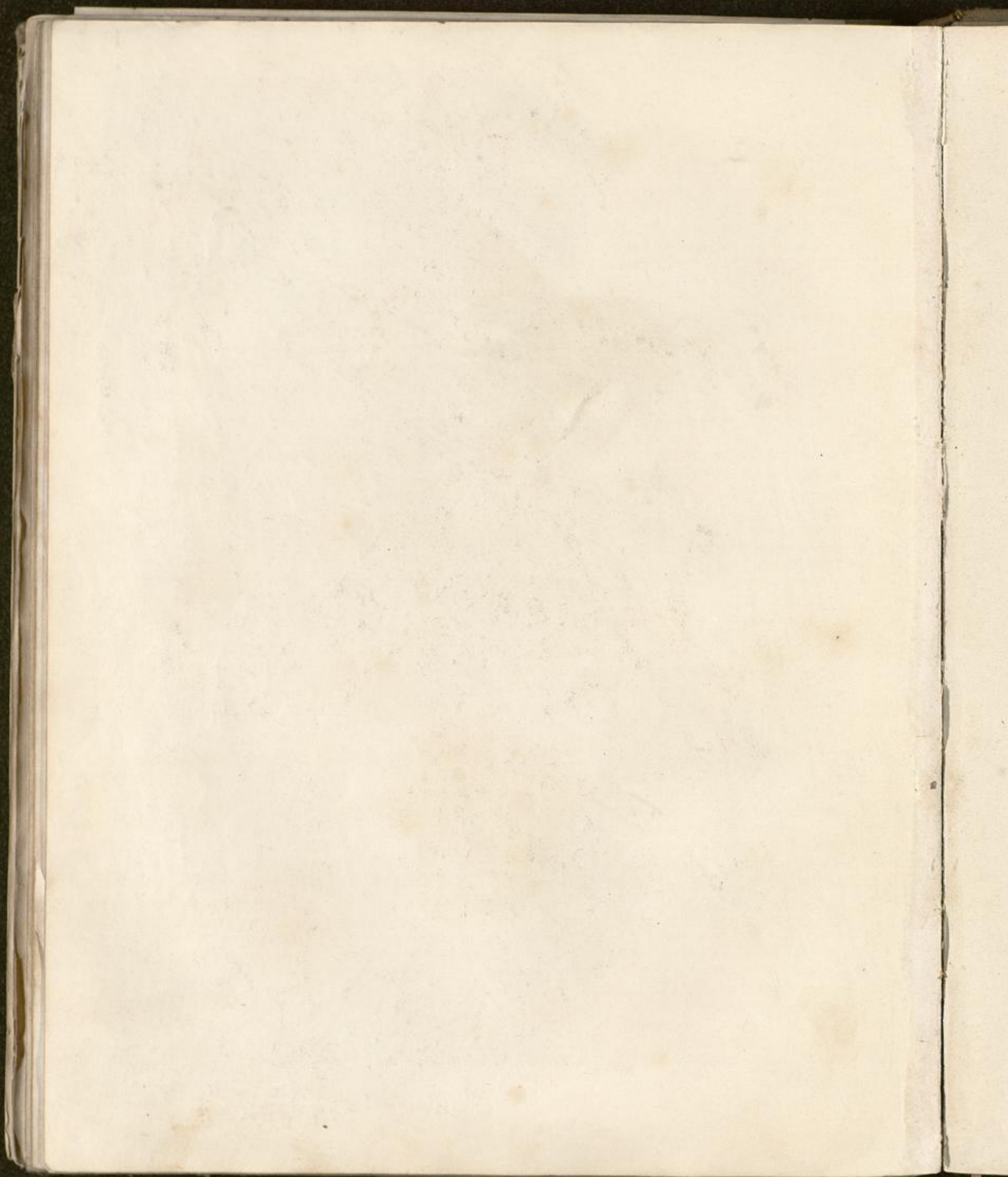
Weiter theilt man uns mit, daß die Röcke meist einfarbig sein werden, aber von den schönsten Seidenzeugen; auch wiederholt man, was wir bereits andeuteten, daß man in der That kurze Röcke zu tragen beabsichtigt. Warum auch nicht, da man jetzt die langen Röcke durch lästige Schnüre und andere Vorrichtungen doch zu kurzen macht?

Man fragt ferner, ob die Paletots auch im Winter von demselben Stoffe sein würden wie das Kleid. Darauf



46 1865

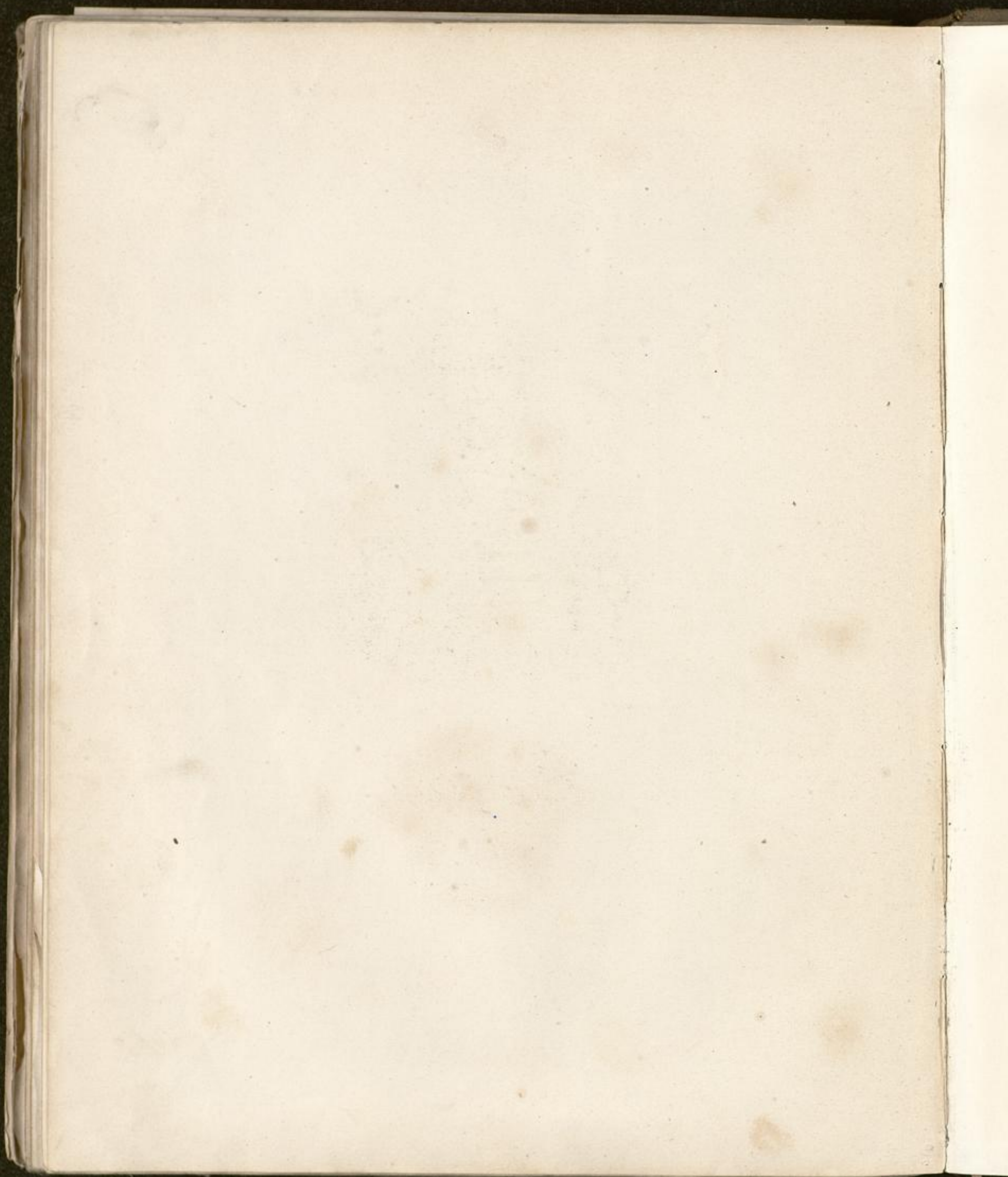
ALLGEMEINE MODENZEITUNG





ALLGEMEINE MODENZEITUNG







*Nach einer Photographie*

*Stich u. Druck v. Neff, Leipzig*

*Birklebach;*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*



kann man unbedingt mit nein antworten. Die Winterkleider können doch nur von Sammet oder Tuch sein; allerdings aber wird man die Harmonie der Farben wahren, auf die man jetzt soviel Werth legt, man wird demnach die Farben so ähnlich wie möglich suchen ohne sich um die Stoffe zu kümmern.)

Die Leibchen werden mit Gürtel oder mit Schößen und die Aermel eng und lang sein.

Die Mode der Jäckchen erhält sich vollständig.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 40.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Runder Hut von braunem Stroh mit einer langen schwarzen Feder und einem großen Gazeschleier; Kleid von einfarbigem Linos, durch geknöpfte Patten unten aufgenommen über einem Rocke von gleichem Stoffe; kurzer Paletot mit Besatz unten herum, wie an den Aermeln oben und unten und mit einem ganz kleinen Capuchon; kleine Krause; kleine Unterärmel; Cravattenband; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Griechischer Haarputz mit rothem Bande; Rock von einfarbigem Foulard; Leibchen à la Watteau von grauschwarzer Seide, mit Rücken von rothem Taffet garnirt, die Aermel an der Innenseite offen und da ebenfalls mit rothen Taffetruchen besetzt; Falten-Chemisette, über welche rothe Taffetruchen gehen; gelbe Glacéhandschuhe; Jächer; Schuhe.)

3. Fanchon-Hut von schwarzem Tüll, mit schwarzen Perlen und blauem Sammet ausgeputzt; blaue Bindebänder; Kleid von braunem Taffet, ganz unten auf dem Rocke ein kleiner Volant mit schwarzen Spitzen darüber; hohes rundes Leibchen mit engen langen Aermeln; kleiner Kragen und kleine Stulpen; Burnus von schwarzen Spitzen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Weißer Krepphut mit Blumenansatz und einer hinten hinabfallenden Schärpe; weiße Bindebänder; Kleid von silbergrauer Seide mit Besatz von schwarzem schmalen Sammetband; Paletot von schwarzem Atlas mit Besatz von breiten schwarzen Spitzen; kleiner Kragen; kleine Stulpen; dänische Handschuhe; Taschentuch; Stiefelchen.

### Ertrablatt.

Oben drei verschiedene Chemisettes, die mittlere mit feingehäkeltem Einsatz.

Gürtel von Seide, mit Sammetbesatz und Perlmutterknöpfen, an der Seite geschnürt.

Zwei Unterärmel und zwischen denselben ein Kinderkleidchen.

Zwei Chemisetten mit neuen Kragen.

Zwei Unterärmel und zwischen denselben eine Chemisette mit blauem Besatz, mit spanischem schwarzen Spitzen-Jäckchen und Gürtel darüber.

### Stahlstich N<sup>o</sup> 40.

#### Freiherr von Reichenbach.

(Nach einer Photographie.)

Freiherr von Reichenbach, der sich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften einen hervorragenden Namen erworben und der Industrie durch Entdeckung des Paraffin und des Kreosots neue Quellen eröffnet hat, ist in Stuttgart zu Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, studirte in Tübingen, hat sich nach einem vielfach bewegten Leben aus dem Geräusch der Welt zurückgezogen und lebt, obgleich Ehrenbürger seiner Vaterstadt, unsern Wien, bei dem Dorfe Grinzig, in seinem auf einem Berge gelegenen Schlosse Reichenberg fort und fort seinen Studien.

Außerhalb des Kreises seiner Fachgenossen, in der ganzen gebildeten Welt, machte seine Darstellung der Theorie vom Ode, die er zuerst in vortrefflich geschriebenen Odischen Briefen in der Allgemeinen Zeitung dem Publikum vorlegte, das allgemeinste Aufsehen.

Diese Od-Theorie besteht kurz in Folgendem:

Unter so manchen Fähigkeiten, die in uns verborgen liegen, finden wir in einer ansehnlichen Anzahl von Menschen eine eigenthümliche Reizbarkeit, vermöge deren sie empfänglich werden für gewisse, bisher fast unbeachtete Ausströmungen aus organischen und unorganischen Körpern, die für das Allgemeingefühl durch Einwirkung ähnlich denen der Wärme, für das Auge in seinem Lichtergusse im Finstern und für die übrigen Sinne in spezifischen Erregungen erkennbar werden. Freiherr von Reichenbach nennt diese Fähigkeit *Sensitivität*. Sie findet sich in niedern Stufen bei den allermeisten Menschen, in den höhern bei fast allen stark nervenreizbaren Personen. Die Kraft, die sich in dieser Weise zu erkennen giebt, nennt Reichenbach *Ode*; er giebt ihr eine Stellung zwischen Electricität, Magnetismus, Wärme und Licht und meint, sie sei durch die ganze Welt verbreitet.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig

### Gicht- und Hämorrhoidalleidende

consultirt brieflich  
Dr Müller in Coburg.

Kranke dieser Art, welche in einen schriftlichen Verkehr mit ihm zu treten wünschen, wollen sich vorher durch seine Schriften, die in jeder Buchhandlung für ein Billiges zu haben sind, mit dessen Heilverfahren bekannt zu machen suchen

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheirateter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucher, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit, und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen, zugesichert. Adresse R. R. R. poste restante frei Weimar.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben:

### Des Sängers Lieblinge.

Zwölf Bildnisse berühmter Componisten des  
Männergesangs

in Stahlstich von A. Weger, mit biographischem Text  
von Müller von der Werra.

gr. 8. in feinem Umschlag broch. 10 Ngr.

### NEUE TÄNZE

von  
**Carl Faust, H. Herrmann**  
u. **A. Parlow.**

Im Verlage von Julius Hainauer in  
Breslau erschienen soeben und sind vor-  
rätbig in allen Musikalienhandlungen:

**Carl Faust's**  
Op. 128. *Ida Galopp* 7 1/2 Sgr.  
Op. 129. *La Tambola*. Polka Mazurka.  
7 1/2 Sgr.  
Op. 130. *Qui pro quo*. Polka. 7 1/2 Sgr.  
Op. 131. *Mein Eigen*. Polka. 7 1/2 Sgr.  
Op. 132. *Waldmeister*. Polka. 7 1/2 Sgr.

**H. Herrmann's**  
Op. 15. *Alexandra-Quadrille*. 10 Sgr.  
Op. 17. *Liebesträusschen*. Polka-Maz.  
7 1/2 Sgr.

**Alb. Parlow's**  
Op. 84. *Glocken-Galopp*. 7 1/2 Sgr.  
Op. 93. *Schänzli-Polka* 7 1/2 Sgr.  
Sämmtliche Tänze sind auch für  
Orchester erschienen.

Von Carl Faust's neuen Tänzen sind  
gleichzeitig Ausgaben für Piano zu vier  
Händen, für Piano und Violine und für  
Piano in leichtem Arrangement edirt  
worden, Kataloge stehen auf Verlangen  
gratis zu Diensten.

Im Verlag der Rosberg'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und  
durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Französische Conversations-Grammatik.

#### Anleitung

zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache  
nach einer neuen Methode

von

**Bernhard Blanchard.**

1865. 20 Bogen. Preis 15 Ngr.

Um den Schuldirectoren, Lehrern und Lehrerinnen der französischen Sprache Ge-  
legenheit zu geben, dieses vorzügliche, nach einer neuen und praktischen Methode bear-  
beitete Lehrbuch bebüß der Einführung in Schulen ic. kennen zu lernen, steht die  
Verlagsbandlung mit Gratis-Exemplaren gern zu Diensten.

**Briefmarken** aller Länder empfehle in größter Auswahl unter  
Garantie der Echtheit zu den billigsten Preisen.  
Neueste Cataloge mit beigedruckten Verkaufspreisen, deren Vorzüglich-  
keit anerkannt, werden gegen franco Einsendung von 4 Ngr. franco  
versandt.  
**Christian Mann, Leipzig.**

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

### LEIPZIG.

Unter a. n. erscheinenden top  
metischen Mitteln gegen das

#### Ausfallen der Haare

und vorzüglich zur Wiederherstellung des  
Haarwuchses auf schon fast gewordenen  
Gehirten nimmt

**Johann Andreas Hauschild's**

vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als  
Tausend bei mir zu Lebermaße mit  
ausliegende Dant- u. Anerkennungs-schreiben,  
meist von Personen aus den höhern Ständen,  
bestätigen die Wirksamkeit desselben und seit  
sämmliche Höfe Europas beziehen den  
Balsam als unentbehrlich

gewerbener Toilettenartikel zur regelmäßig von mir.

Die Wirkung des Balsams ist  
überraschend!

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast  
augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs  
zeigt sich an sich schon länger fast gesehene  
Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in  
wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams  
macht es jedem möglich, sich mit wenig Kosten  
von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen.  
Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte  
wohl zu beachten, daß Hauschild's Balsam  
in Originalpackungen à 1 Thlr. 1 1/2 fl. 20 Sgr.,  
1/4 fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.

Leipzig, Dresden Str. Nr. 2.

NEBEN DER POST.

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE NO. 2.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Ein modernes Duell.

Von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung.)

„Um so weniger können Sie die Fürstin eines Verbrechens für fähig halten,“ sagte Hasten in demselben Tone. Ramier lachte auf.

„Was wollen Sie, noch gestern gab mir ein bleichsüchtiger Poet die bestimmte Versicherung, daß es weibliche Vampyre gäbe und in der reizendsten Gestalt. . .“

Ein eifersüchtiger Argwohn durchzuckte das siebernde Gehirn Hastens, sollte dieser Roue . . .

Es wollte sich nach diesem Gespräch keine andre Unterhaltung mehr anknüpfen; Hasten war zerstreut und eingenommen. Wohin er blickte, schwebte die weiße Gestalt: vor seinen Augen, im bleichen Mondlicht, im Nebel, auf der Bühne, im tanzenden Wellenspiel. Er bog sich tief über das schwankende Geländer.

„Hasten, sind Sie rasend? Sie werden das Holz zerbrechen,“ rief Ramier und klopfte ihm auf die Schulter, „nach den feurigen Weinen der Frau von Sandern würde Ihnen ein kaltes Bad schlecht bekommen.“

Der Nachmittag des folgenden Tages fand Hasten arbeitend in seinem Zimmer. Er hatte es nicht verlassen, weil er Niemand sehen mochte und mit sich uneins war, wie nie zuvor. Wohin sollte diese aufsteigende Liebe führen? Er hatte nicht die frivolen Ansichten Ramiers; die Bande der Ehe waren ihm heilig und es schien ihm Pflicht, die Begegnung dieser Frau zu meiden. Und kannte er sie denn? Er hatte sie oft gesehen, aber nur einmal im Vorübergehen waren ihre Augen den seinigen begegnet und an diesem Blicke hatte er die goldenen Fäden seiner Träume fortgesponnen.

Der nüchterne Morgen und eine abstrakte Kopfarbeit hatten vortrefflich zur Befestigung dieser Entschlüsse beigetragen und Hasten die wiederholte Aufforderung Ramiers, ihn zur Fürstin zu begleiten, abge-

lehnt. Aber jetzt wurde es Abend — und Dämmerung und Einsamkeit sind gefährliche Gesellschafterinnen eines leidenschaftlichen Herzens. Sie flüsteren erst leise und immer verlockender, bis er ihnen endlich Gehör ließ und sich in die süßen Möglichkeiten versenkte, die sie ihm mit glänzenden Farben malten.

Wenigstens das Resultat von Ramiers Besuch konnte er doch wissen und fand es auch schicklich, diesen für den Abend zu sich einladen zu lassen.

Noch einmal setzte er sich nieder, mit seiner Ungeduld capitulirend — dann sprang er auf und zog die Klingelschnur. In demselben Augenblicke klopfte es und Ramier trat ein, in feinsten Gesellschaftstoilette.

„Besitzen Sie ein Klavier, lieber Hasten?“ fragte der Graf nach der ersten Begrüßung, rings im Zimmer umherschauend.

Hasten sah ihn erstaunt an.

„Ich bitte sehr, antworten Sie mir nicht mit der Flöte — ich habe heute der Fürstin Orlando erzählt, daß Sie ein ausgezeichnete Pianist seien und gewiß ihre Lieder zum Entzücken begleiten würden. Sie erwartet Sie heute Abend.“

„Und wenn ich nun nicht Klavier spielte, Graf?“

„Sie sind ein Künstler!“ lachte Ramier. „Warum sträubten Sie sich übrigens mich zu begleiten, Hasten? Die Fürstin kennt Sie ja bereits und bewahrt sogar sorgfältig ein Albumsblatt, welches Sie früher für mich gezeichnet hatten. Faust und Gretchen im Garten, Sie erinnern sich?“

„Warum gaben Sie es ihr, es war nur Skizze und ich kannte damals noch keine Frauenschönheit.“

„Ah, und jetzt? Wenn Sie in Fräulein von Sandern Ihr Ideal verkörpert gefunden haben, so werden Ihre Frauenköpfe künftig weniger der Madonna santa gleichen — sie ist eine kerngesunde Schönheit.“

Hasten lachte über den unverbesserlichen Spötter und erklärte sich endlich — bereit zum Fortgehen. Sie hatte es gewünscht und er widerstand nicht länger.

Sie wurden durch den Vorfaal in ein elegantes Wohngemach geführt, dessen weit offene Flügelthüren auf einen blumenbesetzten Balkon führten, welcher den Blick auf den dämmerigen Park gewährte.

Der Fürst Orlando kam ihnen entgegen und empfing sie in einer etwas ceremoniellen, aber verbindlichen

Weise; die Fürstin begrüßte die Herren, ohne sich zu erheben, und neigte den Kopf noch einmal und tiefer, als Haften ihr vorgestellt wurde.

Neben ihrem Sessel stand ein Mosaiktischchen und nachdem die Herren Platz genommen hatten, fuhr sie fort, die roth und weiß geschnitzten Figuren eines japanischen Schachspieles in ein kunstvoll geschnitztes Kästchen einzupacken.

Graf Ramier zog in seiner lebhaften Weise den Fürsten sogleich in ein politisches Gespräch, an welchem Ralph Theil nahm, aber es wollte ihm nicht sogleich gelingen, sich der Situation zu bemächtigen. Er konnte sich des fröstelnden Zwanges nicht erwehren, welchen die Wirklichkeit so leicht auf phantastische Menschen ausübt.

Obwohl die Unterhaltung in englischer Sprache geführt wurde, die, wie Ramier ihm gesagt hatte, die Fürstin verstand, hatte sie doch noch nicht gesprochen, wie überhaupt nichts als ihr Anzug an eine Frau von moderner Salonbildung erinnerte.

Die ruhige Grazie ihrer Bewegungen hatte nichts Schüchternes und der Blick, mit dem sie zuweilen zu ihrem Gemahl hinüber sah, nichts Unterwürfiges — aber es machte Ralph den Eindruck, als hätte sie den Schleier der orientalischen Frauen in Wirklichkeit gar nicht abgelegt. Er sah ihr zunächst und obwohl er eine Absicht darin fühlte, daß Ramier sich im Gespräch fast ausschließlich an den Fürsten wandte, wollte er wenigstens versuchen, ihre Stimme zu hören.

Er sprach von Nizza und drückte sein Befremden darüber aus, daß sie so spät nach Baden-Baden gekommen seien.

„Die Stille gefällt mir, Sir,“ sagte sie einfach.

Wie süß klang Ralph dieses: I like — war es denn so ganz unmöglich, daß er daran Antheil habe?

Oft schon, wenn ihn die Sehnsucht so übermächtig zu ihr hingezogen, hatte er geglaubt, es müsse eine geheimnißvolle Berührung der Seelen geben, der auch sie sich nicht entziehen könne.

„Meine Gattin fürchtet das geräuschvolle Treiben der Saison,“ sagte der Fürst, „und da ich Alles gesehen habe, war es mir gleich, wann wir herkamen.“

„Chillis,“ wandte er sich nach einer Weile an die Fürstin, „bist Du disponirt, das Versprechen zu erfüllen, welches Du heute früh dem Grafen gabst?“

Sein Ton hatte etwas sehr Rücksichtsvolles und contrastirte fast mit der Unbeweglichkeit seiner strengen Züge.

Die Fürstin erhob sich statt der Antwort.

„Sie wollen so freundlich sein zu begleiten, Herr von Haften?“ fragte Orlando, und als dieser sich verneigte, führte Orlando selbst die Fürstin in den anstoßenden Salon.

Einen Augenblick später stand Ralph ihr an dem geöffneten Flügel allein gegenüber.

„Sie ahnen wohl kaum, Mylady, welcher langgehegter Wunsch mir heute erfüllt wird,“ sagte er leise.

Ihre Hand blätterte in einem Notenhefte und es glitt wie Rächeln um ihren Mund, aber sie antwortete nicht.

Haften bat um die Noten.

„Ich fürchte mich, wenn ich am Flügel stehe,“ sagte sie, indem sie die Blätter in seine Hand legte; „die Klöckchen meines Gamelang klangen besser zu meinen kleinen Liedern, aber ich konnte ihn nicht mitbringen.“

Ralph prälubirte so leise, daß es war wie fernes Glockenklingen, und als sie die Lippen öffnete, fühlte er, wie ihr Athem seine Stirn berührte und ihr Gewand ihn streifte.

Was sie sang, war nicht schön nach unsern musikalischen Begriffen, aber es war eine so neue und seltsame Sprache; es klang so traurig und dann wieder so grell und leidenschaftlich, daß es ihn auf das wunderbarste berührte.

Haften spielte immer vollendet, wenn er dem freien Echo seiner Phantasie folgte, und die Fürstin hatte längst geendet, als seine Finger noch die Reminiscenzen ihrer Melodien wiedergaben, wie sie auf den vibrierenden Saiten seines Herzens nachtönten.

Ein leises Geräusch drang an sein Ohr und als er schnell aufblickte, hingen ihre dunkeln tiefen Augen an seinen Zügen und das süße Gesicht war von Thränen überflutet.

Ralph wußte kaum, was er that, er nahm ihre Hand und küßte sie . . . .

Ramier trat ein und sprach seinen Dank aus und welcher seltner Genuß der Gesang der Fürstin ihm gewährte; aber sie entzog sich seinen Worten und Blicken wie die Sensitive, deren Blätter man berührt, und wieder war es Haften, als sähe er sie verschleiert.

„Wie leidend Du aussehest, Chillis,“ sagte der Fürst, „die Herren werden entschuldigen, wenn Du Dich zurückziehst.“

Sie dankte ihm leise und entfernte sich.

So lange die Fürstin anwesend war, hatte Haften nur weibliche Bedienung bemerkt, jetzt brachten Bediente Erfrischungen und Wein und der Fürst zeigte sich heiterer und gesprächiger als vorher.

Es war für Haften von größtem Interesse, ihn kennen zu lernen. Er schien ein Mann von ausgedehnten Kenntnissen, aber ohne sich gleich klar machen zu können, was es sei, fühlte Ralph, daß etwas in seinem und des Fürsten Wesen auf das schärfste contrastire.

„Orlando scheint in hohem Grade die Fähigkeiten zu besitzen, Menschen und Dinge objectiv aufzufassen,“ sagte Haften auf dem Heimwege.

„Ja, so sehr,“ erwiderte Ramier, „daß ich ihn um diese Eigenschaft, welche allein den Menschen frei macht, beneiden würde, wenn ich sie nicht selbst besäße. Daraus erkläre ich mir auch sein eigenthümliches Verhältniß zu der schönen Phillis. Ich glaube nicht, daß er sie liebt — dann würde er sie nicht geheiratet haben; aber er besitzt seinen Kunstsin und behandelt sie mit derselben Sorgfalt, die er auch einer köstlichen Gemme oder einer unübertrefflichen Waffe widmen würde. Wie gefällt Ihnen seine Lotusblume, Hasten?“

„Ich kann es kaum sagen, Ramier. Sogar über ihr Alter bin ich völlig im Unklaren.“

„Als sie nach Venedig kam, war sie vierzehn Jahre alt, Sie wissen, die Frauen des Orients reifen früh.“ —

Hasten saß noch lange sinnend nach; aber nicht mehr wie gestern in düsterm Selbstgespräch. Er hatte ihre Hand in der seinigen gehalten und mit dieser Berührung waren seine Träume zur Wirklichkeit geworden, zur heißen, sinnverwirrenden Wirklichkeit. —

Ramier kam andern Tags, wie Hasten glaubte, um Abschied zu nehmen, aber er hatte sich entschlossen, noch zu bleiben, und forderte ihn auf, an einem Ausfluge Theil zu nehmen, den er mit Orlando verabredet hatte.

Sie wollten am Nachmittag die alte Schloßruine ersteigen — und heute schwankte Ralph nicht mehr.

Die Fürstin ließ sich die steilere Hälfte in einer Sänfte tragen, dann aber wünschte sie zu gehen. Hasten bot ihr seinen Arm, sie nahm ihn an, und Ramier folgte mit Orlando.

Wo war die Befangenheit, welche Ralph gestern ihr gegenüber gefühlt hatte? Untergegangen in dem Bewußtsein des Glücks, ihr nahe zu sein, dieselbe Lust mit ihr zu athmen, ihren kleinen Fuß vor jedem Steine zu bewahren.

Und sie? Ihre langen Wimpern waren gesenkt und sie erschien still und ruhig wie gestern, aber Ralph hatte gesehen, wie sie erröthete, und ihren Arm leise zittern gefühlt, als sie ihn in seinen legte.

Die unausgesprochene Liebe fühlt sich so reich beglückt an den kleinsten Beweisen der Erwidernng und wächst so riesengroß zu unerfüllbaren Wünschen, sobald das Wort der Lippe entflohen ist.

Es genügte ihm, wenn sie lächelnd eine Blume aus seiner Hand nahm, oder sich fester auf seinen Arm lehnte, wenn der Weg steil emporstieg.

Plötzlich blieb sie stehen und betrachtete überrascht ein unscheinbares Pflänzchen, das sein kleines Leben mühsam von den wenigen Körnchen Erde freistete, die der nackte Fels ihm bot.

„Das wächst auch in meinem Vaterlande,“ sagte sie, „wir nennen es die: Fußtapfen der Weißen, weil man sagt, es folge dem Europäer, wohin er gehe.“

„Und Sie denken dabei mit Sehnsucht an Ihr schönes Vaterland, Mylady?“

„Nein, jetzt nicht — aber ich war lange krank am Heimweh. Ich weiß nicht, woher mir der Wunsch zu leben von neuem gekommen ist.“

Ralph blickte sie an.

Es lag etwas Unerührtes in ihren lieblichen Zügen, aber als sie die Wimpern langsam hob, entzündete es sich wie Sonnenstrahl in ihren Augen an den heißen Blicken des schönen Mannes.

Sie gingen schweigend weiter. Es liegt eine Ewigkeit des Glücks in solchen Augenblicken.

„Wie seltsam, Sir,“ sagte sie endlich, „gestern, als ich zum ersten Male Ihre Stimme hörte, wurden Erinnerungen aus meiner Kindheit in mir wach und mir schien, ich hätte Sie lange gekannt. Reden Sie einmal in Ihrer Sprache, vielleicht hörte ich sie schon und es täuschte mich nur der Klang.“

„In der Liebe kennt man sich, weil man sich liebt — in der Freundschaft liebt man sich, weil man sich kennt“ — sagte Ralph lächelnd.

„Ich verstehe es nicht, Sir.“ Und doch senkte sie die Augen und erröthete.

Sie waren am Fuße der Ruine angekommen und traten an den Rand des Felsvorsprungs. War es die Frische der Luft, war es die Pracht der Landschaft — das Wesen der Fürstin änderte sich plötzlich. Leicht wie eine Gazelle irrte sie auf den Trümmern umher, die träumerische Ruhe ihrer Haltung wich der lebhaftesten Bewegung — sie war sie selbst jetzt, durchhaucht von Licht und Blut.

Die Frauen des Südens kennen nicht die langsamen Entwicklungen und Uebergänge unserer Reigungen, in ihnen flammt die Leidenschaft auf wie der Blitz und beherrscht sie.

Ralph sah es und bebte. Er war wie bezaubert von dem seltsamsten Gemisch kindlicher Naivetät und reicher Weiblichkeit in ihrem Wesen, und begriff erst jetzt, wie ihn das bloße Sehen dieser Frau so widerstandslos gefangen nehmen konnte.

Sie stiegen weiter hinauf zum Felsenbalkon und den Stegen, welche den Abgrund überbrücken. Phillis entschlüpfte Ralphs Arm, um früher oben zu sein, und blickte vorgebeugt und lächelnd zu ihm nieder.

In demselben Augenblick aber bemerkte Ralph, wie der Stein, auf welchem sie stand, sich löste, und wie ihr Fuß ausglitt — die Gedanken vergingen ihm. Er hielt sie in seinen Armen und außer sich vor Schreck und Entzücken drückte er seinen Mund auf ihre erbleichenden Lippen.



Welcher Ausdruck in ihrem Blick, als sie ihn in seinem ruhen ließ. — „Chillis, nun ist Dein Leben mein, ich habe es mir gerettet . . .“ sagte er leidenschaftlich.

Es schwebte ein süßes, verheißendes Etwas um ihren Mund, aber er durfte es nicht hören. Orlando und Ramier näherten sich.

Die Fürstin erwähnte der Gefahr nicht, in welcher sie geschwebt hatte, Orlando fragte, ob sie nicht sehr ermüdet sei, und bestimmte sie, für den Rückweg ihre Sänfte zu benutzen.

Noch ein flüchtiger Gruß und wieder zählte Ralph lange Stunden, Tage vielleicht, wo er sie nicht sehen sollte.

Es hielt Hasten nicht lange in seinem Zimmer, als er nach wirren Fieberträumen den ersten Sonnenstrahl in sein Fenster grüßen sah.

Er ging tief in den Wald hinein, es war ein herrlicher Morgen. Auf den thauigen Blättern und Moosen lag noch der blaue Duft, welchen nur der Herbst so schön webt, und die Farnen neigten sich und nickten zu den plätschernden Cascaden der Bergquellen.

Beim Rückwege ging er an der Villa der Fürstin vorüber.

Ein Reisewagen stand vor dem Hause, welchen Hasten sogleich als den des Fürsten Orlando erkannte. Diener waren beschäftigt, Reiseeffekten hinein zu tragen, und die Pferde stampften ungeduldig.

Hasten wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, und doch konnte er sich weder nähern noch stehen bleiben, um zu sehen, ob sich seine Befürchtungen bestätigten.

War es nicht möglich, daß er selbst der Grund dieser schleunigen Abreise sei? Er wußte kaum, wie viel von dem gefährlichen Gesändniß der Moment ihm entrisen hatte, und vielleicht war ihr Schweigen nur eine Schonung seiner gewesen.

In tödlicher Unruhe lehrte er nach Hause zurück. Ramier konnte ihm keine Aufklärung mehr geben; er hatte schon gestern Abend von ihm Abschied genommen und war mit dem Frühstern abgereist, um erst nach einiger Zeit wiederzukehren; Löwentron hatte er schon seit jenem Abend nicht gesehen, weil er vollständig von seiner „glücklichen Affaire“ in Anspruch genommen war, und Domestiken wollte er nicht mit einer so zarten Gelegenheit betrauen.

Jede Minute entfernte vielleicht die angebetete Frau weiter von ihm — Ralph erlebte Stunden der Qual.

Endlich steigerte sich die Ungewißheit ins Unerträg-

liche und er beschloß um jeden Preis ihr ein Ende zu machen.

„Es wünscht Jemand den gnädigen Herrn zu sprechen,“ sagte der Bediente, als er Hut und Stock brachte.

„Ich mag Niemand sehen! Wer ist es denn?“

Der Bediente öffnete die Thür, das indische Mädchen der Fürstin Orlando trat ein.

„Trägst Du den Namen, Herr?“ fragte sie in gebrochnem Englisch, indem sie Hasten ein beschriebenes Blatt hinhielt.

„Ja. Wer schickt Dich?“

„Meine Gebieterin, Herr.“

„Sie ist nicht abgereist?“

Das Mädchen sah ihn erstaunt an. „Nein, nur der Fürst. Ich habe Dir etwas zu überbringen.“

„So gieb.“

Sie sah schüchtern im Zimmer umher und zog dann aus den Falten ihres Kopfstüches einen Brief hervor, den sie in Hastens ausgestreckte Hand legte.

Er drückte ein Goldstück in die ihrige und hatte schon das kleine Siegel mit hieroglyphischen Zeichen erbrochen, als er bemerkte, wie das Mädchen noch an der Thür stand.

„Hast Du noch etwas zu bestellen, mein Kind?“

„Ich erwarte Deine Befehle, Herr.“

„So komm und hole meine Antwort.“

Sie verneigte sich und ging. Hasten betrachtete einige Augenblicke mit dem Zaudern ungewisser Hoffnung den Brief. Die kleinen englischen Schriftzüge erinnerten ihn an den fremden Accent der Fürstin. Er entfaltete die dustenden Blätter und las:

„Nun weiß ich, warum ich an meine Kindheit erinnert werde, wenn Du zu mir redest. Als ich ein kleines Mädchen war, hielt mich meine Mutter oft auf ihrem Schoße und liebte mich — dann war ich glücklich. Gestern, als ich Deinen Fuß fühlte, war ich es wieder; ich hatte das Gefühl vergessen seit jener Zeit. Bist Du ein Mensch wie die andern in Deinem kalten Vaterland? Ich fürchtete sie Alle — außer Dir.“

„Ich denke an Dich Tag und Nacht. Wenn ich Dich gesehen habe, scheint mir der Himmel so dunkelblau und die Blumen so bunt wie in Alahabad in meines Vaters Garten, mit den mormornen Springbrunnen und der luftigen Veranda.“

„Soll ich Dir von meiner glücklichen Kindheit erzählen?“

„Mein Vater war ein mächtiger Rajah und wir wohnten in einem prächtigen Palast. Er liebte meine schöne Mutter und mich und gab uns Alles, was unsere Augen erfreuen konnte.“

„Ich war immer bei ihr im Harem, half ihr sich schmücken, wenn sie ihn erwartete, und blieb in ihrer

Nähe, wenn er auf seinem Ruhebett lag und sie zu seinen Füßen saß. Sie zürnten nie über meinen Muthwillen, ich durfte mit seinen Ketten und Ringen spielen und er lächelte, wenn ich die goldenen Nadeln aus dem Haar meiner Mutter zog, so daß es sie wie ein Schleier umwallte.“

„Oft hielt mein Vater mich auf seinen Knien und betrachtete aufmerksam bald mich, bald in einem Spiegel sein und meiner Mutter Gesicht, um zu sehen, ob meine Züge auch kunstvoll aus beiden geformt seien, bis er uns Beide in seine Arme zog.“

„So vergingen unsere Tage. Nur die Furcht vor einem Manne, dem, ich weiß nicht warum, mein Vater zuweilen den Eintritt in unsere Zenana gestattete, trübte sie mir dann und wann. Er hieß Shadab und war ein Häuptling vom Stamme der Beludschan, der wild und kriegerisch ist.“

„Er hatte mir nie etwas zu Leide gethan, sondern er suchte mich zu lieblosen, aber ich konnte mein Entsetzen nicht überwinden und schlug sogar einmal nach ihm. Er sah mich mit seinem schrecklichen Blicke an und sagte, ich müsse noch demüthig vor ihm werden. Seit jener Zeit kam er seltener.“

„Ich war elf Jahre alt geworden und es war an dem Tage des Festes, wo die Frauen sich in die Fluten des Ganges tauchen, um sich rein zu waschen von Sünden.“

„Meine Mutter hatte auch mich mit Wasser aus dem heiligen Ströme übergossen, und als die Sonne sich senkte, ergingen wir uns, im Schatten unseres Palmenhaines, um die Luft zu „essen.“

„Mein Vater pflegte uns dort zu geleiten, aber es dunkelte bereits, als wir noch vergeblich seiner harreten.“

„Blötzlich hörten wir einen gedämpften Schrei — wir stürzten mit den Dienerinnen, die uns folgten, nach der Richtung hin — — da lag mein Vater, blutend, todt. Ein Dolch war ihm ins Herz gestoßen.“

„Im Dunkel der Stämme sah ich einen Schatten verschwinden und bei meiner Seligkeit, es ist Shadabs Gestalt gewesen! Ich allein hatte es bemerkt, meine Mutter hatte sich schreiend über den Körper meines Vaters geworfen.“

„Unsere Religion fordert, daß die Witwe sich mit dem Leichnam ihres Gatten verbrenne. Die Europäer haben es verboten, sie nennen unmenschlich, was uns das Mittel ist, in den seligen Gefilden ewig mit dem Geliebten vereinigt zu werden. Sind einige Augenblicke der Qual, ehe die Seelen auf den Flammen zum Himmel empor steigen, nicht besser, als ein ganzes Leben der Einsamkeit und Qual?“

„Die Liebe Eurer Frauen verstehe ich nicht. Sie wollen nicht für einen Mann leben und sterben, sie zeigen ihre Schönheit Allen und wenn er gestorben ist, nehmen sie einen andern.“

„Ich folgte meiner Mutter mit unsern Frauen, als sie zum Tode ging, und hörte Stimmen aus der Menge, die sie zum ersten Mal unverschleiert sah, ihre Jugend und Lieblichkeit preisen. Ehe sie sich in die Flammen stürzte, legte sie ihre Juwelen ab und küßte mich, als sie mir sie gab, aber keine Thräne kam in ihr Auge und ihr Angesicht war freudig. In der Verzweiflung meines Schmerzes wollte ich mich ihr nachstürzen, aber viele Hände hielten mich zurück.“

„Ich kam dann in das Haus eines vornehmen Brahminen, dem mein Vater vertraut hatte. Aber nur zu bald erfuhr ich, daß er mit dem gefürchteten Shadab im Bunde war, denn als mich dieser in kurzem zur Gattin begehrte, verband er mich ihm.“

„Shadab hatte nur nach dem Besitz meiner Reichtümer getrachtet und mein Verdacht steigerte sich zur Gewißheit; aber wenn ich ihn aussprach, drohte man mir und ich war wehrlos.“

„Wie grausam Shadab gegen mich gewesen ist, will ich Dir nicht sagen, weil es Dir Schmerz bereiten würde.“

„Er hatte viele Frauen und sie quälten mich alle, weil sie es ihren Gebieter thun sahen. Sie ehrten mich nicht und ließen mich Mangel leiden.“

„Ich sagte oft, daß ich mich tödten werde, aber sie wußten wohl, daß es nur leere Drohung war, denn Gott hatte meine Thränen gesegnet und mir einen Sohn geschenkt, der meiner bedurfte.“

„Es war Shadabs heißer Wunsch gewesen, denn er besaß noch keinen, aber je mehr er den Knaben liebte, desto mehr haßte er mich, und ich konnte ihm dieselbe Empfindung nicht verbergen.“

„Ich flehte meines Vaters Freund an, mir Mittel zur Flucht zu gewähren, aber er wollte mich nicht hören.“

„Endlich gewann ich sein Mitleid, und er sagte mir, ein vornehmer Europäer seiner Bekanntschaft hätte von meiner Lage gehört und wollte mich mit sich in sein Vaterland nehmen, wenn ich mich zu der weiten Reise entschließen könne.“

„Ich erinnerte mich, den Fürsten Orlando einige Mal aus den Fenstern meiner Gemächer gesehen zu haben, und hatte von einer englischen Frau, die mich ihre Sprache lehrte, viel von Euren Stämmen und Sitten reden hören — ich zauderte nicht, denn unglücklicher werden, als ich schon war, konnte ich nicht.“

„Ich hatte eine Nacht zur Flucht bestimmt, in welcher ich wußte, daß Shadab ein Fest geben wollte.“

„Am Ende unseres Gartens lag ein kleiner See der uns von der großen StraÙe trennte, mein Retter wollte mich dort erwarten.“

Während sich Shadab beim Mahle mit seinen Gästen der lauten Freude überließ und die Klänge der

Musik, welche die Tänze der Bajaderen begleiteten, durch die stille Nacht tönten, verließ ich mit zwei Dienern geräuschlos das Haus.“

„Ich hatte das Kind in meinen Cachemir gehüllt und trug es selbst. Als wir aber unbemerkt den See erreicht hatten, bat mein Mädchen so sehr, es ihr zu überlassen, daß ich es that.“

„Orlando sprach freundliche Worte zu mir und ich dankte ihm für unsere Rettung. Was dann geschah, weiß ich nur noch verworren.“

„Der Rachen stieß heftig an — ich sah, wie meine Dienerin das Gleichgewicht verlor und der Knabe aus ihren Armen in das Wasser glitt.“

„Ach — ach — und er hat die kleine Leiche gefunden und geglaubt, ich hätte das thun können!“

„Erst in der Kajüte des Dampfschiffs, das uns den Ganges hinabführte, erwachte ich wieder zum Bewußtsein meines Jammers. Es war nicht möglich gewesen, das Kind zu retten, und die Furcht vor Verfolgung hatte zur möglichsten Eile gemahnt.“

„Auch in Gallutta durften wir nicht verweilen, obwohl ich sehr krank war und während der ganzen See-reise hoffte, der Schmerz werde mich tödten.“

„Der Fürst war sehr gütig gegen mich; er unterrichtete mich in Eurem Wissen und gab mir in Italien den Namen seiner Gattin. Ich war ihm in Dankbarkeit ergeben, aber er war nie meine Sonne, wie Du es bist.“

„In Venedig forderte er von mir, daß ich mich bei einem Feste, nach der Sitte Eurer Frauen, unverschleiert zeigen sollte, und an dem Tage begegnete mir Schredliches — ich sah Schadad wieder.“

„Noch einmal rettete mich Orlando vor seinen Verfolgungen. Er führte mich fort und wir reissten durch viele Länder, ich weiß nicht wie lange; erst seit Du mir zum ersten Male begegnetest, fing ich an die Tage zu zählen.“

„Seit jener Zeit erschien mir mein Gemahl oft düster, ich fürchtete mich vor ihm und konnte nie zu ihm reden, wie zu Dir.“

„Das kalte Sterben, das Ihr Winter nennt, war auch in meinem Herzen — bis Du mich angeblickt hast.“

„Willst Du kommen, daß ich Dir danke?

Chillis.“

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(M.) Wir kehren zu den langen Röcken zurück, die Ueberzieher namentlich scheinen außerordentliche Verhältnisse anzunehmen und sie reichen bis in die Mitte der Waden. Zwei Schnitte scheinen sich in die Her-

schaft theilen zu wollen, nämlich die lange und weite Twine und der Mac-Farlan. Die erstere hat einen Kragen, der breit sich umlegt, eine Art Pelierine bildet, während vorn die beiden Theile übereinander gehen, breit auf die Brust fallen, mit weit auseinanderstehenden und großen Knöpfen befestigt werden und so sehr breite Revers bilden. Der Rücken ist breit, bezeichnet einigermassen die Taille, hat unten in der Mittelnacht einen Schließ, und an der Seite eine große Patte, welche die Tasche bedeckt. Die Ärmel sind weit und endigen in einem großen Aufschlage.

Der Mac-Farlan hat ebenfalls einen Kragen, der ziemlich breit sich umschlägt und eine Art von Pelierine bildet. Unter diesem Krage kommt aber eine wirklich Pelierine hervor, die sich auf dem Rücken mit der Achselnaht vereinigt und vorn so lang als der Arm herabfällt. Unter der Pelierine ist der Mac-Farlan wie ein Saß geschnitten, der die Arme sehr leicht durchläßt. Vorn wird er mit einer Unter-Patte zugeknöpft und die Pelierine kann durch große Knöpfe ebenfalls ganz geschlossen werden.

Auch der anliegende Ueberzieher gefällt; er hat eine lange, halbbreite Taille und Schöße von mittlerer Länge und Weite; vorn gehen die Theile übereinander mit breiten Klappen.

Die Röcke haben zwei Schnitte, den à la française mit breiten Klappen und Schößen und den schon lange bekannten.

Die Westen haben verschiedene Formen, doch scheinen die mit ziemlich breitem Shawlkragen die meisten Liebhaber zu finden.

Die Beinkleider nehmen mehr und mehr die fast anliegende Form an, so daß man die Gestalt der Beine ziemlich deutlich sieht.

Die Ueberzieher sind einfarbig, braun, perlgrau und halbdunkelblau.

Bei den Beinkleiderzeugen herrschen die Carreaux und die Streifen noch immer vor. Die Carreaux sind im allgemeinen nicht sehr groß und in etwas abstechender Farbe, wie Schwarz auf Blau oder Hellbraun, Braun auf Perlgrau, und die Streifen sind Längen- oder Querstreifen, bisweilen beide vereint.

(F.) Die Rückkehr der dicken Stoffe deutet darauf hin, daß der Prinzessin-Schnitt herrschen wird, da die dünnen Stoffe nicht wohl angewendet werden können, weil sie die nöthige Haltung nicht haben.

Gegenwärtig will man nur die Einfachheit, wenigstens den Worten nach. Die schönen Stoffe sollen diesen Winter keinen Auspuß bekommen. Indessen wollen wir warten.

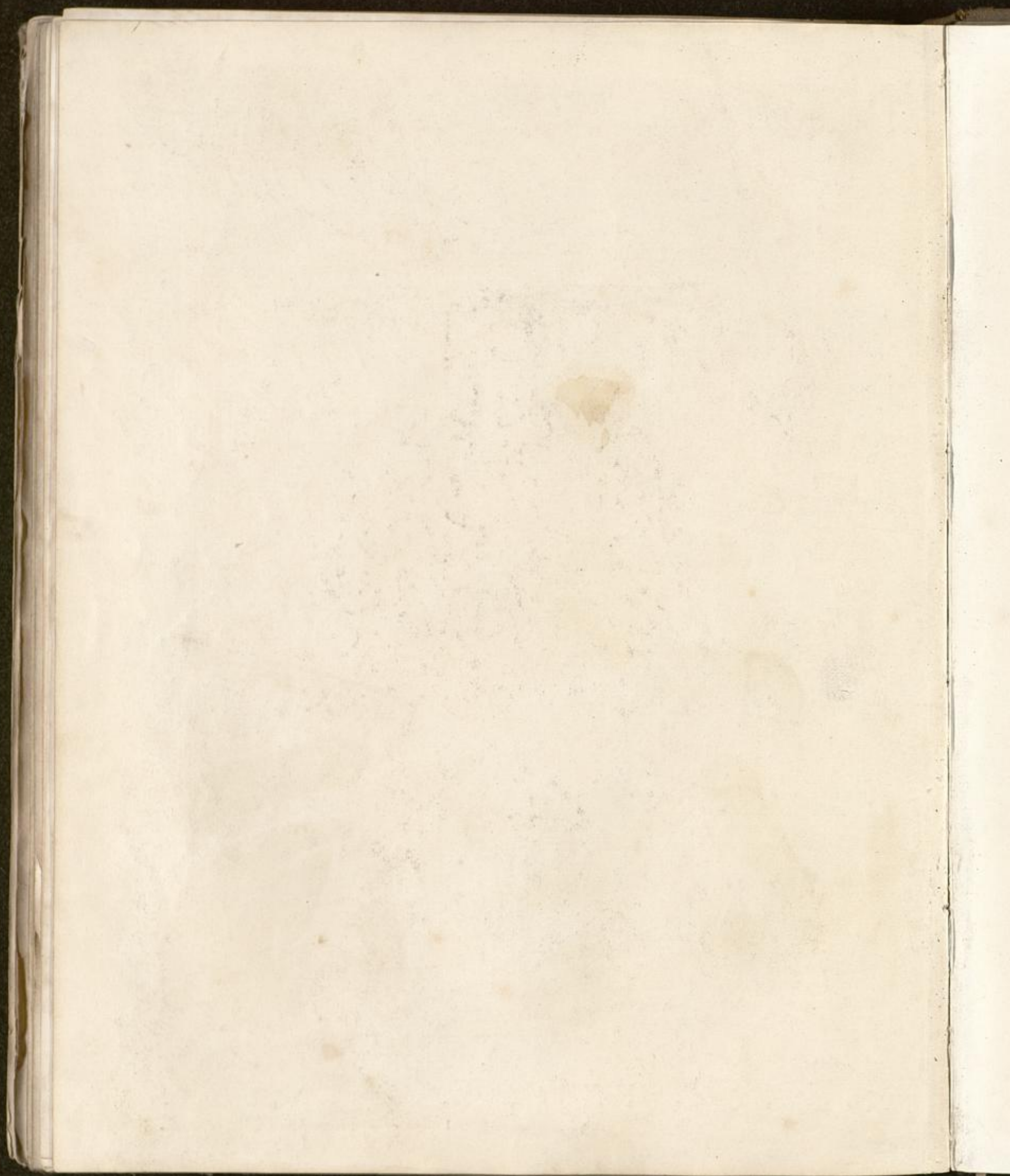
In großer Gunst stehen die Doppelröcke und da muß wenigstens der eine ausgeputzt sein.

Man sagt ferner, diesen Winter würde man die edig ausgeschnittenen Leibchen tragen. Man sieht aller-



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

41. 1865.





Nach einer Photographie

Stich v. Drach u. Wagon, Leipzig

Gruf de la Tour d'Auvergne

Verlag v. Baumgärtner Buchh.

dings zu  
und zwar  
tief vorn  
Puffärmeln  
Tüll-Über  
Auch finde  
Leibchen,  
schön.

Einig  
etwas edig  
men gut  
tragen, w  
Aber auch  
Neu  
refft oder  
veraltet u  
als der M  
drapirt zu  
Lindsey m  
eingesagt i  
mit Tasset  
kürzer ist  
halbrund  
Schößen.  
nicht die  
von Wolle  
Wolle.

Wir  
Chemifette  
Leibchen k

Die

Rosen, m

Die

roquin se

Auf

zwar Fed

Die

farben, fi

schieden h

Braun, L

And

Bolants

hatte; ab

daß man

diesem A

und an e

allerdings

dings zu Dinern und im Theater ausgeschnittene Kleider und zwar im Empire-Schnitt: fest auf den Achseln, sehr tief vorn und hinten ausgeschnitten und mit sehr kleinen Puffärmeln. Nicht sehr gut sehen aber dazu die langen Tüll-Überärmel aus, die am Handgelenk geschlossen sind. Auch finden wir die ganz auffallend tief ausgeschnittenen Leibchen, die man ohne jeden Fichu u. s. w. trägt, nicht schön.

Einige Leibchen sind hinten hoch und sehen vorn etwas eckig ausgeschnitten aus. Sie können wenige Damen gut kleiden. Alle etwas hageren dürfen sie nicht tragen, weil sie die Brust noch schmaler erscheinen lassen. Aber auch den etwas starken stehen sie nicht gut.

Neu ist, daß man das Kleid bald nicht mehr gerefft oder aufgenommen tragen wird; diese Mode gilt für veraltet und gemein geworden; das Kleid, das kürzer ist als der Rock, liegt auf diesem, ohne aufgenommen und drapirt zu sein. Ein Beispiel: Unterrock von schinirtem Lindsey mit gefältem Volant, der mit Taffetröllchen eingefast ist, und darüber ein unten zackig geschnittenes, mit Taffet eingefastetes Kleid, das etwa eine Viertelelle kürzer ist als der Rock. Das Leibchen dazu ist hoch, halbrund und mit Gürtel, bald westenartig, bald mit Schößen. Solche Leibchen haben überdies viel Ausputz, nicht die Hüfte, namentlich viel Glöckchen oder Kugeln von Wolle, Spitzen und Stidereien mit Soutasch oder Wolle.

Wir sahen auch einen Rock von Foulard mit einer Chemisette von Organdi und einem Gürtel, der ein halbes Leibchen bildete.

Die neuen Strümpfe sind sehr schön, mit kleinen Rosen, mit Veilchen u. s. w.

Die Schuhe müssen von farbigem Taffet oder Marquin sein.

Auf den Hüten will man viel Federn tragen, und zwar Federn in der Farbe des Hutstoffes.

Die neuen Stoffe haben noch immer die Mittel-farben, für welche die Mode sich seit langem schon entschieden hat; jetzt verlangt man namentlich Grau, Filsfarbe, Braun, Violett, Leberfarbe und Myrtengrün.

Auch darf ich wohl erwähnen, daß man zu den Volants zurückkehrt, die man freilich nie ganz aufgegeben hatte; aber man hat soviel Besatz in der letzten Zeit, daß man die Volants gar nicht mehr anbringen konnte. In diesem Augenblicke steht besonders die Guipure in Gunst und an einem Seidenvolant ist eine kleine schwarze Spitze allerdings ganz am Orte.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 41.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut in der Empire-Form von Seidentüll, auf dem Schirm weiße Straußfedern mit einem Vogel darüber und einem großen Tüllschleier an der Seite, während unter dem Schirme sich ein Ausputz von rothem Sammet und Blumen befindet; weiße Bindebänder; Kleid von einfarbiger Seide ohne Ausputz, mit rundem grauen Leibchen und engen Ärmeln; schwarzer Sammetpaletot mit reichem Besatz von schwarzen Spitzen; gelbe Glacéhandschuhe; kleiner Kragen; kleine Stulpen; Stiefelchen.

2. Hut von gesticktem weißen Tüll mit Ephen über und unter dem Schirm; weiße Bindebänder; Kleid von einfarbigem Taffet mit hohem glatten Leibchen, vorn mit Perlmutterknöpfen zugemacht; lange enge Ärmel, an der Außenseite mit kleinen schwarzen Sammetpatten benäht, die durch Perlmutterknöpfe gehalten zu werden scheinen; auf dem Rocke vorn herunter eben solche Sammetpatten, die nach unten zu immer größer werden und ebenfalls Perlmutterknöpfe haben; kleiner Krage; kleine Unterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

3. Runder Hut mit breitem braunen Bande, einem blauen Vogel an der Seite und einem langen grauen Schleier, der hinten herabhängt; kleiner Paletot von Seide mit dunklerem Bande und oben mit großen Knöpfen besetzt, um die Taille durch einen breiten Gürtel zusammengehalten; Kleid von demselben Stoffe, unten herum mit vier dunkleren Bändern besetzt; Unterärmel mit geglöckelten Volants und schwarzer Soutaschstickerei; kleiner Krage; Stulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

### Stahllich N<sup>o</sup> 41.

#### Fürst de la Tour d'Auvergne.

(Nach einer Photographie.)

Fürst (nicht Graf, wie aus Versehen unter dem Bildniß steht) Karl de la Tour d'Auvergne-Lauraguais, aus dem berühmten herzoglichen Hause Bouillon stammend, war schon seit der Ernennung Ludwig Napoleons zum Präsidenten der Französischen Republik einer von dessen Vertrauten, wurde später vom Kaiser mehrfach zu geheimen diplomatischen Missionen verwendet, und ist seit Februar 1860 französischer Gesandter am Hofe zu Berlin.



## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Tblr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Tblr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig

Im Verlag der Hoffberg'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Französische Conversations-Grammatik.

Anleitung  
zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache  
nach einer neuen Methode

von  
Bernhard Blanchard.

1865. 20 Bogen. Preis 15 Ngr.

Um den Schuldirectoren, Lehrern und Lehrerinnen der französischen Sprache Gelegenheit zu geben, dieses vorzügliche, nach einer neuen und praktischen Methode bearbeitete Lehrbuch bebüß der Einführung in Schulen etc. kennen zu lernen, steht die Verlagsbuchhandlung mit Gratis-Exemplaren gern zu Diensten.

### Neue Musikalien

im Verlag von Fr. Kistner in Leipzig.

Bennett, W. St. Präludium für das Piano-forte 7 1/2 Ngr.	stimme mit Begleitung des Piano-forte. Ausgabe für Alt oder Bariton. 7 1/2 Ngr.
Chopin, Fréd. op. 10. Douze grandes Etudes pour le Piano-forte. No. 1—12 à 7 1/2 u. 10 Ngr.	— Dasselbe f. Sopran od. Tenor 7 1/2 Ngr.
Hartmann, L. op. 15. Impromptu-Valse pour Piano 15 Ngr.	Mayseder, J. op. 65. Grand Quintette No. 4 pour 2 Violons 2 Altos & Violoncelle. 2 Thlr.
— op. 19. Nocturne symphonique pour Piano. 10 Ngr.	Reissiger, C. F. op. 56. 4me grand Trio pour Piano, Violon u. Violoncelle. Nouvelle Edition en Partition. 2 Thlr. 20 Ngr.
Horn, Aug. op. 20. „Dem Vaterland.“ Gedicht von C. G. Fritzsche für vierstimmigen Männerchor. Part. u. St. 7 1/2 Ngr.	Satter, Gustav op. 66. Sonate für Piano-forte. 1 Thlr. 10 Ngr.
Kücken, Fr. op. 79. „Waldleben“, Concert-Ouverture für grosses Orchester. Part. 3 Thlr.	— op. 68. „A toi mes pensées!“ Romanze pour le Piano. 15 Ngr.
— Dieselbe. Orchester-St. 4 Thlr. 20 Ngr.	Willmers, Rudolph op. 119. „Vision.“ Frescobild für Piano-forte 25 Ngr.
— op. 81. „Schlummerlied“ für eine Sing-	

Für junge Klavierspieler.

### Goldnes Melodien-Album

für das Piano-forte

von A. Klauwell.

Neue Auflage. Band 1—4 à 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese vorzügliche und sehr beliebte Sammlung, welche in vielen Auflagen durch die ganze klavierspielende Welt die beifälligste Aufnahme gefunden — ist fortwährend durch jede Buch- u. Musikalienhandlung zu beziehen. In Leipzig durch die Musikalienhandlung von C. F. Kahnt, Neumarkt 16.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schlög, A. W. (Pfarrer emer.), Der Landpfarrer, oder Erfahrungen und Beobachtungen, Ansichten und Wünsche in Betreff seines amtlichen und außeramtlichen Lebens und Wirkens, zusammengestellt und seinen Amtsbrüdern zur Prüfung, Candidaten und Theologie Studierenden zur thunlichen Beachtung vorgelegt. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlag von Herrmann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

### Graf Izarogy.

Ein Roman

von

Ernst Freiherrn von Sibra.

3 Bände. 8. broch. 3 3/4 Tblr.

Die höchst spannende Geschichte spielt in Deutschland und die Hauptperson ist ein angeblicher Graf Izarogy, der sich für Graf St. Germain oder Cagliostro ausgibt und dadurch verschiedentlich in Familienverhältnisse eingreift und das Interesse lebhaft in Anspruch nimmt.

### Herzog Wallenstein

in

Mecklenburg.

Historischer Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges

von

Julius von Wickede.

4 Bände. 8. broch. 4 1/2 Tblr.

Es ist wohl kaum ein militärischer Schriftsteller befähigter wie Wickede, die obige Episode aus dem dreißigjährigen Kriege anziehend zu schildern. Das Buch wird denselben verdienten Beifall wie alle früheren Arbeiten des Herrn Verfassers finden.

Soeben erschienen:

### Neue Novellen

von

Elise Polko.

6. Folge.

Eleg. broch. 1 1/2 Tblr.

Bernhard Schilde.

In Baumgärtner's Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### The first Letter writer

a Collection of one Hundred Letters on the most familiar Topics.

by

James M'Lean, Esq.

Mit Noten und Wörterbuch.

Zweite verbesserte Auflage. Preis 9 Ngr.

**Strohhutplatt-Maschinen** Handplattmaschinen mit allem Zubehör, neuester Construction sind vorrätzig, G. A. Dehme, Petersstraße 40.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Ein modernes Duell.

Von  
Arthur Stahl.

(Schluß.)

„Meine Gebieterin erwartet Dich, Herr,“ sagte am Abend das Mädchen der Fürstin und hob den schweren Vorhang ihres Zeltes.

Ralph trat ein und stand einen Augenblick regungslos, von märchenhaftem Zauber geblendet. Die bunte Pracht der Teppiche und Stoffe, das gedämpfte Licht der silbernen Lampe, der Duft des Rosenöls und in Liebe zu ihm erglüht das schönste Frauenbild, das je seine Augen sahen. . . . .

„Du fragst, ob ich kommen werde? O Chillis, Du weißt nicht, wie Du geliebt bist . . . .“

Sie flüsterte seinen Namen und zog ihn zu sich nieder auf die seidenen Kissen ihres Divans.

„So — laß mich still in Deinen Armen liegen, daß ich nichts denke und fühle als Dich!“

Ihre dunkel glühenden Augen hingen unverwandt an seinen Blicken, die verloren waren im Anschauen so vieler Lieblichkeit. Ihre leichten, goldschimmernden Gewänder versuchten nicht die reizenden Formen zu verbergen und unter dem leisen Drude seiner Hand fühlte Ralph das zitternde Herz.

Sie war vollkommen Hingebung, diese Tochter Indiens, aber in ihrer Hingebung lag mehr Keuschheit als in der Zurückhaltung der Frau von Welt, eben weil Ralph fühlte, daß, wenn auch andere Lippen sie vor ihm geküßt hatten, doch in dieser Stunde zum ersten und einzigen Male ihr Wesen sich löste aus hemmenden Banden zu freiem Selbstbewußtsein und die Blüte ihres Daseins zur höchsten Vollkommenheit erschloß . . .

Und so flammten ihre Seelen empor zu der Leidenschaft, die aller Rücksicht spottet, weil sie von ewigen Gesetzen beschloffen ist zur Trägerin der Menschheit — zu jener Liebe, die den Genuß reeller Sphären durchgeistigt und zum Sterne des Lebens erhebt, der durch die Schatten der Welt und der Gesellschaft seine funkelnden, erquickenden und entzückenden Lichter wirft . . . —

Aber durch die stille Nacht schritt langsam der Geist der Schuld. Er trug in seinen Händen die ehernen Tafeln, auf denen die Sagen der Menschen eingegraben stehen, und schrieb blutrothe Zeichen.

Hasten verlebte zwei Tage der heißesten und schmerzlichsten Aufregung.

Ein Glück, wie die kühnste Phantasie es ihm nicht gemalt, war ihm zu Theil geworden und so traumhaft schnell, daß er es vollkommen, das heißt ohne Reflexion genossen hatte. Aber für solchen Moment giebt es keine Wiederholung, ja, vollkommeneres Glück scheint dem Menschen so wenig beschieden, daß er selbst Hand anlegen muß, es zu zerstören.

Er wollte Chillis besitzen, um jeden Preis, auch vor der Welt, das hatte er sich geschworen; aber mit diesem Entschlus trat die Wirklichkeit vor ihn hin und mit der Wirklichkeit die Schuld.

Mußte sie nicht auch ihre Zukunft in seinen Armen vergiften? Hatte nicht Orlando heilige Rechte der Dankbarkeit an sie, auch wenn nicht Liebe das Band dieser Ehe geknüpft hatte? O der Gedanken! Das einmal erwachte Gewissen trieb ihn mit Vorwürfen fast zur Verzweiflung, aber sie aufgeben — konnte er nicht.

An diesem Abend sollte er sie wiedersehen . . . . Aber welcher Dämon folgte ihm auf dem Wege zu ihr?

Schuldig — schuldig — flüsterte es ihm ins Ohr — sie verräth ihren Gatten und Dich — wie kann ein Weib rein sein bei solchem Frevel.

Ralph fühlte sich von Todesangst erfaßt, kein Stern erhellte heute seinen Pfad und der Wind raselte unheimlich in den fallenden Blättern.

Nun war er an der Pforte des Parks — an ihrer warmen Brust wollte er das Haupt verbergen vor der schrecklichen Stimme, er stürzte in das Zelt.

Die silberne Lampe flackerte wie zum Erlöschen, der bunte Arras in seinem Ringe flatterte und kreischte in gellen Tönen — sie war nicht da.

„Chillis, Chillis!“

Ralphs Fuß stieß an eine Gestalt, die mit dem Gesicht auf dem Boden lag, sie erhob den Kopf.

„Herr . . . .“

„Wo ist Deine Gebieterin, Unglückliche?“ Das Mädchen verbarg das in Thränen gebadete Gesicht in seinen Händen und schluchzte leise, ohne zu antworten.

Ralph war wie gefoltert, er warf sich zu ihr nieder und schüttelte sie.

„Meine Gebieterin ist todt.“

Ein Schrei drang durch die stille Nacht und das Echo erzählte den Laut des verzweifelnden Menschenherzens den Bergen und Felsen.

Ralph wußte nicht, wie lange er in der ersten Betäubung des Schmerzes gelegen hatte. „Sprich nun,“ sagte er endlich mit tonloser Stimme.

Das Mädchen gab ihm einen Brief und ein kristallenes Fläschchen. Ralph las:

„Mein Gemahl ist zurückgekehrt und als er mich mit seinen klaren Augen ansah und mich umarmen wollte wie immer, konnte ich seinen Blick nicht ertragen und fühlte, daß ich sterben müsse. Willst Du mir folgen, Geliebter? Zwei Tropfen der Flüssigkeit führen Dich schmerzlos hinüber. Komme bald — im Himmel ist keine Seligkeit ohne Dich!“

Ralphs Lippen sogen gierig an dem Fläschchen, welches ihren Mund im Tode geküßt hatte, aber Ethilis hatte es leer getrunken, als ob sie nicht gewollt, daß er ihrer Bitte folge. Auf der Lehne des Divans, wo ihr Kopf zu ruhen pflegte, lag ein feines Tuch, von ihren Thränen naß, und ein Strauß welcher Blumen, welche Ralph ihr gebracht. Er nahm beides, und als er hinausirte in den Wald, lag das bleiche Morgenlicht auf Berg und Thal, in tiefem Frieden.

Während man in Baden-Baden von dem plötzlichen Tode der Fürstin Orlando sprach, während Löwenkron und die junge Alice in ihrem Glück kaum Muße fanden, nach dem jetzt so selten erscheinenden Freunde zu fragen; bemühte sich Graf Ramier, welcher zurückgekehrt war, Hasten von übereilten Schritten abzuhalten. Aber Ralphs Entschluß war gefaßt, und als Ramier sich dieser Gewißheit nicht länger verschließen konnte, wurde er selbst, dem ritterlichen Brauch in tiefster Ueberzeugung zugethan, der Ueberbringer von Hastens Erklärungen an den Fürsten, wenn auch vielleicht nicht ganz mit derselben Gelassenheit, als er sonst Ehrensachen abzumachen pflegte.

Ralph von Hasten enthüllte dem Fürsten Orlando die ganze Wahrheit und bot ihm Genugthuung. Der Fürst verweigerte, sich mit diesem Gegner Aug in Auge zu schießen und verlangte, das Los solle zwischen ihnen entscheiden. Hasten zögerte nicht — das Los traf ihn und er empfing die tödliche Kugel von eigener Hand.

Einige Tage später las man in den Zeitungen, der grüne Tisch habe in einem der hoffnungsvollsten jungen Männer ein neues Opfer gefordert. Orlando und der Graf allein wußten, daß es anders sei, und als Ramier das schreckliche Duell sich hatte erfüllen lassen und ruhig alle Formalitäten besorgt hatte, gab er auf dem frischen Grabe seines Freundes einige Augenblicke der Rührung nach.

## Das Malteserkreuz.

Episode aus dem Leben eines Malers

von

A. v. Treskow.

### I.

Wer zu Paris in der Bildergalerie des Louvre die Säle der Italienischen Schule betritt, dessen Blicke werden unwillkürlich von einem großen Bilde angezogen, welches einen stattlichen Ritter, etwas über lebensgroß und in ganzer Figur, darstellt. Es ist das herrliche Portrait Mofs von Bignacourt, des Großmeisters des Malteser-Ordens im Jahre 1601, gemalt von Caravaggio, dem Kubens der italienischen Schule. Beide Meister, Kubens sowohl wie Caravaggio, von denen jener seinen Pinsel in Licht, dieser in Aëphalt tauchte, pflegten in kühnen Strichen mit breitem Pinsel nach der Natur zu malen, ja oft nur Farbenskizzen à la prima hinzuwerfen; um so interessanter sind daher diejenigen ihrer Arbeiten, welche sie in allen Theilen mit sauberem Fleiß behandelt haben. Eine derartige Arbeit ist das fragliche Bild. Im bloßen Kopf, sonst aber in voller Rüstung, den Kommandostab in der Hand, steht der Großmeister da und ihm zur Seite ein schöner Page, der den Helm seines Herrn in den Händen trägt.

An dieses Bild knüpft sich die Episode aus dem Leben Caravaggios, die wir unsern Lesern in den nachstehenden Zeilen so erzählen, wie die Biographien der Maler sie uns überliefert haben. Liegen auch zwischen dem Damals und dem Jetzt über zweihundert Jahre, so ist jene Episode doch auch heut noch interessant, weil sie uns unter Andern zeigt, daß die Sucht nach Orden nicht ausschließlich eine Erscheinung der Neuzeit ist.

Michel Angiolo Amerighi, wenn auch nicht der erste Maler, so doch der erste Kaufbold seiner Zeit, wurde geboren im Jahre 1569 zu Caravaggio bei Mailand, wo sein Vater ein armer Maurer war. Sobald der kleine Michel laufen konnte, mußte er seinen Vater nach der Stadt begleiten und ihm als Handlanger den Mörtel zutragen. Das wäre dem kleinen Springinsfeld

bestimmt sehr langweilig gewesen, wenn er dabei nicht Gelegenheit gefunden hätte, den Malern zuzusehen, welche auf den von seinem Vater abgetünchten Wänden die schönsten Fresco-Gemälde ausführten. Oft, wenn dem Vater der Mörtel ausgegangen war, mußte er lange Wirbel mit der Mauerkeule gegen das leere Gefäß ausführen, bevor der Knabe sich von den bunten Bildern losriß und ihn bediente. Als der Vater endlich die Geduld verlor und sich angewöhnte, seinen Wirbel nicht mehr gegen das leere Gefäß, sondern gegen den Kopf des Knaben zu schlagen, fand dieser eine kleine Luftveränderung für zweckmäßig. Er ließ seinem Vater davon und wurde derjenige Maler, den man nach seinem Geburtsorte Caravaggio nannte.

Der einzige Freund, welcher ihm während seiner Lehrjahre in Mailand und Venedig treu zur Seite blieb, war der Hunger; dieser rieth ihm, auch nach Rom zu gehen und in dem Atelier des Malers Giuseppe Cesari aus Arpino Beschäftigung zu nehmen.

Cesari war von so geringer Herkunft wie Caravaggio; er hatte aber das Glück gehabt, sich durch eine geistreiche Caricatur die Gunst des Papstes Clemens VIII. zu erwerben und von ihm wichtige Aufträge, namentlich die Ausschmückung verschiedener Säle im Vatican, zu erhalten. Da der Papst es nun aber liebte, seinen Günstling täglich bei der Arbeit zu besuchen, ein schlichter Maler ihm jedoch für die Intimität mit dem Oberhaupt der Kirche zu gering schien, so machte er ihn zum Ritter des Christus-Ordens; und aus dem Maler Cesari wurde plötzlich der Chevalier Arpino.

Caravaggio vertrug sich mit Niemand auf der Welt, am allerwenigsten mit dem aufgeblasenen und von Anmaßung strotzenden Chevalier. Dieser malte in bunten Farben flüchtige, oft falsch gezeichnete allegorische Figuren, und ließ die Blumen und Früchte, welche auf seinen Bildern vorkamen, von Caravaggio ausführen.

Der Gehilfe merkte sehr bald, daß diejenigen Gemälde, an denen er mitgearbeitet hatte, schnell Absatz fanden, während alle andern dem Meister verblieben; er hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als seine Leistungen — zum nicht geringen Verdruß des Chevalier — den Kunstfreunden zu verrathen. Außerdem standen sich auch beide allemal schroff und feindlich gegenüber, so oft es zu Kunsterörterungen kam; denn Arpino gehörte der idealistischen, Caravaggio aber der naturalistischen Richtung an. Ein Bruch konnte daher nicht ausbleiben.

Caravaggio hatte unter der Hand Bestellungen erhalten und war damit beschäftigt, sie auszuführen, als Arpino ihm ohne Umstände eröffnete, daß er seinem Gehilfen die Ausführung selbständiger Arbeiten in seinem Atelier nicht gestatte. Es kam hierüber zwischen beiden zu einem Wortwechsel, der damit endete, daß Caravaggio

zum großen Verdruß Arpinos das Atelier verließ, um sich auf die eigenen Füße zu stellen.

Caravaggio fand an den Kardinalen Monte und Barberini, welche für seine ledigen, der Natur abgelassenen Bilder schwärmten, einflussreiche Gönner, und machte sich munter an die Arbeit. Aus jener Epoche stammen seine bekanntesten Bilder, die Kartenspieler und die herumziehenden Musikanten, welche allgemeine Bewunderung erregten und wiederholt bestellt wurden; auch malte er damals als schöne, gegenwärtig zu Florenz in der Galerie der Uffizien befindliche Medusenhaupt, welches der Cardinal Monte dem Großherzoge von Toscana zum Geschenk machte.

Um dieselbe Zeit wurde in Rom der Bau der Kapelle San Luigi de Franzesi vollendet und es handelte sich darum, das Innere derselben mit einem würdigen Schmuck von Freskobildern und Delgemälden zu versehen. Da nahte sich für Caravaggios Gönner der Augenblick ihren Einfluß zu seinen Gunsten geltend zu machen. Die Fresken waren von den Mönchen bereits dem Günstling des Papstes, dem Chevalier Arpino, übertragen worden — es fiel den Kardinalen nicht schwer, die Arbeitgeber dahin zu vermögen, sich wegen der Delbilder an Caravaggio zu wenden.

Wie schäumte der aufgeblasene Chevalier, als er erfuhr, daß man den hergelaufenen „armen Schlucker,“ wie er seinen früheren Gehilfen nannte, mit ihm auf eine Linie stellte! Hätte man diesen auch mit ihm auf dasselbe Gerüst gebracht, wer weiß, was geschehen wäre. So arbeitete der Eine in der Kapelle, der Andere in seinem Hause, und die feindlichen Gewalten blieben getrennt.

Caravaggio machte sich nun zunächst an die Darstellung eines h. Matthäus und zwar lediglich deshalb, weil er unter dem Volke einen Greis entdeckt hatte, der sich als Modell dazu eignete. Wie der Alte liebte und lebte, warf er ihn auf die Leinwand, ihm sein ruhiges Menschengesicht, seine gelbe behaarte Brust, seine knöchernen Hände und seine mit groben Sandalen bekleideten Füße lassend.

Arpino behielt seinen Nebenbuhler wohl im Auge, und als er erfuhr, daß der Heilige sich der Vollendung nahe, schlich er sich hinter Caravaggios Rücken in dessen Atelier. Sobald er einen Blick auf das Bild geworfen hatte, war sein Plan gemacht.

Er eilte zu den Mönchen und sagte ihnen, er halte es für seine Pflicht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie die Kunstfertigkeit Caravaggios überschätzt hätten. Er habe soeben das Bild des h. Matthäus in Augenschein genommen, aber keinen Heiligen, sondern einen alten gemeinen Bettler gefunden, der — wenn er nicht den Gläubigen ein Aergerniß geben solle — vor die Kirche, aber nicht in dieselbe gehöre. Auch sei das Bild für den ihm bestimmten Raum in der Kapelle viel zu groß. Er

rathe daher den Mönchen, mit Berufung auf sein Urtheil die Annahme des verfehlten Bildes abzulehnen und dabei zugleich dem „naturalistischen Stämper“ die übrigen Bestellungen wieder zu entziehen.

Die Mönche waren dem großen Maler für seinen Rath äußerst dankbar und befolgten ihn auf der Stelle, indem sie an Caravaggio ein Schreiben richteten, ganz in dem von Arpino angegebenen Sinne.

Wer malt die Bestürzung des armen Caravaggio, wer seine Wuth über den neidischen Nebenbuhler! Verzweiflung und Raserei im Herzen, stürmt er zum Cardinal Monte. Dieser durchfliegt das Schreiben und — lächelt.

„Das Gift, welches der Chevalier seinen Freunden mischt,“ sagte er mit großer Seelenruhe, „ist mir bekannt, zum Glück auch das Gegengift. Seid daher außer Sorge über die Heilung.“

Und ungesäumt ließ er sich in seiner Sänfte zu den Mönchen tragen.

Nachdem er ihnen viel Schönes über ihr richtiges Kunsturtheil gesagt und sich dabei in Bezug auf Caravaggios Arbeit vollständig auf ihre Seite gestellt hatte, eröffnete er ihnen, daß er allein schuld sei an dem für die Mönche durchaus nicht passenden Heiligenbilde. Er habe für seine geräumige Hauskapelle eines kolossalen h. Matthäus bedurft und denselben gern recht bald zu erhalten gewünscht, den Maler aber nicht bewegen können, sich vor Erledigung seiner großen Bestellungen für die Mönche an die Arbeit zu machen. Er sei daher auf die List verfallen, den Maler, vorgeblich im Auftrage der Mönche, anzuweisen, das Bild in seiner jetzigen Weise und Größe herzustellen. Das fertige Bild sei also für ihn selbst, den Freund und Bewunderer der naturalistischen Richtung, nicht aber für die Mönche bestimmt; diese würden erst jetzt an die Reihe kommen und sicher nach allen Richtungen hin durch den talentvollen jungen Maler befriedigt werden.

Niemand war erfreuter über diese Lösung der Sache als die guten Mönche selbst, hatten sie doch nun weiter keine Verwickelungen mit dem als höchst reizbar bekannten Maler zu fürchten. Caravaggio aber, seinem Gott dankend, durch die Klugheit des Cardinals einer großen Niederlage entschläpft zu sein, machte sich an einen zweiten, etwas kleineren und mehr idealisirten Heiligen.

Gern hätte er sich auch ein wenig an den Chevalier gemacht, denn seine Liebe zu ihm war nach diesem Vorfall eben nicht gewachsen — aber die dringende Arbeit ließ ihm keine Zeit. Er ruhte nicht eher, als bis er das neue Bild fertig hatte, und war hoch erfreut, als die Mönche sich lobend darüber aussprachen; war es doch sein erstes Werk, das nicht in Privatbesitz überging, sondern der Öffentlichkeit angehörte.

Für die Enthüllung des über dem Altar des h.

Matthäus angebrachten Bildes bestimmten die Mönche einen besonderen Tag, für Caravaggio ein Fest und Siegestag. Er legte sein schwarzes Sammetwamms an, schützte es gegen die Verührung der mit einem duffendem Oele benetzten Locken durch einen sauberen, breiten Hemdkragen, dessen weiße Troddeln ihm auf die Brust fielen, schnallte den Stoßdegen mit dem stählernen Korbe um, drückte den Federhut schief auf den Kopf und ging mit selbstzufriedener Miene, völlig so, wie er sich auf dem Portrait dargestellt hat, welches das Museum zu Braunschweig aufbewahrt, nach der Kapelle S. Luigi de Franzesi.

Hier stand der Chevalier Arpino auf hohem Gerüst und malte an einer Stelle der Decke, grade über dem Altare des h. Matthäus, das gelbe Gewand eines auf Wolken schwebenden Engels. Daß er sich bei dem bevorstehenden Triumph seines Nebenbuhlers nicht in der besten Laune befand, bedarf keiner Erwähnung. Je mehr Zuschauer sich versammelten, desto verstimmt wurde er. Was in seinen Kräften stand, um dem Andränge entgegen zu arbeiten, hatte er redlich gethan; überall lagen und standen mit Farben besprigte Breter, Balken, Stangen und Böcke hindernd in der Kapelle umher; doch die Menge scheute es nicht, sich durch die Verührung mit ihnen die Kleider zu beschmutzen, sondern richtete sich ein, so gut es gehen wollte. Außerdem aber hatte er noch auf eine ganz besondere Demüthigung des Caravaggio Bedacht genommen.

Als nämlich der Maler nach einer von dem Prior des Klosters an ihn gerichteten Lobrede zu seinem Bilde herantrat, um mit eigener Hand die Hülle abzunehmen, stieß Arpino oben auf dem Gerüst einen großen Topf mit gelber Farbe so geschickt um, daß sein ganzer Inhalt den Helden des Tages überströmte. Anstatt der erwarteten Aeußerungen der Bewunderung ertönte das unwillkürliche Gelächter der großen Masse der Anwesenden — anstatt eines Triumphes, wurde dem Künstler eine Demüthigung zu Theil.

„Canaille!“ rief er, die Heiligkeit des Ortes vergessend und mit gezogenem Degen nach der Leiter stürzend, um seinen Feind zu züchtigen; aber . . . Arpino hatte wohlweislich alle Leitern zu sich auf das Gerüst gezogen.

„Dummkopf!“ antwortete er dem nach einem Aufgange Suchenden.

„Komm herunter, Memme!“ tobte Caravaggio.

„Nimm erst das!“ höhnte Arpino, indem er mit dem leeren Farbertopf nach seinem Gegner warf, zum Glück ohne ihn zu treffen.

„Komm herunter, sag ich, Feigling!“

„Komm herauf, sag ich, Esel!“

„Ich verlange Genugthuung, und das auf der Stelle.“

„Erst werde das, was ich bin.“

„Was bist Du? — Ein Feigling!“

„Ein Chevalier.“

„Ein Pinsel-Chevalier!“

„Pinsel Du selbst — unsatisfactionsfähiger!“ höhnte Arpino.

Die Mönche legten sich ins Mittel, um dem ärgerlichen Austritte im Gotteshause ein Ende zu machen, und führten den wuthschäumenden Caravaggio mit Gewalt aus der Kapelle. Arpinos Gehilfen und er selber aber lachten auf ihrem sichern Gerüst laut hinter dem Bekränkten her.

Caravaggio schickte sogleich einen seiner Freunde mit einer Herausforderung an Arpino, und ließ ihn bedeuten, daß er sich im Weigerungsfalle persönlicher Mißhandlung aussetze. Diesem gegenüber erklärte der Chevalier, den Farbentopf nicht absichtlich umgeworfen zu haben, bei seiner Ablehnung der Genugthuung jedoch stehen bleiben zu müssen. Der Vorsicht halber fand er es indes für gerathen, die Fresken in der Kapelle einige Zeit ruhen zu lassen und desto fleißiger für den Papst zu arbeiten.

Caravaggio begab sich nun jeden Abend an den Fuß der Treppe des Vaticanus, um zu warten, bis Arpino sich von seiner Arbeit nach Hause begäbe; er wartete jedoch vergebens, denn der Chevalier hatte sich von seinem päpstlichen Gönner die Erlaubniß erbeten, im Vatican schlafen zu dürfen, und fühlte sich dort so sicher, wie früher auf dem Gerüst. Wenn er aber genöthigt war, die Stadt zu betreten, so ließ er sich stets von den handfestesten seiner Schüler begleiten.

Unter diesen Umständen blieb dem racheschnaubenden Caravaggio nichts übrig, als . . . sich zu gedulden. Er fühlte sich nach dem Vorfalle in der Kapelle dergestalt gedemüthigt, daß er bei Tage kaum sein Haus verließ. Vor sich hinbrütend saß er in seinem Atelier, ohne zu arbeiten. Desto eifriger lief er nach eingetretener Finsterniß in der Stadt umher, seinen Feind suchend.

Eines Abends, als er, vom Spanischen Plage kommend, aus der Via Condotti links in den engen Corso einbiegt, sieht er Arpino in geringer Entfernung vor sich herschreiten. Sein erster Gedanke ist, ihn einzuholen und ihm den Degen durch den Leib zu rennen; da entdeckt er vier ihm wohl bekannte Schüler Arpinos, die ihm folgen, und unter ihnen auch Raimondi, einen jungen Römer von angesehener Familie, mit welchem er sich früher, als er noch im Atelier des Chevalier arbeitete, heftig überworfen hatte. Dieser Umstand mahnte ihn zwar zur Vorsicht, hielt ihn jedoch nicht zurück, dem Chevalier bis zu der Stelle zu folgen, wo der Venetianische Palast dicht an den Corso tritt und ihn so verengt, daß die Fußgänger durch die Wagen nicht selten in Gefahr gerathen.

Hier war er seiner Wuth nicht mehr Meister.

„Steh, Memme!“ ruft er mit einer Donnerstimme, reißt den Degen aus der Scheide und stürzt sich auf Arpino.

Sogleich bilden dessen Begleiter eine Mauer zwischen den Antagonisten, und während der Ritter sich unter Hilferuf mit einem Sprunge in den Palast rettet, erhält Raimondi den Jenem zugebachten Stich und fällt zu Boden.

Der Chevalier war entwischt; während seine nicht verwundeten Begleiter sich mit ihrem blutenden Kameraden beschäftigten, stürzten mehrere Diener des Venetianischen Gesandten mit Windlichtern und zum Theil bewaffnet auf die Straße. Da blieb dem Angreifer nichts übrig, als die Dunkelheit zu benutzen, um sich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen.

## II.

Ueber die Folgen des Vorganges am Venetianischen Palast konnte Caravaggio sich unmöglich täuschen. Arpino und seine Begleiter hatten ihn erkannt, das stand fest; ebenso daß Raimondis Familie gegen ihn klagen und vielleicht ein Todesurtheil erlangen würde, obgleich er mit gutem Gewissen beschwören konnte, den Gefallenen, welchen er für ein Kind des Todes hielt, nicht absichtlich getödtet zu haben. Zwar durfte er auf den Schutz seiner mächtigen Gönner, der Kardinal Monte und Barberini, sicher zählen; aber der von Arpino beeinflusste Papst war mächtiger als jene; keinenfalls hätten sie vermocht, eine längere Untersuchungshaft von ihm abzuwenden. Verlor er die Freiheit, so triumphirte sein Gegner erst recht. Erlangte er sie zurück, so blieb es immer noch dabei, daß der Chevalier, dem er durch offene Gewalt nichts anzuhaben vermochte, ihm die Genugthuung verweigerte. Alle diese Erwägungen liefen ihm durch den Kopf, während er auf Umwegen seiner Wohnung zueilte, und trieben ihn zu dem Entschlus, Rom für jetzt zu verlassen und die Zeit seines Exils zu benutzen, sich — es koste was es wolle — ebenfalls einen Orden zu verschaffen. Mit diesem geschmückt, wollte er dann, nachdem seine Angelegenheiten sich verblutet und der Einfluß seiner Gönner ihm den Rücken gesichert, nach Rom zurückkehren und seinen Handel als ein dem Chevalier Ebenbürtiger mit ihm zum blutigen Austrag bringen.

Er dachte an das Maltheser-Kreuz, das vom Großmeister des Ordens zuweilen Männern von ausgezeichnetem Talent verliehen wurde. Eine Reise nach

der Insel Malta war ziemlich kostspielig; zum Glück aber hatten ihm seine Gönner sowohl wie die Mönche die abgelieferten Bilder bezahlt. Was seinen weiteren Unterhalt betraf, so rechnete er auf sein Talent, von dem er ja auch bisher gelebt hatte. Er verließ daher Rom noch in derselben Nacht und reiste zu Lande nach Neapel. Hier hielt er — gerichtliche Verfolgung von Rom aus fürchtend, sich nur so lange auf, bis er sich mit einem Vorrath von Farben und Leinwand versehen hatte, und eilte sodann mit dem nächsten Schiff nach Malta.

Wer sich heut zu Tage ein wahres Fest bereiten und als moderner Sardanapal fühlen will, der trage in Genua oder Neapel einige Goldstücke in das Dampfschiff-Bureau, löse sich eine Karte für die Fahrt nach Palermo oder Malta und besteige das Schiff; alles Weitere findet sich von selbst. Der Reisende wird von aufmerksamen Kellnern im schwarzen Frack und der weißen Cravatte mit der Spannung und dem Eifer der Schäferhunde bedient. Sobald er des Morgens den grünen Vorhang seiner Koje zurückschiebt, um in den eleganten Salon zu treten, harren seiner Kaffee-, Chocolade und Thee in beliebiger Auswahl mit dem feinsten Gebäck. Er darf nur befehlen, wo man ihm sein Frühstück serviren solle, ob auf dem lustigen, mit einem Zelt-dache überspannten Verdeck, wo die Reisegefährten in sauberer Morgen-Toilette auf- und abwandeln — ob im Salon, wo alle Zeitungen der Welt auf den Tischen ausgebreitet liegen — ob in seiner Koje, wo er auf der weichen Matratze dasjenige nachholen kann, was er der schönen vergangenen Mondnacht opferte. Sobald er sich entschied, erfüllen stinke Hände seine Wünsche. Um 11 Uhr läutet die Glocke zu einem warmen Frühstück, bei welchem so viele Gänge aufgetragen werden, wie man sie im lieben Vaterlande kaum zum Mittag sieht. Um 5 Uhr läutet es abermals, und dann giebt es ein Diner, das kein Ende nehmen will. Von einem französischen Koch bereitet, erscheint zweierlei Suppe zur Auswahl; nach derselben kommen verschiedene, die Eklust und den Durst erregende Sachen; sodann die feinsten Gemüse, die zartesten Seefische mit so schmackhaften Saucen, daß man später von ihnen träumt; es folgen dann allerlei Braten, süße Speisen, frische Salate und endlich Früchte und ein Desert von Pariser Zuckerwerk, wie man es sonst nur bei festlichen Anlässen oder auf fürstlichen Tafeln findet. Dabei speist man vom feinsten Porzellan, mit den schwersten Silberbestecken, bei glänzenden Tafelaufsätzen, und jede Schüssel ist ihrer Anrichtung nach ein Küchen-Kunstwerk. Abends Thee und großer Corso auf dem Verdeck, wo man sich statt der Bouquets Blicke und galante Phrasen zuwirft, und nur stehen bleibt, um mit den Augen den Kreisen, welche die ruhelosen Möven in dem unermesslichen Raum

beschreiben, so lange zu folgen, bis ihre einwiegende Wirkung sich fühlbar macht.

Weniger behaglich war Caravaggios Reise auf einem Rauffahrer, eingeklemmt zwischen staubigen Waarenballen und ledenden Fässern, bei kalter Küche, ohne Bedienung; denn von Passagier-Schiffen war in damaliger Zeit keine Rede. Und dabei noch die Angst, von Corsaren gekapert, verwundet, in die Sklaverei geführt, besten Falles getödtet zu werden! — Aber gleichviel — unser Maler erreichte nach einer Fahrt von so vielen Tagen, wie sie gegenwärtig Stunden erfordert, glücklich den Hafen von La Valetta, der Hauptstadt der Insel Malta.

Wie erfreute er sich an der amphitheatralischen Lage des Ortes — wie erstaunte er über die steile, in Stufen emporsteigende Hauptstraße mit ihren stattlichen Kirchen und Ordensgebäuden, die von dem letzten Strahl der Abendsonne beglänzt wurden — wie regten die mit Blumen verstellten Altane und die vergitterten Fenster ihn auf!

Aber lange durfte er sich der Betrachtung nicht hingeben, denn der Kapitän des Schiffes hatte ihm eine Privat-Wohnung nachgewiesen und ein Matrose kam, sobald Anker geworfen war, um ihn noch vor Einbruch der Nacht mit seinem Gepäck an Ort und Stelle zu führen.

Am nächsten Morgen — er hatte nach der angreifenden Seereise ziemlich lange geschlafen — packte er seine Malergeräthschaften aus und öffnete die Jalousien der Fenster seines in der ersten Etage gelegenen Zimmers, um einen Blick auf die Straße zu werfen. Dieser Blick war entscheidend für seinen ganzen Aufenthalt in La Valetta.

Durch die kunstvolle Schmiedearbeit eines eisernen Gitters und zwischen fremdartigen, blühenden Tropengewächsen hindurch, die das breite Fenster eines Zimmers im Erdgeschoße des gegenüberliegenden Hauses schmückten, entdeckte sein scharfes Malerauge eine Gruppe, die ihn so fesselte, daß er alle weitere Umschau vergaß und sie mit den Blicken verschlang. Er durfte seinen Augen um so mehr trauen, als bei der Enge der Straße ihn kaum zwanzig Schritte von dem trennten, was er mit verhaltenem Athem sah.

Vor einem ovalen, auf venetianische Weise in Glas gefaßten Spiegel, der etwas zurückgelehnt auf einem mit reichen Spitzen behangenen Toilettentische stand, saß in einem weißen, duftigen Morgenanzuge ein Mädchen im höchsten Glanze der Jugend und Schönheit, und kämte sich mit einem goldenen Kamm das in reicher Fülle herunterhängende braune Haar. Die weiten Ärmel ihres Gewandes fielen zurück, wenn sie — die rechte Hand weit ausziehend — das weiche Haar durch die Zähne des Kammes gleiten ließ, oder mit der linken glattstreichend nachhals,

und zeigten Arme wie von Pythias gemeißelt. Auf der linken Ecke des Toiletentisches aber hochte ein kleiner, drolliger Affe, der seine junge Herrin mit aufmerksamen Blicken betrachtete und sich dann und wann mit der Vorderpfote über den Kopf fuhr, die Bewegungen ihrer schönen, weißen Arme nachahmend.

„Schönheit in Bewegung,“ sagte Caravaggio mit Begeisterung, „so definiren die Philosophen den Reiz. Mein erstes Bild auf Malta,“ schloß er. „Und Deine erste Liebe,“ fügte Amor hinzu.

Schnell holte er eine passende Leinwand hervor — eiligst spitzte er ein Stückchen Rothstift, um damit die Umrisse der Schönen zu zeichnen; so wenig Zeit er aber auch verloren hatte, als er nach getroffener Vorbereitung wieder hinüberblickte, saß nur noch der kleine Affe auf seiner Tischdecke und schnitt ihm Gesichter; sonst war das Zimmer leer.

„Das Thier ist abscheulich!“ zürnte der Maler.

Wie ein Jäger auf dem Anstande, der mit gespanntem Hahn regungslos nach der Seite blickt, von welcher das Wild kommen muß, so stand Caravaggio, den zugespitzten Stift in der Hand; aber der Stuhl vor dem Spiegel war und blieb leer, so eifrig er auch hinsah.

Als der Affe endlich vom Tisch auf den Stuhl sprang und der ovale Spiegel anstatt des bezaubernden Mädchengesichts die barocke Frage des Thieres zeigte, warf der Maler entrüstet den Stift fort und ging zu seinen Wirthsleuten hinab, die ihn am Abend vorher gebeten hatten, mit ihnen zu frühstücken.

Er trat in den von Arkaden umgebenen, mit farbigen Kacheln ausgelegten Hof, in dessen Mitte aus einem von blühenden Kübelgewächsen umgebenen Marmorbecken ein Wasserstrahl empor sprang. Unter den Arkaden der Schattenseite an einem mit kalten Speisen, Früchten und Wein reichlich besetzten Tische saß der Wirth im eifrigen Gespräche mit einem stattlichen Herrn. Er nöthigte den Maler, Platz zu nehmen und zuzulangen. Während Caravaggio es sich schmecken ließ, nahm die Unterhaltung ihren weiteren Verlauf.

„Also Ihr wisset mir keinen Rath zu geben, Ambrosio?“ fragte der Herr.

„Wenn Ihr den rothen genuessischen Sammet nicht nehmen wollt,“ lautete die Antwort, „dann in der That nicht.“

„Sie wünscht sich für das Wohnzimmer eine Tapete von gepreßtem Leder mit goldenen Blumen und passende Ueberzüge für die Polster in demselben,“ bemerkte der Herr, „bevor diese aber aus Cordova anlangen, ist ihr Namenstag zehnmal vorüber.“

„Ihr habt Eure Frau zu sehr verwöhnt, Signor Monteforte,“ sagte der Wirth. „Wenn man so lange verheiratet ist wie Ihr, braucht von derartigen Galanterien nicht mehr die Rede zu sein. Ich schenke meiner

Frau nie etwas zu ihrem Namenstage, und es geht auch so.“

„Und zwar recht lebhaft, warf Signor Monteforte lächelnd hin —“ so lebhaft, daß die Vorübergehenden mitunter vor Eurem Hause stehen bleiben, um sich an dem Knarren des Räderwerks Eurer Wirthschaft zu weiden.“

„Um dem Knarren abzuhelpen, werde ich nächstens das Räderwerk mit Jackenfett schmieren,“ warf Ambrosio hin, indem er sich vorsichtig dabei umsah.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Das runde Leibchen mit Gürtel wird nicht mehr getragen; die aufgereiften Kleider mit Leibchen werden durch das Ueberrockkleid mit Schößen, durch das russische Hemd (Blouse) und Rock mit Schneppe ersetzt. Der Rock ist unten noch immer sehr weit und sehr lang. Das Ueberrockkleid ist selbstverständlich kürzer als der Rock, auf dem es liegt; das giebt also zwei Kleider, wenigstens zwei Röcke, einen über dem andern.

Paletots von weißem Molleton mit Kapuze bilden den Uebergang von dem Sommerüberwurf zu dem Winterüberzieher. Man garnirt sie mit einer farbigen seidenen Schnur, in die bisweilen Gold oder Silber eingewirkt ist. Die Mischungen mit Metall gehören zu den modischen Confections.

Wahrscheinlich trägt man auch noch viel Röcke ohne Leibchen.

Phantasie-Bäddchen werden noch in Menge gefertigt und sie sind so verschieden in Schnitt und Auspuß, daß man eine allgemeine Beschreibung nicht wohl geben kann. Meist sind sie von Plüsch, Sammet, von getiebertem Sammet und von gelocktem Tuche. Diejenigen, welche einfach sein sollen, werden von einfarbigem Sammet, von Faye oder von Atlas gemacht, aber man pußt diese mit Spitzen, mit Perlen und reichem Posament reizend aus.

Ein sehr schöner neuer Anzug bestand aus einem Rock von schwarzem Taffet, mit einer Strohfranse darauf; der zweite Rock darüber war hier und da durch Streifen von schwarzem Taffet mit Stroheinfassung aufgenommen, die an beiden Enden durch große Strohkнопfe gehalten wurden. Das Leibchen hatte einen runden Strohgürtel und der Auspuß auf den Achseln bestand ebenfalls aus solcher Arbeit.

Neue Kleider im Prinzessinschnitt, aus einem Stück, haben dicke Falten um die Taille, das Ende des Rockes ist in viereckige Zaden geschnitten, die eine seidene Schnur



einfacht. Die Ärmel sind lang und in der ganzen Länge geknüpft. Auf den Rückenfalten zwei Posamenttroddeln.

Die hübschesten Morgenkleider sind von schottischem Sammet und mit Atlas in der vorherrschenden Farbe gefüttert. Unten am Rande eine dicke Schnur. Die Ärmel sind eng und an den Seiten des Rockes befinden sich Taschen.

Unter den neuesten Modellen erwähnen wir einen sehr weiten Ueberzieher von hellgrauem Cashmir, der mit Seide in derselben Farbe gefüttert war und als Ausputz nur eine Chenillefranse und eine schöne Gürtelschnur hatte.

Unter den neuen Confections bemerkt man viele Plüschpaletots mit Perlmutterknöpfen; andere Confections von Sammettuch sind mit schmalen Querstreifen von Seide in derselben Farbe, oder mit kleinen Stahlperlen besetzt. Die Ärmel sind halbweit. An den Seiten befinden sich Taschen.

Von neuen Hüten haben wir folgende zu erwähnen:

Maria-Stuart-Hut, an den Seiten korbförmig erweitert und mit einer Schneppe auf der Stirn, von rosa Königsammet und Brüsseler Tüll. Schirmrand und Kopf mit einer Silberschnur umgeben. Rosa Tassetbindebänder mit Silberstreifen. Empire-Bart von weißer Blönde. An der linken Seite ein Büschel Marabouts mit silbernen Spitzen. Unter dem Schirm Schalen von rosa Tüll und Eichel von Silberschnur.

Hut von violettem Sammet mit Goldfäden. An der Seite des Schirmes eine Traube von weißen Fuchsen mit goldenen Staubfäden. Bart von schwarzen Spitzen und einer Schnur venetianischer Kettchen. Violette Bindebänder mit Goldfäden.

Hut von schwarz und weiß getiepertem Sammetplüsch mit Cameen in Schwarz und Gold, verbunden durch Kettchen von Perlen. An der Seite ein Büschel Federn mit weißen und schwarzen Enden. Unter dem Schirme ein Streifen von schwarzem Sammet mit Perlen und Cameen. Schwarze Bindebänder mit Goldfäden.

#### Modenblatt № 42.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von rothem Sammet mit abstegehendem ziemlich großen Bart, der mit weißen Spitzen garnirt ist wie der Schirm, an dem, wie an der Seite, sich Blätter befinden; rothe Bindebänder; Kleid von grünem Tasset,

ohne Ausputz, bis auf zwei schmale Sammetstreifen, die sich auf dem Rocke unten befinden; kurzer Paletot von schwarzem Tasset, mit schwarzem Sammet und reichem Posament garnirt; Spizenträger und kleine Spizen-Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

2. Hut von blauem Tasset mit braunem Ausputz, einem großen Schleier und blauen Bindebändern; Kleid von braunem Tasset mit Posamentbesatz unten auf dem Rocke; sehr kleiner Paletot von schwarzem Tasset mit reichem Posamentbesatz; kleiner Krager; kleine Stulpen dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Hut von grünem Tasset mit zwei Längensstreifen von schwarzen Spitzen, die von Stahlsternen gehalten werden und hinten lang über grünen Bändern hinabfallen; grüne Bindebänder; Kleid von graugrünem Tasset, mit hohem knappen runden Leibchen, auf dem Rocke unten mit einer grünen Ruche garnirt, die hinten an beiden Seiten hinaufgeht und in der Taille ein Viereck bildet; vorn gleicher Besatz, der sich auch an den engen langen Ärmeln wiederholt; Gürtel von schwarzen Spitzen, der hinten in eine große Schleife gebunden ist, von der breite und lange Enden hinabfallen; kleiner Spizenträger; kleine Spizen-Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

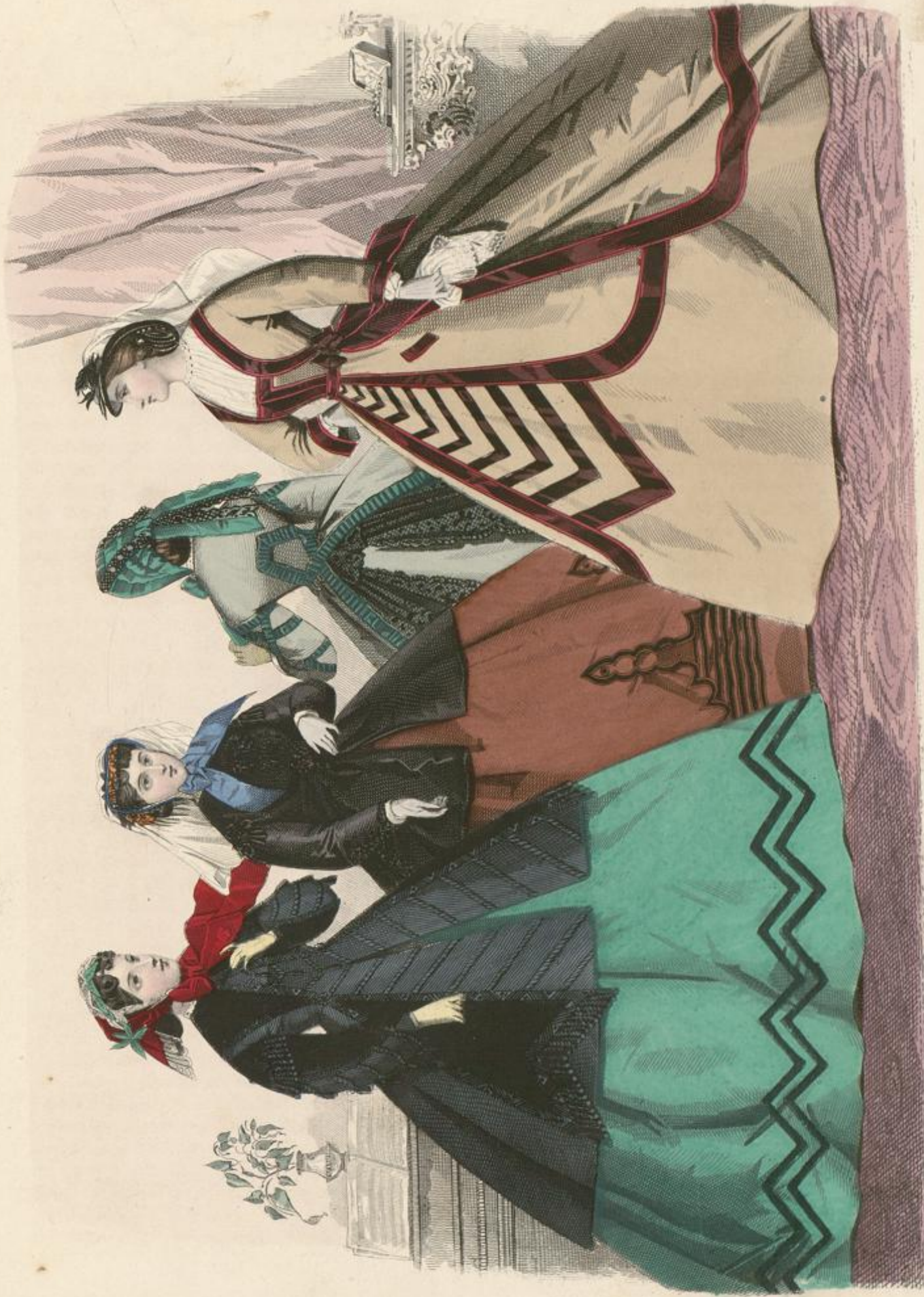
4. Schwarzer runder Hut mit weißen und schwarzen Federn und Schleier; Kleid von Tasset, vorn sehr tief edig ausgeschnitten, der Ausschnitt mit einem breiten schwarzen roth eingefassten Bande garnirt, das herunter auf den Rock und von da nach hinten geht; vorn auf der Brust nahe an einander zwei gleiche Bänder, die aus einander laufend auf den Rock gehen und da durch schwarze Streifen verbunden werden; Gürtel von ebensolchem Band, an der Seite geknüpft und mit langen Enden; Chemisette; Unterärmel; dänische Handschuhe; Taschentuch mit Spitzenbesatz; Stiefelchen.

Stahlstich № 42.

#### Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

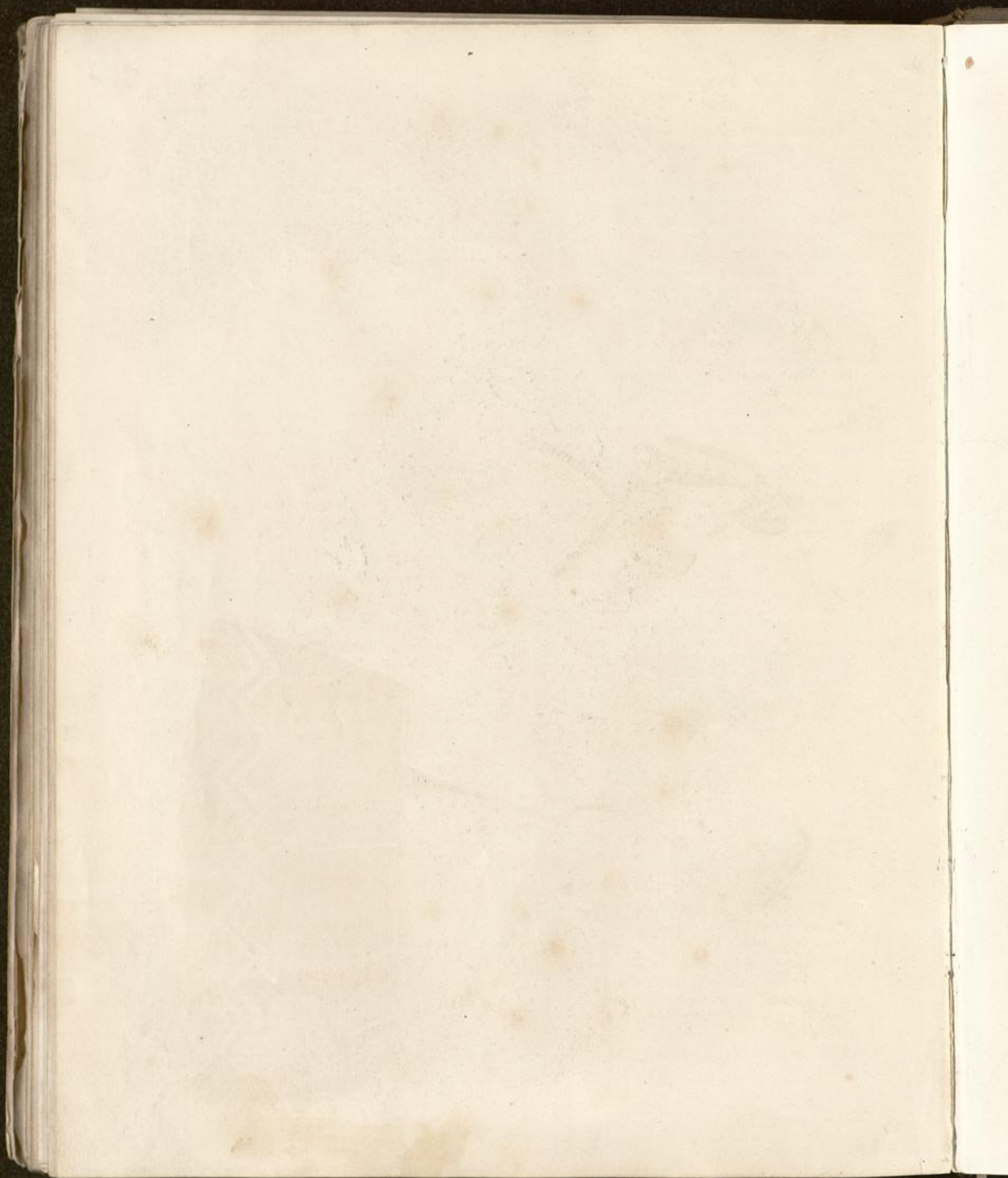
(Nach einer Photographie.)

Die Großherzogin Anna Maria Elisabeth Mathilde, die Tochter des Prinzen Karl Ludwig von Hessen, wurde am 25. Mai 1843 geboren und am 12. Mai 1864 mit dem Großherzog Fr. Franz von Mecklenburg-Schwerin vermählt.



42. 1865

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



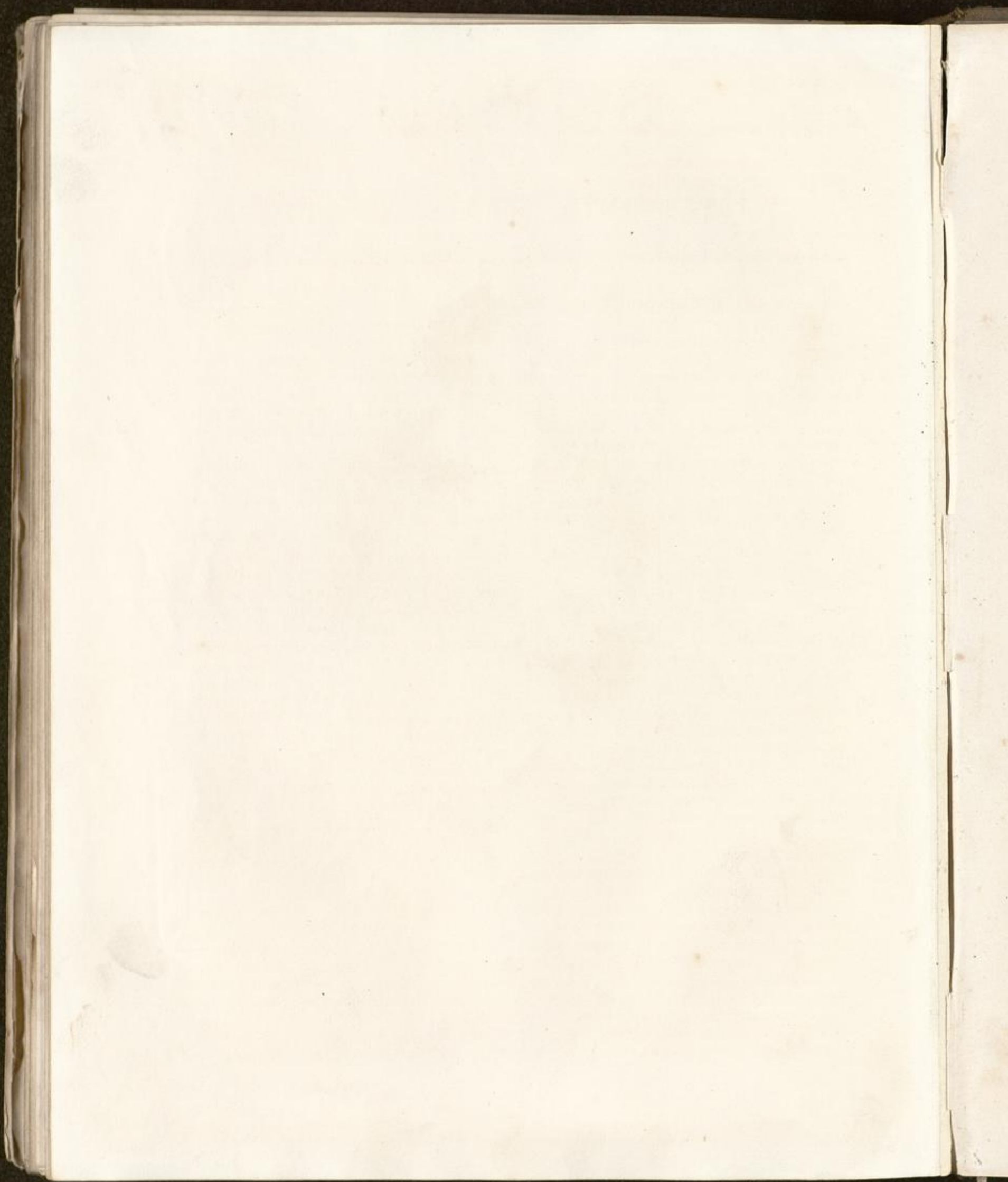


Nach einer Photographie

Stich v. Brand in Eigenem Verlage

Großherzogin von Mecklenburg-  
Schwerin

Verlag v. Franzosener's Buchh.



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Das Malteferkreuz.

Episode aus dem Leben eines Malers  
von

A. v. Treskow.

(Fortsetzung.)

„Thut, was Ihr wollt — ich aber muß ein Geschenk für meine Frau haben und sollte ich es vom Himmel herunter holen. Vielleicht kann meine Tochter mir rathen; ihr sind die Wünsche meiner Frau besser bekannt als mir.“

Das Wort „Tochter“ erregte Caravaggios Aufmerksamkeit, und sogleich flog ihm ein Gedanke durch den Kopf.

„Besitzt Ihr schon ein Bild von Eurer Tochter?“ fragte er den Herrn.

„Nein.“

„So schenkt Eurer Gemahlin deren Bild.“

„Ja — wenn man so etwas auf unserer Insel haben könnte! — daran ist aber hier nicht zu denken.“

„Ich bin ein italienischer Maler,“ sagte Caravaggio mit Selbstbewußtsein. „Und wenn Ihr ein Portrait von Eurer Tochter zu erhalten wünscht, so bin ich gern bereit, ein solches anzufertigen, so schön Ihr es nur immer haben wollt. Und da es mir zunächst hauptsächlich darauf ankommt, gut empfohlen zu werden, um Kundtschaft zu erhalten, so soll Euch das Bild auch nicht allzuviel kosten.“

„Sprecht nicht vom Kostenpunkt,“ rief Signor Monteforte. „Der Intendant des Großmeisters ist im Stande, Eure Arbeit mit Gold aufzuwiegen, wenn sie ihm gefällt.“

„Der Intendant des Großmeisters,“ sagte Caravaggio für sich. „Das ist mein Mann!“ Und ein Freudenfeuerwerk loderte in seinem Herzen empor.

„Aber — aber —“ fuhr der Intendant nach kurzem Bedenken fort, „leider ist die Sache doch nicht thunlich.“

„Warum nicht?“ fragte Caravaggio bestürzt.

„Mein Geschenk muß eine Ueberraschung sein.“

„Zugegeben,“ fiel der Wirth ein.

„Da nun meine Tochter nicht hinter dem Rücken ihrer Mutter gemalt werden kann, so bleibt nichts übrig, als auch diese Sache aufzugeben.“

Dem Maler sank der Muth.

„Oder,“ fuhr der Wirth mit zuversichtlicher Miene fort, „als Signorina Corona in meinem Hause malen zu lassen.“

„Das ginge!“ rief der Intendant. „Und zwar hier, unter den Arkaden, wenn die Gegenwart der Frau des Hauses den Maler nicht stört.“

„Im Gegentheil,“ sagte Caravaggio, „gute Gesellschaft sichert der Arbeit ein gutes Gelingen.“

Hier wurde der Wirth abgerufen und stellte sich nicht wieder ein.

„Bravo,“ rief Signor Monteforte. „So bereitet alles vor zur ersten Sitzung für morgen früh um diese Zeit. Ich führe meine Tochter unter irgend einem Vorwande aus dem Hause und dann hierher. Die Bekanntschaft meiner Frau macht Ihr später, wenn das Bild fertig ist.“

Nach diesen Worten entfernte sich der Intendant ebenfalls und überließ den Maler seinen Betrachtungen.

Gern hätte dieser bei seinem Wirth über die Tochter Erkundigung eingezo-gen, aber dieser kam nicht zurück, und es zeigte sich auch sonst Niemand im Hause, an den er sich hätte wenden können.

„Thut nichts,“ sagte er endlich. „Wäre Signorina Corona auch häßlich wie die Nacht, ich mache ein Bild aus ihr, als hätte mir Helena gefessen. Heuchle, mein Pinsel, wenn heucheln Vorthail bringt!“

Er ging auf sein Zimmer, um abermals einen Blick auf das gegenüberliegende Blumenfenster zu werfen. Bunte, gegen die Sonnenstrahlen heruntergelassene Vorhänge waren alles, was er zu sehen bekam.

„Hätte ich Dein Portrait zu malen,“ rief er, „dann wäre ich des Erfolges gewiß!“

Aber so sehnsüchtig er auch hinüberblickte, der Vorhang bewegte sich nicht. Er ging daher in die Stadt, theils um sich dieselbe zu betrachten, theils um bei einem Tischler eine Staffelei für den nächsten Morgen zu bestellen.

Der Tischler, mit welchem er ein Gespräch anknüpfte, erzählte ihm, die Familie des Intendanten

Monteforte sei eine von denjenigen Familien, die sich nach der Besitzergreifung der Ritter dem Orden angeschlossen und gewinnbringende Aemter von ihm erhalten hätten. Dadurch sei zwar zwischen diesen und den andern eingeborenen Familien, die dem Orden fern geblieben, eine Kluft entstanden; aber die Stolzen wären dabei verarmt, während die Klugen große Reichthümer erworben hätten. Die Ritter theilten sich nach ihrer Nationalität in „Zungen“, und diejenige Zunge, welcher der Großmeister angehöre, sei stets die tonangebende. Obwohl nun aber der jetzige Großmeister, namens Bignacourt, ein Franzose sei, so wären doch die Ritter der französischen Zunge eben nicht beliebt, besonders nicht bei den Damen, da sie in Herzensangelegenheiten nicht reinen Mund hielten und sich als ruhmredig bewiesen. Am angesehensten seien die Ritter der Italienischen Zunge, denn die Italiener, deren Sprache überdies auch die Landessprache der Insel bilde, gälten für ebenso treu als verschwiegen. Alle Augenblicke komme es — gewöhnlich aus Eifersucht — zu Händeln zwischen den verschiedenen Zungen, die dann in der „engen Straße“, der „Strada stretta“, ausgefochten würden, die hinter seinem Hause hinlaufe; in ihr nehme das Waffengeklirr kein Ende.

Caravaggio, dem der Klang der Waffen eine angenehme Musik war, dachte daran, sich den Genuß eines Waffens-Concerts zu verschaffen, und verließ die Werkstätte des Tischlers, um sich nach der Strada stretta zu begeben. Er fand sie ohne Mühe. Die Straße war nur so breit, daß die Kämpfenden, wenn jeder von ihnen den linken Fuß gegen die Mauer stemmte, sich noch gegeneinander auslegen konnten. Von Zurückweichen der Fechtenden war also nicht die Rede. Sie bestand theils aus hohen Gartenmauern, theils aus Häusern, die ihr die fensterlose Rückwand zulehrten; nur selten wurde sie durch eine Querstraße gekreuzt, und da sie fortwährend von der geraden Linie abwich, so konnte man sie nicht übersehen; jegliche Begegnung in ihr wurde zur Ueber- raschung.

So geschah es denn auch, daß Caravaggio plötzlich vor vier Männern in den weiten Mänteln der Ordensritter stand, die ihm den Weg vertraten.

„Wollt Ihr mich nicht passiren lassen?“ fragte Caravaggio gelassen.

„Nein,“ lautete die Antwort von Allen wie aus einem Munde.

„So werde ich mir eine Gasse hauen,“ rief Caravaggio mit flammenden Augen, indem er den Degen halb aus der Scheide riß.

„Ihr seid entweder sehr vorwichtig,“ sagte der jüngste der vier Ritter mit einem französischen Accent, „oder . . . fremd auf der Insel. — Zurück!“

„Wenn Ihr das Vor zurücknehmt, will ich an das Zurück denken,“ antwortete Caravaggio.

In diesem Augenblick ertönte in geringer Entfernung hinter den vier Männern Waffengeklirr und sodann ein Schmerzensschrei.

„Gut, gut,“ rief der Ritter hastig; „nachdem Ihr vorwichtig gewesen, so seid jetzt so wichtig, Euch zu entfernen; wenn Ihr aber vorwichtig bleiben wollt, so folgt uns.“

Der Sprecher hatte eine Hakennase und kleine bligende Augen. „Es ist vorüber,“ sagte er und entfernte sich mit seinen Gefährten.

Der Maler wendete ihnen den Rücken.

Wäre Caravaggio von der andern Seite in die Strada stretta gelangt, so würde er auf ein ähnliches Hinderniß gestoßen sein, denn stets sperrten die Ritter die Straße zu beiden Seiten ab, wenn ein Duell ausgefochten wurde.

Ohne ein weiteres Abenteuer zu erleben, setzte er seine Entdeckungsreise durch die Stadt fort, und kehrte erst mit der Dunkelheit in seine Wohnung zurück, um sich todmüde schlafen zu legen. Die Speisen und Früchte, welche seine Wirthin ihm in das Zimmer hatte stellen lassen, berührte er kaum.

### III.

Das Erste, was er am nächsten Morgen that, nachdem er sich sauber angekleidet hatte, war, vorsichtig seine Fenster zu öffnen und nach seiner Schönen hinüber zu blicken; zu seinem lebhaften Verdruß bekam er aber hinter den Blumen nichts zu sehen als den bunten Vorhang, obwohl das Fenster sonst nicht geschlossen war.

„Sie muß bemerkt haben, daß das Zimmer ihr gegenüber einen Bewohner gefunden,“ sagte er mürrisch vor sich hin, „und nun hat die Unbefangenheit von ihrer Seite ein Ende. Doch gleichviel — sie soll schon erfahren, welchen Eindruck ihre Schönheit auf mich gemacht hat.“

Auf einer Marmor-Console standen noch die Schalen mit Rosinen und Mandeln, die man ihm am Abend vorher hinaufgeschickt hatte. Caravaggio nahm eine Hand voll Mandeln, setzte sich ans Fenster, drückte eine nach der andern entzwei und warf die Schalen aus dem Fenster, die Kerne mechanisch in den Mund steckend. Vor ihm auf dem Tisch lag die Leinwand, die er gestern für seine Schöne bestimmt hatte.

„Jetzt muß ich sie der Tochter des Intendanten opfern,“ sagte er, indem er in Gedanken versank.

Als er einige Minuten so geseffen hatte, fühlte er plötzlich, daß seine Linke, die auf dem Fensterbret ruhte,

von einer kühlen, feuchten Hand sanft berührt wurde. Er blickte auf, und siehe da — der Affe seiner Schönen saß auf dem Fensterbret und sah ihm bittend ins Gesicht. Angezogen durch die Mandelschalen, war er aus dem Fenster seiner Herrin gesprungen und am Spalier des ihm gegenüberliegenden Hauses emporgeklettert; äußerst wohlbezogen, hatte er regungslos gesessen, in der Hoffnung, daß Caravaggio ihm eine Mandel reichen werde; endlich aber, als die Erfüllung seiner Hoffnung zu lange auf sich warten ließ, hatte er sich erlaubt, ein schüchternes Zeichen seiner Existenz zu geben.

Der Maler war nahe daran, die schwarze langfingerige Tazze des Affen so inbrünstig an den Mund zu drücken, als wäre es die weiße Hand der schönen Gebieterin; hoffte er doch, sich durch das kleine drollige Thier Zutritt im gegenüber liegenden Hause zu verschaffen. Er hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als den Affen auf den Tisch zu locken und hinter ihm das Fenster zu schließen.

„Gefangen!“ triumphirte er. „Es ist jetzt noch zu früh — später aber nehme ich den Affen und trage ihn hinüber. Es müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn ich sie bei dieser Gelegenheit nicht zu sehen, nicht zu sprechen bekäme; und ein Vorwand zum Wiederkommen findet sich.“

Da fiel ihm aber plötzlich die Tochter des Intendanten ein, und alle seine Luftschlöffer stürzten zusammen. So wichtig die anberaumte Sitzung für ihn auch war, er hätte sie abbestellt, wenn noch Zeit dazu gewesen wäre. Aber die Stunde schlug und er mußte hinab in den Hof.

„Es komme, wie es wolle,“ rief er entschlossen — „ich lasse das Thier eingesperrt, kürze die Sitzung möglichst ab und trage es dann gleich nach derselben hinüber.“

Während das Thierchen sorglos saß und Mandeln knackte, nahm Caravaggio Malkasten und Leinwand, verließ das Zimmer und verfügte sich, nachdem er die Thür sorgfältig verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt, hinab in den Hof.

Der Tischler hatte Wort gehalten — die Staffelei war eingetroffen. Caravaggio stellte seine Leinwand auf dieselbe, holte einen Sessel für die Intendantentochter herbei und breitete seine Farben auf einem Tische aus. Kaum war er damit fertig, so erschien der Intendant, gefolgt von einer jungen Dame.

Aber — Caravaggio stand bei ihrem Anblick wie versteinert — er glaubte zu träumen — doch irrte er sich nicht — es war seine Schöne von gegenüber. Sie schien ihm in der halb morgenländischen, halb abendländischen Kleidung, welche sie trug, nur noch reizender

als in dem weitem Peignoir, in welchem er sie das erste Mal gesehen hatte.

Ein leichter weißer Stoff mit grünen Ranken und bunten Blumen wand sich turbanartig um ihr braunes Haar, das in reichen Locken auf Nacken und Schultern floß. Dazu trug sie über einem weißen Atlaskleide ein karmoisinrothes Sammetjäckchen mit aufgeschlagenen griechischen Ärmeln. Auf der Stirn ruhte, an einem feinen venetianischen Kettchen befestigt, ein herzförmiger Schmuck von blitzenden Diamanten — um den Hals schlang sich eine Schnur großer echter Perlen. Hin und wieder traten aus der Lockenfülle kostbare Ohrgehänge hervor, zwei große, von Diamanten gekrönte Perlen-Tropfen; an ihrem Gürtel hing ein kleines goldenes, mit Türkisen verziertes Pfeifchen.

Der Maler stand geblendet. Der jungen Schönen entging der Eindruck nicht, den sie auf ihn machte; aber ein Ausdruck von Ernst, der sich in ihrem schönen regelmäßigen Gesicht zeigte, milderte sich deshalb nicht — er nahm im Gegentheil zu, bis er an Verstimmung grenzte.

Als die Höflichkeiten der Vorstellung durchgemacht waren, Caravaggios Wirthin sich mit einer Näharbeit unfern der Staffelei etablirt, der Intendant aber sich entfernt hatte, um seinen Geschäften nachzugehen, bat der Maler die junge Dame um Erlaubniß, seine Arbeit zu beginnen.

„Nein,“ sagte sie zu seiner Verwunderung — „heut keine Sitzung — ich bin zu verstimmt. Es würde ein schlechtes Bild geben, wenn wir heut ansingen. Ich bin eigentlich nur gekommen, um mit Euch über das Costüm zu sprechen.“

„Glaubt mir, Signorina,“ versetzte Caravaggio mit voller Ueberzeugung, „Euer Costüm läßt nichts zu wünschen übrig, so wie es da ist; — sprechen wir daher lieber von Eurer Verstimmung, die dem Bilde schädlich werden könnte. Wie heißt der Unglückliche, der Euch Grund dazu gegeben hat?“

„Bespasiano,“ versetzte sie, indem sie die Lippen zusammenpreßte, um nicht zu lächeln.

Der Maler wurde irre. „Und was macht Ihr ihm zum Vorwurf, Signorina?“ fragte er.

„Daß er nichts wie große Sprünge im Kopf hat.“

„Sich Eurer würdig machen zu wollen, dürfte kein Fehler sein.“

„Aber mich zu verlassen.“

„That er das?“

„Das that er — doch er kann sich in Acht nehmen — morgen kommt er an die Kette.“

„Signor Bespasiano?“ fragte der Maler verwundert.

„Bespasiano, mein Affe,“ lautete die Antwort.

Caravaggio lachte hell auf, stürzte davon und lehrte



sozgleich mit dem Affen zurück, der — als wäre nichts vorgefallen — seiner Herrin auf die Schulter sprang.

Da strahlte ihr Gesicht von Genugthuung; Caravaggio aber sah erst jetzt, daß dem rothen Gürtel, den der Affe um den Leib trug, mit gelber Seide der Name „Bespasiano“ eingenäht war.

„Ist es Euch recht,“ sagte er, „so nehme ich den Affen mit in das Bild auf. Er soll auf der Lehne des Stuhles sitzen und nur mit dem Kopfe ein wenig hinter Euch hervorsehen.“

„Nun ich ihn wieder habe, bin ich mit allem einverstanden,“ antwortete sie mit bezaubernder Freundlichkeit, indem sie Platz nahm auf dem für sie bestimmten Sessel. „Gebt mir nun die Stellung, welche Ihr wünscht.“

„Behaltet diejenige, welche Ihr jetzt habt, und vergeßt vor allen Dingen, daß Ihr gemalt werdet.“ Dabei musterte er mit Wohlgefallen die eleganten Umrisse der feinen Gestalt, und sah ihr so lange in die großen tiefblauen Augen, bis der Ausdruck von Unbefangenheit, den sie trugen, einem Blitze von Schelmerei wich.

„Vergeßt Ihr nur nicht, daß Ihr malen wollt,“ warf sie hin.

„Der Künstler muß erst sehen; und wenn das Sehen hier ein wenig lange dauert, so bedenkt, daß viel zu sehen ist.“

„Dann rath ich Euch, nicht alles auf einmal zu sehen, sondern etwas übrig zu lassen für das Wiedersehen.“

„Erscheint in getheilter Anmuth, so will ich Euch theilweis betrachten.“

„Schmeichelt Ihr mit dem Pinsel ebenso geschickt wie mit der Zunge, so werdet Ihr anstatt eines Portraits von mir das der Helena liefern.“

„Geschieht dies, so habe ich gut getroffen.“

„Dann trefft Ihr, während Ihr fehlt.“

„So will ich versuchen, mich im Fehlen zu über treffen,“ sagte der Maler. Und nun warf er mit flüchtigen Strichen die Umrisse des schönen Mädchens auf die Leinwand und griff dann zum Pinsel, um ihren Kopf zu malen.

„Könntet Ihr Euch einbilden, Signorina, mein Gesicht wäre ein aufgeschlagenes Buch und Ihr säßet hier, um in dem Buche zu lesen, so wäre uns Beiden geholfen.“

„Warum mir?“ fragte sie schelmisch. „Auch die besten Bücher haben ihre Längen.“

„Diese liest man mit dem Finger. Ich weiß also jetzt, warum die Leserin ihre Augen nicht auf das Buch heftet.“

„Dann wisset Ihr, daß das Buch seine Augen zu sehr auf die Leserin heftet.“

„Ich muß scharf zusehen, denn ich male die Augen.“

„Dann seid Ihr ein Glasmaler, denn die Augen sind die Fenster der Seele.“

„Sagen wir lieber die Thore,“ meinte Caravaggio.

„Wenn wir Thoren wären!“ rief Corona.

„Da wir Weise sind,“ versetzte der Maler. „Die großen Reize der Frauenseele bedürfen zu ihrem Ausgange eines Thores.“

„Die heimlichen Boten der Männerherzen bedürfen zum Einsteigen eines Fensters.“

„Ich bleibe bei meiner Ansicht stehen.“

„Und ich erlaube mir aufzustehen,“ sagte Corona, indem sie sich erhob: „habe ich doch kaum jemals im Leben so lange auf einer Stelle gesessen.“

„Immerhin — Ihr seid ja nicht gebunden — der Gefesselte bin ich.“

„Nein, Bespasiano wird es sein, der kommt an die Kette.“

„Schafft die Rüsse ab, und Bespasiano ist ohne Fehler.“

„Ich will lieber Rüsse anschaffen und ihm die Fehler lassen.“

„Gut,“ sagte Caravaggio — „wenn wir alles beim Alten lassen, bleibt ein sicherer Bote zwischen Euch und mir.“

„Am sichersten ist,“ bemerkte Corona, „wir verhandeln ohne Boten und kommen sozgleich überein, die Sitzung morgen um diese Zeit zu wiederholen. Und nun geh ich.“

„Geht nur — Ihr bleibt doch bei mir,“ versetzte Caravaggio, auf das Bild deutend.

„Komm nur, Du gehst doch wieder von mir,“ warf sie hin, indem sie sich bückte und den Affen auf den Arm nahm. „Darf ich mich sehen?“

„Nein!“ rief Caravaggio so lebhaft, daß sie zusammenfuhr. „Den Schreck muß ich Euch ersparen.“

„Mit Schreck versorgt, geh ich von dannen — laßt Euch nicht von meiner Mutter sehen,“ bat sie, und verließ in eiligen Schritten das Haus.

Bezaubert blieb der Maler unter den Arkaden zurück. Er hatte das Gefühl, als wäre er ein reicher, reicher Mann geworden; befriedigt und beseligt trat er wieder an die Staffelei und malte so weiter, als wenn Corona ihm noch säße. Wußte er doch ihren ganzen Anzug, ihre schelmischen Augen, ihre feinen Züge, ihren pikanten Mund, alles, alles auswendig. Er war auch nur deshalb fleißig an dem Bilde, weil er in der Sitzung mehr plaudern als malen wollte, ohne die Arbeit dadurch aufzuhalten. Es schien nicht anders, als wäre die Vergangenheit plötzlich hinter ihm versunken oder als hätte sie niemals existirt, so mächtig trat die Gegenwart in ihre Rechte. Aller Groll auf Arpino war aus seinem Herzen verschwunden. Sich durch Coronas Portrait den Weg zum Großmeister zu bahnen

und sich das Malteser-Kreuz zu verdienen, um Rache an dem Ritter Arpino zu nehmen, daran dachte er nicht mehr. Auf Corona allein stand sein Sinn — es galt, sie zu erringen, denn er glaubte bereits ohne sie nicht mehr leben zu können. Besaß ihre Mutter nur erst das Portrait, dann konnte ihm der Zutritt in dem Hause des Intendanten nicht fehlen; darum ließ er den ganzen Tag nicht ab vom Bilde; war doch der Namenstag der Signora Monteforte überdies nicht mehr fern.

Als die Sonne sich neigte, packte er seine Maler-Geräthschaften zusammen und trug sie mit dem angefangenen Bilde auf sein Zimmer, wohin er sich auch sein einfaches Mittagmahl bringen ließ. Während es anfang dunkel zu werden, glaubte er Coronas Stimme zu vernehmen. Er trat daher ans Fenster, verbarg sich hinter den Vorhängen und blickte zu ihr hinüber. Es war keine Täuschung. Derselbe Malteser-Ritter, welcher ihn in der Strada strotta zur Umkehr genöthigt hatte, stand an der eisernen Vergitterung und fütterte Bepasiano mit Nüssen und plauderte recht vertraulich mit seiner Herrin, die sich hinter den Blumen versteckt hielt. Caravaggio erkannte ihn an dem französischen Accent, mit welchem er das Italienische sprach. Zuweilen legte der Ritter sein Gesicht an die Eisenstäbe, um das, was er zu sagen hatte, wie ein Geheimniß in das trauliche Zimmer hinein zu flüstern. Desto hörbarer kicherte alsdann die Frauenstimme. Die Furie der Eifersucht regte sich in des Malers Herzen. Er schnallte den Degen um und stand im Begriff, auf die Straße hinabzustürzen und der Unterhaltung in irgend einer Weise ein Ende zu machen; da entfernte sich der Ritter, vergnügt ein Liedchen pfeifend, während das Fenster geschlossen wurde.

„Ich werde Aufklärung von ihr verlangen,“ grollte er, indem er sein Zimmer verließ, um seinen Unmuth ins Freie zu tragen. Er eilte die Stufen hinab zum Hofen. Es war ein herrlicher Sommerabend; die Sterne spiegelten sich in der glatten Meeresfläche und die von ihrer Tagesarbeit ausruhenden Matrosen sangen in die Nacht hinein.

Ein englisches Kriegsschiff, welches fern von den Rauffahrern Anker geworfen hatte, war mit bunten Lampen erleuchtet und von seinem Verdeck her ertönte Tanzmusik; die Officiere des Schiffes gaben den Damen der Insel einen Ball. Zahllose Boote mit Herren und Damen stießen vom Lande ab, um sie dem Feste zuzuführen, oder langten vom Kriegsschiffe an, um bereits Ermüdete nach Hause zu bringen. Alles athmete Harmonie und Genuß, nur im Herzen Caravaggios grollte der Unmuth; kaum daß sein Malerauge sich an dem Leuchten des Meeres, einem ihm bisher noch nicht zu Gesicht gekommenen Phänomen, einigermaßen weidete. Endlich

beruhigte er sich ein wenig, denn es fiel ihm ein, daß ein Malteserritter insofern kein gefährlicher Nebenbuhler sei, als ein solcher an Heiraten nicht denken könne, aber es sollte sich überhaupt Niemand unterstehen, seiner Schönen den Hof zu machen.

Am nächsten Morgen ging er in aller Frühe zum Vergolder, um einen prachtvollen ovalen Rahmen für Coronas Bild zu bestellen. Ihr Fenster war dicht verhängen. Als er, von seinem Gange zurückgekehrt, im Begriff stand, vor der Sitzung zu frühstücken, erschien Bepasiano genau um dieselbe Minute auf der Brüstung des Fensters, wie am Tage zuvor; denn der Magen der Thiere ist eine richtig gehende Uhr. Der Maler lockte den Affen umsomehr herein, als er an dem Messingringe seines Gürtels ein Papierschleischen bemerkte. Während der Affe eifrig Nüsse knackte, löste Caravaggio das Papier vom Ringe und las die Worte:

„Heut nicht wie gestern — ich bin ermüdet.“

Unmuthig nahm Caravaggio ein Streifchen Papier und schrieb darauf:

„Morgen wie heut — ich bin krank.“

Kaum hatte er seine Antwort durch den Ring des Affen gezogen, so ertönte gegenüber ein schriller Pfeifenton. Bepasiano spitzte die Ohren, knackte indes — wenn auch mit einem höchst komischen Ausdruck von Furcht im Gesicht — eifrig weiter. Als aber die Pfeife von neuem ertönte, ließ er die Nüsse im Stich und stürzte zum Fenster hinaus.

Caravaggio ging unruhig im Zimmer auf und ab; er fühlte sich plötzlich so einsam, so verlassen, daß er seine trogige Antwort bereute. Da hörte er es brechen und knacken, und siehe da, Bepasiano war in lautlosen Sprüngen zurückgekehrt, um sein Frühstück fortzusetzen. Abermals trug der Ring am Gürtel ein Zettelchen; es lautete: „Ich komme — bin aber böse.“

„Das Schmolten wird ihrem pikanten Gesicht nicht übel stehen,“ jubelte Caravaggio. „Wer aber Grund hat, böse zu sein, das bin ich.“

Als Corona über die Straße in sein Haus huschte, ging er in den Hof hinab.

Sie begrüßte ihn mit einer stummen Verbeugung und nahm Platz auf dem Sessel, ohne ihn anzusehen. Der Affe war ihr nicht gefolgt.

„Ihre Müdigkeit kommt zur rechten Zeit,“ bemerkte er, „ich wollte eigentlich heut nur an Bepasiano malen. Das Thier hat seinen besonderen beau jour — es muß sich vortrefflich befinden, während ich fürchtete, es würde sich den Magen verderben an dem, was der Ritter ihm gestern Abend reichete.“

„Alles wäre in Ordnung,“ bemerkte Corona ohne Empfindlichkeit, „wenn wir die Sitzung ausgesetzt hätten, wie es mein Vorschlag war. Uebrigens weiß ich von keinem Ritter.“

„Aber hoffentlich doch von den Geschichtchen, die er erzählte und über die ich Euch recht herzlich lachen hörte.“

„Mich?“ fragte sie verwundert.

„Ja,“ versetzte Caravaggio trocken.

„Ich bin um 5 Uhr nachmittags an Bord der englischen Fregatte zum Ball gegangen und erst nachts um 1 Uhr von dort zurückgekehrt. Meine Kammerjungfer lacht ebenfalls, wenn ihr komische Geschichtchen erzählt werden,“ fügte sie hinzu, indem sie aufstand.

Caravaggio fühlte sich beschämt.

„Was befehlt Ihr, Signorina?“ fragte er bestürzt.

„Ich gehe, um Euch Vespasiano zu schicken, da Ihr meiner heut nicht bedürft.“

Der Maler warf sich vor ihr aufs Knie und blickte mit stehender Geberde zu ihr empor.

„Verzeiht mir, Signorina,“ bat er, „und bleibt. — Ich war so verstimmt — so — so unglücklich! — Wenn ich reden dürfte? — Ihr seid bezaubender in diesem Augenblick denn je — so wie Ihr seid, müßt Ihr mir sitzen; — ich kann Euch nicht entbehren.“

Statt aller Antwort drehte sie ihm halb den Rücken, setzte die goldene Pfeife an den Mund und entlockte ihr einen scharfen Ton.

Vespasiano, den Ausdruck eines schuldbeladenen Gewissens in Mienen und Geberden, stürzte herbei und legte sich seiner Herrin zu Füßen.

„Affe,“ sagte sie, indem sie wieder Platz nahm und es unentschieden ließ, ob sie mit diesem Worte den Menschen oder das Thier meine. Sodann wendete sie das Gesicht wieder ein wenig ab und überließ dem Maler ihre weit von sich gestreckte Linke.

Caravaggio bedeckte die schöne kleine Hand mit reumüthigen Küssen, stand auf und machte sich an die Arbeit.

Nie zuvor hatte er mit solchem Feuer, mit solcher Befriedigung gemalt. Was er auf die Leinwand zu bringen hatte, gelang auf den ersten Strich; er sprach kein Wort; aber der Ausdruck seines Gesichts verrieth das tiefe Glück seines Herzens.

Corona hatte das Gefühl, als fände eine Unterredung ohne Worte zwischen ihnen statt. Deutlich verstand sie, was er dachte; — ohne daß sie die Lippen rührte, hörte er, was sie empfand. Wäre der Vater nicht gekommen, um sein Kind abzuholen, sie hätte nicht daran gedacht, die Sitzung aufzuheben.

Um Caravaggios Glück vollständig zu machen, beachte ihm der Intendant die Nachricht, er habe dem Großmeister bereits von Coronas Portrait erzählt; so gleich sei von diesem der Wunsch ausgesprochen worden, die Arbeit nach ihrer Beendigung in Augenschein zu nehmen, denn er beabsichtige, wenn das Bild ihm nur

einigermaßen gefalle, sein eigenes Portrait bei dem Maler zu bestellen.

Caravaggio jubelte.

„Einigermaßen?“ rief er, als er sich allein befand. „Jeder soll vor Entzücken wahnsinnig werden, der es sieht!“

Und mit Eifer setzte er die Arbeit fort, in den Sitzungen eigentlich nur das mit dem Originale vergleichend und danach verbessernd, was er in der übrigen Zeit gemalt hatte.

So reizend er aber auch die Sitzungen in seinem Hause fand, so durfte er sie doch nicht zu lange ausdehnen. Der Großmeister erkundigte sich mehrmals nach dem Fortgange des Bildes; er wünschte, daß der Maler selbst es ihm in Gegenwart des Intendanten vorzeigen möchte. Caravaggio richtete sich daher so ein, daß er drei Tage vor dem Namenstage der Signora Monteforte die letzte Hand an sein Bild legte; sodann ließ er es in seiner goldenen Umgrenzung nach dem Palast des Großmeisters tragen.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Wie mild auch das Wetter noch immer ist, man muß an die Winteranzüge denken.

Man bereitet ganz interessante Sachen vor; ehe wir davon sprechen, müssen wir indes die neuen Stoffe erwähnen. Die gestickten *Poux de Soie* scheinen sehr modisch zu werden. Die schwarze Stiderei ist darin mit einer weißen verbunden, welche täuschend die Spitzen nachahmt und eine Art Band bildet, das sich über Sterne, Festons und Blumen aller Art schlängelt. Wir sahen dergleichen auf Blau, auf *Blaschavanna* und *Pensée*, auch auf Schwarz, aber auf diesem ist die ganze Stiderei weiß. Solche Kleider bedürfen keines Ausputzes, der Stoff hat also große Vorzüge vor den anderen Taffeten.

Obgleich Einige der elegantesten Damen die Garnirung der Röcke vermeiden, darf man doch nicht glauben, alle Röcke würden ungarneirt getragen. Das wäre ein großer Irrthum.

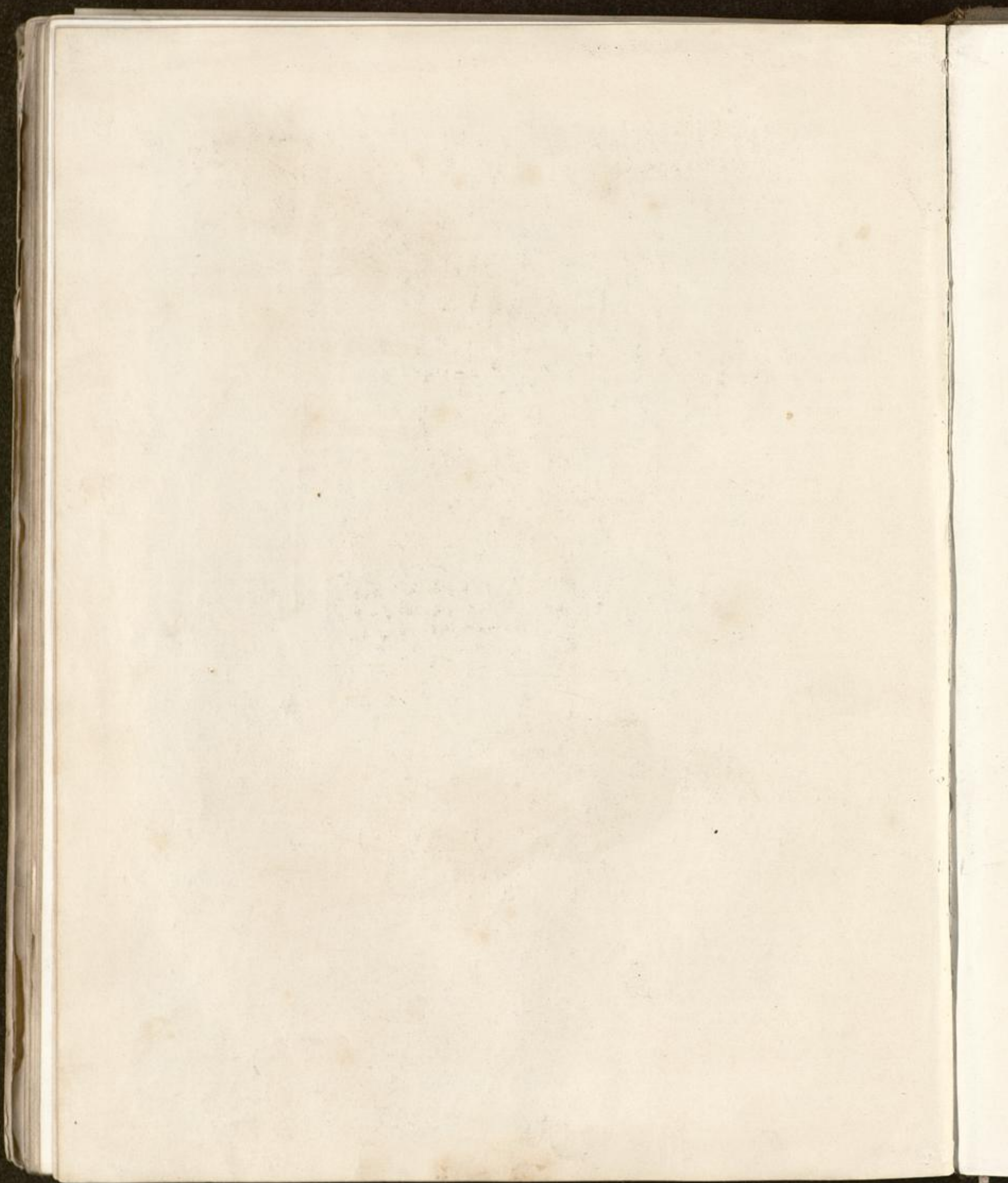
Die Hauptneuigkeit besteht darin, daß man über dem Saume des Rockes einen breiten Posamentstreifen anbringt, der auf jedem Blatt ein Muster bildet. Wir sahen diese Neuigkeit in Schwarz und Gold auf einem Rock von *pensée Atlas*, und in Schwarz und Silber auf einem Kleide von blauem *Noire*, denn Gold und Silber bringt man jetzt überall an; doch ist dies keine eben glückliche Neuerung.

Anderer Posamentgarnirungen bestehen in einer Reihe



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

43 1863





*Nach einer Photographie*

*Stich v. Drosch u. Weyer, Leipzig*

*William H. Sewall*

*Verlag v. Bausch & Lomb, Leipzig*

von P  
findu  
mei  
um die  
nicht g  
den si  
bericht  
von se  
einer  
Nod  
mit e  
Dazu  
jaden  
  
einfac  
bis g  
letten  
  
brody  
men,  
ein  
einfac  
lang  
darü  
ziß  
  
und  
min  
  
nen  
gan  
zen  
fere  
  
mar  
ver  
zu  
den  
der  
  
die  
wi  
bli  
vo  
an

von Palmen oder Ringen, die in einander gestochten sind und die man auf die Kleider setzt.

Die ganz ungarnten Kleider sind ziemlich allgemein unten gezackt und mit einer dicken Schnur besetzt, um die sich ein Gold- oder Silberfaden rankt.

Die kurzen Röcke haben sich auf der Straße noch nicht gezeigt, aber bei dem ersten schlechten Wetter werden sie zum Vorschein kommen. Wir glauben Folgendes berichten zu können: der erste Rock oder Unterrock ist von schwarzem Taffet mit einer pensée Grecque, die von einer schwarzen Spitze bedeckt wird; der zweite kürzere Rock ist gezackt, von pensée Noire und die Jacken sind mit einer Schnur in Schwarz und Pensée eingefasst. Dazu eine Weste von schwarzem Taffet und ein Jagdjackenleibchen von pensée Noire.

Diese Façon läßt sich in allen Stoffen, von den einfachsten an, wie Popeline, Ripps u. s. w. wiederholen bis zu Seidentuch, Sammet oder Atlas zu Besuchstouletten.

Mit der Farbengleichheit wird im Winter auch gebrochen werden müssen, denn im Winter haben die Damen, wenn sie nicht etwa ganz in Sammet gekleidet sind, ein von dem Kleide verschiedenes Kleidungsstück. Bei einfachen Anzügen in Wolle behält man den gleichen langen Paletot bei und wir sehen fast immer den Gürtel darüber, was, wie wir schon öfters sagten, sehr ungraziös ist.

Die Form der Aermel scheint allein bereits festzustehen und der einzige Unterschied zeigt sich in dem mehr oder minder Anliegen des langen Paletots.

Als etwas sehr luxuriöses und Auffallendes erwähnen wir einen Paletot von fleischfarbigem Sammet, der ganz und gar, mit Ausnahme der Aermel, mit schwarzen Spitzen belegt ist. Noch schöner würde er nach unserer Meinung in pensée Sammet aussehen.

Auf den Confections von schwarzem Sammet bringt man in Menge Spitzen und Posament an, Patten, Revers, Taschen u. s. w. Es sieht sehr reich aus, vielleicht zu reich und eine Beschränkung könnte wohl nicht schaden. Man behält wohl auch den kleinen Capuchon bei, der im Laufe des Herbstes so allgemein gefallen hat.

Die Hüte haben, wir können es wohl sagen, alle die Empire-Form und unter zwanzig derselben sind gewiß achtzehn mit Gold ausgeputzt. Im jetzigen Augenblick herrscht die Verbindung von Krepp und Sammet vor, aber dazu gehört durchaus ein Colibri oder ein anderer Vogel.

### Modenblatt № 43.

#### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Haarputz mit großen Perlen; Kleid von grauem Taffet mit hohem glatten Leibchen und einem violetten Gürtel mit großer Schleife an der Seite und langen breiten Enden; enge Aermel mit Besatz von violetter Bande, an dessen Enden sich Schmelzperlen befinden; auf dem Rock unten ebenfalls Besatz von violetter Bande mit Schmelz; kleiner gestickter Kragen; kleine Stulpen; dänische Handschuhe; Schuhe.

2. Haarputz mit grünem Netz; Kleid von blaugrünem Faxe mit einem Saß von dunkelgrüner Seide, der zackig aufsteht und in der Mitte geknöpft ist; ganz kurze Aermel und darunter lange und enge von dunklerer Seide mit Hängelknöpfen an der Seite; Blumenbouquet an der Seite; kleiner Kragen; kleine Stulpen; dänische Handschuhe; Schuhe.

3. Weißer Hut mit blauem Besatz und blauem Schleier; unter dem Schirme Rosen; Kleid und kurzer Paletot von blauem Taffet, mit kleinen schwarzen Sammetpatten garnirt; kleiner gestickter Kragen; kleine Aermel; gelbe Glacehandschuhe; Stiefelchen.

4. Hut in der Maria-Stuart-Form von rother Seide, mit schwarzen Spitzen ausgeputzt und mit schwarzem Spitzenschleier; rothe Bindebänder; Ueberrockkleid von schwarzem Taffet mit weißen Ruchon paletotähnlich garnirt; kleiner Kragen; kleine Stulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

### Stahlkisch № 43.

#### Der amerikanische Staatssecretär (Minister des Auswärtigen) Seward.

(Nach einer Photographie.)

Seward, der seit längerer Zeit für einen der tüchtigsten Staatsmänner Amerikas gilt, erhielt durch Lincoln, nachdem derselbe die Präsidentschaft angetreten hatte, das Ministerium des Auswärtigen und leitete dasselbe unter den schwierigsten Verhältnissen während der ganzen Dauer des langen blutigen Bürgerkrieges. Als endlich eine fanatische Partei der Südstaaten ihre bereits verlorene Sache durch Nord retten zu können glaubte, wurde Seward gleichzeitig mit Lincoln am 14. April 1865 mörderisch überfallen. Während aber der Präsident wirklich getödtet wurde, erhielt Seward nur schwere Wunden, von denen er bereits wieder gänzlich genesen ist. Nur starke Narben sind ihm im Gesicht geblieben.



## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Soeben erschienen:

### Neue Novellen

von

**Elise Polko.**

6. Folge.

Eleg. broch. 1 1/2 Thlr.

Bernhard Schilde.

Für junge Klavierspieler.

### Goldnes Melodien-Album

für das Pianoforte

von **A. Klauwell.**

Neue Auflage. Band 1—4 à 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese vorzügliche und sehr beliebte Sammlung, welche in vielen Auflagen durch die ganze klavierspielende Welt die beifälligste Aufnahme gefunden — ist fortwährend durch jede Buch- u. Musikalienhandlung zu beziehen. In Leipzig durch die Musikalienhandlung von **C. F. Kahnt**, Neumarkt 16.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien:

**Reichenbach, Dr. N. B.**, naturhistorischer Bilderatlas für Schule u. Haus, oder Wandtafeln zum Unterricht in der Naturgeschichte des Thierreichs. Quer-Folio. brochirt. schwarz 2 Thlr. — color. 4 Thlr.

### Abenteuer des Robinson Crusoe.

Von

**Dr. Daniel Defoe.**

Illustrirt mit 206 Holzschnitten nach Grandville. Neu überfetzt von **L. v. Alvensleben**. Zweite Auflage. gr. 8. 1850. In Leinwand gebunden. 2 Thlr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Cange, M.** Feinheiten des Schachspiels auf dem Gebiete der Composition. Erster Theil. Als zweite Ausgabe der Kriegslisten des Schachspiels. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Im Verlag von Herrmann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

### Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit.

Selbsterlebtes und Ueberliefertes

von

**S. G. Gottardi.**

2 Bände. 8. broch. 2 1/4 Thlr.

Die verschiedenen Theaterbilder, die der Verfasser in obigem Buche, das zum größten Theil Selbsterlebtes und Geschautes enthält, an einander gereiht hat, fesseln um so mehr, als in ihnen die Gestalt Goethe's, als einstigen Lenker des Weimarischen Theaters in den Vordergrund gestellt wird. Daneben erscheint Schiller als sein ebensbürtiger Gefährte und Theilnehmer an der Leitung der berühmten Kunst-Anstalt.

### Graf Benjowsky.

Historischer Roman

von

**Louise Mühlbach.**

4 starke Bände. 8. broch. 5. Thlr.

Dieser Roman der bekannten und beliebten Verfasserin **L. Mühlbach** gehört vielleicht zu den spannendsten und pikantesten ihrer Feder. Wir sehen Benjowsky zu Anfang durch den Fluch seines Vaters ausgetrieben aus dem Vaterhause. Dann in der denkwürdigen Schlacht bei Leuthen, wo Friedrich der Große mit seinen Generalen in lebensvoller Schilderung vor uns erscheint. Dann finden wir Benjowsky wieder am Hofe Maria Theresia's, welche die Verfasserin in außerordentlich spannenden Szenen an uns vorüberführt. Von dort folgen wir Benjowsky nach Polen, wo er Theil nimmt an den Freiheitskämpfen der Polen, von den Russen gefangen, durch qualvolle Gefangenschaft nach Kamtschatka geführt wird. Das Leben auf Kamtschatka bildet einen Glanzpunkt des Buches, das indessen auch weiterhin noch reich ist an den interessantesten Szenen in Frankreich, Ungarn und zuletzt auf Madagaskar, wo Benjowsky im Kampfe mit den Franzosen seinen Tod findet.

Bei **Im. Fr. Wöller** in Leipzig erschien und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

### Euphrasia.

Taschenbuch zur Anordnung der beliebtesten

gesellschaftlichen Spiele

und Belustigungen aller Art, im Zimmer und im Freien.

Von **Carl Fröhlich.**

Vierte verm. Aufl. Pr. 25 Sgr.

In über 4 1/2 Hundert Nummern enthält dieses Taschenbuch in reichster Auswahl und bei vielfacher Abwechslung neben allerlei Gesellschaftsspielen, z. B. **Regir-, Räthsel-, Frag- und Antwort-, Pfänder-, Sprichwörter-, Bewegungs-, Gewinn- und Verlust-, Wort- und Zahlen-Spielen** u. a., allerlei Belustigungen, z. B. die überraschendsten **Karten-, Zahlen- u. Taschenspielerkunststücke**, sowie an 100 **Trinksprüche (Toaste)**. Mit Hilfe dieses Buches wird es Jedermann leicht gelingen, jede große oder kleine Gesellschaft zu jeder Jahreszeit aufs Angenehmste zu unterhalten und Frohsinn und Heiterkeit zu erwecken.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Geographisches Lotto.

Ein unterhaltendes und belehrendes Gesellschaftsspiel

für 2 bis 8 Personen

In elegantem Pappkasten.

Preis 2 Thlr.

Dieses originelle, eben so instructive als unterhaltende Gesellschaftsspiel wird nicht verschlen, den allgemeinsten Beifall zu finden, den es auch in Wahrheit verdient. Die Verlagsbuchhandlung empfiehlt dasselbe gebildeten Familien als ein treffliches Festgeschenk.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Das Malteserkreuz.

Episode aus dem Leben eines Malers  
von

A. v. Treskow.

(Fortsetzung.)

## IV.

„Morgen nach der Frühmesse,“ hatte der Großmeister Alof von Vignacourt seinem Intendanten auf die Frage geantwortet, wann er die Ehre haben könne, den italienischen Maler vorzustellen. Am nächsten Morgen um 9 Uhr betrat daher Caravaggio, begleitet von Signor Monteforte, den Ordens-Palast. Wie erstaunte er über die gediegene Pracht desselben! In einer geräumigen, von Säulen und Pilastern getragenen Vorhalle führte eine breite, mit Statuen und Candelabern geschmückte Doppeltreppe in die erste Etage zu einer mit großen Vasen verzierten Galerie. Unter dieser befand sich ein offenes Portal, welches einen Blick in den Garten gewährte. Erstieg man die Stufen zur Linken, so erreichte man die Thür der Kapelle; erstieg man die zur Rechten, so gelangte man zur Thür des Thronsaales und durch diesen in die Gemächer des Großmeisters. Begab dieser sich in die Kapelle, so mußte er den Thronsaal und die Galerie passiren.

Der Intendant führte den Maler in den Saal, dessen Größe und Pracht ihn überraschten. An der den Eintretenden gegenüber liegenden schmalen Seite wölbte sich der mit reicher Goldstickerei versehene Baldachin über einem silbernen Thronessel. Die hohen Fenster schimmerten von zahllosen Wappen in bunter Glasmalerei, während die Portraite der Großmeister in kostbaren Rahmen die Wände bedeckten. An den Fensterpfeilern prangten auf abenteuerlichen Gebilden von vergoldeter Bronze Mosaik-Consolen, Geschenke der Päpste, in ihren unvergänglichen Farben. Drei Reihen von Kristall-Kronleuchtern mit unzähligen Kerzen hingen an goldenen Schnüren, und überall, an der Decke, an den Wänden, auf dem Fußboden von eingelegtem Holze, an dem Throne und an den Möbeln prangte das Malteserkreuz als Verzierung.

Mitten im Saale war Coronas Bildniß aufgestellt. Antonio, des Großmeisters Lieblingspage, hatte bereits nach dem erwarteten Besuch ausgespäht und ihn seinem Herrn gemeldet; dieser trat daher aus einer Seitenthür in den Saal, noch ehe Caravaggio sich an dem satt gesehen, was ihn umgab.

„Der Intendant hatte mir Eure Kunstfertigkeit gerühmt,“ sagte der Großmeister freundlich zu Caravaggio; „nun ich aber das Bild von Eurer Hand gesehen habe, finde ich, daß sein Lob weit hinter Eurer Leistung zurückgeblieben ist.“

„Von der gnädigen Anerkennung, welche Ew. Hoheit meinem Bilde spenden,“ versetzte der Maler bescheiden, „kommt der größte Theil auf die Rechnung des Originals.“

„Wollt ich das gelten lassen, so stände es schlecht um mein Portrait, zu welchem ich Euch gern sitzen möchte; denn ich kann nicht verlangen, daß Euch mein Gesicht ebenso begeistere, wie es das der schönen Signorina Corona gethan.“

„So gern ich dies Bild gemalt habe,“ so ist doch die Darstellung kräftiger Männlichkeit mein eigentliches Fach, ja meine Leidenschaft.“

„Das trifft sich gut,“ fiel der Großmeister ein. „Das Contingent der Männlichkeit für das Bild zu stellen, kann ich übernehmen; was aber die Schönheit betrifft, so müßt ich — wenn solche durchaus verlangt würde — eine Anleihe bei Antonio machen.“

Caravaggio, der von dem Intendanten wußte, in wie hoher Gunst der schöne Page bei dem Großmeister stand, faßte dessen Bemerkung sogleich auf.

„Der Page ist stets ein so integrierender Theil seines Herrn,“ entgegnete er klug, daß ich Ew. Hoheit ausdrücklich bitten muß, ihn mit in das Portrait aufnehmen zu dürfen. Er wird sich besser machen, als die Mohren und Hunde auf den Bildern Eurer erlauchten Vorgänger.“

„Ich wünsche in voller Rüstung dargestellt zu sein, den Kommandostab in der Hand, als wenn ich die Galeeren des Ordens gegen die türkische Flotte führte; — wo soll da mein Page Platz finden?“ fragte der Großmeister.

„Der schwere Helm wird nur kurz vor dem Beginne des Kampfes aufgesetzt. Wählen wir den Mo-

ment, in welchem der Page soeben herangetreten ist, um ihn Ew. Hoheit darzureichen."

"Bravo, Maestro!" rief der Großmeister erfreut. "Das Bild ist gestellt. Ihr werdet dazu eines Raumes bedürfen, den das Haus Eures Wirthes nicht gewährt. Ich habe Euch daher ein großes Zimmer im Ordenspalast einräumen lassen. Der Intendant wird Euch dasselbe überweisen. Morgen um diese Zeit besuche ich Euch dort in voller Rüstung sammt Antonio. Wenn Ihr die Umrissse aufgezeichnet habt, kriecht ich aus der Schale und lasse Euch diese zur beliebigen Benutzung. Zum Gesicht sitze ich, so oft Ihr es wünscht. Damit Ihr Euch danach einrichten könnt, sage ich noch, daß ich zwei Bilder von mir haben möchte — das eine für diesen Saal, das andere für meine Angehörigen in Frankreich."

Nach diesen Worten entließ der Großmeister den Maler und den Intendanten aufs freundlichste.

Caravaggio war seines Erfolges und eines dauernden guten Einvernehmens mit seinem neuen hohen Öbner gewiß. Das männliche Gesicht des Großmeisters und die feinen Züge des Pagen waren ihm sympathisch; nur wo er Schroffheiten und Anmaßung fand, erwachten seine bösen Eigenschaften, und dann war von einem friedlichen Verhältnisse nicht mehr die Rede. Viel lieber als im Ordenspalast hätte er freilich in seinem Zimmer, der Angebeteten seines Herzens gegenüber, gearbeitet; aber das ließ sich nun einmal bei dem Umfange und der Höhe des Großmeisterbildes nicht thun. Er tröstete sich damit, daß der Namenstag der Signora Monteforte auf den nächsten Tag fiel, und daß er nach der Ueberreichung des Portraits für die Abende Zutritt im Hause des Intendanten erhalten mußte.

So kam es denn auch.

Schon in aller Frühe stand Signor Monteforte am Morgen des Namenstages auf, beantwortete die Frage seiner Gattin nach dem, was er im Schilde führe, mit einem verschmitzten Lächeln und verließ das Schlafzimmer, dessen Thür er verschloß. Sodann traf er geräuschvoll allerlei Anordnungen im Hause, um einen würdigen Platz zur Aufstellung seines schönen Geschenkes herzurichten. Als er in dem Wohnzimmer über einem in die Mitte desselben gerückten Tisch eine Laube von blühenden Gewächsen gebaut hatte, ließ er den Maler mit dem Portrait herüber kommen und stellte das Bild auf den Tisch, den Maler hinter die Laube. Sodann aber nahm er eine erzene Glocke zur Hand und schüttelte sie mit solcher Heftigkeit, daß Corona sich die Ohren zubielt. Es war das im Hause übliche Zeichen für das Namenstagskind, zu erscheinen und die Bescherung in Empfang zu nehmen.

Hastig riß Signora Monteforte die Thür auf; aber sie hatte kaum die Schwelle überschritten, als sie

sprachlos vor Bewunderung und mit ausgebreiteten Armen stehen blieb.

"Wem dank ich das liebe Bild?" fragte sie endlich.

"Dem hier," versetzte Monteforte, indem er den Maler hinter den Gewächsen hervorzog.

"Der hier" entgegnete Caravaggio, auf Corona deutend.

"Dem da," rief diese, den Vater bezeichnend.

"So will ich Euch allen danken," sagte die hocherfreute Signora, und schloß Einen nach dem Andern in die Arme, den ihr fremden Maler nicht ausgenommen.

"Selbst Vespasiano fehlt nicht," bemerkte sie, das Bild wieder und wieder betrachtend.

Der Affe aber, als er seinen Namen hörte, sprang an der Mutter seiner Herrin in die Höhe und fuhr ihr liebevoll mit der schwarzen Hand über die Nase.

Caravaggio gab an, er habe das Bild, wenn die Farben erst ganz trocken wären, noch zu firnissen; es sei sogar möglich, daß ihm nöthig erschiene, hin und wieder noch einen Pinselstrich hinzuzufügen.

Signora Monteforte erwiderte darauf, ihr Haus stehe ihm zu jeder Zeit offen.

So gingen denn nach dieser Seite hin Caravaggios Wünsche vollständig in Erfüllung. Aber so glücklich ihn dies auch machte, so verlor er doch den ursprünglichen Zweck seiner Reise nicht aus den Augen. Der Großmeister hatte zwar sein Portrait bestellt und der Maler zweifelte nicht daran, eine gute Arbeit zu Stande zu bringen. War diese aber fertig, so erhielt er sein Honorar dafür und die Sache war abgemacht. Woher sollte das Malteser-Kreuz kommen, wenn es ihm nicht gelänge, sich außerdem noch um den Orden verdient zu machen? — Er beschloß daher, neben dem Portrait des Großmeisters in aller Stille noch ein Bild für die Johannes-Kirche zu malen und solches, bei Ablieferung des Bestellten, dem Orden zum Geschenk zu machen. Als Gegenstand für dieses Bild wählte er klug die Enthauptung Johannes des Täufers, des Schutzheiligen des Ordens.

Von jetzt an verlebte er glückliche Tage. Mit dem ersten Sonnenstrahl stand er auf, um an der Enthauptung zu arbeiten; sodann eilte er in den Ordens-Palast, wo der Großmeister und der Page ihm bei der Arbeit häufig Gesellschaft leisteten. Trat die Dämmerung ein, so kehrte er in seine Wohnung zurück, um die Hauptmahlzeit zu halten. Endlich sprang er, sauber gekleidet, über die Straße in das Haus des Intendanten. Wie leicht wurde ihm sein Tagewerk mit der Aussicht auf einen Abend an Coronas Seite! — Wie schnell eilten die Sommer-tage dahin! — Wie rüstig schritt die Arbeit fort bei der Regelmäßigkeit, mit welcher sie betrieben wurde! —

Daß die langen Winterabende nicht einsörmig wurden, dafür sorgte Corona. Sie belebte die Unterhaltung

durch ihren pikanten Geist und erfreute sein Künstlerauge durch originelle Costüme, die sie für ihn besonders erfand und anlegte. Signora Monteforte wollte ihre Tochter in jeder ihrer Toiletten gewalt haben; Caravaggio versprach stets, am nächsten Tage damit zu beginnen, aber der nächste Tag brachte ein anderes immer noch reizenderes Costüm, und so blieb es bei dem ersten Bilde. War Corona besonders gut aufgelegt, so nahm sie die Castagnetten zur Hand und tanzte zur Mandoline, die ihre Mutter spielte.

Mitunter, wenn er im Ordens-Palast vor der Staffelei stand und eifrig malte, fragte er sich, was Corona wohl den Tag über beginne? Er hätte dann am liebsten Pinsel und Palette aus der Hand gelegt, um hinzulaufen und selbst nachzusehen; denn es war eine Regung der Eifersucht, welche diese Frage aufwarf. Dann erinnerte er sich aber, wie es in dieser Beziehung ihm früher einmal ergangen war, und er blieb bei der Arbeit. Es fiel ihm nur auf, daß er oft in der Dämmerung, wenn er heimkehrte, in der Nähe seines Hauses einem Malteser-Ritter begegnete, der sich bemühte, sein Gesicht zu verbergen. Er glaubte denselben Ritter zu erkennen, der ihm früher in der Strada stretta den Weg vertrat und den er später an Coronas Fenster gesehen hatte.

Eines Tages, als der Intendant ihn von der Arbeit abholte und derselbe Ritter ihnen begegnete, erkundigte sich Caravaggio um so mehr nach dem Namen desselben, als Signor Monteforte ihn höchst ehrerbietig grüßte.

„Es ist der Commandeur v. Foulquerre von der französischen Zunge,“ berichtete der Intendant, „den der Hochmeister herbekommen hat, um ihm den Befehl über die Ordensgaleeren anzuvertrauen, die nach Ostern gegen die Ungläubigen kreuzen sollen. Obwohl er noch keine dreißig Jahre zählt, so hat er sich doch schon als Caravanist, d. h. als Begleiter christlicher Caravane, dergestalt hervorgethan, daß die ihm zugedachte Auszeichnung keinen der älteren Ritter verleßt. Die Republiken Venedig und Genua, welche bei der Sicherheit des Handels in den Gewässern der Levante besonders interessiert sind, haben bereits ihre Galeeren gesendet; es fehlen nur noch die des heiligen Vaters; aber auch ihre Ankunft steht nahe bevor. Der neue Streifzug ist um so unerläßlicher — abgesehen davon, daß die Bekämpfung der Heiden den eigentlichen Zweck des Ordens bildet — als der Schatz des Großmeisters ziemlich erschöpft ist und der Füllung aus den Säckeln der Muselmänner bedarf. Außerdem sind auch nur noch wenige Heidenflaven übrig, mit denen der Großmeister es liebt, seine Freunde zu beschenken.“

Je weniger Geld im Schatze ist, dachte Caravaggio, desto geneigter wird der Großmeister sein, anstatt in Goldstücken mit Malteser-Kreuzen zu zahlen; er malte

daher den Winter über so fleißig, daß er acht Tage vor Ostern nicht nur die beiden Portraits des Großmeisters, sondern auch die Enthauptung Johannes des Täufers fertig hatte. In einer Unterredung mit Signor Monteforte theilte er ihm vertraulich mit, wie es ihm bei der ganzen Angelegenheit, besonders aber in Bezug auf das Kirchenbild, mehr um ein Zeichen der Anerkennung, als um Gewinn zu thun sei, und daß er sich, nachdem er ein solches davon getragen, erlauben werde, in aller Form um Coronas Hand zu bitten.

Der Intendant verfehlte nicht, den Großmeister von den Wünschen des Malers in Kenntniß zu setzen. Alos v. Bignacourt nahm in aller Stille das für die Kirche bestimmte Bild in Augenschein und wurde von den ausdrucksvollen Köpfen auf demselben zur lebhaftesten Bewunderung hingerissen. Er beraumte daher für den Mittwoch vor Ostern ein feierliches Capitel an, bei welchem Caravaggio seine Bilder öffentlich übergeben und dafür den wohlverdienten Lohn entgegen nehmen sollte.

Zur bestimmten Vormittagsstunde an dem bezeichneten Tage traten die beiden jüngsten Ordensritter in das Atelier des sie erwartenden Malers und führten ihn in den Thronsaal. Der Großmeister saß, umgeben von Rittern und Pagen, im vollen Ornat auf dem silbernen Thronessell, an dessen Stufen zwei reich gekleidete Negersklaven knieten. Ihm gegenüber waren die Bilder aufgestellt; keiner der Ritter hatte sie gesehen, ohne ihnen das höchste Lob zu spenden.

Als Caravaggio vor dem Großmeister stand, erhob sich dieser, um den Eingeführten feierlich anzureden.

„Michel Angelo Amerighi,“ sagte er mit volltönder Stimme, „abgesehen von dem persönlichen Dienste, welchen Ihr mir durch Anfertigung meines für diesen Saal bestimmten Bildes geleistet, und welchen gebührend zu belohnen meine Sache ist, habt Ihr Euch auch durch den Schmutz, welchen Eure kunstfertige Hand der Kirche unseres Schutzpatrones bereitete, ein dauerndes Verdienst um den Orden erworben. Ziehe ich in Betracht, daß Ihr — indem Ihr zu Gottes und unseres Ordens Ehre beitruget — Euch zugleich als hoher Meister in der Malerkunst hervorgethan, so muß ich Euch den ausgezeichneten Männern gleich erachten, die unter dem Zeichen unseres Ordenskreuzes mit geistigen Waffen für die Verherrlichung des Christenthums streiten. Kraft meiner Großmeister-Würde ernenne ich Euch daher zum Ehren-Ritter des Malteser-Ordens und schmücke Euch mit den Ordens-Insignien.“

Während die beiden Ritter, welche den Maler in den Saal geführt hatten, ihn zu den Stufen des Thrones geleiteten, nahm der Großmeister von einem Kissen von rothem Sammet, welches sein Page Antonio ihm

darreichte, eine schwere goldene Kette, an welcher das Malteser-Kreuz in weißer Emaille hing.

„Besser Ritter als Knecht,“ sagte er, indem er sie dem Maler umlegte, der vor ihm kniete. Sodann hob der Großmeister ihn auf und gab ihm die übliche Umarmung. Dies war das Zeichen für die anwesenden Ritter, der Reihe nach an ihn heranzutreten, um ihn ebenfalls zu umarmen und ihn zu beglückwünschen. Von allen Seiten geschah dies mit großer Herzlichkeit, nur der Commandeur v. Foulquerre — so glaubte der Maler wenigstens zu bemerken — maß ihn dabei mit einem satirischen Blick.

„Gestattet mir nun auch,“ fuhr der Großmeister fort, nachdem die Beglückwünschung ihr Ende gefunden, „einen Theil der persönlichen Verpflichtungen abzutragen, die ich gegen Euch habe. — Nehmt diese beiden Sklaven, Hassan und Jussuff mit Namen —“ er gab den erwähnten Negern einen Wink, die sich nun erhoben, um vor Caravaggio niederzuknien — „sie gehören Euch; — und findet nicht zu geringe, was sie Euch von meiner Seite außerdem noch zutragen werden.“

Damit war die Ceremonie beendet.

Caravaggio zog sich in sein Atelier zurück, um die Kette und sein Ordenskrenz in der Stille näher zu betrachten. Zum ersten Mal vermischte er den Spiegel in dem Atelier, denn er hätte gern gesehen, wie der neue Schmuck ihm stand. Waren doch die brennenden Wünsche seines Ehrgeizes nun erfüllt. Er dachte aber mehr an Corona, als an seinen Feind Arpino, und eilte nach ihrem Hause.

Er stieß zunächst auf den Intendanten.

„Chevalier Caravaggio,“ sagte dieser mit besonderer Betonung des neuen Titels, „ich habe die von dem Großmeister für Euch bestimmten Geschenke durch die beiden Neger in Eure Wohnung tragen lassen. Nehmt hier den Schlüssel zu dem kleinen Boule-Kästchen, in welches ich mit eigener Hand im Auftrage des Großmeisters 2000 Zehinen gelegt habe, und verzehret sie mit Gesundheit. Außerdem erhaltet Ihr einige Rollen kostbaren genuesischen Sammet in verschiedenen Farben, mehrerlei Schmucksachen, schöne Waffen und was das Herz sonst verlangt. Die Erute ist reich — ich fürchte aber, auf unserer Insel wird keine zweite sprießen; denn außer dem Großmeister läßt sich hier in der Regel Niemand malen.“

„Das hab ich mir selbst bereits gesagt,“ versetzte Caravaggio. „Mein Feld ist Rom; dorthin lehre ich zurück, sobald mir Coronas Hand sicher ist und ich mich nach der anstrengenden Arbeit des vergangenen Winters ein wenig erholt habe.“

„Ich bin gern mit Allem einverstanden,“ erwiderte der Intendant; „macht das nur mit Signora Monteforte und mit Corona selbst ab.“

Da war so gar viel nicht mehr abzumachen. Die Mutter hatte nichts dagegen — die Tochter schlug ein. Es wurde verabredet, daß Caravaggio in kurzer Zeit nach Rom gehen solle, um seine Verhältnisse zu ordnen, an die er während seines Aufen thaltes in La Valetta wenig mehr gedacht hatte; soda nun sollte er nach Malta zurückkehren, Corona heiraten und sie in ihre neue Heimat führen.

## V.

Bei den von ihm entworfenen Plänen für die Zukunft hatte Caravaggio vergessen, seinen leidenschaftlichen Charakter in Betracht zu ziehen; dieser machte ihm nun einen bösen Strich durch die Rechnung.

Von Spanien hat sich über Sicilien die Sitte nach der Insel Malta verpflanzt, daß am Charfreitage die jungen Männer denjenigen jungen Damen, mit welchen sie in Beziehung stehen, eine Demonstration machen. Die Damen besuchen nämlich an dem genannten Tage die Kirchen, um in einer jeden ein Gebet zu verrichten. Die Demonstration besteht nun darin, daß — wenn die Damen anlangen — ihre Verehrer sie bereits an der Kirchenthür erwarten, um ihnen das Weihwasser zu reichen. Die erste Kirche in Erfahrung zu bringen, welche seine Schöne besucht, ist Sache des Anbeters; steht er sehr in Gunst, so verräth sie ihm die Dame selbst. Die nächste Kirche und alle übrigen vermag er sodann leicht zu erspähen, um überall vor ihr anzulangen und den unerläßlichen Dienst zu leisten. Ist eine Schöne nicht ganz sicher, einige Anbeter auf ihrem Posten zu finden, so geht sie an diesem Tage lieber nicht in die Kirche.

Corona hatte dem Maler gesagt, sie werde zu Ehren seines Bildes, der Enthauptung Johannes des Täufers, zuerst die Kirche dieses Heiligen besuchen. Caravaggio gab ihr seine beiden Negerklaven zur Begleitung und eilte ihr voraus. Sie hatte ihm versprochen, sogleich aufzubrechen, und nun stand er schon wer weiß wie lange an der Kirchenthür, ohne sie anlangen zu sehen. Als er bereits die Geduld verlor, erschien sie in der Ferne, aber . . . sie war nicht allein: der Commandeur v. Foulquerre in voller Ordensstracht ging neben ihr, und die Vorübergehenden bieben stehen, um ihnen nachzublicken. War es die Anmuth der jugendlichen Gestalt, die ihre Aufmerksamkeit erregte — waren es die prachtvollen Kleider der beiden Negerklaven, von denen der eine ihr den kleinen Bet-Teppich, der andere den goldgestickten Beutel von blauem Sammet mit den Gebetbüchern nachtrug — oder war es der Umstand, daß eine junge Dame in galantem Gespräch mit einem ihrer Anbeter — wie es den Anschein hatte — zur Kirche ging — oder war es dies Alles zusammengenommen? Cara-

vaggio wußte keine bestimmte Antwort auf diese Fragen zu geben. Schon aus weiter Ferne hörte er den Commandeur lachen; aus den Mienen aber, mit welchen der Ritter das junge Mädchen betrachtete, schloß der Maler auf den Inhalt seiner Worte.

„Also der arrogante Franzose ist schuld daran, daß ich hier stehen mußte wie ein armer Sünder!“ brummte er in den Bart.

Er wollte vor Corona so thun, als habe er den Ritter nicht bemerkt, und trat aus der vom hellen Tageschein erfüllten Vorhalle in die dunkle Kirche, um seine Verlobte am Weihbeden zu erwarten. Die Neger hoben den schweren Thürvorhang auf, um Corona an sich vorübergehen zu lassen; der Ritter eilte ihr jedoch voraus, und als er das Weihbeden erreicht hatte, stellte er sich in der Weise zwischen Corona und den Maler, daß er diesem den Rücken zulehrte und ihn vollständig maskirte. Sodann that er lebhaft einen Schritt zurück; und ohne sich dadurch irre machen zu lassen, daß er dem Maler einen heftigen Stoß verriechte und ihm auf die Füße trat, reichte er der jungen Dame das Weihwasser. Erst nachdem dies geschehen, sah er sich flüchtig nach demjenigen um, der ihm im Wege gestanden; aber um Verzeihung zu bitten, fiel ihm auch jetzt nicht ein. Das Benehmen des Ritters trug das Gepräge einer absichtlichen Beleidigung.

Corona konnte — aus der hellen Straße in die dunkle Kirche tretend — um so weniger sehen, was sich zutrug, da Caravaggio sich absichtlich zurückhielt, während sich der Ritter in seinem weiten Ordensmantel absichtlich spreizte. Freilich wunderte sie sich über die Abwesenheit ihres Verlobten, erklärte sich dieselbe aber durch eine plötzlich eingetretene Abhaltung.

Caravaggio schäumte. Am liebsten hätte er den Unerschämten auf der Stelle gezüchtigt; er bedachte indes die Heiligkeit des Ortes und bemeisterte für den Augenblick seine Wuth. Als Corona jedoch dem Hochaltare zugewendet, auf dem Teppich, welchen Hassan auf die Fliesen der Kirche gebreitet, niedergekniet war und ihr Gebetbuch, das Jussuf ihr gereicht, geöffnet hatte, berührte er Foulquerre's Schulter und deutete — als dieser sich umfah — auf den Ausgang der Kirche.

Foulquerre verstand und folgte dem Maler.

„Signorina Monteforte hat mir anvertraut,“ sagte Caravaggio, auf die Straße gelangt, „daß sie beabsichtige, nachher eine kleine Kapelle in der Vorstadt zu besuchen. Wollt Ihr mir gestatten, Euch dorthin zu führen?“

Foulquerre verneigte sich zustimmend und folgte dem Maler, nachdem er einem Bettelknaben unter Ueberreichung eines Trinkgeldes etwas zugestüstert hatte.

Hassan, der seinem Herrn besonders zugethan war, schlich ihnen nach, denn die wuthflammenden Blicke des Malers waren ihm nicht entgangen.

Caravaggio führte seinen Gegner auf dem kürzesten Wege nach der Strada stretta, und hier angelangt, riß er ungesäumt den Degen aus der Scheide.

„Am heiligen Charfreitag?“ fragte Foulquerre.

„An dem Tage, an welchem du mich absichtlich beschimpft hast,“ donnerte Caravaggio.

„Die Geseze der Kirche und die Vorschriften des Ordens verbieten das Duell am Charfreitage.“

„Hinter Gesetz und Vorschrift verkrächt sich die Feigheit.“

„Thor von einem Maler!“ versetzte Foulquerre verächtlich, indem er nach beiden Seiten blickte, als erwartete er Jemand. „Wer als Sieger aus diesem Kampfe hervorgeht, ist verloren.“

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Der vorherrschende Schnitt der Kleider für den Herbst ist der sogenannte Prinzessin- oder Gabrielen-schnitt.

In den Seidenstoffen, welche man auf der Straße trägt, herrscht das Grau mit silbernem Widerschein vor, auch das lange vernachlässigte Schinierte scheint wieder in Gunst zu treten. Zum Halbpuß liebt man auch die gestreiften Stoffe.

Neben den Empire-Hüten sieht man auch runde von schwarzem Sammet, sogenannte Mousquetairhüte, die an der Seite aufgekrempt und mit langen Federn gepußt sind, welche sich über den Kopf legen und durch eine rothe Rosette von Federn oder Sammet vorn in der Mitte gehalten werden.

Die Gürtel, die man über dem anliegenden Paletot trägt, sieht man sehr häufig. Wenn sie nicht gar zu häßlich sein sollen, müssen sie auf Tuch, Cashmir oder Plüsch getragen werden.

Uebrigens werden die Kleider aus Wollenstoff sehr modisch sein und zwar die gewöhnlichsten, d. h. die von Linsey und Knickerbocker, so wenig hübsch sie auch sind. Die Mode hat nun einmal ihre Launen, die man ihr gestatten muß.

Neben den genannten Stoffen sieht man kaum die sonst so beliebten Alpacas, Cashmirs und Merinos; nicht einmal die doch so hübschen Wollenpopelinen.

Wiederholen müssen wir, daß die Kleider gar keinen oder sehr geringen Auspuß haben werden, man wird dazu kurze Paletots von derselben Farbe und demselben

Stoffe tragen; diese Paletots kann man in dem Zimmer anbehalten.

Hohe runde Leibchen trägt man nicht von dickem Stoff, lieber Westenjäckchen.

Ein anderer Wollenstoff, den man bevorzugt, ist die Argentine, dunkelbraun, mit einem Silberfaden. Ein solches Kleid hat keinen Ausputz als eine Borte an den Ärmeln und an dem Jäckchen, eine Borte von Seide und Silber.

Die Seidenstoffe behalten ihre Oberherrschaft und sie sind so reizend, daß es sich wohl erklärt, wenn sie am meisten gefallen.

Die Crinolinen sind in dem jetzigen Herbst fast nothwendiger als jemals, weil man soviel dicke Stoffe trägt, die durch eine gute Crinoline gehalten werden müssen.

Die Kinder tragen meist Wollenstoffe, wenig Seide; die kleinen Kinderpaletots sind meist von weißem oder rothem Zeuge.

Die russischen Blousen, die Figaros und anderes werden meist mit weißseidener Borte mit Goldperlen ausgeputzt.

Man sieht Alpacafransen mit kleinen farbigen Bandschleifchen.

Die Blumen, die man im Haar trägt, hängen meist hinten herunter, was auch ganz natürlich ist, weil man ja das Haar so tief im Nacken trägt.

#### Modenblatt N<sup>o</sup> 44.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Haarputz mit weitmaschigem Netz; Figaro-Jäckchen von schwarzem Sammet mit Quipurebesatz; Laßgürtel von eben solchem Sammet mit gleichem Besatz; weißes Unterleibchen von Muslin; Rock von Taffet mit einem Sammetstreifen unten, auf dem Quipure liegt; Unterrock von Muslin mit geglücktem kleinen Volant; Schuhe mit Pompadour-Rosetten; gestickter Kragen; gestickte Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe.

2. Modischer Haarputz; Kleid im Prinzessin-Schnitt von gelbem Taffet ohne Ausputz auf dem Rocke, oben an der Brust edig ausgeschnitten, so daß man die hohe gestickte Chemisette sieht, und an dem Ausschnitt mit schwarzen Spitzen garnirt; kurze weiße Bauschärmel, auf denen ebenfalls schwarze Spitzen liegen; Schuhe; weiße, ziemlich lange Glacéhandschuhe; goldene Armbänder; Fächer.

3. Häubchen von Muslin, mit venetianischen Spitzen und rothen Sammetbändern garnirt; Morgenkleid von schottischem Sammet, mit weißem Atlas gefüttert und durch eine dicke Chenille-Gürtelschnur zusammengehalten;

enge lange Ärmel mit sehr großen weißen Aufschlägen; an der Seite große Taschen; weißes Unterkleid mit dreifachem gestickten Volant; gestickter kleiner Kragen; kleine Stulpen; dänische Handschuhe; Hausschuhe.

4. Hut von grünem Taffet, mit Rosen ausgeputzt und mit einem langen, hinten hinabhängenden schwarzen Schleier; grüne Bindebänder; kurzer grauer Paletot mit grünem Besatz; ebensolcher Rock, durch grüne gestickte Streifen aufgenommen; grauer Unterrock, ebenfalls mit grünem Besatz; kleiner gestickter Kragen; kleine gestickte Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

#### Stahlisch N<sup>o</sup> 44.

#### Die Baronin Olimpia Savio-Rossi.

(Nach einer Photographie.)

Die Familie der de Rossi hatte seit alter Zeit große Besitzungen in der Gemeinde Villagordia, früher Villa de Rossi, bei Turin; dieser Familie gehörte der Vater der ausgezeichneten Frau an, deren Bildniß wir hier geben; er zeichnete sich durch hohe Bildung aus; denn hier war es Sitte, daß die reichen Leute mehr ihre Ehre in wissenschaftlicher Bildung, als in den sogenannten nobeln Passionen suchten; er heiratete eine ebenso gebildete Frau aus der Familie der Ferrero von Biella, deren Vater mit dem Hofe nach der französischen Besitznahme in Folge der großen Revolution nach Sardinien gegangen war. Nach der Restauration ward ihre Tochter Olimpia geboren, welche in Turin eine lediglich französische Erziehung erhielt, nicht bloß weil Piemont jahrelang zum Kaiserreiche Napoleon I. gehört hatte, sondern weil das französische Wesen Mode war, wie wir dies in Deutschland ebenfalls erfahren haben, wo man sonst an gegen 300 Höfen und Höfchen sich so an das Nachbeten alles Französischen gewöhnt hatte, daß wir noch jetzt eine Menge französischer Worte ungeachtet des Reichthums der deutschen Sprache gebrauchen, wenn auch nicht in dem überschwenglichen Maße wie die Gräfin v. Hahn-Hahn. Auf diese Weise konnte das von der Natur geistig und körperlich trefflich ausgestattete Fräulein Olimpia Rossi die schönsten Stellen von Racine, Corneille, Bossuet u. a. m. auswendig, als sie sehr jung den klassisch hochgebildeten Herrn Savio heiratete. Dieser lebte für die Wissenschaft, nicht von der Wissenschaft und brachte seiner jungen Frau Geschmack an der italienischen Literatur bei; so daß sie bei ihren reichen geistigen Anlagen bald mit derselben vertraut wurde, und ihr so viel Geschmack abgewann, daß ihre lebendige Phantasie sie zur italienischen Dichterin machte. Doch fühlte sie



N<sup>o</sup> 44. 1863.

ALLGEMEINE MODENZEITUNG





balb  
fie  
eifrig  
daß  
auftr  
nigin  
nevell  
ihrer  
religi  
und  
Chri  
ernte  
Stieg  
derfel  
wurd  
Zeit  
den  
cont  
fchri  
gleich  
über

ronin  
die A  
ernar  
stiger  
dien  
lung  
da f  
wiffe  
chen  
gute  
gefes  
und  
Bere  
körp  
der  
zugl  
Mu  
jüng  
Doc  
tritt  
mit  
nähe  
förg  
ter.  
war  
Arti  
am  
fen  
mei  
frie  
für

bald, daß ihre jugendliche Begeisterung nicht hinreichte; sie setzte daher ihre ernstesten Studien fort, indem sie sich eifrig mit den italienischen Klassikern beschäftigte; so daß sie bald mit kritischen Beurtheilungen neuer Werke auftreten konnte. Auch erhielten ihre Nekrologe der Königin Maria Adelaide, des kunstliebenden Grafen Benevelli und der Dichterin Sofie Safferno aus Nizza, ihrer Freundin, allgemeinen Beifall. Ein philosophisch religiöser Geist offenbart sich in ihren Volks-Gesängen und in einer Abhandlung über die Philosophie des Christenthums. Auch phantastische Erzählungen von ihr ernteten großen Beifall, z. B. der Artillerist, der Stieglitz und das Beilchen, so wie mehrere andere in derselben Art. Eine so reich begabte Schriftstellerin wurde natürlich von mehreren Herausgebern der besseren Zeitschriften aufgefordert, Beiträge zu liefern, daher finden sich sehr geschätzte Aufsätze von ihr in der *Revista contemporanea*, der anerkannt besten literarischen Zeitschrift Italiens, der Pariser *Revue de deux mondes* vergleichbar; so wie in den jährlich erscheinenden Albums über die Kunst-Ausstellung zu Turin.

Als Schriftstellerin und Dichterin wurde die Baronin Savio bald in weiteren Kreisen bekannt, so daß die Akademie der Quiriten in Rom sie zu ihrem Mitgliede ernannte; bei der Sorgfalt aber, welche sie auf ihre geistigen Arbeiten verwendet, ist ein größeres Werk: „Studien über das menschliche Herz“, und eine größere Sammlung von Gedichten noch nicht vollendet, um so mehr, da sie ihre Pflichten als Gattin und Mutter stets gewissenhaft zu erfüllen gewöhnt war. In ihrem gastlichen Hause zu Turin und auf ihrem benachbarten Landgute Milleroße versammelten sich gern die Freunde ihres geselligen Mannes, und die ersten Geister der Heimat und auch die Fremden fanden hier einen sehr gesuchten Vereinigungspunkt, so wie auch die Erscheinung dieser körperlich und geistig vorzüglich ausgestatteten Frau in der besten Gesellschaft willkommen war. Dabei war sie zugleich die sorgsamste Hausfrau und als vortreffliche Mutter kann man sie an ihren Kindern erkennen. Der jüngste Sohn ist, obwohl kaum 20 Jahre alt, schon zum Doctor beider Rechte rite promovirt worden, ihre Tochter tritt, ebenso körperlich schön wie die Mutter ausgestattet, mit solcher Bescheidenheit in die Welt, daß man erst bei näherer Bekanntschaft gewahr wird, daß sie eine ebenso sorgfältige geistige Erziehung genossen hat wie die Mutter. Die beiden ältesten Söhne dieses seltenen Hauses waren schon mit 22 und 23 Jahren Hauptleute in der Artillerie; da nämlich in Italien die gelehrten Waffen am höchsten geschätzt werden, suchen die Söhne der ersten Gesellschaft sich dazu vorzubereiten, wozu sie die meisten Mittel haben. Beide hatten schon in dem Kriege gegen Oesterreich im Jahre 1859 Ehrenzeichen für ihre Tapferkeit erhalten, als in einem Zwischenraum

von 3 Monaten, der eine vor Ancona, der andere vor Gaeta, beide durch Kanonenkugeln den Tod der Helden starben.

Die Baronin Savio ist vor Allem — Mutter. Es darf daher nicht erst erwähnt werden, wie hart dieser Schlag die Familie und besonders die Mutter traf. Ihren Trost fand sie darin, daß sie, nachdem sie einigermaßen beruhigt war, ein Werk verfaßte, welches unter dem Titel „Ruhe den Todten“ zugleich die Briefe enthält, welche die beiden liebevollen Söhne an ihre Mutter gerichtet haben, die heldenmüthig dem Tode für die Größe ihres Vaterlandes entgegen gingen. Sie findet nämlich den besten Trost darin, daß dies doppelte Opfer beigetragen hat, dem geliebten Vaterlande zur Unabhängigkeit von den Fesseln der heiligen Allianz, zur Einheit, und zur constitutionellen Freiheit\*) zu verhelfen. An diesem Verlust des Hauses Savio nahm ganz Italien Theil, und gewährte es den niedergebeugten Eltern einigen Trost, daß Abgeordnete aus den verschiedensten Provinzen denselben eine Denkmünze überreichten, welche das Andenken dieser Helden-Brüder verewigte, indem sie die wohlgetroffenen Bildnisse beider Brüder nebst ihrem Todestage enthält. Die in Gold ausgeprägte Denkmünze für die Eltern war mit einer Sammlung von Denkschriften zu Ehren der gefallenen Helden-Jünglinge und zum Troste der Familie begleitet, einen schönen Band bildend, welcher mehrere in der italienischen Literatur wohlbekannte Namen enthält. Auch in Mailand wurde von der ersten Gesellschaft eine kirchliche Feierlichkeit zu Ehren der Gefallenen und zum Troste der betrübten Familie abgehalten.

Jetzt hat sich diese reich begabte geistreiche Frau hauptsächlich der englischen Literatur zugewandt, welche ihrem an ernste Beschäftigung gewöhnten Geiste am meisten zusagt, da ihr frommer Sinn ebenfalls die Religion von der Kirche zu unterscheiden versteht; dagegen hat sie die Musik aufgegeben als zu schwach, um ihre feurigen Gefühle für alles Erhabene und Schöne genügend auszudrücken. Auch ist ihr Haus noch fortwährend der Sammelplatz des Ausgezeichnetsten, was Italien und das Ausland bietet, wo die noch immer schöne Frau bei ihrer erhabenen Gestalt und ihren liebenswürdigen Formen einen erwünschten Mittelpunkt der Gesellschaft ausmacht, da sie es versteht, mit dem feinsten Takte die verschiedensten Naturen zur Geltung zu bringen, so daß sich Alle bei ihr bald heimisch fühlen, obwohl man hier die verschiedensten Provinzen und Meinungen in die zufriedenste Stimmung gebracht findet. Dabei giebt ihre Herzengüte ihr Veranlassung zu vielfacher Beschäftigung. Vielen hat sie zu helfen gesucht,

\*) Der italienische Bund und der deutsche Fürstentag, von J. F. Neigebauer. Leipzig 1864. Bergson-Sonnenberg.

oft wird sie deshalb in Anspruch genommen und bei ihren manigfachen Verbindungen wird sie vielfach um Empfehlungen und Verwendung angegangen, da sie gern hilft. Noch in diesen Tagen konnte sie der Einsender nur auf Augenblicke sehen, da sie längere Zeit an dem Sterbebette einer alten Dienerin mit theilnehmendem Gemüth beschäftigt war.

Die vielfachen Verbindungen, in welchen diese seltene Frau steht, haben sie in einen lebhaften Briefwechsel mit bedeutenden Personen gebracht, so daß ihre Sammlung der erhaltenen Briefe eine wahre Fundgrube für Geschichte und Lebensbeschreibungen denkwürdiger

Zeiten und Personen sein wird. Dabei besitzt sie aber noch eine bedeutende Sammlung von Autographen aus der Vergangenheit und der Gegenwart, und hat sie Gelegenheit gehabt, aus den Erbschaften alter Familienmitglieder manche merkwürdige Schriftstücke zu sammeln. Doch wird ihr persönlicher Briefwechsel einst über viele Thatfachen und über Personen Aufschluß geben, mit denen sie in Verbindung stand; aber nicht bloß in geschichtlicher und literarischer Beziehung, sondern auch über die edlen Gesinnungen und Gefühle dieser seltenen Frau aus einer Zeit, die für die Neugestaltung und das Wiederaufleben Italiens von hoher Bedeutung ist.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

**L**iterarische, merkanthle und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Entlohnung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Bei **Jm. Fr. Wöller** in Leipzig erschien und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

### Fliegendes Album für ernste und heitere Declamation.

Von **M. G. Saphir.**

(Ausgewählte Sammlung aus Saphirs Dichtungen.)

### Vierte Miniatur-Ausgabe.

Mit des Dichters Bildniß und biogr. Skizze — Preis: broch. 1 Thlr. 15 Sgr., eleg. gebunden mit reicher Vergoldung und Goldschnitt 1 Thlr. 25 Sgr.

In diesem reichhaltigen Album — von der Kritik bezeichnet „als eine sehr taste- und geschmackvolle Auswahl aus den besten, werthvollsten u. anmuthigsten Producten Saphirs“ — sind die herrlichsten jugendlich-frischen Blüten von Saphirs allbekanntem unerschöpflichen Humor und harmlos lebensfroher Laune mit den Vielen wohl weniger bekannten köstlichen Perlen seines tiefgemüthlichen Ernstes in einen lieblichen Strauß gewunden. — Für declamatorische Unterhaltungen sind diese aus Saphirs bester Zeit stammenden, eben so sinnigen als zarten ernstlichen Gedichte von anerkannt hohem poetischen Werthe und diese Wit und Satire sprudelnden Gedankenspiele bereits unerlässlich geworden.

Im Verlag von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

### Die Sturmvögel.

Ein kultur- u. sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts

von

Wilhelm Andraé.

2 Bände. 8. broch. 2 1/2 Thlr.

Ein würdiges Seitenstück zu des Verfassers „Leibniz“ gewährt dieser im edelsten Stil gehaltene Roman eine höchst spannende Lectüre. Er ist ein frisches, echt poetisches Werk und ein mit den lebendigsten Farben gezeichnetes treues Spiegelbild jener wildbewegten, in neuen Geburtswunden kreisenden Zeit unmittelbar vor der Reformation. Im echten Colorit jener Zeit gehalten, schildert er namentlich die ersten Bewegungen und Führer des Bauernkrieges und macht den Leser auch mit dem Leben in den Klöstern, Burgen und fürstlichen Schlössern, sowie auch mit vielen andern Verhältnissen bekannt. Der Gang der Handlung, die Denkungsart und Handlungsweise der Individuen — Alles deutet wie ein erstes Schimmern des Morgenroths nach der Nacht des Mittelalters, auf die Abnung und Zuversicht einer besseren Zeit, auf die Reformation hin, mit deren Beginn der Roman folgerichtig abschließt.

**Bandwurm** beseitigt (auch brieflich) in 2 Stunden gefahrlos und sicher **Dr. Ernst** in Reudnitz (Leipzig).

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien:

### Geographisches Lotto.

Ein unterhaltendes und belehrendes Gesellschaftsspiel

für 2 bis 8 Personen

In elegantem Pappkasten.

Preis 2 Thlr.

Dieses originelle, eben so instructive als unterhaltende Gesellschaftsspiel wird nicht verfehlen, den allgemeinsten Beifall zu finden, den es auch in Wahrheit verdient. Die Verlagsbuchhandlung empfiehlt dasselbe gebildeten Familien als ein treffliches Festgeschenk.

**Reichenbach, Dr. A. B.**, naturhistorischer Bilderatlas für Schule u. Haus, oder Wandtafel zum Unterrichte in der Naturgeschichte des Thierreichs. Quer-Folio. brochirt. schwarz 2 Thlr. — color. 4 Thlr.

Das Groschürchen über das beste Heilverfahren bei **Sicht** und **Gliederschmerzen**, **Magentrampf**, **Unterleibschwäche** u. **Syphilis** verschickt gratis **Dr. Blau**, homöopath. Arzt und Director der Wasserheilanstalt in Langenberg bei Cera.



*Nach einer Photographie*

*Stollsch & Weyl Leipzig*

*Olimpia Savio Rossi.*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*

Ep

„Gieb  
auf ihn ein

„Ein

„Gleich

seinen Geg

Foula

Fall wollte

beslecken, d

ner glaubt

weder anz

die er sich

theidigen,

den Bette

ein, Sonn

ginne des

von den

sich aus,

spähend,

während

rechts he

ließ, um

seines G

demselbe

stretta k

den Ma

S

verschied

ein We

W

ren des

Osterfe

ihr ta

zwei d

ben, e

die H

des W

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Das Malteserkreuz.

Episode aus dem Leben eines Malers  
von

A. v. Treskow.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Gieb Antwort mit der Klinge!“ rief Caravaggio, auf ihn eindringend.

„Ein Duell ohne Zeugen gilt für Mord.“

„Gleichviel!“ schnaubte der Maler und drang auf seinen Gegner ein.

Foulquerre war ein strenger Katholik. Auf keinen Fall wollte er seine Hände am Charfreitage mit Blut bes Flecken, das stand fest. Des Sieges über seinen Gegner glaubte er gewiß zu sein; er beschloß daher, ihn weder anzugreifen, noch irgend eine Blöße zu benutzen, die er sich geben würde, sondern sich so lange zu vertheidigen, bis seine Freunde anlangten, nach denen er den Bettelknaben gefendet hatte. Es fiel ihm auch nicht ein, Sonne und Licht mit dem Gegner vor dem Beginne des Kampfes gleichmäßig zu theilen. Geblendet von den hellen Strahlen zog er den Degen und legte sich aus, mehr rechts und links nach seinen Freunden spähend, als seinen Gegner ins Auge fassend; aber während er zu seiner größten Befriedigung Tritte von rechts her vernahm und den Degen schon halb sinken ließ, um den Kampf einzustellen, fuhr ihm die Klinge seines Gegners durchs Herz. Mehrere Ritter, die in demselben Augenblick aus einer Seitenstraße die Strada stretta betraten, sahen den Commandeur umsinken und den Maler nach der andern Seite entweichen.

Sie hoben den Blutenden auf; er athmete noch, verschied aber in wenigen Minuten in ihren Armen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Wer malt die Bestürzung der Ritter? Die Galeeren des Papstes waren angelangt; am Tage nach dem Osterfeste sollte die Flotte auslaufen, und nun schwamm ihr tapferer Befehlshaber in seinem Blute. Während zwei der Ritter bei der Leiche des Commandeurs blieben, eilten zwei andere nach dem Ordenspalast, um für die Heimschaffung des Gefallenen und für die Festnahme des Malers Sorge zu tragen. Zu ihm, dem Fliehen-

den, hatte sich sein treuer Neger Hassan gesellt; dieser schwor, ihn nicht zu verlassen. Er rieth ihm zugleich, sich irgendwo auf der Insel zu verstecken, bis sich Gelegenheit zur Flucht fände; doch das war leichter gesagt als gethan. Vor allen Dingen mußte Caravaggio in seine Wohnung, um die Kleider zu wechseln und sich mit Geld zu versehen. Unangefochten erreichte er sein Haus; einen Brief aus Rom, den die päpstlichen Galeeren für ihn mitgebracht hatten und den er in seinem Zimmer fand, steckte er ungelesen zu sich; aber während er noch mit dem Umkleiden beschäftigt war, erschienen bereits die Hellebardiere des Ordens, um ihn festzunehmen und ins Gefängniß zu führen.

In dem Hause des Intendanten hatte man keine Ahnung von dem Borgefallenen, denn Signor Monteforte und seine Frau besuchten ebenfalls die Kirchen. Erst von Hassan, dessen Abwesenheit Corona sich nicht hatte erklären können, erfuhren sie mit der größten Bestürzung das Unerhörte. Corona brach in ein Jammergeschrei aus und klagte sich als die Ursache dessen an, was geschehen war. Da sie die Eifersucht ihres Verlobten kannte, sagte sie sich, hätte sie den Commandeur, als dieser sie auf der Straße ansprach, bitten sollen, sie zu verlassen. Daß er sie mit günstigen Blicken betrachte, wußte sie; niemals aber hatte er sich eine Vertraulichkeit gegen sie erlaubt, und daß er sie heute bis in die Kirche begleiten würde, konnte sie nicht voraussehen.

Der Intendant suchte sie zu beruhigen; es war vergebens. Signora Monteforte saß in der Ecke und weinte stille Thränen. Erst als er ihnen versprach, nach dem Palast zu gehen und nicht eher zurückzukommen, als bis er über die Folgen des Borgefallenen genau unterrichtet wäre, faßten sie sich ein wenig, zumal er die Versicherung hinzufügte, den Maler in seiner Noth auf keinen Fall zu verlassen.

Der Intendant gab sich zwar keinen Täuschungen hin, er fand aber im Ordenspalast alles noch weit schlimmer, als er es sich gedacht hatte. Während der Großmeister ein finsternes Schweigen über die Sache beobachtete, überstieg die Aufregung der Ritter alle Begriffe. Wer sollte den Gefallenen ersetzen? Der Großmeister selbst mußte sich entschließen, die Galeeren anzuführen; denn aufschieben ließ sich das Auslaufen derselben nicht, da die Räubereien der Muselmänner im

Mittelmeere sich stündlich mehrten; und unter den auf Malta anwesenden Rittern befand sich Niemand, der in Bezug auf militärische Befähigung dem Commandeur auch nur das Wasser hätte reichen können. Im Ordensrathe waren die Stimmen in Betreff der Strafe des Malers getheilt. Einige sprachen ihm das Leben ab, Andere waren für Einkerkerung auf Lebenszeit. Bis zu einer definitiven Entscheidung sollte er, mit schweren Ketten belastet, im tiefsten Kerker des Ordenspalastes bei spärlicher Kost schmachten.

Kengstlich harrten die Frauen auf die Rückkehr des Intendanten — er kam nicht. Als es dunkel geworden, vermochte Corona die Last ihres Kummers ohne geistlichen Zuspruch nicht länger zu ertragen. Sie ging daher zu ihrem Beichtvater und schüttete ihm ihr Herz aus. Mit Theilnahme lauschte Frater Martino den Worten der Schluchzenden, aber sein Ausspruch war nicht geeignet, ihren Schmerz zu lindern.

„Der vorliegende Casus gehört zu den reservirten Fällen,“ sagte Frater Martino; „Dein Verlobter hat am heiligen Charfreitage getödtet. Kein gemeiner Priester kann ihm die Beichte abnehmen, nur der Cardinal-Groß-Pönitentiarius zu Rom einmal im Jahre die Absolution ertheilen — kein Geistlicher darf Euch trauen. Die Dauer der ihm aufzuerlegenden Kirchenbusse läßt sich nicht absehen. Er ist verloren. Willst Du Deine eigene Seele retten, so reinige Dein Herz von der sündhaften Liebe zu einem Mörder.“

Corona schwankte nach Hause.

„Meine Seele will ich retten,“ sagte sie auf der Straße, indem sie vor dem nächsten Marienbilde niederknietete. „Gewähre mir die Rettung seines Leibes, heilige Mutter, und ich weihe meine Seele Deinem Dienst!“

Es war ihr, als loderten die trüben Lämpchen vor dem Marienbilde hell auf — als lächelte die Jungfrau beifällig zu ihrem Gelübde.

Fast beruhigt setzte sie ihren Weg fort und begegnete bald darauf ihrem Vater.

Was er ihr zu verkünden hatte, ahnte sie schwer.

„Vater,“ sagte sie, als er mit seinem traurigen Bericht fertig war, „mein Leben ist zerstört — ich habe nur noch einen Wunsch in dieser Welt; erfüllst Du mir diesen, so soll keine Klage über meine Lippen kommen. Ich habe mir Rath's erholt beim Frater Martino, und er ist es, der aus mir redet.“

„Was verlangst Du, mein Kind?“

„Ich verlange nichts, als ihn noch einmal zu sehen.“

„Es wird schwer halten, die Erfüllung Deines Wunsches herbeizuführen.“

„Dem Intendanten des Großmeisters weichen Schloß und Riegel.“

„Leider weiß man bereits, daß ich seit längerer Zeit mit dem Plane umgehe, meine Entlassung zu nehmen;

aber lege Dich nur zur Ruhe, mein Kind,“ sagte Signor Monteforte; „ich will thun, was in meinen Kräften steht, damit Du ihn morgen Abend siehst.“

„Mehr verlange ich nicht,“ versetzte Corona. Ungefäumt schrieb sie einen Brief an ihren Beichtvater und ließ ihn abgehen; war sie doch des guten Erfolges der Bemühungen ihres Vaters gewiß.

Am Vormittage des nächsten Tages ging sie mit Hassan zum Hafen hinab, miethete ein Boot und ließ sich von dem Negger zur englischen Fregatte rudern, auf welcher sie den erwähnten Ball mit gemacht hatte. Es war ihr bekannt, daß dieses Schiff, nachdem es über Jahr und Tag im Hafen von La Valetta stationirt, im Begriff stand, durch ein anderes Kriegsfahrzeug abgelöst zu werden und über Palermo nach England zurückzukehren. Nach einer kurzen Unterhaltung mit dem Befehlshaber des Schiffes, der zu ihren Freunden gehörte, saß sie wieder im Boote.

„Hassan,“ sagte sie zu dem Negger, während er dem Lande zufuhr, „hast Du Lust, ein freier Mann zu werden?“

„Hassan kann nicht werden freier Mann,“ versetzte der Negger. „Hassan, freier Mann, wo soll er hernehmen Brot aufzuessen? — Kann hier nicht suchen Elephantenzahn; — kann wohl suchen, aber find's nicht. — Kann nicht fangen Fisch hier — giebt hier kein Senegal. — Kann nicht säen Durrha — hat kein Land. Nein, Herrin weiße, kleine, — freier Hassan muß sterben.“

„Mit Deiner Freiheit sollst Du zugleich das nöthige Geld zur Rückkehr in Deine Heimat erhalten.“

Dem Negger leuchteten die Augen.

„Hassan hat junges schwarzes Weib mit Wollkopf,“ — sagte er, „hat junges, schwarzes Kind mit Wollkopf; — Hassan will alles thun für schwarzes Weib und schwarzes Kind mit schwarzem Wollkopf.“

„Gut, Hassan,“ rief Corona. „Das Weitere wird sich finden. Befolge heute blindlings alle meine Befehle und sei versichert, daß Du Heimat und Familie dadurch wieder erwirbst.“

Im Hause ihrer Eltern angelangt, hatte Corona vielerlei zu erwägen und anzuordnen, daß ihr der Tag verging wie ein Traum. Gegen Abend kam der Intendant aus dem Ordenspalast mit der Nachricht zurück, er habe den Gefangenwärter durch die Zusicherung einer besseren Anstellung für sich gewonnen und ihn für die Nacht reichlich mit gutem Wein versorgt; Corona könne daher ihren Verlobten zwischen 9 und 10 Uhr, nachdem der Schloßhauptmann die Kunde gemacht, so lange es ihr anstehe, im Gefängniß sprechen. Die Localitäten des Ordenspalastes waren ihr genau bekannt, denn als Kind hatte sie ihren Vater oft in denselben begleitet und während seiner Amtsstunden in den Gängen und Höfen desselben gespielt. Bald nach 9 Uhr nahm sie daher

einen weiten dunklen Mantel um, setzte einen Hut mit einem dichten Schleier auf und machte sich, begleitet von den beiden Negerflaven, auf den Weg.

Caravaggio hatte während der Zeit nicht auf Rosen gelegen. Raslos, wie ein gefangener Löwe im Käfig, ging er in seinem engen, nur von einer spärlichen Lampe erhellten Gefängniß auf und nieder, so lange seine Kräfte vorhielten; dann sank er erschöpft auf das Strohlager. Den Brief aus Rom, den er in seiner Wohnung vorfand, hatte er vergessen; als er sich endlich seiner erinnerte, zog er ihn hervor, um ihn zu lesen. Ein Freund schrieb ihm, seiner Rückkehr nach Rom stehe nicht das Allermindeste im Wege. Der junge, von Caravaggio verwundete Raimondi sei an dem Stiche nicht gestorben; seine Eltern dächten um so weniger daran, den Entflohenen gerichtlich zu verfolgen, da ihr Sohn wieder völlig hergestellt sei und nach wie vor seiner Kunst im Atelier des Chevalier Arpino obliege.

Als er diesen Namen las, vergaß er über den Durst nach Rache seine gegenwärtige bedenkliche Lage und wünschte nichts sehnlicher, als jetzt — mit dem Malteser-Kreuz auf der Brust, vor seinen Gegner hintreten und ihn zur Rechenschaft ziehen zu können. Die Folgen seines Handels mit dem Commandeur v. Foulquerre nahm er auf die leichte Achsel; er glaubte nicht, daß man gegen ihn, der seinen Gegner im ehrlichen Zweikampf besiegte, nicht menschlins umgebracht hatte, strenge verfahren werde; auch rechnete er auf die Zuneigung, welche der Großmeister ihm bewiesen. Eine Unterhaltung mit seinem Gefangenwärter, der ihm für den Abend ein Stück schwarzes Brot und einen Krug Wasser brachte, zeigte ihm jedoch die Gefahr, welche über seinem Haupte schwebte, und jetzt erst verstand er die Frage des Commandeurs: „am heiligen Charfreitage?“

Von den peinlichsten Betrachtungen gefoltert, hörte er kaum, daß der Wächter, der ihm bereits eine gute Nacht gewünscht hatte, abermals die Riegel seines Gefängnisses zurückschob und die Thür öffnete. Es kam ihm vor, als würde es plötzlich hell in dem finstern Raum, denn Corona, gefolgt von Hassan, trat unsichern Schrittes, die Rechte vorgestreckt, wie Jemand der im Dunkeln wandelt, bei ihm ein.

Während er die Schluchzende in seine Arme schloß, zog der Gefangenwärter sich in sein Zimmer zurück, um die Liebenden nicht durch seine Anwesenheit zu stören. Corona, hat er, solle nur für den Fall, daß er einschliesse, im Vorbeigehen an seine Thür klopfen, wenn sie das Gefängniß verlasse, damit er den Maler wieder einschließen könne.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ sagte Corona hastig, als der Wärter sich entfernt hatte. „Dein Leben ist bedroht. Es lag in unserm Plan, daß Du diese Insel verließest und nach Rom gingest; führe ihn aus.

Ich habe alles zu Deiner Flucht vorbereitet. Vertausche schnell Deine Kleider mit denen Hassans. Den andern Sklaven finden wir am Ausgange des Palastes; er bringt Dich an Bord der Fregatte, die Dich und Dein Gepäck, welches bereits eingeschifft ist, nach Palermo führt. Dem an Deiner Stelle hier zurückbleibenden Hassan wird man kein Haar krümmen, dafür laß mich sorgen. Schnell, schnell — ehe es zu spät ist.“

„Und Du, Corona?“ fragte Caravaggio, während er mit seinem Leibeigenen die Kleider wechselte.

„Ich bleibe,“ versetzte sie, „und erwarte Nachricht von Dir.“

Sobald die Umkleidung geschehen, schlichen Caravaggio und Corona an der Thür des Gefangenwärters vorüber, ohne diese zu berühren, zum Ordens-Palast hinaus, an dessen Eingange Jussuf, der andere Neger, auf seinen Herrn wartete.

Da sich, als sie auf den freien Platz hinaustraten, Leute zeigten, die möglicherweise zum Dienerpersonal des Ordens gehörten, trieb Corona zur größten Eile.

„Geh mit Gott,“ sagte sie, indem sie ihn ein letztes Mal umarmte. „Ich bleibe noch einen Augenblick hier, um Dir im Fall der Noth den Rücken zu decken.“

Caravaggio eilte mit dem Neger zum Hafen hinab und erreichte glücklich die Fregatte, welche noch in derselben Nacht die Anker lichtete.

Corona lehrte in das Gefängniß zurück.

„Die Stunde Deiner Freiheit hat geschlagen,“ sagte sie zu Hassan. „Wenn man Dich morgen hier fände an Stelle des Malers, so wärst Du verloren. Mir wird man kein Haar krümmen. Hier hast Du Geld — setze meinen Hut auf — nimm meinen Mantel um — und entferne Dich, ohne an die Thür des Wärters zu stoßen.“

Hassan besann sich nicht lange. Er küßte die Füße Derjenigen, die ihm die Freiheit schenkte, und schlich sich hinaus. Corona aber blies die Gefängnißlampe aus und kniete nieder, um der Jungfrau inbrünstig für die Errettung ihres Verlobten zu danken. Ihr eigenes Schicksal beunruhigte sie nicht. Erst nach Mitternacht hörte sie, wie der Gefangenwärter kam und ihre Thür verschloß.

## VI.

Am nächsten Morgen war der Wärter nicht wenig bestürzt, als er anstatt des Gefangenen die Tochter des Intendanten unter Schloß und Riegel fand. Er dachte lediglich an die Folgen, welche dieser Vorfall für ihn haben könne, und verwünschte seine Existenz, bis Corona ihm zuschwor, ihr Beichtvater werde alles in Ordnung



bringen und ihr Vater das Seinige thun. Sodann machte er Meldung von des Malers Entweichung.

Als diese Meldung an den Großmeister gelangte, brachte sie nicht den geringsten Eindruck hervor, denn er sah ihr eigentlich entgegen. Frater Martino, durch Corona von allem unterrichtet, was sie zu thun entschlossen war, hatte sich auf ihren Wunsch in aller Frühe zum Intendanten und von diesem zum Großmeister begeben. Noch während der Beichtvater bei letzterem verweilte, ging ein Schreiben des Intendanten ein, worin dieser um seine Entlassung bat.

„Dies Gesuch ist geeignet,“ sagte Frater Martino, „Ew. Hoheit in den Stand zu setzen, den verdrießlichen Handel in einer Weise zu schlichten, die dem Gesetze genügt und die Betheiligten schont. Der Maler hatte die höchste Strafe verdient; sie an ihm zu vollziehen, wäre Ew. Hoheit peinlich gewesen. Nun ist er entflohen. Die ihm zu seiner Flucht behilflich war, befindet sich in Ew. Hoheit Gewalt. Das Gesetz fordert ihre Bestrafung, die Menschlichkeit ihre Freisprechung, denn sie hat aus Liebe gefehlt; und zwar nicht um ihrer Liebe zu genügen, sondern um auf sie zu verzichten. Gleichwohl sind die Eltern in solchen Fällen verantwortlich für die Thaten ihrer Kinder. Wenn Ew. Hoheit, das Abschiedsgesuch des Intendanten ignorirend, ihm öffentlich seine Entlassung ertheilen, so erhält er, was er wünscht, und der öffentlichen Meinung ist Genüge geschehen. Es bliebe dann nur noch übrig, die Ordensmeister in ganz Italien anzuweisen, auf den Maler zu fahnden und ihn im Betretungsfalle Euch auszuliefern.“

Mos v. Vignacourt befolgte den Rath des Frater Martino. Er gab dem Ordensschreiber den Befehl, die Entlassung des Intendanten auszufertigen, ohne seines Abschiedsgesuches in dem Dokumente zu erwähnen — er beauftragte den Schreiber ferner mit der Ausarbeitung eines Circulars an die betreffenden Ordensmeister, wegen der Festnahme Caravaggios, und ertheilte endlich die erforderliche Weisung zur Freilassung Coronas.

Der Gefangenwärter verlor seine Stelle, wurde jedoch für dieselbe von dem Intendanten reichlich entschädigt.

Die Ritter hätten nichts sehnlicher gewünscht, als eine exemplarische Bestrafung des Malers; aber . . . wenn man nicht in Händen hält, den kann man nicht gut bestrafen. Sie mußten sich daher mit der Entlassung des Intendanten begnügen und verloren die ganze Sache um so mehr aus den Augen, als sie wenige Tage nach Caravaggios Entweichung die Galeeren bestiegen und den Seezug gegen die Türken begannen.

Während die Ritter dem Osten zusteuerten, segelte der Maler in nördlicher Richtung und erreichte mit allen seinen Sachen und seinem Sklaven glücklich Palermo.

Daß man von Seiten des Ordens auf ihn fahnden werde, verhehlte er sich nicht. Die Verbindung zwischen Sicilien und der Insel Malta war eine zu lebhaft, als daß die Befehle für den Ordensmeister in Palermo lange auf sich warten lassen konnten. Caravaggio verließ daher die englische Fregatte nur, um sich im Hafen von Palermo ein für Neapel bestimmtes Schiff zu suchen und jene mit diesem zu vertauschen.

Auch Neapel erreichte er schnell und glücklich; und da er hier sich schon sicherer glaubte, als in Palermo, gönnte er sich nach der anstrengenden Seereise einige Tage Ruhe. Zwei Drittel des Weges nach Rom waren ja bereits zurückgelegt; er zweifelte nicht mehr daran, seine Reise glücklich zu vollenden. In Rom hoffte er seine Gönner, die Cardinäle Monte und Barberini, dahin zu vermögen, ihn gegen die Verfolgungen der Ordensritter zu schützen. Aber eine heftige Erkältung nöthigte ihn, seinen Aufenthalt in Neapel gegen seinen Willen zu verlängern. Endlich nach vierzehn Tagen war er so weit wieder hergestellt, um an die Fortsetzung seiner Reise denken zu können. Eine kleine Feluke wartete im Hafen nur auf günstigen Wind, um nach Civitavecchia abzugehen. Caravaggio bezahlte die Plätze für sich und seinen Keger, ließ sein Gepäck in die Feluke schaffen und wartete in seiner Wohnung nur noch auf den Wink des Capitäns, um sich mit Jussuf an Bord zu begeben. Gegen Abend, als ein frischer Wind von Süden her aufsprang, ließ der Capitän die Harrenden durch einen Matrosen rufen.

Ungefäumt eilte Caravaggio zum Hafendamm, um das Boot zu besteigen, welches ihn zur Feluke führen sollte; aber siehe da — er fand den Molo von Polizeisoldaten besetzt, und diese maßten ihn mit aufmerksamen Blicken.

„Hätte ich doch zu lange hier gezögert?“ fragte er sich besorgt.

Es schien so. Die Polizeisoldaten umringten ihn; sie erklärten, er sei ihr Gefangener und müsse ihnen folgen.

Caravaggio, der sich schuldig mußte, hielt jede Erörterung für gefährlich. Stumm und niedergeschlagen ließ er sich abführen.

Jussuf folgte ihm und blieb vor dem großen steinernen Gebäude stehen, in welches sein Herr geführt wurde; der Matrose aber fuhr allein zur Feluke zurück, um dem Capitän Anzeige von dem Vorgefallenen zu machen.

Der Maler befand sich im Polizeipräsidium und zwar in einem großen, von Menschen überfüllten Saal des Erdgeschosses. Die Polizeisoldaten abgerechnet, schienen die Anwesenden sich mit Caravaggio in gleicher Lage zu befinden. Alle Augenblicke traten Büttel ein, um die Festgenommenen zum Verhör zu rufen. Es vergingen Stunden, ehe der Maler an die Reihe kam,

aber auch er wurde endlich aus dem Saale in ein Zimmer der ersten Etage geführt und einem Richter gegenübergestellt, der beim Scheine der Lampe in einem großen Buche blätterte, ohne aufzusehen.

„Nicolo Mariotto Alberti,“ begann mit nieselnder Stimme der Richter, „vor vierzehn Tagen seiner Haft in Torre del Greco entsprungen — angeklagt, bei seiner Entweichung dem Gefangenwärter einen tödlichen Stich mit einem Tischmesser beigebracht zu haben u. s. w.“

„Ich heiße weder Nicolo Mariotto Alberti,“ unterbrach Caravaggio den Richter, „noch habe ich mich jemals zu Torre del Greco in Haft befunden, sondern bin ein durchreisender, hier völlig fremder Maler, der im Begriff steht, nach Civitavecchia abzugehen.“

Der Richter blickte ihn verwundert an.

„Daß Ihr Nicolo Mariotto Alberti nicht seid,“ sagte er sodann, „sehe ich; der Galgenvogel ist mir wohl bekannt. Aber wie kommt Ihr dazu, Euch hier in die Amtszimmer zu drängen, wenn Ihr nichts in denselben zu thun habt?“

„Glaubt Ihr, daß ich zu meinem Vergnügen hier stehe?“ fragte Caravaggio gereizt.

„Man hat Euch irrtümlich festgenommen; — warum habt Ihr nicht dagegen protestirt?“

„Dazu ist jetzt erst Gelegenheit, da Ihr den Irrthum eingesteht.“

„Ich rathe Euch, Eure Wege zu gehen,“ versetzte der Richter, indem er das Buch zuschlug; wo nicht, so gebe ich Euch die Versicherung, daß Euer Name, der heute in diesem Buche noch fehlt, morgen ganz richtig darin verzeichnet stehen soll. Inculpat ist in Freiheit zu setzen,“ schloß der Richter, indem er zwei Bütteln einen Wink gab. Diese öffneten die Thür, und Caravaggio hielt es für das Gerathenste, sich so schnell wie möglich zu entfernen.

Auf der Straße traf er seinen Neger, der barocke Sprünge machte, um seine Freude über die Freilassung des Malers an den Tag zu legen.

„Kleiner Massa, weißer!“ rief er. „Dussuf freut wie Pudel, der Herrn wieder hat.“

„Schnell nach dem Hafen,“ sagte Caravaggio, und ging seinem Diener muntern Schrittes voran. Aber er fand nicht nur kein Boot am Molo, welches auf ihn wartete, sondern die Felulle selbst war in See gegangen, ohne sein Gepäck zurückgelassen zu haben.

Ein Hafenvächter sagte ihm, der Capitän der Felulle, den er kenne, pflege in der Regel, wenn seine Ladung nicht vollständig sei, in Pozzuoli und Bajä einzulaufen, um noch Güter einzunehmen; die einzige Möglichkeit, das Schiff zu erreichen, sei daher die, zuvörderst nach Pozzuoli zu eilen.

Caravaggio stürzte mit seinem Neger nach dem Pofilip, wo die nach Pozzuoli gehenden Karren zu hal-

ten pflegten; aber es war so spät geworden, daß kein Fuhrmann sich mehr auf seinem Posten befand.

Es blieb nichts übrig, als den Weg nach dem kleinen Hafen zu Fuß zurückzulegen. Erhigt und erschöpft erreichten sie das Ziel — aber von einer Felulle war nichts zu sehen. Immer noch von der Hoffnung getrieben, das Schiff zu treffen, liefen sie in der Richtung von Bajä am sandigen Strande weiter, bis der Maler erschöpft zu Boden fiel.

Da lag er nun, ohne Mantel, ohne Obdach, der Kälte einer rauhen Nacht in der Nähe des Meeres ausgesetzt. Da er noch nicht völlig wieder hergestellt war von der Krankheit, die ihn in Neapel zurückgehalten hatte, so blieben die bösen Folgen der gegenwärtigen Anstrengung um so weniger aus; ein heftiges Fieber ergriff ihn und schüttelte seine ermatteten Glieder, bis die Strahlen der aufgehenden Sonne ihn wieder einigermaßen erwärmten. Mit Mühe und Noth wurde Bajä erreicht; aber die Angst, sein Gepäck einzubüßen, und der Wunsch, die schützenden Flügel seiner hohen Obaner in Rom so bald wie möglich zu erreichen, ließen ihn nicht rasten. Da er mit Geld reichlich versehen war, kaufte er Pferde für sich und seinen Begleiter und setzte den Weg am Strande fort.

In dem Küstenstädtchen Portorcole gegen Abend angelangt, verließen ihn die Kräfte. Er sank vom Pferde und wurde ohnmächtig in die nächste Herberge getragen. Das Fieber schüttelte ihn, er fing an zu phantasiren. Die ganze Nacht hindurch sprach er mit geschlossenen Augen bald zärtlich von Corona, bald erzürnt von Arpino. Gegen Morgen wurde er ruhig, schlug die Augen auf und blickte um sich.

Der Neger saß an seinem Lager und betrachtete ihn sorgenvoll.

„Ich sterbe,“ sagte er mit matter Stimme. „All mein Geld gehört Dir — sei frei — geh nach Malta und melde meinen Tod.“

Er schwieg und schloß die Augen, um sie nicht wieder zu öffnen. Es war im Jahre 1609.

Nach der Flucht des Malers von La Baletta waren die Tage im Hause des Intendanten in lautloser Stille dahingegangen. Corona betrachtete bereits ihren Verlobten als einen Verstorbenen. Sie wollte nur von ihm selbst hören, daß er Rom erreicht habe, und sodann ihm sowohl wie ihren Eltern ihr Gelübde, ins Kloster zu gehen, mittheilen. Bei der Bekämpfung des Widerspruchs, den ihr Entschluß hervorrufen würde, rechnete sie auf die Hilfe des Frater Martino. Uebrigens durfte sie ihren trüben Gedanken ungestört nachhängen. Ihre Eltern gingen damit um, von La Baletta nach Palermo überzusiedeln, wo ein Bruder des Intendanten als angesehenener Arzt lebte; sie waren daher von den Be-

mühungen in Anspruch genommen, ihr Eigenthum zu verkaufen und ihre Wirthschaft aufzulösen. Auch Brater Martino mahnte sie nicht an ihr Gelübde, denn er wußte, daß sie nur auf Nachricht von Caravaggio wartete, um es zu erfüllen.

Da erschien eines Abends, als sich für das Haus des Intendanten soeben ein Käufer gefunden hatte, der schwarze Todesbote aus Portercote. Er theilte seine Trauerkunde zunächst den Eltern mit und überließ es diesen, die Tochter davon zu unterrichten. Zwar flossen Coronas Thränen, aber sie sagte sich bald; durfte sie doch nach dieser natürlichen Lösung aller Verwickelungen um so zuversichtlicher hoffen, die Zustimmung ihrer Eltern zu dem von ihr beabsichtigten Schritte zu erlangen.

Ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht.

Der Intendant hatte ihr oft erzählt, sein Bruder besitze in Palermo ein an der Toledostraße gelegenes Haus mit vergitterten Fenstern, welches durch einen unterirdischen Gang mit dem dahinter liegenden Martorana-Kloster in Verbindung stehe und den Nonnen desselben Gelegenheit gewähre, bei feierlichen Gelegenheiten, namentlich beim Feste der h. Rosalie, durch die vergitterten Fenster die Prozessionen und Aufzüge in der Toledostraße mit anzusehen. Die Martorana-Nonnen könnten also auf diese Weise mit der Welt in Verbindung bleiben, ohne die Clausur des Klosters zu verlassen. Für dieses Kloster entschied sich Corona. Da nun ihre Eltern beschlossen hatten, das Haus ihres Onkels zu beziehen und dasselbe bis zu ihrem Lebensende zu bewohnen, so hielten sie es eigentlich nicht für eine Trennung, wenn ihr Kind im Martorana-Kloster den Schleier nahm; sie besaßen die Tochter nach wie vor; und da Corona bestimmt erklärte, nach dem Heimzuge ihres Verlobten nie wieder eine derartige Verbindung eingehen zu wollen, so hatten sie außerdem noch den Trost, über die Zukunft ihres einzigen Kindes beruhigt zu sein.

Nach dem Auslaufen der Ordens-Galeeren war es auf der Insel sehr still geworden; die Strada stretta ertönte nicht mehr von dem Waffengeklirr der Duellanten; das Liebesgeflüster zwischen den Rittern und den Schönen von La Baletta an den vergitterten Fenstern war verstummt.

Unbehindert traf der Intendant seine Vorbereitungen zur Abreise — glücklich erreichte er mit seiner Familie die gesegneten Gefilde der goldenen Muschel — mit ergebenem Herzen sah er ein Jahr nach seiner Ankunft in Palermo, wie seine Tochter nach überstandnem Noviziat in der Blüte ihrer Jahre den Schleier nahm.

## Modenbericht.

(F.) Man glaubt, daß die Mode des Goldes, das man überall verwendet, von noch kürzerer Dauer sein werde als die des Stahlschmuckes. Jetzt herrscht es und wir haben nur dies zu berichten. Was die Anzüge im allgemeinen betrifft, so bemerkten wir in der letzten Zeit folgende:

Ein Kleid von schwarzem Pour de Soie, auf dem von der Taille ein breiter Guipurestreifen auf jedem Blatte bis beinahe an den Saum herunterging und zwar auf mexicoblauem Taffet. Das Leibchen war offen über einer Weste von blauem Taffet und hatte Schößchen mit blauen Umschlägen von Guipure. Patten wie auf dem Rode, befanden sich auf den Ärmeln. Dazu ein Paletot von schwarzem Sammet mit Guipure, die so aufgesetzt war, daß sie ein Täschchen mit Schößchen u. Täschchen zu bilden schien; endlich ein Hut mit Schirm von blauem Krepp mit goldenen Bienen und hinten mit einer Art Fanchon von Blonde, welche den Bart bildete; in der Mitte der Blonde ein goldener Colibri und unter dem Schirme ein Sammetstreifen nebst einem kleinern Colibri.

Ein Kleid von schwarzem Atlas mit weißen Punkten im Prinzessinschnitt, der diesen Winter allgemein zu werden scheint; unten auf dem Rode eine dicke runde Schnur in Schwarz und Weiß und auf jedem Blatte ein Geschlängel von derselben Schnur, das sich in Trodeln endigt. Gleicher Ausputz an der Taille und auf den Ärmeln.

Als Anzug zu freundschaftlichen Besuchen ein Kleid von violetter Popeline im Prinzessin-Schnitt mit einem breiten schwarzen Sammetstreifen unten, der vorn heraufsteigt und da eine Reihe von Phantasielknöpfen von eisernem Silber hat. Der lange Paletot von gleichem Stoffe ebenfalls mit Sammet garnirt, und dazu ein kleiner Empire-Hut von schwarzem Sammet mit Glasperlen, die wie Thautropfen aussehen.

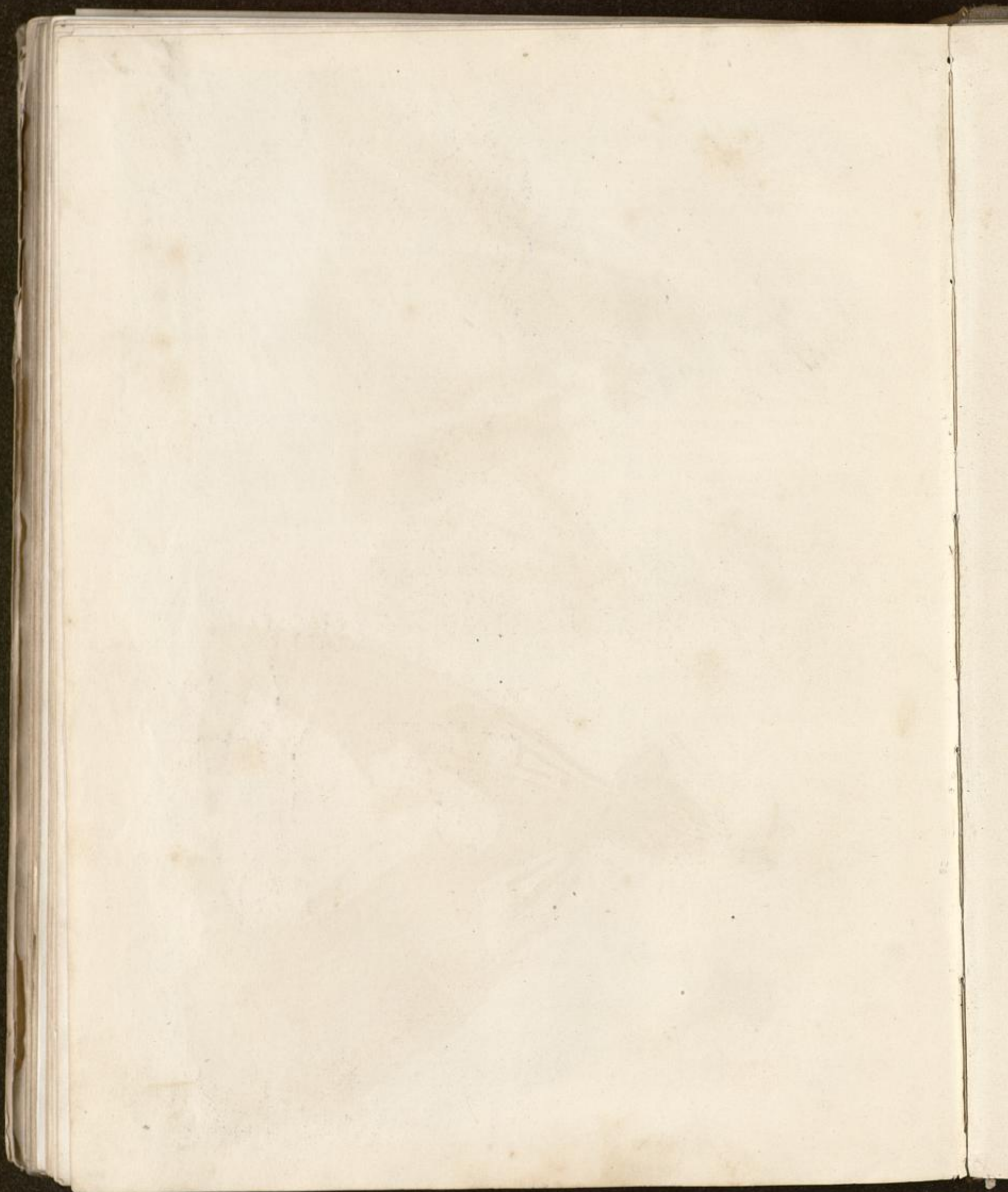
Da das Gold noch sehr modisch ist, sei erwähnt, daß man die Kleider mit Franzen von Goldzehinen oder mit Greques oder mit kleinen Palmen von Gold- oder Silberperlen besetzt. So hat man auch Glasfranzen und Borten aller Art, eine excentrischer als die andere; alles dies slicht wenigstens sehr grell von dem einfarbigen Taffet ab.

Bekannt ist den Leserinnen, daß die Mode die Einrichtung einer Wohnung ebenso bestimmt als die Toilette. Die Mode wählt oder verwirft z. B. den oder jenen Möbelstoff, sowie die oder jene Form; weniger bekannt dürfte es sein, daß grade jetzt in den modischen Woh-



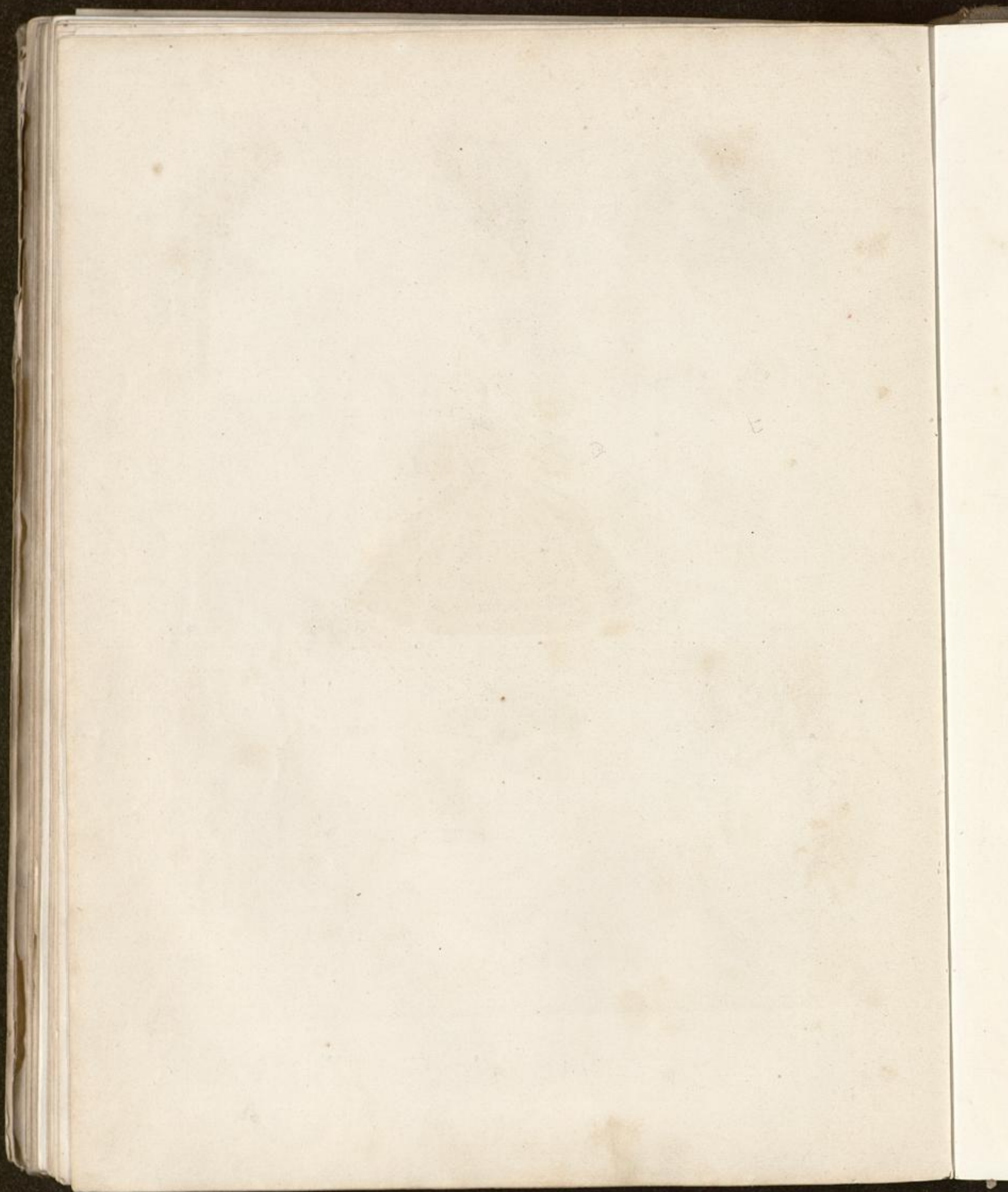
ALLGEMEINE MODEZEITUNG

45 1865





ALLGEMEINE MODENZEITUNG





Nach einer Photographie

Stich v. Deubel & Meyer Leipzig

*C. W. Harbini*

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.





nungen in Paris eine große Menge sehr verschiedenartiger Möbeln sich befinden muß. Darüber ein anderes Mal, heute nur über die Stoffe. So sahen wir kürzlich bei der Fürstin N. ein Arbeitszimmer, das mit hellblauem Foulard ausgeschlagen war, welcher breite Cashmirstreifen hatte. In jedem Felde oder jeder Wandfläche waren die Falten des Foulards so zusammengenommen, daß sich das Blau oben befand. Die Vorhänge waren mit blauer Seide unterlegt und die Halter waren von blauer Seide mit langen Troddeln. Der Divan und die großen Fauteuils waren von blauer Seide und der Teppich ebenfalls blau in Cashmirmuster.

Noch etwas Modisches; Das sind die Taschentücher von ungebleichtem Batist mit weißen Bignetten oder Namensschiffen in weißem und rothen Baumwollengarn; namentlich sieht man diese Taschentücher bei den Herren; aber die eleganten Damen tragen sie ebenfalls. Die Taschentücher von gesticktem Batist haben keine breiten Spitzen mehr. Parfümirt muß aber jedes Taschentuch sein, auch das der Herren, und eines der feinsten und neuesten Parfüms ist das Alpenwasser (eau des Alpes).

#### Modenblatt N<sup>o</sup> 45.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von Atlas und Sammet, mit einer Sammetkranzleise als Kopf und einem langen Schleier; Kleid von Taffet mit Sammetbesatz; Burnus Fenella von Tuch mit Posament und Troddeln garnirt; kleiner Kragen; Stiefelchen.

2. Griechischer Haarpuz mit grünem Bande; Kleid von Taffet im Prinzessin-Schnitt, mit Sammetborten garnirt, auf der sich Silberfaden befinden; kleiner Spitzenkragen; kleine Spitzen-Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

3. Anzug eines kleinen Mädchens.

4. Hut von rothem Sammet mit Spitzen; rothe Bindebänder; Kleid von braunem Taffet, ohne allen Auspuz; kleiner Paletot von grauem Sammettuch, der dicht anliegt, zusammengehalten durch einen Gürtel von dem Paletotstoff, der aber mit schwarzem Taffet und Schmelzperlen garnirt ist, wie der Besatz an den Aermeln und die großen Patten, die über den Schooß laufen; Spitzenkragen; Spitzen-Unterärmel; Schuhe.

5. Maria-Stuart-Hut von Sammet und Spitzen, mit Blumenauspuz; blaue Bindebänder; Kleid von blauem

Taffet ohne Auspuz; Ascario-Paletot von schwarzem Sammet, mit reicher Quipure besetzt; kleiner Kragen; Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

#### Ertrablatt.

Oben drei modische Häubchen.

Darunter zwei Chemisetten, zwei Unterärmel und ein Kinderkleidchen;

dann zwei neue prächtige Hüte mit großer Feder und

darunter ein modischer Haarpuz mit Trauben und Weinblättern.

#### Stahlisch N<sup>o</sup> 45.

#### Der Componist Barbieri.

(Nach einer Photographie.)

Carl de Barbieri wurde am 22. October 1822 in Neapel geboren, studirte in seiner Vaterstadt Composition unter Mercandate und Gesangskunst unter Girolamo Crescentini und Luigi Vulli, und betrat die Bühne zum ersten Mal am Münchener Hoftheater im Januar 1843. In demselben Jahr wurde er als maestro al cembalo am Wiener Hofopertheater angestellt, nachdem er mit einer italienischen Gesellschaft in München, Augsburg, Salzburg, Linz, Bräun, Preßburg und Pesth gastirt, auch eine komische Oper, Casa di Matti, componirt hatte, welche in Wien gefiel. Später war er unter Carls Direction Kapellmeister am Theater an der Wien, später als artistischer Director bei der Eröffnung des neuen Theaters in Padua, dann in Berlin, Dresden, Hamburg, Bremen, Rio de Janeiro, dann wieder in Wien, in Graz, Lemberg und Pesth. Seine bedeutendsten Compositionen sind die Opern: La casa di Matti; Columbus, Oper in 4 Acten, 1848 in Berlin, 1852 in Hamburg mit Beifall gegeben; Risida, Oper in 3 Acten, 1852 in Hamburg ohne durchgreifenden Erfolg gegeben; Arabella, Oper in 3 Acten, 1857 in Wien ohne Erfolg aufgeführt; endlich Perdita, vieractige Oper, die in Prag, Wien, Pesth und Leipzig wiederholt mit Beifall zur Aufführung kam; sodann drei Ballets, eine große Messe, die 1850 in Dresden zur Vermählung des Herzogs von Genua mit einer sächsischen Prinzessin und dann in verschiedenen Städten aufgeführt wurde; endlich ein Singpiel: Carlo und Carlini, sowie Lieder, Quartette u. s. w.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

**Sicht- und Hämorrhoidalleidende** consultirt brieflich  
Dr. Müller in Coburg.

Kranke dieser Art, welche in einen schriftlichen Verkehr mit ihm zu treten wünschen, wollen sich vorher durch seine Schriften, die in jeder Buchhandlung für ein Billiges zu haben sind, mit dessen Heilverfahren bekannt zu machen suchen.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheirateter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucher, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen, zugesichert. Adresse R. R. R. poste restante frei Weimar.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben:

### Des Sängers Lieblinge.

Zwölf Bildnisse berühmter Componisten des  
Männergesangs

in Stahlstich von A. Weger, mit biographischem Text  
von Müller von der Werra.

gr. 8. in feinem Umschlag broch. 10 Ngr.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Breslau sind nunmehr vollständig erschienen und durch jede Musikalien- oder Buchhandlung zu beziehen:

**W. A. Mozart's**

### Clavier-Concerte, -Quartette u. -Quintett

für Pianoforte zu vier Händen

bearbeitet von

**Hugo Ulrich.**

erste, vollständige, neuerdings revidirte Ausgabe.

Nr. 1 in Es	2 Thlr. 5 Sgr.	Nr. 9 in B.	2 Thlr. 5 Sgr.	Nr. 17 in F.	1 Thlr. 20 Sgr.
Nr. 2 in D-moll	2 Thlr. — Sgr.	Nr. 10 in G.	2 Thlr. 20 Sgr.	Nr. 18 in Es.	1 Thlr. 20 Sgr.
Nr. 3 in C-moll	2 Thlr. — Sgr.	Nr. 11 in F.	2 Thlr. — Sgr.	Nr. 19 in Es.	1 Thlr. 20 Sgr.
Nr. 4 in C.	2 Thlr. 10 Sgr.	Nr. 12 in B.	2 Thlr. — Sgr.	Nr. 20 in C.	1 Thlr. 10 Sgr.
Nr. 5 in A.	2 Thlr. 10 Sgr.	Nr. 13 in Es.	1 Thlr. 10 Sgr.	Nr. 21 in F.	1 Thlr. 15 Sgr.
Nr. 6 in D.	2 Thlr. 5 Sgr.	Nr. 14 in A.	1 Thlr. 10 Sgr.	Nr. 22 in B.	1 Thlr. 10 Sgr.
Nr. 7 in B.	2 Thlr. — Sgr.	Nr. 15 in D.	1 Thlr. 20 Sgr.	Nr. 23. Quartett in G-moll	1 Thlr. 15 Sgr.
Nr. 8 in G.	2 Thlr. — Sgr.	Nr. 16 in C.	1 Thlr. 20 Sgr.	Nr. 24. Quart. in Es	1 Thlr. 15 Sgr.
		Nr. 25. Quintett in Es	1 Thlr.		

Alle 25 Nummern zusammen genommen 30 Thlr.

Zum ersten Male liegt dem musikalischen Publikum eine vollständige Ausgabe der Werke Mozarts vor, die den eigentlichen Massstab für die Würdigung Mozarts als Clavier-Componisten bieten. Der Stimmung nach sehr verschieden, offenbart sich in Conception und Ausführung bei Allen hoher Schwung und volle Freiheit; einige sind heiter und graciös, andere voll leidenschaftlicher Erregung, wieder andere ernst und gehalten, glänzend, prächtig und schwunghaft bis zum Grossartigen. Jedes einzelne Concert kann als ein in sich volledentes Meisterwerk gelten.

An die Concerte reihen sich die beiden Clavier-Quartette und Quintett würdig an. Die vierhändige Bearbeitung, welche diese wundervollen Schätze dem clavierspielenden Publicum erst recht zugänglich macht, ist vorzüglich. Die verhältnissmässig sehr bequeme Spielbarkeit macht diese Werke jedem gebildeten Clavierspieler zugänglich.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

LEIPZIG.

Unter allen existirenden kosmetischen Mitteln gegen das

### Ausfallen der Haare

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon zahl gewordenen Scheiteln nimmt

Johann Andreas Hausschild's

vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht ausliegende Dank- u. Anerkennungschriften, meist von Personen aus den höchsten Ständen, bestätigen die Wirksamkeit desselben und fast sämtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich

geworbenen Toiletteartikel sehr regelmäßig von mir.

Die Wirkung des Balsams ist überraschend!

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich aus selbst schon länger zahl gewordenen Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Besagten zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Hausschild's Balsam in Originalpackungen à 1 Thlr. 1/2 Sgr. 20 Sgr., 1/4 Sgr. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.  
Leipzig, Dresdner Str. Nr. 2.

NEBEN DER POST.

### Neue Musikalien

im Verlag von Fr. Fr. Gerdtsche  
in Schneeberg. Soeben erschienen:

**Bruckner, Th.** Psalm 61 für 4 Männerstimmen mit Begleitung von 2 Clarinetten, 2 Hörner, 2 Trompeten, Tenorhorn u. 2 Tubas. Partitur 10 Ngr. Singstimme 8 Sgr.

**Brunner, C. T.** Musikal. Jugendfreund. Eine Reihe von gefälligen Kindermelodien und leichten Übungsstücken für das Pianoforte theils componirt, theils nach beliebten Opernmotiven und Liedern bearbeitet. Op. 206. 9—12. Heft à 10 Sgr.

— Übungsbuch zu 4 Händen für kleine Clavierspieler 29 der leichtesten Übungsstücke zum Gebrauch beim ersten Unterricht in fortschreitender Stufenfolge. op. 437. Supplementhefte zu Trube's Übungsbuch. 2 Hefte à 7 1/2 Sgr.

**Franz Schubert,** 72 kleine lyrische Clavierstücke ausgewählt aus dessen klassischen Lieder-Reichthum für das Pianoforte allein originalgetreu in leichtem Stile arrangirt und als würdigste Preisgabe für Fortschritt und Genuss im Pianofortespiel dargeboten von Carl Geissler. 6 Hefte à 20 Sgr.

Für junge Clavierspieler.

### Goldnes Melodien-Album

für das Pianoforte  
von A. Klauwell.

Neue Auflage. Band 1—4 à 1 Thlr. 6 Ngr. Diese vorzügliche und sehr beliebte Sammlung, welche in vielen Auflagen durch die ganze klavierspielende Welt die beifälligste Aufnahme gefunden — ist fortwährend durch jede Buch- u. Musikalienhandlung zu beziehen. In Leipzig durch die Musikalienhandlung von C. F. Kahnt, Neumarkt 16.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Ausdauer in der Liebe.

Eine Liebeshumoreske.

Vor 25 Jahren hielt ich mich „Studirens halber“ in einer Universitätsstadt Mitteldeutschlands auf und wohnte in einem Hofstübchen auf der durch einen schwunghaften Lederhandel belebten M—straße, einer stillen Klausel, die mir eine lederne, sonst aber weiter keine Aussicht gewährte. Ueberhaupt wohnte ich so recht mitten im Leder. Ich erwähne das, weil mir das Schicksal außer diversen anderen Bürden des Lebens auch noch diverse Bürden des Leders in Aussicht stellte.

Ich entsinne mich noch genau des Tages meines Einzugs. Ich kam nicht bloß, wie üblich, mit Stiefelknecht und Guitarre, nein, ich kam als guter Müttersohn mit einem Bett und einer pompösen Matratze angerückt und die enge Wendeltreppe krachte unter meinem Mobiliar. Mein Mobiliar! Ach, liebe Mutter, wie warst Du böse, als Dir Dein Taugenichts später geschehen mußte, daß sich dieses Mobiliar seit geraumer Zeit zu dem Meubleur in Bewegung gesetzt habe! Und wie bald warst Du wieder gut!

Ja, das Dienstmädchen war sprachlos, wahrscheinlich über die vielen Mobilien, und sagte noch kein Sterbenswort, als ich es Fräulein nannte und einen Accord von meiner Guitarre zu ihr hinschweben ließ; so groß mußte der Totaleffect von Bett, Matratze, Koffer, Stiefelknecht und Guitarre sein.

Es waren damals andere Zeiten, viel ruhiger und friedlicher als jetzt; man kannegießerte damals wenig, man trank sein Braunbier und dachte recht kühl, vor 25 Jahren repräsentirte überhaupt jeder Stand einen ganz anderen Menschenschlag. Für das Theater und seine Koryphäen schwärmte man zwar auch damals, aber von einer Schwärmerlei für das Ballet, wie sie jetzt in allen größeren Städten epidemisch grassirt, war nicht die Spur vorhanden; Klemmer trugen nur ganz alte Damen in der Kirche, wenn sie die Gesangbuchverse fangen; „ansehnliche“ Mädchen wagten damals noch nicht, „eine anständige Herrschaft“ zu suchen und mit rundem Hut, Crinoline und Entoutcas sich vorzustellen oder vielmehr sich die Herrschaft anzusehen.

Sie, meine jungen Leserinnen, waren damals noch im Himmel, aber Sie, verehrte Frauen, die Sie damals zarte Knospen waren und jetzt zu Blumen aufgegangen auf Ihre Knospschen herabsehen, Sie gingen damals in kein „Institut für höhere Töchter“, Sie gingen in die Mädchenschule und in die Strick-, Näh- und Tanzstunde. Eines gab es auch damals schon — „in Gedanken stehen gebliebene Regenschirme“, es gab . . . aber das gehört ja nicht hierher, ich will von ganz anderen Dingen reden, und zwar von einer unglücklichen Liebesgeschichte, die in dem alten Hause in den Stockwerken unter und über den meinigen eine Zeit lang spielte.

Ich wohnte im zweiten, ein Dunkel und eine Nichte im ersten und ein braver junger Mann im dritten Stockwerke. Diese Nichte, ein Mädchen von unbeschreiblicher Anmuth, war die Heldin, und der brave junge Mann der Held des Romans, der sich unter meinen Augen abspann.

Da ich diese Reminiscenzen nur für empfängliche Herzen des zarten Geschlechts niederschreibe, dessen Sympathie von jeher einer unglücklichen Liebe warme Theilnahme entgegenzutragen pflegt, und da mir wohl bewußt ist, daß alle Leserinnen der Welt den Schleier von einer geheimnißvollen Liebesgeschichte soviel als möglich gehoben und Ihn und Sie so treu als möglich photographirt zu sehen wünschen, so bemerke ich in Bezug auf die Personalien meiner Helden, daß Antonie goldnes Haar und schwarze Augen hatte, eine bezaubernde Vereinigung zweier Reize, die ich in meinem Leben nur dieses eine Mal geschaut habe. Ich habe viel und an allen Orten von diesem Goldblond über dunkeln Augen gesprochen, es ist mir aber nirgends gelungen, unter all den Frauen und Mädchen, denen ich meine zauberische Nachbarin mit Ekstase malte, eine gläubige Zuhörerin zu finden. Alle hörten meiner getreuen Beschreibung mit Aufmerksamkeit zu, aber keine wollte an die Wirklichkeit dieses Zaubers glauben und Alle schüttelten die Köpfe oder schwiegen bedenklich lächelnd. Ich versuche es deshalb nicht, meinen schönen Leserinnen ein Bild von Antonien zusammenzufärben, denn noch nie hat ein schönes Mädchen beim Anblick eines schönen Mädchens den Ausruf gethan: „Das ist ein schönes Mädchen!“ Es ist mithin eine undankbare Aufgabe, bei deren Lösung ich die Erfahrung gemacht habe, daß

es schönen Leserinnen gegenüber am gerathensten für den Erzähler ist, sich kurz zu fassen und um Gotteswillen nicht überschwenglich zu sein.

Meine Nachbarin war schön. Weiter sage ich kein Wort.

Ihr Anbeter, mein Nachbar Ferdinand, hatte schwarzes Haar, blaue Augen, gesunde Gesichtsfarbe und Neigung zum schönsten Embonpoint.

Der Onkel meiner Nachbarin, ein einfacher, von seinen Renten lebender Mitbürger, war eine Art Bartolo. Er beabsichtigte zwar nicht, seine Nichte zu heiraten, aber er hütete sie mit einer Umsicht und Wachsamkeit, die Ferdinand an den Rand des Grabes gebracht hätte, wenn er nicht täglich früh 10 Uhr ein Lendenbesssteak gefrühstückt hätte, denn Lendenbesssteaks gab es auch damals schon. Wenn ich meinen Fröhschoppen zu mir nahm, traf ich ihn oft, und wie ich bei Antonie die Vereinigung schwarzer Augen mit blondem Haar bewunderte, so seltsam fand ich bei Ferdinand die Vereinigung einer grenzenlos leidenschaftlichen Liebe mit einem ungeheuren Appetite. Eine Studentenverbindung hatte damals ihr Kneiplocal in dieser unsern Ferdinand restaurirenden Restauration, und ich erinnere mich, daß auch der Bruder Studio an Ferdinands Leiden lebhaften Antheil nahm.

„Da kommt der unglückliche Ferdinand!“ sagten sie regelmäßig bei seinem Eintritte.

„Wie befindet sich Ihre Braut?“ fragte der Eine.

„Ihr Schwiegervater ist doch wohl?“ setzte ein Anderer dazu. Und Ferdinand antwortete dann immer ernst und ruhig:

„Ich danke; soweit indes sind unsere Beziehungen noch nicht gediehen!“

Wenige Tage nach meinem Einzuge schon wurde ich in diese unglückliche Liebe eingeweiht, und zwar durch das hauskundige Dienstmädchen, das nichts weniger als verschlossen war, und einige Wochen später war ich in der Sache au fait, ich konnte mit rathen und mit thaten.

Seit zwei Jahren schon liebte Ferdinand die schöne Antonie unglücklich!

Er hatte sie zum ersten Male in einem durch seinen Gerstenfaß berühmten Dörschen erschaut, er war, sofort versteinert, stehen geblieben, hatte sie unverwandt angestarrt und dann langsam an ihrem Tische gegenüber Platz genommen, um Alles um sich zu vergessen und nur Sie, nur Sie anzusehen. Seine Blicke strömten eine so afrikanische Glut aus, daß dem Onkel das Bier im Glase plötzlich sauer geworden sein mußte, denn er gab seiner Nichte einen Wink, und sie erhoben sich und gingen. Von diesem Augenblicke an murmelte Ferdinand an diesem Tage nur: „Wer ist das? Wer war das?“

Am folgenden Tage erfuhr er, man nenne Sie

die weiße Rose, am zweiten wußte er den wahren Namen des Kindes und am dritten Tage hatte er glücklich die Wohnung von Onkel und Nichte ermittelt. Ferdinand erkannte mit Schrecken, daß er himmelweit von Ihr wohne; verließ sofort seine comfortable Wohnung, mietete eine andere, die der der Nichte gegenüber lag, und sah nun den ganzen geschlagenen Tag hinüber. Er sah, wie Antonie am Fenster saß und einen Faulsenzer für den Onkel sticte, er sah sie in der Morgentoilette, das goldne Haar noch kraus, wenn auch nur für einen einzigen Augenblick, er sah sie Sonnabends im Hausjäckchen eigenhändig die Thürschlösser noch einmal nachpoliren und Sonntags, o Bonne! sah er sie im schwarzseidenen Kleide am Fenster lesen. Wenn sie ausging, stürzte er hinterher — einmal war er zu hitzig und fiel eine ganze Treppe hinab — und wenn sie wieder nach Hause ging, stieg auch er in sein Stübchen und war erquidkt. Er stellte Rosenstöckchen vor seine Fenster, weil sie vor den ihrigen Blumen pflegte, und wenn sie ihr Fenster öffnete, lehnte er sich an das Fensterkreuz und sendete tiefe, innige — aber unverständene Blicke hinüber, oder er öffnete auch sein Fenster geräuschvoll, damit sie einen, wenn auch nicht tiefen und innigen Blick herübersende, damit sie ihn erkenne und sich frage: „Ist das nicht der junge Mann vom Dörschen?“ Aber sie fragte sich nicht, denn sie sah gar nicht herüber. Antonie war ein stilles kaltblütiges Mädchen, streng erzogen und wohl behütet vom Onkel.

So vergingen einige Monate. Ferdinand folgte ihren Spuren, sah hinüber, kaufte noch mehr Rosenstöckchen, lehnte immer länger am Fensterkreuz, öffnete immer geräuschvoller die Fenster, sah immer starrer hinüber und declamirte immer lauter:

„O Hoffnung, laß, durch dich emporgehoben,  
Den Dulder ahnen, daß dort oben  
Ein Engel seine Thränen zählt!“

sodaß der Onkel endlich Lunte riechen mußte.

„Kennst Du den Menschen drüben, Toni?“ fragte der Alte eines Tages, als eben Ferdinand seine heißesten Blicke und Seufzer herüberschoß.

„Nein, Onkel.“

„Der Kerl sieht den ganzen Tag herüber.“

„Ich sehe nicht hinüber.“

„Recht, mein Kind! Tagedieb, Taugenichts, Faulsenzer!“ knurrte der Onkel und sah Ferdinand, der auf seinem Posten stand, finster an. Aber Ferdinand grüßte, sich artig verneigend, hinüber und lächelte halb freundnachbarlich halb herzerreißend, so daß sich der Onkel noch mehr ärgerte und vom Fenster wegging.

Da Ferdinand kein ahnungsvoller Engel, sondern ein ahnungsloser guter Junge war und sich durchaus nicht für einen Tagedieb und Taugenichts hielt, weil er

vermögend war, so wurde der Verdruß drüben immer ärger. Onkel und Nichte waren nicht nur im strengsten Belagerungszustand, sie hatten auch bei allen ihren Ausgängen und Promenaden regelmäßig Ferdinand als Wache und Schatten hinter sich, denn mit dem letzten Schläge der Nachmittagsstunde, in der Onkel und Nichte zu promeniren pflegten, stand auch Ferdinand schon bereit, hinterher zu wandeln. Er wurde in seiner freundschaftlichen Unschuld aufdringlich und zubringlich. Einmal wagte er es sogar, in einem Gartenconcerte an ihren Tisch zu treten und bescheiden erröthend um die Erlaubniß zu bitten, Platz nehmen zu dürfen. Es wurde ihm zwar in Gnaden abgeschlagen, aber der zubringliche feste Mensch setzte sich nun an den allernächsten Tisch und sendete einen ganzen Regen tiefer und inniger Blicke an seine Götin, die ernst, kalt und schweigend auf ihre Arbeit sah und nur manchmal theilnahmslos den Garten und die heiter plaudernden Gruppen überblickte.

Eines Tages sah Ferdinand mit Grausen, daß der Onkel mit der Nichte auszog. Er sprang entsetzt in den Vorsaal zum Wächter und ertheilte ihm einige diplomatische Instructionen, die auf eine außerordentliche Gesandtschaft in das Nachbarhaus hinaus liefen, um dort anzufragen, was diese Rüstungen zu bedeuten hätten. Der Wächter kam bald zurück.

„Wohin ziehen sie?“ rief Ferdinand hastig.

„Zum Teufel!“ sagte der Wächter trocken, der nie lachte.

„Mensch, was soll das heißen!“ rief Ferdinand mit frommer Wuth.

„Ja,“ sagte Schickelanz, der Wächter, achselzuckend, „der alte Herr kam dazu, als ich die Leute fragte, wohin gezogen würde. Und da sagte er, wie ich Ihnen schon berichtet: „Zum Teufel!“ und ich und Der, der mich geschickt habe, wir möchten auch zum Teufel gehen, sagte er.“

Eine halbe Stunde später aber wußte Ferdinand die neue Wohnung; das Dienstmädchen brachte die Kunde vom Brunnen, der alte Herr und die schöne Nichte zögen auf die B—straße 166, zweites Stockwerk.

„Gut!“ sagte Ferdinand, ging auf die B—straße, kam nach einer Stunde zurück, bezahlte seine Wirthin, drückte ihr stumm die Hand und wohnte dem Hause 166 auf der B—straße schon gegenüber, noch ehe Onkel und Nichte drüben eingezogen waren.

In der ersten Woche hielt sich Ferdinand sehr zurück, obwohl es ihn mit Himmelskraft und hundert Pferdekraft zum Fenster zog. Er hatte Lunte gerochen, daß der Onkel Lunte gerochen habe. Er lebte mehr im Hintergrunde seiner Wohnung, wagte sich nur bis in die Mitte des Zimmers, wo er oft zwei Stunden mit dem Opernglase stand, mit dem er die angebetete Nichte

suchte, sie fand, es auf ihr ruhen ließ oder ihr bis in den schwarzen Hintergrund ihrer Wohnung folgte und — selig, glücklich und unglücklich war.

Der Onkel hatte keine Ahnung von dem neuen Belagerungszustande; es war ihm nur unbegreiflich, daß der zubringliche Mensch an allen Orten, wo er mit Antonie war, auch zum Vorschein kam, überaus höflich grüßte und so nahe wie thunlich Platz nahm.

Aber den armen Ferdinand zog es immer näher und näher an das Fenster, und es kam ein Tag, an dem Antonie zufällig hinübersah, Ferdinand mit seinem Opernglase bemerkte und seit langer Zeit wieder einmal lachte, und es kam noch ein Tag, an dem der Onkel plötzlich rief:

„Weiß Gott, Toni, der Kerl wohnt wieder grad-über!“

So kann es nun nicht fortgehen, dachte Ferdinand, als er bemerkte, daß der Onkel drüben die sämtlichen Fenstervorhänge zuzog, und so wird jeder fühlende Leser denken. Und so kam wieder ein Tag, an dem Ferdinand von früh bis abends schrieb, und sich an den folgenden Tagen im Hintergrunde seiner Wohnung, den treuen Opernglase in der Hand, aushielt.

Er hatte an die Nichte und an den Onkel geschrieben. Ihr hatte er gesagt, daß sie der Stern seiner Nächte, der Gedanke seiner Tage und das Ziel seines Lebens sei; und den alten Herrn hatte er unter Darlegung aller seiner Familien- und Lebensverhältnisse mit überschwenglichen Worten angefleht, ihm Zutritt in seinem Hause zu gestatten.

Der Onkel war beim Empfang der beiden recommandirten Briefe, über den er und Antonie dem Briefträger quittiren mußten, stark überrascht; Antonie las die Liebeserklärung lächelnd, legte sie schweigend dem Onkel hin und nähte, von ihrem Vorhange geschützt, weiter, ohne nur ein einziges Mal nach ihrem Verehrer zu sehen.

Der alte Herr hatte sie beim Lesen beobachtet und freute sich im Stillen über die Gleichgiltigkeit, mit der sie den glutvollen Liebesbrief wegzog.

„Zutritt? Das fehlte nur noch!“ sagte er und nahm Antoniens Brief.

„So, so! Das ist etwas Anderes!“ meinte er, als er auch diesen gelesen hatte. „Das ist ein Antrag in bester Form! Du sagst gar nichts, Toni?“

„Was soll ich sagen, Onkel?“ lächelte Antonie und nahm den Brief an den alten Herrn.

„Du sollst sagen, ob dieser Herr . . . wie heißt er?“ —

„Ferdinand Schraube,“ las Antonie.

„Ob dieser Ferdinand Schraube das Ziel Deines Lebens ist.“

„Nein.“

„So! das ist wieder etwas Anderes!“ sagte der Alte lächelnd und setzte sich, um, wie er sagte, den Belagerungszustand und die permanente Wache zu einem endlichen Abschluß zu bringen, an den Schreibtisch.

„Herr Ferdinand Schraube?“ fragte am andern Morgen derselbe Briefträger drüben.

„Ja, der bin ich!“ sagte Ferdinand athemlos und bleich, legte den Operngucker weg, erbrach mit zitternder Hand den Brief und las mit schlotternden Knien:

„Meine Nichte und ich bedauern, geehrter Herr, auf Ihr Anerbieten nicht eingehen zu können, und ersuchen Sie, den seit geraumer Zeit über uns verhängten Belagerungszustand nunmehr aufheben zu wollen.

Ergebenst

F. A. Miller.“

Ein Anderer würde sich mit diesem „Korbe“ begnügt und Beruhigung gefaßt haben, aber der unglückliche Ferdinand that das nicht. Er faltete den Brief sorgfältig zusammen, nachdem er ihn wohl zehnmal gelesen hatte, neigte schmerzlich lächelnd das Haupt zur Seite und sah mit schwimmenden Augen hinüber nach dem weißen Vorhange, hinter dem das heißgeliebte Mädchen saß.

„Der erste Sturm ist abgeschlagen!“ sagte er. „Aber nur den Muth nicht verloren, immer den Kopf oben und die Hoffnung im Herzen behalten! Ausdauer führt zum Ziel! Wenn Sie einst erkennen wird, wie unsterblich meine Liebe für sie und welcher Opfer meine Liebe fähig ist, dann wird sie mich — in ihrer Nähe dulden. Sie soll mich ja nur dulden; ihre Liebe kann ich nicht erreichen, sie ist unerreichbar wie die Sonne!“

So groß dachte Ferdinand, er dachte aber nebenbei auch praktisch. „Ich muß die Freundschaft oder nur das Wohlwollen ihres väterlichen Freundes, ihres Onkels, zu gewinnen suchen,“ sagte er und folgte eines Vormittags zur Frühstücksstunde dem alten Herrn in die Weinstube, wo er täglich seinen „Römer Blanken“ zu sich nahm.

Der grausame Onkel hatte sich kaum gesetzt, als er plötzlich den siegreich abgeschlagenen Schwiegerneffen vor sich erblickte.

„Herr meines Lebens,“ murmelte er, soll ich denn auch hier . . .“

„Hochverehrter Herr!“ begann Ferdinand.

„Was um Gotteswillen wollen Sie von mir, mein Herr?“

„Ihr Wohlwollen, hochverehrter Herr!“

„Ich kenne Sie ja um Gotteswillen nicht!“

„Deshalb ersuche ich Sie, mich kennen zu lernen, deshalb bat ich Sie, mir Zutritt in Ihrem Hause zu gestatten, hochver . . .“

„Mein Wohlwollen würde Ihnen nichts nützen, da meine Nichte . . .“

„Ich bete sie an, ich weihe ihr mein ganzes Leben, meine ganze Habe! Ich kann nicht ohne ihre Nähe leben!“

„Junger Mann, bedenken Sie, wieviele Millionen Menschen ohne meine Nichte leben müssen!“

Das war richtig, und Ferdinand stugte einen Augenblick, bemächtigte sich aber gleich darauf vermittelst eines klühen Griffs der oheimlichen Hand und schilderte die namenlose Qual der Liebe, die ihn verzehre, in so schauriger Weise, daß der alte Herr sich schon nach Hilfe umsah.

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr Schraube,“ sagte er, meine Nichte hat mir erklärt, eine unüberwindliche Abneigung gegen Sie zu haben, und das ist, wie Sie nicht zu wissen scheinen, selbst in der Ehe ein Scheidungsgrund. Guten Morgen, Herr Schraube!“

„Unüberwindliche Abneigung!“ murmelte Ferdinand, senkte traurig sein Haupt und wankte fort.

„Herr meines Lebens,“ rief der Onkel, die Hände faltend, wenn alle jungen Leute in der Stadt so gefühlvoll wären, was sollte aus uns werden!“

Ferdinand ging nach Hause, sah eine Stunde lang durch das Opernglas hinüber, setzte sich dann an den Schreibtisch und schrieb wieder den ganzen Tag. Er richtete an Antonie die Bitte um eine Unterredung und am Schlusse des Briefes goß er seine Verzweiflung in Reime.

„Das wird ja immer schlimmer!“ rief der Onkel. Ich werde mich an unsere Sicherheitsbehörde wenden müssen! Herr meines Lebens, Mädchen, was man um Dich für Noth und Sorge hat! Was willst Du thun, Toni?“

„Nichts, Onkel!“

„Du willst die Unterredung nicht bewilligen?“

„Nein, Onkel!“

„Es wäre vielleicht grade zweckmäßig, Toni, wenn Du dem rasenden Menschen Deine unüberwindliche Abneigung mündlich ausdrücktest.“

„Wie Du willst, Onkel; mir ist es gleichgiltig.“

„Wenn man den Menschen vor sich hat, wie ich gestern früh, denkt man gar nicht daran, daß es ein rasender, wahnwitziger Mensch sein könne, es ist ein kleiner runder Kerl und er sieht ganz gemüthlich aus!“

Es vergingen nun einige Tage, die Ferdinand in Hoffen und Harren auf eine Antwort von Antonies Hand verbrachte. Aber es kam keine, und nachdem eine Woche ins Land gegangen war, wiederholte Ferdinand sein Flehen um eine Unterredung, und diesmal ohne Verse.

„Bergeben Sie mir, mein Fräulein,“ begann er in diesem zweiten Briefe; ich weiß, daß ich unwürdig bin,

nach dem höchsten Glücke des Lebens, nach dem Besitze Ihrer Liebe, zu streben, und so vermessen bin ich nicht. Aber reichen Sie dem unglücklichsten Ihrer Brüder die schwesterliche Hand, lassen Sie mich nicht vergehen in Gram und Sehnsucht nach Ihrer Nähe, wo ich nur leben kann!"

Und so weiter vier Seiten. Am Schlusse bat er, ihr sagen zu dürfen, daß keine Gewalt der Erde ihr Bild aus seinem Herzen reißen könne, und daß er, selbst wenn sie ihn hasse, nur noch für sie lebe. „Die kurze Spanne Zeit, süßes, theures Mädchen, die ich, ich fühle es, noch zu leben habe, gehört Ihnen allein — ich stirbe heute schon gern für Sie!"

„Ein sonderbarer Mensch!" sagte Antonie, legte den Brief vor den Onkel und schälte sich einen Apfel.

„Sieh um Gotteswillen!" rief der alte Herr. „Verlaß Dich darauf, Der begeht noch ein Attentat auf uns, wenn ich nicht die Sicherheitsbehörde auf ihn aufmerksam mache."

„Das ist ja gar nicht nöthig, Onkel!" sagte Antonie ruhig.

„Ich wundere mich über Dich und Deine Ruhe, Mädchen!" rief der Onkel, vor ihr stehen bleibend. „Ich möchte mich darüber freuen, aber es ist mir zu seltsam. Du spottest nicht über den Menschen, aber Du bedauerst ihn auch nicht. Bedauerst Du ihn denn nicht, Toni?"

„Nein, Onkel!"

„Aber er liebt Dich doch ganz wahnsinnig!"

„Ich kann nichts dafür, Onkel."

Es vergingen wieder einige Tage, aber dann meldete eines Vormittags das Dienstmädchen: „Herr Schraube!"

Der Onkel erschrak; Antonie lächelte flüchtig, war aber im nächsten Augenblicke wieder ernst und kalt wie vorher.

„Es ist vielleicht gut so, sagte der Onkel, laß ihn herein!" Da trat der unglückliche Ferdinand ein in sein Heiligthum, blieb bleich und mit unruhig rollenden Augen an der Thür stehen und verneigte sich.

Der alte Herr ging ihm entgegen und bat ihn, Platz zu nehmen.

„Sie haben meine Nichte um eine Unterredung ersucht; sie wird hören, was Sie ihr zu sagen haben. Antonie, höre!"

Antonie ließ ihre Arbeit ruhen, legte sich in den Stuhl zurück und wendete das ernste bleiche, wie aus Marmor geschnittene Antlitz nach dem armen Ferdinand.

„Mein Fräulein, begann er mit zitternder Stimme, ich weiß nicht, was ich Ihnen noch sagen soll — Sie wissen Alles! Ich komme zu Ihnen, indem ich um mein Leben kämpfe — ich kann ohne Ihre Nähe nicht leben. Ihr Herr Oheim hat meine Versuche, mich Ihnen zu nähern, zurückgewiesen und mir gesagt, daß sich in

uns unbezähmbare Liebe und unüberwindliche Abneigung begegnen. Das aus Ihrem Munde zu hören, komme ich hierher, mein Fräulein. Sprechen Sie nun Ihr Urtheil über mich!"

Ferdinand senkte sein Haupt und schwieg, während der Onkel die Arme verschränkte und nach der Decke des Zimmers sah. „Von so einer ganz teuflmäßigen Liebe habe ich doch noch nichts gelesen!" dachte er und sah dann nach Antonie, die regungslos schwieg.

„Der Herr erwartet eine Antwort von Dir, Antonie!" sagte er nach einer Pause.

„Ich kann nur bedauern, mein Herr, erwiderte Antonie ruhig, daß ich eine gleiche Zuneigung nicht in mir fühle. Wenn ich aber dadurch Ihr Leben verkürze, so wird mir Gott gewiß vergeben, wie er Ihnen Ihre Verirrung vergeben wird."

„Seht um Gotteswillen das Mädchen!" dachte der Onkel. Das hätte ich bei Gott nicht zusammengebracht."

„Leben Sie wohl!" stammelte Ferdinand, der, während Antonie sprach, aufgestanden war. Onkel und Nichte erhoben sich schweigend, und die Unterredung war zu Ende.

„Nun, was sagst Du um Gotteswillen, Toni?" fragte der Onkel tief Athem holend und klopfte Antonies Wangen.

„Jetzt möchte ich ihn bedauern, Onkel."

„Ja, er hat eine teuflmäßige Liebe im Leibe! Als er ging, rannen ihm die Thränen über die Backen."

„Das ist nicht männlich!"

„Weinst Du? Sieh mal an!" lachte der Onkel.

„In der Liebe, mein Kind, hört bei uns die Männlichkeit auf!" Ja, ja, er thut mir auch leid, aber ich kann ihm um Gotteswillen nicht helfen! Ja, es thut weh, ich weiß es; ja, ich glaube, ich habe einstmals auch einige Thränen vergossen. Du lächelst? Woran denkst Du, Toni?"

„Ich dachte eben: Herr Schraube weinte, Du hast einst auch geweint, und der Geliebte unseres Dienstmädchens, der Jäger, hat neulich auch geweint. Das ist doch sonderbar, Onkel!"

„Ja, und Du bist ein sonderbares Mädchen!" sagte der Onkel und sah Antonie lange sinnend an.

Unterdes saß Ferdinand drüben und weinte sich aus, wohl zwei Stunden lang; er ging auch nicht zum Mittagbrot nach „Stadt Hamburg", wo er noch nie gefehlt hatte, er blieb sitzen, bis die Wirthin den Kaffee brachte. Die Wirthin war eine prächtige Frau, heiter, hellen Blicks, praktisch, hauswälderisch, fleißig, gastfreundtschaftlich, reinlich, artig, gewandt, verschwiegen und natürlich mitleidig.

„Sie unglückseliger Mann!" rief sie bei Ferdinands Anblick und schreckte ihn aus seinem Kummer auf. Sie



kannte Ferdinands Liebesgram, ohne daß er ihr ein Wort gesagt hätte.

„Sie unglückseliger Mann, Sie richten sich zu Grunde!“ rief sie und blieb mit dem Kaffee an der Thür stehen.

„Bitte, lassen Sie mich allein!“ sagte Ferdinand abwehrend.

„Nein, ich lasse Sie nicht, Herr Schraube! Ich habe gesehen, wie Sie hinübergingen und wie Sie herüberkamen. Sie richten sich zu Grunde, Herr Schraube. Sie verschwenden Ihre ganzen Gefühle an das stolze Mädchen, das bei aller Schönheit kein Herz im Leibe hat. Wir können nicht Alle weiße Rosen sein, aber hunderttausend rothe Rosen würden mit Ihnen glücklich sein!“

Und damit setzte die brave Frau den Kaffee vor Ferdinand hin, warf einen bössartigen Blick hinüber nach Antonie und verließ kopfschüttelnd das Zimmer.

Aber unter diesen Thränen war in Ferdinand ein Entschluß gereift — der arme Kerl wollte eine „längere“ Reise unternehmen, um sein Leben bis zur äußersten Grenze zu vertheidigen gegen seine Liebe und seinen Lebensüberdruß. Wohin die Reise gehen solle, wußte er nicht, nur so weit als möglich, nach Amerika, Australien. Aber zurückkehren nach Europa, Deutschland und nach der Stadt, „deren Mauern Sie umschließen,“ das wollte und mußte er.

So grübelte er bis zum Abend fort, langsam das Zimmer durchmessend oder am Fenster hinüberstarrend, wo Antonie hinter dem halb zugezogenen Vorhange in einem Buche las. (Damals las man die *Penferoso*, die *Amalie Schoppe*, geborene *Wiße*, und die *Paalzow*. „Haben Sie „Gott, wie köstlich“ gelesen?“ fragte mich eines Tages meine Wirthin und meinte „*Godwie Castle*.“)

Gegen Abend gingen Dunkel und Nichte aus, und das war der Augenblick, den Ferdinand am Fenster erwartet hatte. Diesmal folgte er ihnen nicht, er eilte hinüber in ihre Wohnung.

„Ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu sprechen!“ flüsterte er dem Dienstmädchen durch die halb geöffnete Vorthüre zu.

„Wir wollen Sie sprechen?“ fragte die entsetzte Potsdamerin.

„Ja, nur schnell! Hier sind fünf Thaler für Sie,“ flüsterte Ferdinand so unheimlich, daß es dem Mädchen gruselig wurde, „wenn Sie mir auf einen Tag das kleine Bild des Fräuleins verschaffen, das an ihrem Fenster hängt! Wollen Sie? Schnell, schnell!“

„Jeses! Das wird nicht gehen! Das kommt raus!“

„Sagen Sie, das Glas sei zerbrochen! Hier sind fünf Thaler!“

Die Thaler klickten in der Hand der Magd, und

es war um sie geschehen. Sie schlich wie ein Dieb in Antoniens Zimmer, nahm das Bildchen von der Wand und legte es in die schon lange ausgestreckte Hand Ferdinands, der auch wie ein Dieb das Weiße suchte.

„Aber nur bis morgen!“ rief ihm die treue Dienerin nach. „Bringen Sie mir nicht ins Unglück!“

Von da eilte Ferdinand zu einem stets dienstbereiten Maler — den Segen der Photographie entbehrten wir damals noch — und ließ über Hals über Kopf eine Copie von dem Bildchen nehmen, so daß es ihm möglich war, am andern Tage zu derselben Stunde der zähneklappernden Magd das Original zurückzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

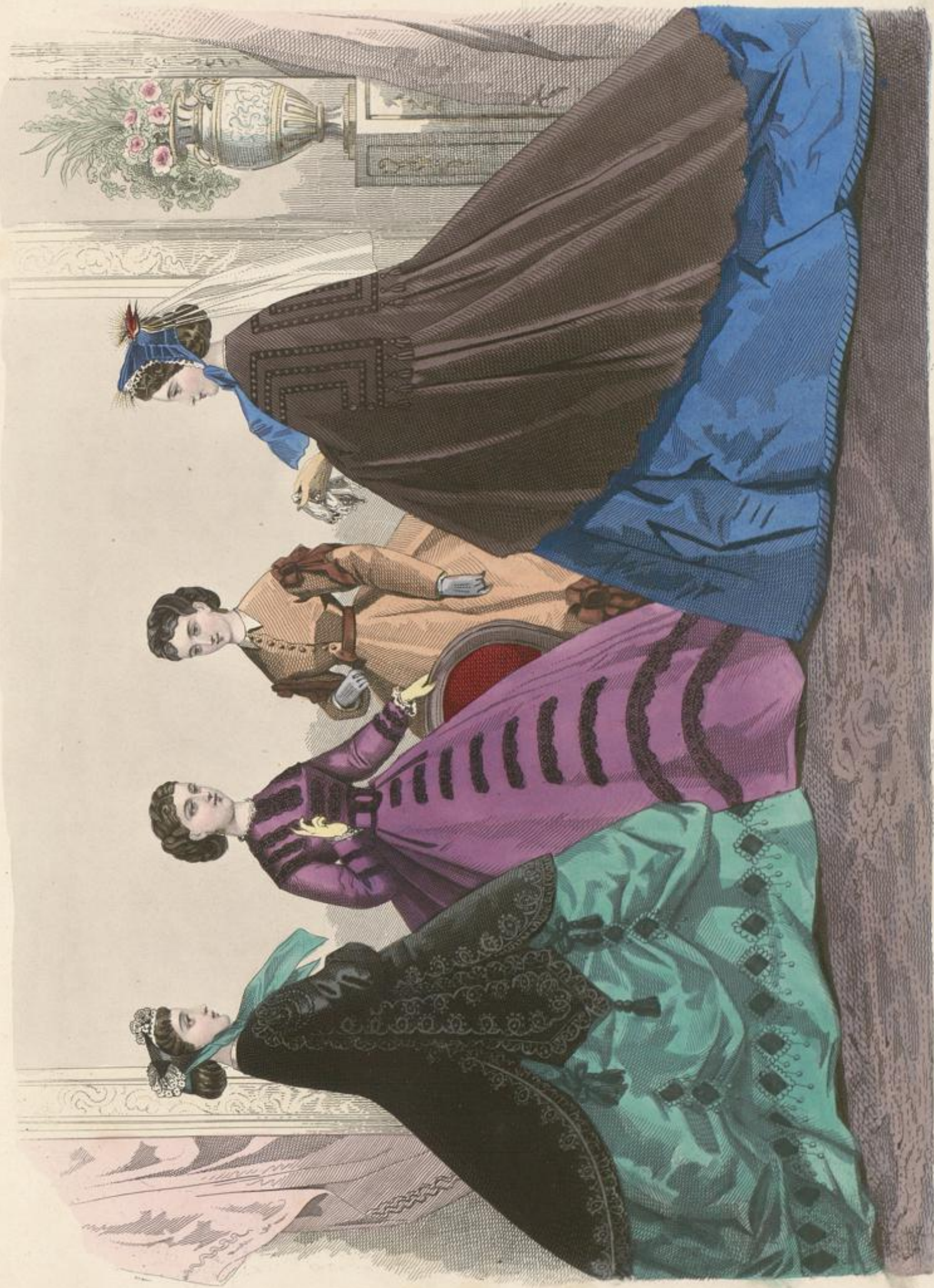
## Modenbericht.

(F.) Wie man sagt, wird der Kaiserin-Schnitt der Kleider im nächsten Winter der vorherrschende sein. Dieser Schnitt ist, wie man weiß, nicht neu, sondern vielmehr bereits seit mehreren Jahren bekannt, ohne daß er sich allgemeinen Eingang verschaffen konnte. Erst jetzt scheint er, wie gesagt, berufen zu sein, zu dominiren. Er erfüllt allerdings alle Erfordernisse der jetzigen Mode. Ein Kleid nach diesem Schnitt hat keine Falten an der Taille, liegt am Oberkörper knapp und eng an, erweitert sich dann nach unten hin und bildet da die Trichterform, welche jetzt so allgemein beliebt ist. Jedes Blatt eines solchen Kleides wird durch einen Streifen gehalten, der oft von verschiedenem Stoffe und verschiedener Farbe ist.

Die weißen baumwollenen Strümpfe werden nur noch bei der Morgentoilette getragen; sonst fordert die Mode farbige Strümpfe von Cashmir, Seide oder auch Baumwolle.

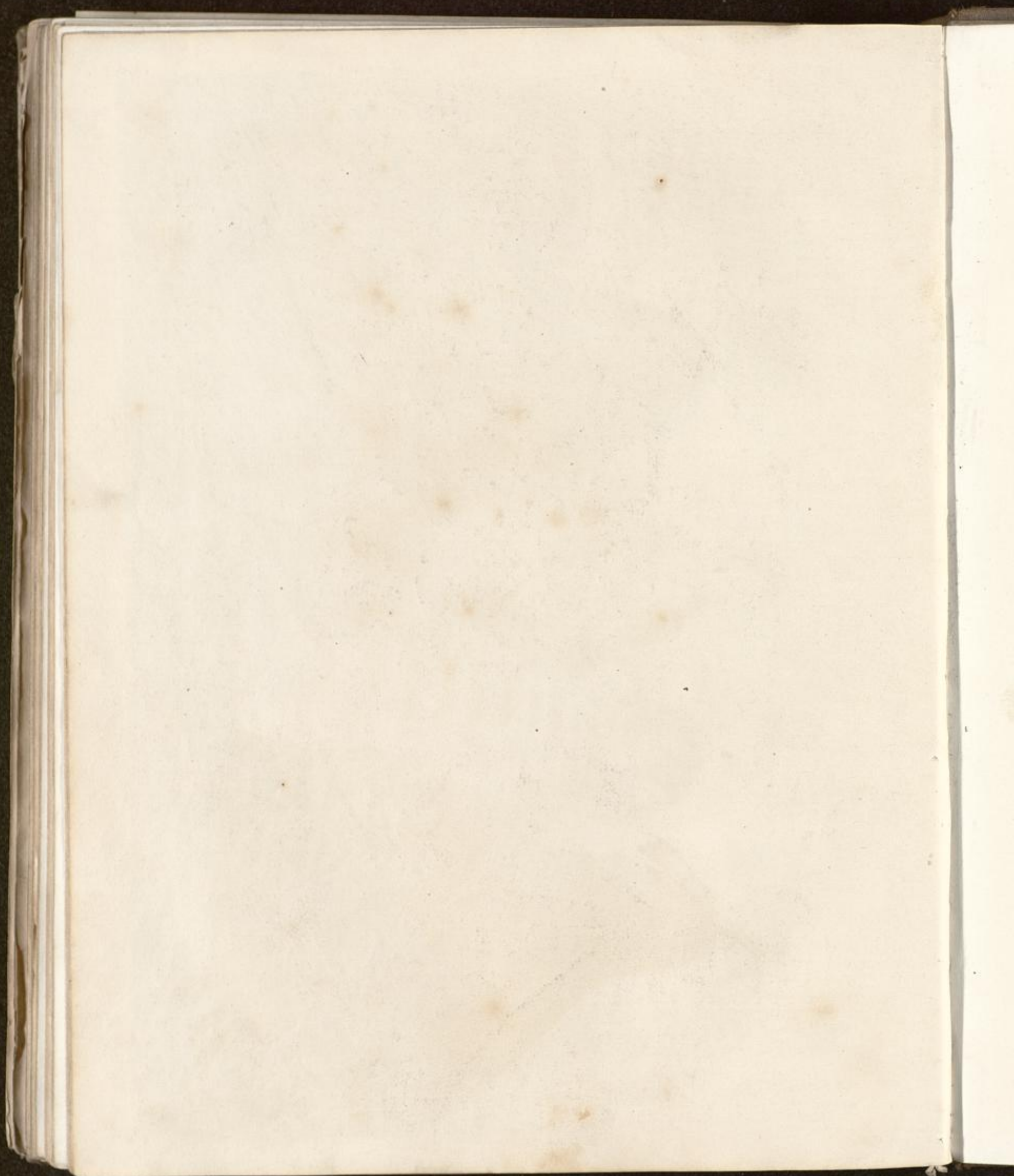
In den Confections scheint eine Veränderung ganz im Stillen vorzugehen, die plötzlich, wie es heißt, hervortreten soll. Deshalb dürfte denen, welche gern sich modisch kleiden, anzurathen sein, mit der Beschaffung eines Paletots noch eine Zeit lang zu warten. Die Mode, den Gürtel über dem Paletot zu tragen, ist bereits beseitigt.

Von Vielen wird es übrigens für eine Wohlthat angesehen werden, daß die Mode von ihrer Strenge nachgelassen hat; denn es ist nicht durchaus nothwendig, einer neuen Mode zu gehorchen; man kann nach Belieben sich ihr anschließen oder nicht. So bleibt es auch



N<sup>o</sup> 46. 1865.

ALLGEMEINE MODENZEITUNG





*Nach einer Photographie*

*Stich u. Druck v. Weyer, Leipzig*

*Dom Pedro II.  
Kaiser von Brasilien*

*Verlag v. Baumgärtner Buchh.*

freigestellt, die  
nehmen oder

Ferner ist  
nachgemachte  
sehen so gut a  
schmuck ist unv

Die neuer

schwarzer Seid  
weit unten, üb  
länger ist, z. V  
oder bloß mit  
schwarzer Sch  
Pelarine à la  
schwarzer oder  
rungen und J  
eine Schleife  
von Schmelz;  
so geschnitten,  
bogen reichen.

Statt d

puß von Go  
schwarzem S  
Thalerstücke,

Ein seh

schwarzen S  
sind. Dazu

Bon d

die jaspirten  
hübscher aus

(M.)

und breiten

gen. Name

nothwendig,

und sich, oh

Die U

breitem Kre

Die L

Shawl und

oder von f

hem Moire

Die S

daß man

Die

Carreaux

talons fin

diese in g

man an

freigestellt, die modische Form der Futteralleider anzunehmen oder nicht.

Ferner ist es erlaubt, selbst den reichsten Damen, nachgemachte Smaragden u. Saphire zu tragen. Sie sehen so gut aus wie die natürlichen und solcher Glanzschmuck ist unvergleichlich billiger als der echte.

Die neuen Futteralleider sind etwa so: Kleid von schwarzer Seide, ohne alle Falten oben, dagegen sehr weit unten, über einem Rocke, der viel weiter und viel länger ist, z. B. von violetter Seide, mit Einsatzstreifen oder bloß mit einem schwarzen Bande garnirt, über dem schwarzer Schmelz hinläuft. Das Kleid hat eine große Pelerrine à la Richelieu mit zwei Spitzen vorn, die von schwarzer oder weißer Guipure sind; dazu Achselverzierungen und Revers von ebensolchen Spitzen und darauf eine Schleife von violetter Taffet mit langen Gehängen von Schmelz; die Aufschläge der Ärmel sehr groß und so geschnitten, daß sie mit einer Spitze bis an den Ellenbogen reichen.

Statt der Pelerrine kann man aber auch allerlei Auspuß von Gold, Silber, Stahl, auch Medaillons von schwarzem Schmelz verwenden, die so groß sind wie Thalerstücke, auch wohl noch größer.

Ein sehr beliebter Haarpuß ist der mit schmalen schwarzen Sammetbändern, die mit Glasperlen besät sind. Dazu kleine Koden, die um die Flechten fallen.

Von den neuesten Stoffen sind die beliebtesten die jaspirten Sammete, welche glänzen wie Plüsch, aber hübscher aussehen und nicht so schwer sind.

(M.) Die jetzige Mode verlangt einen platten und breiten Kragen, wie breit auch die Revers sein mögen. Namentlich an den Staatsfracks sind die Revers nothwendig, welche shawlartig sehr tief hinuntergehen und sich, ohne Einschnitt, an den Kragen anschließen.

Die Ueberzieher haben meist die Paletotform mit breitem Kragen.

Die Westen sind noch immer mit weit offenem Shawl und zwar sehr häufig von einem schwarzen Tuch oder von schwarzem Sammet mit Unterschawl von weißem Moire.

Die Beinkleider werden offenbar immer enger, so daß man die Form des Beines genau erkennen kann.

Die beliebtesten Zeuge sind die mit Streifen und Carreaux zum Ausgehen; aber auch die weiten Pantalons finden noch immer Beifall und zwar trägt man diese in großen lackirten Stiefeln. Diese letztern fängt man an sogar zu den engen Beinkleidern zu tragen.

## Modenblatt N<sup>o</sup> 46.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Kleiner Hut von schwarzem Sammet mit Spitzenbesatz; Kleid von grünem Bour de Soie mit zwei Röcken, deren unterer mit Sammetstückchen und Posament besetzt, der obere dagegen durch ähnlichen Besatz ausgerefft ist; Paletot (Gladiator genannt) von schwarzem Sammet mit reichem Besatz; kleiner Kragen; kleine Stulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Einfacher Haarpuß; Kleid von Taffet mit hohem Leibchen und engen langen Ärmeln, auch mit Gürtel, überall, auch auf dem Rocke, mit schwarzen Spitzenstreifen besetzt; Spitzenkrause; Spitzenunterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

3. Haarpuß; Kleid von Taffet mit hohem Leibchen und Gürtel; enge lange Ärmel mit großer Bandschleife an den Achseln; auf dem Rocke ebenfalls große Bandrossetten; kleiner Kragen mit großen Ecken; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

4. Hut von blauem Sammet, oben am Kopfe ein Colibri, der einen langen Schleier hält, welcher hinten hinabfällt; blaue Bindebänder; Kleid von blauem Taffet mit sehr weitem Rocke und ohne Auspuß; Paletot von braunem Tuche (St. Georges genannt), mit Posamentbesatz; gelbe Glacéhandschuhe; kleiner Kragen; Spitzentaschentuch; Stiefelchen.

## Stahlstich N<sup>o</sup> 46.

### Dom Pedro II.,

Kaiser von Brasilien.

(Nach einer Photographie.)

Dom Pedro II., Sohn Dom Pedros I., Kaiser von Brasilien, wurde 1825 geboren, ist mit einer Tochter Franz I. von Neapel vermählt und hat zwei Töchter, deren eine mit dem Grafen von Eu, einem Sohne des Herzogs von Nemours, vermählt wurde. Der Kaiser gilt nach allen Berichten für einen sehr wohlmeinenden Fürsten, der denn auch von den Bewohnern seines weiten Reiches allgemein verehrt wird. Er beschäftigt sich gern mit der Wissenschaft, namentlich mit Geographie und Geschichte, ist auch Mitglied der geographischen Gesellschaft in London und führt regelmäßig selbst den Vorsitz in der geogr. und histor. Gesellschaft in Rio Janeiro. Wie Prinz Adalbert von Preußen in seinem Reisewerke anführt, besitzt der Kaiser auch ein hervorragendes Talent als Maler.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Besagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Die Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

### Alle Zahnleidende

machen wir auf unsere seit Jahren rühmlichst anerkannte Hausapotheke gegen Zahnschmerz aufmerksam. Sie enthält 16 der besten Mittel, bei deren Gebrauch stets Hilfe zu erwarten ist. Namentlich empfiehlt sie sich zur Anschaffung aller auf dem Lande Wohnenden. Gegen fr. Einsetzung von 2 Thlr. zu beziehen mit vollständigster Gebrauchsanweisung durch die herzogl. privileg. Mohren-Apotheke in Dessau.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

### Geographisches Lotto.

Ein unterhaltendes und belehrendes Gesellschaftsspiel für 2 bis 8 Personen.

In elegantem Pappkasten.

Preis 2 Thlr.

Dieses originelle, eben so instructive als unterhaltende Gesellschaftsspiel hat den allgemeinsten Beifall gefunden, den es auch in Wahrheit verdient. Die Verlagshandlung empfiehlt dasselbe gebildeten Frauen als ein treffliches Festgeschenk.

### Feinheiten des Schachspiels

auf dem Gebiete der Composition.

Erster Theil.

Als zweite Ausgabe der „Kriegslisten des Schachspiels.“

Herausgegeben

von

**M. Lange.**

gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

### Abenteuer des Robinson Crusoe.

Von

Daniel Defoe.

Illustrirt mit 206 Holzschnitten nach Grandville.

Neu übersetzt von **L. v. Alvensleben.**

2. Aufl. gr. 8. In Leinwand geb. 2 Thlr.

Fiedler, Dr. Franz, Prof. am Gymnasium zu Wesel, Geschichte der Römer, ihrer Herrschaft und Kultur von Erbauung Roms bis zum Untergange des weströmischen Reichs, zur Belehrung und Unterhaltung. Mit 85 bildlichen Darstellungen und zwei Karten des westlichen und östlichen Römerreichs. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. gr. 8. cart.

1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Dieselbe 1. Auflage ohne Kupfer.

1 Thlr.

Zugleich mit der englischen Ausgabe in London erschien im Verlage von Hermann Costenoble in Jena u. Leipzig u. ist in allen Buchhandlungen zu haben:

### NEUE MISSIONSREISEN

IN

### SÜD-AFRIKA,

UNTERNOMMEN IM AUFTRAGE DER

ENGLISCHEN REGIERUNG.

FORSCHUNGEN AM ZAMBESI UND SEINEN NEBENFLÜSSEN

NEBST ENTDECKUNG

DER SEEN SHIRWA UND NYASSA

in den Jahren 1858 bis 1864.

Von DAVID und CH. LIVINGSTONE.

Autorisirte vollständige allein berechnete Ausgabe für Deutschland.

Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt.

Zwei starke Bände. gr. 8. broch. 5 1/4 Thlr.

„Der Hauptzweck dieser „Neuen Missionsreisen und Zambesi-Expedition,“ wie die von der königlichen Regierung ertheilten Instructionen ausdrücklich bestimmten, war die schon erlangte Kenntniss über die Geographie, sowie die Mineral- und Ackerbauquellen von Ost- und Mittelafrika zu erweitern — die Bekanntschaft mit den Einwohnern durch erlaubten Handelsverkehr und christliche Missionen zu vervollkommen und sich zu bemühen, die Eingeborenen dahin zu bringen, dass sie sich industriellen Geschäften und der Bebauung ihrer Ländereien zuwenden, um Rohstoffe zu erzeugen, die gegen britische Manufacturwaren nach England ausgeführt werden können. Man hofft, dass durch die Aufmunterung der Eingeborenen, sich mit der Entwicklung d. Erwerbsquellen ihres Landes zu beschäftigen, ein bedeutender Schritt zur Ausrottung d. Sklavenhandels und zur Civilisation gethan werde.“

### Spielwerke

mit 4—36 Stücken, worunter Prachtwerke mit Glockenspiel, Trommel und Glockenspiel, mit Klöppelspiel, mit Himmelsstimmen, mit Mandolinen; ferner:

### Spieldosen

mit 2—12 Stücken, Necessairen, Cigarrentempel, Photographie-Albums, Schreibzeuge und Schweizerhäuschen mit Musik, alles fein geschnitten oder gemalt; Puppen in Schweizertracht mit Musik, tanzend, stets das Neueste empfiehlt **J. H. Heller** in Bern. — Franco. — Defekte Werke oder Dosen werden reparirt.

Diese Werke, die mit ihren lieblichen Tönen jedes Gemüth erweitern, sollten in keinem Salon und an keinem Krankenbette fehlen.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Ausdauer in der Liebe.

Eine Liebeshumoreske.

(Fortsetzung.)

Diese Copie trug Ferdinand von nun an in der linken Brusttasche, also auf dem Herzen, und küßte sie früh, mittags und abends. Es fielen auch noch oft Thränen darauf, und dann war es eigenthümlich zu sehen, wie das bleiche Mädchenantlitz mit mattem Lächeln den stolzen Blick durch die Thränen richtete. Der arme Ferdinand! Wir, die wir glücklich geliebt haben oder denen noch ein zärtliches Liebchen nahe ist, können uns einen solchen Gemüthszustand, wie ihn Ferdinand in sich trug, nimmer vergegenwärtigen.

Am andern Tage schrieb er Abschiedsworte an Antonie und rüstete sich zur Abreise. „Leben Sie wohl, Unvergessliche, ich scheid von Stadt und Land und will versuchen, in der weiten Ferne eines andern Welttheiles Ruhe für mein gemartertes Herz zu finden. Ich glaube nicht, daß ich sie finde, aber die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet mir den Versuch. Mag ich sie nun finden oder nicht, ich komme in zwei Jahren zurück, denn nur wo Sie — Leben Sie wohl!“

„Gott sei ewig Dank!“ rief der Onkel. „Das ist ja ein gesegneter Gedanke! Wenn er nur drüben Ruhe fände, Toni! Der paßt ganz für Amerika und seine transatlantischen Zustände!“

„Er will ja wieder zurückkommen,“ sagte Antonie lächelnd.

„Freilich! Aber wir haben doch zweimal 365 Tage Ruhe, und in dieser Zeit kann viel geschehen, viel sich ändern!“

Ferdinand sicherte sich seine Wohnung durch Vorausbezahlung vorläufig auf ein Jahr und reiste eines Morgens wirklich ab. Er kam nach Hamburg, wo er acht Tage bis zum Abgange des Schiffes verweilen mußte, und von hier schrieb er an die ferne Geliebte noch einen Abschiedsbrief, den die folgenden Verse schlossen:

„Mir folgt übers Meer Dein dunkler Blick,  
Der mir zum Verderben war —  
O gieb mir mein Verderben zurück,  
Dein schwarzes Auge, Dein goldenes Haar!“

„Ein sonderbarer Mensch!“ sagte Antonie wieder und reichte dem Onkel den zweiten Abschiedsbrief.

„Es ist fürchterlich!“ rief der Onkel mit einem verzweifelten Blicke an die Stubendecke. „Na, wenn nur nun das Schiff abginge!“

„Er schreibt ja, in drei bis vier Tagen lichte es die Anker.“

„Na, ich will den Himmel recht gern für Meeresstille und glückliche Ueberfahrt bitten . . . was lachst Du denn, Toni?“

„Weil Du so besorgt bist, daß er glücklich hinüberkommt.“

„Ja, Kind, wenn Er nicht ging, mußten wir am Ende nach Amerika fliehen!“

Endlich lief die „Union“, Capitain Petersen, aus. Antonie saß eines Morgens wieder an ihrem Fenster, und der Onkel las an dem andern die Zeitungen.

„Jetzt wird wohl dein Verehrer im Weltmeer schwimmen,“ sagte er, als er einen Artikel über Amerika las. Antonie lächelte still vor sich hin.

„Es muß entsetzlich sein, Toni, den Himmel über sich und nur eine ungeheure Wasserfläche um sich zu sehen. Ich möchte um Gotteswillen nicht die Partie mitmachen. Er hatte doch mehr Courage, als ich dachte. Wo mag der arme Kerl jetzt sitzen!“

Antonie sah unwillkürlich hinüber nach Ferdinands Wohnung, legte sich in den Stuhl zurück und lachte auf.

„Ei, ei, Toni, sagte der Onkel, Du bist recht hart! Wer wird über den armen Teufel noch lachen, der vielleicht heute oder morgen den Fischen zur Nahrung dienen oder schiffbrüchig an den Strand einer wüsten Insel geworfen wird!“

„Onkel!“ lachte Antonie in ihr Tuch.

„Sag mir um Gotteswillen, Mädchen, was Du hast! So habe ich Dich noch nie . . .!“

„Onkel, Herr Schraube sieht herüber!“

Wahrlich, drüben stand der unglückliche Ferdinand und sah düster herüber. Die „Union“ war ohne ihn ausgelaufen. Es hatte ihn mit Allgewalt nach der Heimat zurückgezogen, die Heimat war besser als Amerika! „Nur in der Heimat kann ich Ruhe finden!“ hatte er, als er sich vom Strande aus das Schiff ansah, gemurmelt und war umgekehrt.

„Ach, du ewig blauer Himmel!“ rief der Onkel.



„Herr meines Lebens, er ist es wirklich! Was sagst Du nun um Gotteswillen, Toni!“

„Wir ziehen die Vorhänge wieder zu, Onkel.“

Ferdinand begann nun wieder seine frühere Lebensweise, d. h. er sah durch das Opernglas hinüber und senkte tief und schwer, bis er, was nicht ausbleiben konnte, krank wurde. Als er nach einigen Monaten genesen zum ersten Mal wieder an das Fenster trat und hinüber sah, war die Wohnung leer. Onkel und Nichte waren verreist, „weit und auf lange Zeit,“ sagte Ferdinands Wirthin, die Gefühls- und Nützlichkeitsrücksichten als praktische Frau zu verbinden wußte. Sie wußte auch, daß Onkel und Nichte in die K—straße gezogen waren.

„Ich sage ihm nichts,“ sagte sie zu ihrem Mann; „wie leicht kann er einen Rückfall bekommen!“

Aber nach einigen Wochen erfuhr es Ferdinand doch, bekam keinen Rückfall und mietete in demselben Hause, wo Onkel und Nichte wohnten, das dritte Stockwerk, und wenige Monate darauf zog auch ich ein.

Ferdinands Lebensweise war hier natürlich eine von der früheren ganz verschiedene — Antonie war ihm nicht mehr gegenüber, der Operngucker wurde in Disponibilität gestellt, dafür aber über die erste Treppe ein sehr strenger Belagerungszustand verhängt.

„Fräulein, etwas Neues!“ sagte eines Tages das Dienstmädchen zu Antonie. „Ihr Anbeter, Herr Schraube, ist drei Monate krank gewesen.“

„Der arme Mensch!“

„Er wäre beinahe gestorben, aber jetzt ist er wieder ganz gesund. Und wissen Sie, warum? Das ist eben das Neueste!“

„Er hat sich wohl verheiratet?“

„Nein, weil er hier im Hause wohnt!“

„Wer wohnt hier im Hause?“ fragte der Onkel, der eben eingetreten war.

„Herr Schraube!“

Der Onkel ließ sich, noch mit Stock und Hut in der Hand, auf den nächsten Stuhl fallen.

„Nein, hat denn der Mensch alle Teufel im Leibe?“ fragte er den Kronleuchter. „Was sagst Du dazu, Toni?“

„Daß es so besser ist, als wenn er gegenüber wohnt, Onkel!“

„Gewissermaßen hast Du recht; aber diese Hausgenossenschaft fordert von uns die äußerste Vorsicht. Wir müssen uns hermetisch abschließen.“

Es fanden nun trotz dieses hermetischen Abschließens auf der Treppe, in der Hausflur und auf der Straße öftere Begegnungen statt, bei denen Ferdinand sich stets ehrerbietig mit entblößtem Haupte wie zur Parade aufstellte, und das war die Zeit, in der ich ihn kennen lernte. Wir trafen uns zuweilen beim Schop-

pen, und kaum hatte er erfahren, daß ich in demselben Hause wohne, als er mir auch schon die Geschichte seiner unglücklichen Liebe mittheilte. Er schloß mir sein ganzes Herz auf, ich wurde sein Geheimrath. Er sah blaß und abgehärmt aus, und wenn ich ihn so vor mir sitzen sah, bald in den Anblick des kleinen Bildes versunken, bald erregt und erwärmt, wenn er Antonien begegnet war, fühlte ich Mitleiden, obwohl mich sein merkwürdiger Appetit, der unverändert vortrefflich war, immer wieder erheiterte.

„Ich habe keine Menschenkenntniß, sagte er und faßte meine Hand, aber ich habe in Ihren Augen Mitleid gelesen! Vielleicht giebt Ihre Hand meinem Unglücke eine günstige Wendung!“

Anfangs hatte ich den Wahn, ihn von seiner hoffnungslosen Liebe heilen zu können, was ihn nur lächeln machte.

„Das hätten Sie auch vor drei Jahren vergeblich versucht!“ sagte er und sah auf das kleine Bild, das er seinem Auge bald näherte bald entfernte. Er hatte sich in seinen Wahlspruch verkannt: Ausdauer führt zum Ziel!

„Sie führt sehr oft nicht zum Ziel!“ sagte ich ihm.

„Meine Ausdauer führt mich sicher zu meinem Ziele!“ entgegnete er lächelnd. „Sie haben „die neue Heloise“, den „Werther“ und „Manon Lescaut“ gelesen! Ist nicht St. Preux, ist nicht Werther, ist nicht Desgrieux an sein Ziel gekommen! Und was sind Julie, Lotte und Manon gegen — Antonie! Was sind die Schönheiten dieser drei, selbst zu einer vereinigt, gegen Antoniens überirdische Schöne! Schwarze Augen und goldenes Haar! Was sind die Göttinnen der Alten gegen Antonie! Haben Sie Antonie in der Nähe gesehen?“

Das und andere waren die Fragen, die sich in solchen Gesprächen bei ihm überstürzten, ohne daß er eine Antwort erwartete.

„Es ist ein schönes Bild von Stein!“ warf ich im Anfange unseres Zusammenlebens einmal hin, so gleichgiltig, als ich konnte.

„Ein Bild voll Leben!“ rief er. „Aber Antoniens Herz schlummert noch! Glauben Sie mir, Antonie ist auch schön an Geist und Herz!“

So großem gläubigen Vertrauen gegenüber schwieg ich und bedauerte nur lebhafter als je, daß ich in die Geschichte seiner Liebe nicht eingreifen könne.

„O, ich habe einen Freund,“ rief er und seine Augen schwammen in Thränen, „und das ist bei meiner Einsamkeit ein unschätzbare Reichthum!“

Wie ich Ferdinand hier lebensstreu geschildert habe, wird es dem Leser erklärlich erscheinen, daß man vor ihm immer zwischen Belächeln und Bemitleiden schwankte, denn so oft auch die Worte seiner Klagen zum Herzen

gingen, so komisch war auch immer der Anblick dieses ungeheuern Liebeselends.

Eines Morgens stürzte er so hastig, als es ihm seine Corpulenz erlaubte, in mein Zimmer.

„Ein neues Unglück!“ rief er, ohne zu beachten, daß meine Wirthin anwesend war.

„Was ist geschehen?“ riefen wir theilnehmend, denn Ferdinand war so eigentlich das Schmerzenskind des Hauses und alle Hausbewohner, mit Ausnahme des ersten Stockwerks, seufzten mit.

„Sie allein können es abwenden!“ sagte er zu mir und trocknete sich die Stirn.

„Was ist denn geschehen, Herr Schraube?“ rief die Wirthin eine Octave höher als gewöhnlich und machte schon Miene, die Hände zu ringen.

„Vielleicht könnten auch Sie es abwenden! Haben Sie eine Wohnung? Oder würden Sie, wandte er sich wieder an mich, mir Ihre Wohnung zum Opfer bringen? Der Hauswirth hat mir meine Wohnung gekündigt!“

„Sie armer Mann!“ sagte die Wirthin und seufzte abwechselnd mit Ferdinand.

„Ja, ich habe immer pünktlich bezahlt! Aber das hat Er gethan, das ist Sein Werk!“ rief Ferdinand, und wen er mit diesem Er meinte, darüber war im ganzen Hause ebensowenig ein Zweifel, als er unter meinen Lesern vorhanden sein wird.

Der Onkel hatte wirklich einen Staatsstreich ausgeführt. Der fast täglichen Begegnungen und Treppenhinterhalte müde, hatte er den Wirth überredet, Ferdinands Wohnung unter Steigerung der Miethen einer ihm bekannten Familie zu geben, und hatte somit den Belagerer in die Luft gesprengt.

Aber der teuflische Plan wurde durch meine äußerst gefühlvolle Wirthin vereitelt. Sie setzte einen jungen Kaufmann an die Luft und nahm den unglücklichen Ferdinand bei sich auf. Und so kam der Tag, an dem der Onkel mit unendlicher Befriedigung in seinen Mienen sagte: „Heute zieht Er aus, Toni!“ Denn wie Er Ihn Er nannte, so nannte auch Er Ihn seit geraumer Zeit Er. Aber Sophie, das Dienstmädchen des Onkels, die seit Jahr und Tag eine sehr zweideutige Doppelfassung eingenommen hatte, brachte mit der Suppe wieder etwas Neues, wie sie sagte, und wußte sich vor Lachen nicht zu lassen. Endlich kicherte sie heraus: „Nun wohnt Er eine Etage tiefer!“ und dem Onkel fiel der Löffel in die Suppe.

„Das ist mein Tod, Toni!“ sagte er und faltete die Hände.

„Du bist sonderbar, Onkel! Mich belästigt Er gar nicht! Er ist ja auch immer anständig und höflich,“ erwiderte Antonie.

„Kind, Du vertheidigst Ihn?“

„Ja, weil er immer in bescheidener Ferne bleibt.“

„Na, auch diese Ferne ist mein Tod!“

So ging es wieder in der früheren Lebensweise fort — Antonie ging in die Kirche, Ferdinand auch; wenn sie die Kirche verließ, stand er draußen dicht an der Ausgangsthür so unsehlbar wie das Amen drinnen, dann nahm er vor ihr tief den Hut ab, verneigte sich, sie sah ihn ernst an, senkte grüßend den schönen Kopf ein wenig, und nun folgte er ihr mit allen den Bonnen und Qualen bis an ihre Thür, vor der er täglich hätte Blumen streuen mögen.

Das geschah zweiundfünfzig Mal im Jahre.

Es war einer von diesen Sonntagen, als er vor-mittags bei mir eintrat.

„Ich bin erquickt!“ sagte er, indem er mir die Hand drückte, und Sonnenschein lag in seinen Augen und Mienen. „So schön habe ich Antonie noch nie gesehen!“

„Das sagen Sie mindestens wöchentlich ein Mal, lieber Freund, lachte ich, und sehen Sie dort, was von Schönheit übrig bleibt?“ Ich zeigte auf ein Skelett, das in der Ecke des Zimmers stand.

„Sie erwiderte meinen Gruß zum ersten Male freundlich! Deshalb sagte ich: So schön habe ich Antonie noch nie gesehen!“

„Nun werden Sie also auch noch für ihre Freundlichkeit schwärmen, also doppelte Qualen leiden! Armer Herr Schraube, Sie martern sich langsam zu Tode. Mensch, sehen Sie dort, was von Ihnen übrig bleibt!“

Er sah aber nicht einmal flüchtig nach meinem Todengerippe und sprach nur von Ihrem ersten freundlichen Gruße.

„Sehen Sie, diese Gebeine gehörten einst einem lieben schönen Mädchen an, das auch durch einen unsehligen Liebeswahn zu Grunde ging!“

„Bitte, eine Frage!“ sagte er lächelnd. „Warum grüßte Sie mich heute zum ersten Male freundlich? Wie denken Sie darüber? Bei einem so kühl und ruhig denkenden und mit Ueberlegung handelnden Wesen muß ein innerer Beweggrund oder eine äußere Veranlassung vorausgesetzt werden.“

„Der Schein trügt, lieber Nachbar! — Sehen Sie also, welches volle junge Leben ging mit diesem Mädchen der Erde verloren! Sie war der Stolz ihrer Mutter, der Liebling ihrer Altersgenossen, die Freude ihrer Lehrer, ja eine Zierde der Stadt, und sehen Sie, da steht sie, ein schauerhaftes Gespenst, als Warnung für Alle, gleichviel ob Jungfrau oder Mann, die sich verirren und verrennen, und predigt mit lippenlosem Munde die Geschichte ihres Wahns!“

„Sie wissen,“ unterbrach er mich, ohne ein Wort meiner Rede gehört zu haben, „Sie dankte auf meinen Gruß immer ernst und — kalt . . . nein, „kalt“ ist

nicht die treffende Bezeichnung, ernst und theilnahmslos will ich sagen. Und heute, seit drei Jahren zum ersten Male, trifft mich ein warmer Blick aus ihren süßen Augen!" rief Ferdinand und lächelte wieder selig sinnend!

"In diesen Höhlen," fuhr ich fort, "leuchteten einst auch süße Augen in hellen Strahlen dem treulosen Geliebten entgegen, hier waren die frischen Lippen, die die Küsse vertrauender Liebe gaben, und hier schlug das Herz, das bis zu seinem letzten Schlage das Bild Desseu trug, der es brach!"

"Bitte, eine Frage! Halten Sie es für möglich, daß in Antoniens Herzen ein Wandel vorgegangen ist? Es ist wohl nicht möglich! Und doch, ich schwöre es Ihnen, verrieth ihr Blick, der ihren Gruß begleitete, Theilnahme. Glauben Sie an einen Wandel ihres Herzens?"

"Nein und tausendmal nein!" rief ich. "Nie wird ihr Herz für Sie schlagen! Das ist so wahr, als dort das Todtengerippe Sie vor neuen Verirrungen warnt!"

"So oder so!" murmelte er und ließ traurig den Kopf sinken.

Er wurde jetzt abgerufen. Es war Sophie, seine Botschafterin, die ihm für Douceurs allerlei unbedeutende Nachrichten brachte. Sie theilte ihm mit geheimnißvollen Geberden, denen Ferdinand stets athemlos folgte, mit, daß Onkel und Nichte nachmittags nach dem bekannten Dörfchen wandern würden. Ferdinand bat mich nun, mit ihm auch dahin zu gehen, und ich sagte zu, da ich längst eine Gelegenheit herbeigewünscht, den grausamen Onkel und die räthselhafte Nichte näher und länger zu sehen. Ferdinand war gewöhnlich schon eine Stunde früher an den Orten anwesend, die er als das Ziel des Onkels kannte; ich überredete ihn aber, mit mir eine Stunde später dahin zu folgen.

"Dann geht mir eine ganze Stunde verloren, lieber Freund!" sagte er bittend.

"Ja, aber Sie werden dafür an dem Tische des Onkels sitzen!"

"Wo Antonie sitzt!" rief er entsetzt. "Das geht nicht! Das wäre zudringlich, das würde Alles verderben!"

"Lassen Sie mich nur arrangiren! Indem ich den Onkel um Erlaubniß bitte, sitze ich schon."

"Und wo bin ich?" fragte Ferdinand und wurde blaß.

"Sie kommen etwas später, sehen sich in dem Garten um, entdecken mich plötzlich zu Ihrer Freude, kommen an meinen Tisch, freuen sich sehr, mich endlich nach langem Suchen gefunden zu haben, wir sprechen leise über einige höchst unbedeutende Gegenstände und da Sie dann Niene machen, sich wieder zu entfernen, ersuche

ich Sie, an meinem Tische Platz zu nehmen, und Sie sind so frei, sich niederzulassen."

Ferdinand hatte große und immer größere Augen gemacht und war stumm.

"Dann wird Er fortgehen!" sagte er endlich.

"Er wird nicht fortgehen, denn ich werde mit ihm ein interessantes Gespräch anknüpfen. Können Sie nicht durch Ihre Verrätherin Sophie irgend eine Liebhaberei, irgend ein Stedenpferd des alten Herrn erfahren?"

"Er ist Antiquitätenjammler . . . ich habe eine sehr alte Base!"

"Die können wir allerdings nicht mit aufs Land nehmen, aber der Stoff zu dem interessanten Gespräche ist gefunden."

Nach vier Uhr hatten wir das Dorf erreicht; ich instruirte meinen Nachbar, der wieder sehr blaß war, nochmals und betrat den Concertgarten. Im nächsten Augenblicke entdeckte ich den Onkel und die Nichte, trat wie nach Platz suchend heran, grüßte flüchtig, nahm mit einem fragenden Blick einen Stuhl und saß gleich darauf nicht weit von Beiden. Mit Mühe mußte ich meine Heiterkeit unterdrücken, als ich Ferdinand schon von weitem unsern Tisch umkreisen sah, endlich blieb er in der Ferne und im Rücken des Onkels stehen, und nun telegraphirte ich ihm durch verneinendes Kopfschütteln, daß sein Erscheinen noch viel zu früh sei.

Ja, Antonie war schön! Unbemerkt konnte ich sie bewundern und immer neue Liebreize an ihr entdecken, sodaß Ferdinand in die Gefahr kam, von mir vergessen zu werden. Meine Voraussetzung, daß dem Onkel und der Nichte meine Qualität als Hausnachbar unbekannt sein werde, schien richtig zu sein; sie blickten nur flüchtig auf, als ich bei ihnen Platz nahm, und der Onkel las, Antonie arbeitete weiter. Ich konnte deshalb getrost den Fremden spielen. Als der Onkel seine Zeitung einsteckte, that ich den zweiten großen Schritt, ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an, und je mehr ich Fragen an ihn richtete, desto lebhafter und heiterer wurde seine Mittheilbarkeit. Endlich zog ich auch Antonie ins Gespräch, die still zugehört, nur einmal lächelnd aufgeblickt, aber immer geschwiegen hatte, und die Unterhaltung war eben im besten Flusse, als plötzlich der unglückliche Ferdinand bleichen Antlitzes an den Tisch trat. Er hatte von weitem gesehen, daß wir ansingen, und vortrefflich zu amüsiren.

Der alte Herr sah betroffen auf und machte eine Bewegung, als ob er aufstehen wolle, während Antonie unverändert ruhig und mit einem kaum merklichen Lächeln fortarbeitete. Ich sprang auf, und da Ferdinand vollständig aus seiner Rolle fiel, bald roth bald blaß unverständliche Worte stotterte und die Augen fürchterlich rollte, mußte ich mich statt seiner sehr freuen, ihn hier zu sehen, drückte längere Zeit und zu wiederholten

Malen seine Hand und ersuchte ihn, an meiner Seite Platz zu nehmen. Dabei mußte ich allerdings wahrnehmen, daß mich ein etwas spöttischer Blick aus den schönen Augen drüben streifte, und ich hatte auf einen Augenblick das Bewußtsein eines entlarvten Schwindlers.

Ferdinand saß, nachdem er sich mit einer feierlichen Verneigung niedergelassen, regungslos und stumm da und unterstützte mich in meiner Rolle als Fremder nicht mit einem Blicke. Der Onkel sah jetzt nach der Uhr, und es war die höchste Zeit, ein interessantes Gespräch zu entwirren. Ich überließ Ferdinand seinem Schicksale und wendete mich wieder an den Onkel, der eben seine Richte fragte, ob sie zu bleiben oder zu gehen wünsche.

„Ich bleibe, ich gehe auch!“ sagte sie und blickte über den Garten.

„Eine Entscheidung, ganz wie ich sie erwartete!“ lächelte der Onkel und sah Antonie zärtlich an.

„Ihr Fräulein Tochter wird das Abendbrot gewiß unter diesem ehrwürdigen Baume lieber einnehmen als zu Hause,“ entrierte ich das interessante Gespräch und gab Ferdinand unterm Tische einen Fußtritt.

„Es ist meine Richte,“ vertraute mir der alte Herr.

„Ein wunderbar anmuthiges Mädchen!“ flüsterte ich ihm zu und gab Ferdinand, der sich todt schwieg, einen zweiten Fußtritt und von der Breitseite.

„Sie ist mein Glück, macht mir aber doch große Sorge! Wir sind uns zu fremd, sonst würde ich Ihnen eine entsetzliche Geschichte erzählen. Ist der Herr neben Ihnen ein Freund oder . . .“

„Das ist ein guter, sehr sanfter Mensch,“ flüsterte ich zurück und ertheilte Ferdinand einen sehr unsanften dritten Fußtritt, sodaß er plötzlich seine Beine außer Schußweite rettete.

„O nein, es ist ein entsetzlicher Mensch — ich kenne ihn besser, und seinetwegen wollen wir eben gehen!“ Damit schien der Alte aufbrechen zu wollen.

Jetzt war der Augenblick, wo ich meine Reserve ins Feuer führte, d. h. eine in Pompeji ausgegrabene kleine Gemme, die ich spielend mehrmals auf den Tisch fallen ließ. Der Onkel hatte sie kaum bemerkt, als er die Augenbrauen in die Höhe zog und fragend die Hand nach ihr ausstreckte.

„Wie geht es Ihnen, mein Fräulein?“ begann jetzt endlich Ferdinand, dem ich nur noch Rippenstöße hätte geben können.

Antonie dankte freundlich. „Sie sind längere Zeit krank gewesen?“ fragte sie und sah ihn an.

Ferdinand schien entzückt, daß die Kunde von seiner Krankheit bis zu Antonie gedrungen sei, und konnte deshalb nicht sofort einem der in Masse auf ihn einströmenden Gefühle Worte geben.

„Das ist ein Prachtstück! Ich beneide Sie!“ sagte der Onkel.

„Ja, sehr krank, und noch!“ seufzte Ferdinand.

„Sie haben Ihre Reise nach Amerika aufgeschoben?“ fragte Antonie.

„Mein Fräulein, ich hatte meine Willensstärke überschätzt! Ich erkannte bald nach meiner Ankunft in Hamburg, daß ich in den Tod ginge.“

„Ich glaube das Gegentheil,“ erwiderte Antonie. „Sie hätten reisen müssen.“

Der Onkel konnte sich von meiner Gemme nicht trennen und fragte bald dies bald jenes, und wie, wann und wo ich in ihren Besitz gekommen sei.

„Ich konnte nicht, mein Fräulein,“ stöhnte Ferdinand mit einem Niesenseufzer, sodaß der Onkel aufschrak.

„Herr Schraube,“ sagte ich, „Sie treten wohl diesem Herrn die Gemme ab?“

Ich hatte eine Dummheit gemacht, denn sofort legte der Onkel die Gemme wieder hin.

„Die Gemme?“ fragte Ferdinand verblüfft. „Sie gehört ja gar nicht mir!“ Ferdinand war, was ich vergessen hatte, keiner Lüge fähig.

„Sie haben vergessen, daß ich die Gemme Ihnen zugesagt hatte?“ fragte ich lachend. „Um so besser!“ Und ich erlaubte mir, die Gemme dem Onkel anzubieten, der auf das lebhafteste überrascht sich nach kurzem Sträuben erbitten ließ, den kleinen Beitrag in seine Antikensammlung aufzunehmen.

Antonie sendete mir jetzt einen zweiten sehr spöttischen Blick herüber.

„Es ist ein sonderbarer Zufall,“ sagte sie leise lachend, „daß Sie gerade einen Beitrag für die Sammlung meines Onkels bei sich haben!“

„Du hast recht, liebes Kind!“ sagte der Onkel, noch immer in die Gemme vertieft. „Sie haben mir eine große Freude gemacht . . . wir sind uns zwar ganz fremd . . .“

„Du irrst, lieber Onkel, der Herr wohnt ja über uns!“

Da saß ich, ein entlarvter Heuchler.

„Ueber uns?“ rief der Onkel erstaunt.

„In der That? Sie wohnen auch . . .?“ fragte ich immer frecher.

„Ja,“ lachte Antonie immer spöttischer, „Sie können es glauben, wir wohnen unter Ihnen!“

„Ich glaubte, Sie seien ganz fremd hier?“ rief der Onkel etwas gedehnt, sodaß ich Ferdinand wieder einen Fußtritt applicirte, als einen Wink, mir zu Hilfe zu kommen. Aber der saß schambegossen da und schämte sich meiner.

„Ich bin erst seit ganz kurzer Zeit hier, wie Ihnen Herr Schraube sagen kann,“ versicherte ich so naiv wie möglich.

„Ja,“ bestätigte Ferdinand zu meinem Schrecken, „etwas über ein Jahr.“

Da mußte ich mich in den Stuhl zurücklegen und konnte nur „O Ferdinand!“ murmeln, während Antonie fortwährend lachte und der Onkel mich mit unverkennbarem Mißtrauen betrachtete.

„Nun, in einem Jahre kann man unsere gute Stadt recht gründlich kennen lernen,“ sagte er.

„Ich habe immer sehr häuslich gelebt,“ schwindelte ich weiter, so daß über Ferdinands Gesicht eine Schamröthe die andere jagte, ja es schien mir, als ob er den schwachen Versuch mache, mir einen Fußtritt zurückzugeben.

„Herr Schraube bekennet doch immer die Wahrheit,“ bemerkte Antonie, nachdem sie sich von ihrem Lachen erholt hatte.

„Ja,“ entgegnete der Onkel, „das ist auch recht, wie es unrecht ist, daß sich sein Freund ein Späßchen mit uns gemacht hat, wie liebenswürdig er sich auch bei uns einfühet.“

Nun konnte ich nicht länger als Schwindler, dastehen und ich beschloß, Ferdinand, der mich ins Verderben gestürzt hatte, vorzuschieben.

„Mein verehrter Herr Nachbar, mein verehrtes Fräulein Nachbarin“, begann ich, „ich habe mich bei Ihnen als Fremder eingeführt, aber glauben Sie mir, ich bin kein Hochstapler, ich bin nur — verführt. Hier sitzt mein Verführer, Herr Schraube. Es war es, der mich warnte, mich an Ihren Tisch zu setzen, er fand es zu dringlich und prophezeite mir, daß Sie sofort den Tisch verlassen würden, und er war es also, der mich dazu trieb, die Maske eines Fremden anzunehmen. Dieser Herr Schraube, der, wie ich bemerkt habe, Ihnen bereits bekannt ist, entdeckte mir unverhohlen — sehen Sie, Fräulein Nachbarin, jetzt trat mich Herr Schraube auf den Fuß, um mich von der Wahrheit abzuhalten, sehen Sie, jetzt wieder! — Herr Schraube entdeckte mir, daß Sie Niemand in Ihrer Nähe dulden, daß Sie Ihrer Nichte der zärtlichste Vater, sonst aber Feind aller anderen Menschen seien und daß Sie vor Allem einen tödlichen Haß gegen ihn hätten. Aber das gehört nicht hierher. Herr Schraube war es ferner, der mir sagte, daß es auch Ihrer Fräulein Nichte unangenehm sein würde, wenn ich mich an Ihren Tisch setze, denn sie liebe die Einsamkeit, sei ernst, schweigsam und theilnahmlos gegen die Außenwelt, ihr Herz schlummere noch — aber das gehört auch nicht hierher. Kurz, Herr Nachbar, Herr Schraube bat mich um Gotteswillen, mich nicht an Ihren Tisch zu setzen, und eben deshalb setzte ich mich an Ihren Tisch, spielte die Rolle eines Fremden und fand, daß Sie und Ihr Fräulein Nichte grade das Gegentheil von Dem sind, wofür Sie mein Verführer, Herr Schraube, ausgegeben hat. Ich hatte den Wunsch, Sie kennen zu lernen, es ist mir gelungen, obwohl ich mich blamirt habe, und es bleibt mir nun weiter nichts übrig, als

mich Ihnen ganz ergebenst als Ihren höheren Nachbar vorzustellen, Sie um Vergebung für meinen Schwindel zu bitten und mich gleichzeitig Ihnen bestens zu empfehlen, indem ich meinen Verführer seinem wohlverdienten Schicksale überlasse.“

Der alte Herr hatte einige Male während meiner längeren Rede aufgelacht und bauchwackelte jetzt, jedenfalls über die Illustration, die Ferdinand, der Unglückliche, zu meinem Vortrage „stellte.“

„Nein,“ rief der Onkel, „Sie haben mich mit Ihrer Gemme bestochen, Sie dürfen sich nicht empfehlen, da Ihr Geständniß Sie bereits empfohlen hat. Und was Ihren Herrn Verführer anlangt, so will ich ihm sagen, daß ich ihn nicht tödlich hasse, wenn ich ihm auch nicht helfen kann. Wir wollen noch ein Stündchen beisammen bleiben, meine Herren Nachbarn!“

„Das Dunkel, das über der Gemme lagert, ist noch nicht gelichtet!“ begann Antonie von neuem. „Herr Schraube kann gewiß die beste Auskunft darüber geben.“

„Gott sei Dank!“ dachte ich, „darüber kann er nichts eingestehen!“

Es war ein fürchterlicher Irrthum!

Ferdinand wurde wieder dunkelroth und fing mit einem vorwurfsvollen Blick auf mich zu stottern an. Glücklicher Weise war der Onkel an einen andern Tisch getreten.

„Ich hatte die kleine Gemme ganz zufällig bei mir verehrtes Fräulein!“ sagte ich sehr unbefangen und glaubte jeder Beichte Ferdinands zuvorgekommen zu sein.

„Nein,“ sagte Antonie, „die Gemme erscheint mir höchst verdächtig; erstens leugnete Herr Schraube vorhin, daß sie ihm gar nicht gehöre, und Herr Schraube lügt nicht; zweitens sehe ich es Herrn Schraube an, daß er darüber noch Enthüllungen der Wahrheit gemäß zu machen hat.“

(Fortsetzung folgt.)

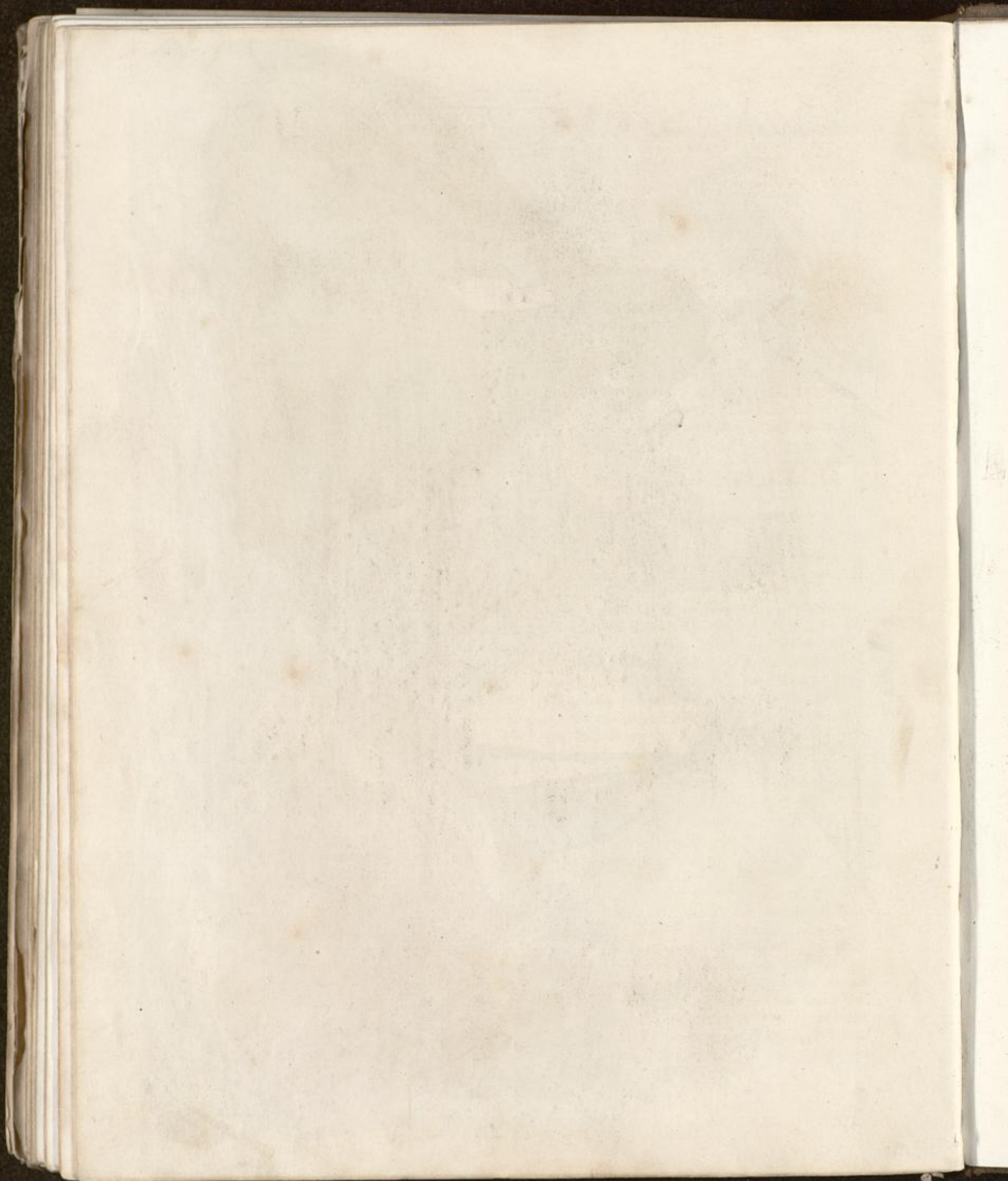
## Modenbericht.

(F.) Wenn wir uns zu den Verkündigern von modischen Seltsamkeiten machen wollten, würden wir Stoff in Fülle haben, denn die Sachen von schlechtem Geschmack sind zahlreich, fast unmögliche Dinge, die aber doch von einigen sogenannten eleganten Damen getragen werden. Wir sprechen daher nicht von dem Golde und den Flittern, die in Ueberfluß angewendet werden, nicht von den berühmten Rennpferden, von Rennmützen, Steigbügeln, Hufeisen, Reitpeitschen, mit denen die Damen



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

1865





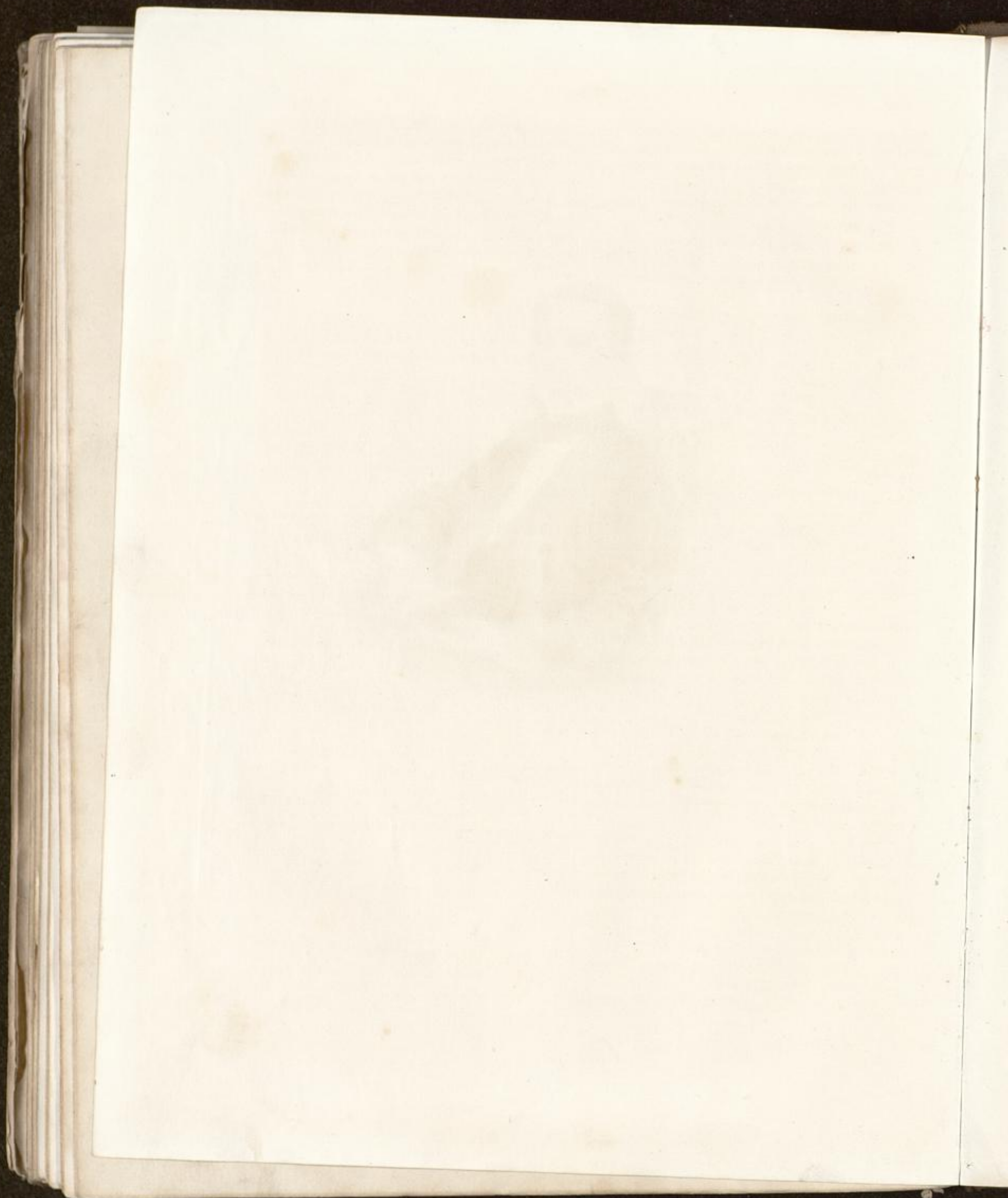
Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Wap. Leipzig

Minister Dr. v. Mühlbauer

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.





Ihre Toiletten ausputzen oder vielmehr überladen und verunzieren lassen; ja selbst auf den modischen Bändern findet man solche Dinge, auf den Enden der Cravattentücher u. s. w. Unter einem Hute sahen wir kürzlich einen bronzirten stählernen Pferdekopf auf einem Streifen von blauem Sammet!

Auch auf die Schmucksachen ist diese nichts weniger als schöne Jockeymode übergegangen, denn die Hufeisen und die Steigbügel trägt man in Ohrgehängen, und nicht selten bemerkt man in der Mitte einer Broche einen kleinen Jockey auf einem galoppirenden Pferde. Aber dies, in Verbindung mit vielleicht sehr kostbaren Diamanten, ist dennoch von schlechtem Geschmade.

Kehren wir demnach zu den Moden ohne Pferde und Jockeys zurück!

Wir sahen viele neue Kleider, die leider schwer zu beschreiben sind. Der Rock besteht unten aus einem schwarzen ziemlich breiten Atlasstreifen, von dem andere Streifen, ebenfalls aus Atlas, aus- und aufwärts gehen. Diese sind anfangs ziemlich breit, werden aber immer schmaler, bis sie in einer Art Faden in der Mitte des Rockes endigen. Solchen Besatz wählt man besonders gern auf mauve, pensée und mexikanisch blauem Noire antique. Auch sieht er sehr gut Farbe auf Farbe aus und vortrefflich paßt er zu dem beliebten Prinzessin-Schnitt der Kleider.

Zu sehr eleganten Anzügen bemerkten wir lange, knapp anliegende Paletots von Sammet, die über und über mit Guipure belegt waren, mit Ausnahme der Ärmel. Ein fleischfarbiger solcher Sammetpaletot war mit schwarzen, ein blauer mit weißen Spitzen belegt. Und diese Mode scheint sehr beliebt zu werden, namentlich zu Mädchen im Hause.

Die Hüte werden immer kleiner; es giebt indes recht hübsche; die Empireform ist noch nicht so allgemein geworden, wie man verkündigt hatte; man macht der hübschen Fanchonform immer noch einige Concessionen und endlich wird aus beiden eine sehr graziose Form hervorgehen.

Es wird zu Hüten viel Filz getragen und in der That sieht ein grauer Filzhut, der mit blauem Sammet eingefast ist und an der Seite eine geknüpfte Schnur mit zwei Troddeln hat, von der einige anmuthig nach hinten fallende Federn ausgehen, sehr nett aus. Immer ist ein solcher Hut mit blauem Sammet, grauer Schnur und blauen Bindebändern ausgeputzt. Gesehen haben wir auch einen Hut, der freilich etwas schwer ist, einen Hut nämlich ganz von Astrachan.

Endlich sind die kurzen Kleider in der That an der

Tagesordnung und man muß deshalb auf die Fußbekleidung besondere Aufmerksamkeit wenden. Da müssen wir denn sagen, daß die Damen in Paris offen die Stiefeln tragen, Stiefeln gleich denen der Herren, ja Stiefeln sind die einzige Fußbekleidung, die elegante Damen sich gestatten. Man hat sie von weichem Leder mit einer Troddel vorn, von Wollentlas, mit Astrachan besetzt, und endlich von Sammet.

### Modenblatt № 47.

#### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Einfacher Haarputz; Kleid von rothem Pou de Soie, unten um den Rock herum mit einem Streifen Schwan besetzt, der vorn, schmaler werdend, bis zu dem Leibchen und auf demselben hinaufgeht; die Ärmel lang und eng, oben wie unten ebenfalls mit Schwan garnirt; Spizenkrause; Stulpen mit Gefältel; dänische Handschuhe; Schuhe.

2. Ballhaarputz; Kleid von blauem Krepp über einem Unterkleid von blauem Atlas; venetianischer Ballüberwurf von weißem sogenannten spanischen Tuche, mit blauem Taffet gefüttert und mit dicker seidener blauer Schnur besetzt, vorn durch eine ähnliche Schnur zusammengehalten; Capuchon mit blauem Umschlage und blauen Troddeln; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

3. Hut von schwarzem Tülle, mit bunten Blumen, einem schwarzen Schleier und schwarzen Bindebändern; Kleid von schwarzem Taffet mit farbigen kleinen Blumen, ohne Ausputz; kleiner grauer Paletot mit kleingezacktem rothen Tuche besetzt und mit großen Aufschlägen, die ebenso garnirt sind; große rothe Knöpfe; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

4. Neuer Haarputz mit schwarzen Spitzen; Kleid von grünem Taffet, auf dem Rocke in eigenthümlicher Weise mit schwarzen Spitzen garnirt; knapps faltloses Leibchen, hinten geschlossen; die Ärmel lang und eng, oben und unten mit schwarzen Spitzen; Spizenkrause; Spizen-Unterärmel; Taschentuch; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

### Stahlrich № 47.

#### Dr. von Mühler,

I. pr. Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

(Nach einer Photographie.)

# Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Im Verlage von **Im. Tr. Wöller** in Leipzig erschien und kann durch jede Buch- u. Musikalienhandlung bezogen werden:

## Der Pianoforte-Schüler.

Methodisch und stufenweise geordnete Fingerübungen und rhythmisch-melodische Uebungs-Stücke für Anfänger im Pianoforte-Spiel.

Von **Gg. A. Winter.**

3 Hefte. — 1s u. 2s. à 15 Sgr.; 3s (enth.: ABC der Harmonielehre à 20 Sgr.)

Einstimmig hat die Kritik dieses Werks als ein „vorzügliches“ bezeichnet. So referirten z. B. die St. Galler Blätter f. lit. Mittheil. (Jahrg. 2, 6) darüber: „Es will nicht mehr sein, als für Anfänger; hier aber ist es eine Perle.“

— Desgl. Württemb. kathol. Schulwochenbl. (Jahrg. 5, 43): „Eine so meisterhafte elementare Begründung und Behandlung des Klavierspiels wie hier, innerhalb eines kindlich bescheidenen Rahmens existirte bisher noch nicht auf musikal. Felde.“

Diesem Werke, wie auch jeder andern Klavierschule, schliessen sich zur Fortbildung an:

## Heitere Jugendklänge.

Melodisch und stufenweise geordnete Uebungsstücke zu 4 Händen.

Von **Gg. A. Winter.** 2 Hfte. à 15 Sgr.

## Musikalisches Lustgärtchen.

Leichte melodische Uebungsstücke zur stufenweisen Förderung angehender Pianoforte-Spieler.

Von **Gg. A. Winter.** 2 Hfte. à 20 Sgr.

## Echoklänge

aus Lieblingsliedern der Jugend und des Volkes. Kl. melod. Uebungsstücke für 2 und 4 Hände zur Anregung und Förderung angehender Pianofortespieler.

Von **A. Struth.** (Op. 73.)

Hefte 1—4. (1. 2. 3. à 15 Sgr.; 4 à 20 Sgr.)

## Liedergrüsse

aus der Natur an kindliche Herzen. Mit Pianoforte-Begleitung.

Von **A. Struth.** (Op. 71.)

Text von **Im. Tr. Wöller.**

2 Hefte à 10 Sgr.

A. Struth ist durch seine anmuthigen und seelenvollen Kinder- u. Jugendlieder als einer der ersten Componisten für die Jugendwelt das Haus, so wie durch seine instructiven Musikstücke rühmlich bekannt.

## Weihnachtsblumen.

Sang und Klang zur fröhlichen Feier des Christfestes und Jahreswechsels am Pianoforte.

Von **I. T. Wöller u. M. A. Löhm.**

2te sehr vermehrte Auflage. 20 Sgr.

Unter vielen andern Zeitchriften sagte hierüber der Hamburger Corresp. (1857, 291): „Wir können diese lieblichen, mit großer Sorgfalt, trefflicher Auswahl u. musikal. Einsicht dargebotenen Lieder als herrliche Weihnachtsgabe empfehlen u. s. w.“

## Empfehlenswerthes Festgeschenk.

Bei **Im. Tr. Wöller** in Leipzig erschien und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

## Strahlen

des Glaubens, der Liebe und Hoffnung.

## Evangelisches Gebetbuch

auf alle

Morgen u. Abende des Jahres für die

Fest- und Feiertage, für Beichte und Communion, sowie für besondere Zeiten, Verhältnisse u. Fälle im Leben unter Freud und Leid.

Von **Dr. Aug. Gebauer.**

Siebente sehr vermehrte Auflage.

Mit Titel-Steindruck. Broch 25 Sgr., elegant gebunden mit reicher Vergoldung und Goldschnitt: 1 Thlr. 7½ Sgr.

Dieses Gebetbuch enthält einen reichen Schatz des Erbaulichsten, Kräftigsten und Erwedlichsten, was je aus frommen Herzen geströmt ist. Es ist anerkannt als eines der besten und bei seiner kurzen Fassung „als Taschenbuch“ eines der vollständigsten Gebetbücher, für den Einzelnen wie für Familien gleich brauchbar und vorzüglich geeignet als

Weih- und Festgeschenk.

\*\*\*\*\*

Musikalischer Hauschat!

Vierte vermehrte Auflage!

Seeben erschien:

## Concordia.

Anthologie classischer Volkslieder für

Pianoforte und Gesang.

1—12. Lieferung eleg. broch. à 5 Ngr.

Diese Sammlung hilft einem längst gefühlten Bedürfnis ab, indem sie alle Lieder, älteren und neueren Ursprungs, welche bis jetzt zerstreut waren, mit Text, Melodie und Harmonie vereinigt, bietet wird. Mehr als 900 der schönsten und beliebtesten Lieder bilden deren Inhalt.

Leipzig, 1865. Moritz Schäfer.

bandwurm beseitigt (auch brieflich) in 2 Stunden gefahrlos und sicher **Dr. Ernst** in Reudnitz (Leipzig).

Für junge Klavierspieler.

Goldnes Melodien-Album

für das Pianoforte

von **A. Klauwell.**

Neue Auflage. Band 1—4 à 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese vorzügliche und sehr beliebte Sammlung, welche in vielen Auflagen durch die ganze klavierspielende Welt die beifälligste Aufnahme gefunden — ist fortwährend durch jede Buch- u. Musikalienhandlung zu beziehen. In Leipzig durch die Musikalienhandlung von **C. F. Kahnt**, Neumarkt 16.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Geschichte der Römer,

ihrer

## Herrschaft und Cultur,

von der

Erbauung Roms bis zum Untergange des weströmischen Reichs,

zur Belehrung und Unterhaltung

dargestellt

von

**Dr. Franz Fiedler.**

Professor am Gymnasium zu Basel.

Mit 85 bildlichen Darstellungen und zwei Karten des westlichen und östlichen Römischen Reichs.

Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage

gr. 8. cart. 1 Thlr. 22½ Ngr.

## The first Letter writer

a Collection of one Hundred Letters on the most familiar Topics.

by

**James M'Fean, Esq.**

Mit Noten und Wörterbuch.

Zweite verbesserte Auflage. Preis 9 Ngr.

**Reichenbach, Dr. A. B.**, naturhistorischer Bilderatlas für Schule u. Haus, oder Wandtafeln zum Unterricht in der Naturgeschichte des Thierreichs. Quer-Folio. brochirt. schwarz 2 Thlr. — color. 4 Thlr.

**Faits et journées mémorables de la Revolution Francaise.** Extrait de l'histoire des Girondins par **M. de Lamartine.** Arrangé à l'usage des écoles et des maisons d'éducation par **P. Brée.**

Vierte Auflage. Mit Noten und Wörterbuch von **A. Gapahy**, Lehrer der französischen Sprache an der Realschule und an der ersten Bürgerschule zu Leipzig. broch. Preis 18 Ngr.

**Elisabeth ou les Exilées de Sibirie.** Par **Mme. Cottin.** Mit erläuternden Noten und Wörterbuch. Fünfte Auflage. (Mit Stereotypen gedruckt.) 8. br. 7½ Ngr.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Ausdauer in der Liebe.

Eine Liebeshumoreske.

(Fortsetzung und Schluß.)

Jetzt gab ich Herrn Schraube allerdings wieder einen warnenden Fußtritt.

„Da Sie es wünschen, verehrtes Fräulein, begann Ferdinand gefühllos gegen jede Warnung, will ich Ihnen bekennen, daß mein Freund . . .“

„Nennen Sie mich nicht Ihren Freund!“ rief ich. „Sie haben mich compromittirt, wie ich in meiner Aufopferungsliebe noch nie compromittirt worden bin!“

„Mein Nachbar, fuhr Ferdinand versetzt fort, fragte mich, ob mir eine Lieblingsneigung Ihres Herrn Onkels bekannt sei, und ich theilte ihm mit, daß der Herr Onkel Antiquitäten liebe.“

„Ah, also ein vollständig angelegter Plan! Und Sie hatten die Güte, deshalb diese Gemme mitzubringen.“

„Ja, mein Fräulein, gestand ich nun, weil Herr Schraube nur eine sehr alte Vase als Stoff zu einem interessanten Gespräche besaß, und der Transport derselben aufs Land jedenfalls beschwerlich und Aufsehen erregend gewesen wäre.“

Antonie lachte lange und erklärte sich für befriedigt.

„Sehen Sie, mein Fräulein, fuhr ich fort, und der Dank für meine vielseitige Aufopferung ist, daß mich Herr Schraube desavouirt! Ich könnte mich fürchterlich rächen, Ferdinand, schwor ich mit aufgehobener Hand, aber ich will edel sein!“

Mit diesen Worten stand ich auf und wandelte durch den Garten, bemerkte aber wohl beim Fortgehen den lustigspöttischen Blick Antoniens, der mir zu sagen schien: „Sie wollen doch nicht etwa die Vorsehung spielen, die Ferdinand Schraube's Schicksale regelt?“

„Nun ist Ferdinand mit Ihr allein!“ dachte ich eben, als mich plötzlich der Onkel auf die Schulter klopfte und mich bat, wieder an den Tisch zurückzukehren.

„Er könnte seine Zufälle wieder bekommen!“ sagte er.

„Zufälle?“

„Ja wohl! Dann hält er eine melancholische Anrede, bei der ihm die Thränen über die Backen laufen, und geberdet sich ganz unglücklich. Mein Gott, eine Schraube ist bei ihm los! Thun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie in seiner Nähe.“

„Ein glücklicher Tag, Fräulein Antonie!“ sagte Ferdinand eben, als ich an den Tisch trat.

„Es freut mich, wenn Sie sich vergnügen, aber Sie müssen sich dauernder zerstreuen!“ war Antoniens freundliche Antwort.

„Wenn ich Sie sehen kann, habe ich Alles, was ich wünsche!“

„Sie irren. Das ist nicht der Weg, den Sie gehen müssen. Ich bedaure die Zuneigung, die Sie an mich verschwenden! Sie müssen andere Wege gehen, müssen sich losreißen von dem, was Sie fesselt!“

„Nur Ihre Nähe!“

„Glauben Sie, daß ich Sie immer bedauern werde? Ich glaube es nicht!“

„Wenn Sie mich nur nicht verspotten!“

„Wer seinen Kummer in sich zu verschließen weiß, wird vor Spott sicher sein. Sie tragen Ihr Leid, wenn man es so nennen kann, zu oft zur Schau, Sie werden daher oft verspottet werden. Aber ich hoffe, Sie werden sich endlich aufzuraffen wissen, Ihr Freund wird Sie darin unterstützen, und wenn ich Sie einst als einen ernstern Mann wiedersehe, will ich Ihre Freundin sein.“

Ferdinand stand auf, und ich sah an seinen emporgezogenen Augenbrauen, wie schwer er seine Thränen zurückhielt.

„Wollen Sie gehen?“ fragte Antonie, die sich wieder in ihren gewöhnlichen Ernst zurückgezogen hatte.

„Bleiben Sie sitzen, Sie weinen ja!“

„Ferdinand!“ rief ich vom andern Ende des Tisches, und mein Ruf hatte viel von einer Grabesstimme. „Denken Sie an das Todtengerippe!“

Ferdinand bekämpfte denn auch glücklich seine Wehmuth, und nach der Rückkehr des Onkels spann sich die Unterhaltung an diesem Abend heiter bis zu dem gemeinschaftlichen Heimgange fort.

„Sind Sie mit diesem Tage zufrieden?“ fragte ich Ferdinand, als wir uns trennten.

„O wie dankbar bin ich Ihnen! Der Erfolg ist groß!“ rief er, aber dabei entrang sich seiner Brust ein größerer Seufzer.

Bald darauf zwangen mich dringende Umstände, die ich der lebenswürdigen Discretion meiner mitfühlenden Leserinnen lieber nicht anvertrauen will, zu nachtschlafender Zeit der Universität den Rücken zu kehren. Der Abschied von Ferdinand mußte deshalb kurz sein. Ich trat an sein Bett, weckte ihn, empfahl ihm, das Skelett gut zu bewahren und Antonie aus seinem Herzen zu reißen, drückte ihm die Hand, und: Lebe wohl, du alte liebe Stadt! flüsterete ich, in die Ecke einer dauerhaften Landkutsche gedrückt, und die tüchtigen Säule eines ländlichen Freundes trabten rasch der nahen Grenze zu, die noch jetzt ein deutsches Ausland von dem andern trennt.

Ich hatte mich nach Berlin gerettet, es währte aber lange Zeit, ehe ich dort heimisch wurde. Wahrlich, ich sehnte mich tiefinnerlich nach dem alten lieben Städtchen und nach Ferdinands Seufzern zurück, und ich dachte oft an den Müller, den der Schlaf in dem Augenblicke flieht, in dem das Rad der Mühle stehen bleibt. Der Zimmernachbar des alten Hauptmanns, der fünf Jahre lang täglich zweimal den alten Dessauer spielte und regelmäßig bei einer schwierigen Stelle abbrach, hatte sich so sehr an die Melodie gewöhnt, daß er nach dem Tode des Hauptmanns das alte Clavier erstand und nun täglich einmal den alten Dessauer spielte.

Ich lebte zwei Jahre in Berlin und erhielt in diesem Zeitraume drei Briefe von Ferdinand, den ersten, als er mir mein Skelett nachsendete und wobei er mich beschwor, nie wieder zu denken, zu sagen oder zu schreiben, daß er Antoniens Bild aus seinem Herzen reißen solle; das zweite Mal schrieb er mir, als Onkel und Nichte auf einer Reise mehrere Monate abwesend waren, die rührendsten Klagen über seine Einsamkeit und fragte mich um Rath, ob es zudringlich sein würde, wenn er ihnen nachreise, was ich mir zu bejahen erlaubte; und sein dritter Brief meldete mir in großer, mehr gemalter Schrift — Antoniens Heimkehr!

Das war die letzte Nachricht, und ich hörte nichts wieder von Ferdinand, bis ich drei Jahre später, also nach einer fünfjährigen Abwesenheit, die Universitätsstadt wiedersah.

Ich hatte natürlich den lebhaftesten Wunsch, Ferdinand, Antonie und den Onkel wiederzusehen, und suchte am andern Morgen nach meiner Ankunft Ferdinands Wohnung in der vor wie nach von einem schwunghaften Federhandel belebten Straße auf. Ein Student öffnete mir.

„Herr Schraube?“ fragte ich.

„Bedaure sehr, keine Schraube,“ sagte der Studio und schloß die Thür.

Das hätte ich wissen können! In drei Jahren wechseln Wechsel mit Wecheln! dachte ich und stieg ins erste Stockwerk.

„Herr F. A. Müller?“ fragte ich hier.

„Der ist todt, mein guter Herr!“ sagte die Frau, die geöffnet hatte.

„Todt? Und Fräulein Antonie?“

„Die hat sich verheiratet, mein guter Herr.“

„Verheiratet! Und Herr Ferdinand Schraube?“

„Der wohnt hier, mein guter Herr!“ nickte sie freundlich und öffnete die Thür weit.

Ich stand einen Augenblick still, wie man oft zu zaudern pflegt, das Siegel eines jedenfalls inhaltsschweren Briefs zu erblicken, und vorher in einem Fluge alle die möglichen oder wahrscheinlichen Mittheilungen überdenkt, die man in dem andern Augenblicke lesen wird.

„Todt! Verheiratet! Er wohnt hier!“ dachte ich und trat ein.

Wirklich, da saß Ferdinand an dem Fenster, wo einst Antonie gesessen, und ihm gegenüber an der Wand hing das kleine Bild, in das er eben wieder versunken schien. Er war bei meinem Eintritte schwermüthig sitzen geblieben, streckte mir aber lächelnd die Hand entgegen.

„Sie kommen zu einem lebendig Todten!“ sagte er.

„Es hat sich, wie ich höre, in den letzten drei Jahren Vieles geändert, aber Sie sehen vortrefflich und sehr lebendig aus!“ entgegnete ich und setzte mich zu ihm.

„Sie hat sich verheiratet! Sehen Sie, dort drüben sitzt Sie! Im ersten Fenster des ersten Stockwerks!“

Ich sah hinüber und erkannte Antonie; sie hielt einen kleinen Blondkopf auf ihrem Schoße und herzte ihn.

„Es ist Alles zusammengebrochen, lieber Freund, aber Antonie ist glücklich!“ sagte Ferdinand und theilte mir den Lauf der Geschichte der letzten drei Jahre in kurzem mit. Ein Schauspieler war der Glückliche gewesen, der Antoniens Herz aus seinem Schlummer geweckt hatte.

„Und wollen Sie dieses Gegenüberwohnen, bei dem Sie nun schon seit acht Jahren beharren, noch länger fortsetzen?“

„Ja, so lang ich lebe!“

„So leben Sie wohl und leben Sie lange, lieber Schraube! Bedauern kann ich Sie nicht!“

Damit drückte ich ihm — ich glaubte zum letzten Male — die Hand und ging, um Antonie einen Besuch zu machen.

Ich fand sie fast noch schöner, ihr Wuchs war höher und voller, und ihre Wunderaugen strahlten, als

sich ein lieber blonder Junge von zwei Jahren an sie schmiegte, in ihrer Mutterfeligkeit noch schöner als früher. Sie empfing mich überaus herzlich, erinnerte sich heiter der kleinen Gemme, als ich den Tod ihres Dufels erwähnte, und begann selbst von Ferdinand zu sprechen.

„Der arme Mensch ist unheilbar, sagte sie kopfschüttelnd und theilte mir mit, daß ihr Gatte ihn oft zu sich und zu Spaziergängen einlade, und Ferdinand nie verfehle, zu erscheinen.

„Sein Ausspruch war: Ausdauer führt zum Ziel!“ bemerkte ich der schönen Frau lächelnd.

„Er muß ein besonderes Ziel im Auge haben.“

„Den Tod?“

„Nein, lachte Antonie, er pflegt sich gut und kämpft tapfer um sein Leben!“

„Ich küßte den lieben kleinen Jungen, Antoniens Ebenbild, sagte der holden Frau Lebwohl und wenige Stunden darauf hatte ich diesen Schauplatz einer energischen Liebe weit hinter mir.

Ich ging damals nach Frankfurt, wo ich fünf Jahre lebte, ohne irgend eine Nachricht von Ferdinand oder über seine ferneren Schicksale zu erhalten, so daß ich ihn im Laufe der Zeit gründlich vergessen hatte. Im letzten Jahre meines Aufenthalts in Frankfurt fand ich eines Abends in einer Zeitung Antoniens Anzeige vom Tode ihres Gatten und wurde dadurch wieder an den unglücklichen Ferdinand erinnert. Die Nachricht in ihren einfachen schmerzbelegten Worten erschütterte mich mehr, als ich mir darüber Rechenschaft geben konnte. Ich dachte wohl an Antoniens verlassene Lage, die nun „mutterseelenallein“ in der Welt stand, an ihre Kinder, an ihre Mittellosgkeit, aber vor Allem auch dachte ich an die wunderholde Frau, die nun Witwe war, und es zog mich mit seltsamer Gewalt, ihr Rath und Trost zu bringen. (Es ist eine traurige Wahrheit, die trotz allen Protesten meiner Herren und Damen Mitmenschen eine Thatsache bleibt, daß wir einer schönen Unglücklichen wärmere Theilnahme zuwenden, als einer physiognomisch mittelmäßig begabten. Wir fühlen für eine häßliche Unglückliche unser Mitleid sich wohl auch regen, und rathen und helfen ihr wohl auch, aber an einer hübschen Unglücklichen möchten wir gern schon mehr thun, und für eine schöne Unglückliche könnten wir uns ganz aufopfern.)

Es zog mich mit seltsamer Gewalt, Antonien Rath und Trost zu bieten, und wahrscheinlich war diese Gewalt deshalb eine seltsame, weil die arme verlassene Witwe schön war. Vor Allem schrieb ich ihr, versicherte sie meiner lebhaftesten Theilnahme und bat sie, über mich zu verfügen, wenn ich ihrer und ihrer Kinder Lage nützen könne. Aber wie das so zu gehen pflegt, bei diesem Ausdruck christlichen Mitgefühls hatte es kein Bewenden. Antonie dankte mir auf das wärmste

mit dem Bemerkten, daß sie vor Mangel geschülgt sei; es kamen Arbeiten, Reisen und Familienereignisse, die die Fäden der seltsamen Gewalt, die mich nach jener Universitätsstadt zog, abspannten, und so verging wieder eine längere Zeit, bis ich Frankfurt für immer Lebwohl sagte und in die Heimat zurückkehrte. Und bei dieser Rückkehr berührte ich beschlossener Maßen Antoniens Wohnsitz, der gewiß auch noch der Ferdinands war.

Es waren, seitdem ich Beide das letzte Mal gesehen, wieder fünf Jahre vergangen, und Sie werden es verzeihlich finden, holde Leserin, daß ich Ferdinand und die schöne Witwe wiederzusehen verlangte, Ihn, um meine Studien des menschlichen Herzens fortzusetzen, und Sie, um, wenn noch nöthig, zu rathen, zu helfen und zu — bewundern.

Auf dem Wege nach Ferdinands Wohnung berechnete ich, daß es jetzt eine zehnjährige Anbetung sein würde, wenn Ferdinand Antonie noch anbete, woran ich nicht wohl zweifeln konnte. Zehn Jahre! dachte ich. Also zehnmal dreihundertfünfundsechzig Tage! Und pro Tag nur zehn Seufzer berechnet, mithin sechsunddreißigtausendfünfhundert Seufzer! Die Ziffer schien mir bei weitem zu niedrig gegriffen, und ich multiplicirte sie eben mit zehn, als ich an dem alten bekannten Seufzerhause der N—straße anlangte.

„Herr Ferdinand Schraube?“ fragte ich laut und deutlich.

Der Herr ist nicht zu Hause!“ bedauerte das Dienstmädchen treuherzig. „Kommen Sie doch morgen wieder!“

„Warum denn nicht heute?“

„Er hat heute Kindtaufe und . . .“

„Was!“ lachte ich auf. „Schraube — Kindtaufe!“

„Na ja!“

„Er ist verheiratet!“

„Herr Jeses, ja!“

„Na da sollen doch gleich alle . . .“

Das brave Mädchen erschrak und retirirte.

„Herr Schraube verheiratet!“ rief ich wieder, und meine Physiognomie mußte in ihrem Staunen etwas so Greuliches haben, daß das Mädchen noch mehr retirirte.

„Ich will die Madame rufen!“ sagte sie dabei.

„Die Madam? wiederholte ich. „Es ist also eine Thatsache — Ferdinand hat eine Madame?“

Während ich mich draußen nicht fassen konnte, hörte ich drinnen die entfegte Magd Bericht über meine auffällige Erscheinung abstaten.

„Herr Gott, Madam, kommen Sie doch 'mal 'raus! Es ist 'n Herr da, der's durchaus nicht glaubt, daß der Herr verheiratet ist!“

Die Antwort der Madam konnte ich nicht verstehen.

„Ja, er ist ganz außer sich, daß der Herr verheiratet ist, und darum flucht er so!“

Jetzt mußte ich lachen.

„Haben Sie's gehört, Madam, jetzt lachte er höhnisch!“ sagte das Mädchen drinnen. „Beseß, wenn nur der Herr käme!“

Und der Herr kam in demselben Augenblicke. Ich hörte Schritte in der Treppenflur hinter mir und fand mich in dem andern Augenblicke in einer stürmischen Umarmung, an Ferdinands Busen. Er, nämlich Ferdinand, war „stark“ geworden.

Ferdinand zog mich, ohne ein Wort zu sprechen, in das Vorzimmer, öffnete leise eine Thür und ich stand vor — Antonie im Kreise ihrer Kinder, vor der Madame, der Gattin Ferdinands.

Sie war noch schön, die weiße Rose! Die Flamme der schwarzen Augen brannte noch, das sanfte Oval des Antlitzes hatte sich wäfig gerundet und seine Blässe etwas Farbe gewonnen.

„Welcher Wechsel!“ rief ich.

„Welche Freude!“ rief Ferdinand.

Und in heiterer Ruhe kam Antonie, zur Rechten und Linken ein Kind und ein drittes vor sich herschiebend, mir entgegen und bot mir beide Hände.

„Welcher Wechsel!“ wiederholte ich.

„Ich habe ihn geheilt,“ lächelte Antonie.

„Ausdauer führt zum Ziel, lieber Freund!“ sagte Ferdinand, und seine Augen schwammen in Thränen.

Ich sah, daß es hier keine schöne Witwe gab, der ich rathen und helfen konnte — ich war zu spät gekommen.

„Zu spät!“ seufzte ich und küßte Antoniens Hand.

„Nein, Sie kommen zur rechten Stunde!“ rief Ferdinand. „Antonie, nun haben wir einen Pathen mehr!“

Das war das Ende der unglücklichen Liebesgeschichte, daß ich desselbigen Tages Gevatter stehen mußte.

Ihnen, meine liebenswürdigen Leserinnen, habe ich noch zum Schluß die Entdeckung zu machen, daß heute noch, nachdem wieder so manches Jahr in den Zeitstrom getropft ist, Antonie glücklich und beglückend lebt, wie ich andererseits allen unglücklichen Ferdinanden mitzutheilen in der Lage bin, daß Ferdinand mit der Parole „Ausdauer führt zum Ziel!“ sein Leben mehr als je tapfer vertheidigt.

Hugo Bierling.

## Eine Frühlingsfahrt von Neapel nach Ischia.

Der Golf von Neapel strahlte im hellsten Glanze der Morgen Sonne. Ein gewaltiges Kriegsdampfschiff nahte sich dem Hafen und salutirte mit Kanonenschüssen, die von der Hafenbatterie erwidert wurden. Langsam und in immer durchsichtiger werdenden Knäulen wirbelte sich der Pulverdampf in die Höhe.

Seit vierzehn Tagen hatte Windstille geherrscht und die Segelschiffe am Auslaufen verhindert; in der Nacht aber war eine frische Brise aufgesprungen, und nun herrschte im Hafen das regste Leben. Die Segel wurden aufgezo gen, die Anker gelichtet und alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen.

Da sich vor meinen Fenstern alles zur Fahrt rüstete, so wollte ich um so weniger zu Haus bleiben, als meine Reisegefährten am Abend vorher nach Palermo abgegangen waren und mich allein zurückgelassen hatten. Ich beschloß daher, den goldenen Frühlings tag zu benutzen, um die Dampfschiffahrt nach Ischia mitzumachen, zu welcher seit mehreren Tagen Reiselustige durch die Zeitungen eingeladen wurden.

Schnell kleidete ich mich an, hing die Reisetasche um, nahm den Plaid über den Arm und machte mich auf den Weg durch die Chiaja nach dem Dampfschiff-Bureau an dem Largo del Castello.

Die Zeit drängte noch nicht; — flanirend ging ich in der Chiaja von Schaufenster zu Schaufenster, um mir die schönen Korallensachen zu betrachten.

Als ich so stehe, der Passage den Rücken zugewendet, fühle ich plötzlich, daß ein warmer Strom hinten an mir herniederrieselt. Sollte es ein Blutstrom sein?

Ich fahre mit der Hand nach der betreffenden Stelle und sehe mich um; ein ruffiges Gesicht steht bee à bec mit dem meinigen.

Es war der Kastanien-Röster, den ich mitunter beim Vorübergehen in Nahrung gesetzt. Er hatte mich bemerkt und die Gelegenheit benutzt, mir ohne weiteres die Rosttasche mit heißen Kastanien zu füllen.

Für die Reise, welche ich anzutreten im Begriff stand, war der kleine Zuschuß von Mundvorrath nicht zu verachten; die freundliche Zubringlichkeit sollte daher mit dem üblichen Preise in Kupfergeld belohnt werden. Aber die chronische Kupfergeschwulst meiner Westentasche war so eingeschrumpft, daß ich den Kastanien-Röster kaum noch befriedigen konnte. Ich mußte daher zunächst daran denken, mir wieder Kupfergeld einzuwechseln, denn ohne solches geräth man in Neapel alle Augenblicke in zeitraubende Verwickelungen.

Wo sich ein Bedürfnis in der Welt zeigt, fehlt es niemals an Leuten, die ihm abhelfen; man erinnere sich nur der Phrase vom „längstgefühlten Bedürfnis“ in den Vorreden vieler Bücher. So sitzen nun auch an den meisten Ecken der Chiaja und des Toledo alte, wohlbeleibte Wechselrinnen. Sie haben einen wackeligen Tisch vor sich, auf welchem unter Drahtgittern regelmäßige Säulen der verschiedenen Kupfermünzen aufgestützt stehen. Wer ihre Dienste in Anspruch nimmt, dem ziehen sie eine Kleinigkeit von dem Betrage des gewechselten Silberstücks ab, — bei einem Fremden bleibt den Wechselrinnen auch wohl noch außerdem eine leichte Kupfermünze an den Fingern hängen.

Bei der nächsten Kupfer-Dexe wechselte ich daher einen Scudo, fühlte mich indes durch die dafür eingelöste Metallmasse so beschwert, daß ich mich nach Erleichterung sehnte.

Eine gebräunte Blumenhändlerin aus der Umgegend, die neben der Wechselrin Posto gefaßt hatte, bot mir Gelegenheit dazu, indem sie mir einen Strauß der schönsten Blumen dicht vor die Nase hielt. Ich kaufte das Prachtstück und setzte meinen Weg fort.

Je weiter ich kam, desto dichter wurde das Gewoge der Menge, desto ununterbrochener die Reihe der Wagen. Am Ende der Chiaja angelangt, nahm ich einen herzhaften Anlauf, um über den Platz nach dem Teatro San Carlo und durch dessen Arkaden nach dem Largo del Castello zu gelangen; aber das erwies sich ebenso schwierig wie in London das Kreuzen der Straße bei Charing Cross, und nur nach einer langsamen Reise im Zickzack erreichte ich die Arkaden.

Hier sitzen die öffentlichen Schreiber, welche für geringen Lohn die Herzensergießungen der des Schreibens Unkundigen zu Papier bringen. Ein jeder dieser Schreiber thront, in Haltung und Miene das Gefühl seiner Wichtigkeit zur Schau tragend, vor einem Tische, belegt mit allerlei Papieren, welche durch Marmorstücken gegen die Indiscretionen geschützt sind, die schallhafte Zephyre aufgelegt sein möchten, sich mit ihnen zu erlauben. Neben ihm sitzt der Client oder die Clientin. Je jünger diese ist, desto leiser spricht sie.

Gleich in der Nähe des ersten Schreibers blieb ich stehen. Die Clientin war sauber gekleidet und bildschön. Sie hatte dem alten silberlockigen „Scrivano“ ihren Mund ans Ohr und ihre Linke auf die Schulter gelegt, und sprach langsam und verlegen. Natürlich handelte es sich um eine Herzensangelegenheit. Der Alte hörte mit bedenklicher Miene zu, während er die Gläser seiner Hornbrille mit einem Lederlappen rieb, der ganz das Ansehen hatte, als könnte er sie nur noch trüber machen.

In der folgenden Arkade schien es sich um eine Klageerwidderung zu handeln. Der Schreiber hatte sie

zu Papier gebracht und las sie seinem Clienten, einem proceßsüchtigen Landmanne, vor. Dieser hatte sich den Hut schief auf das ungelämmte schwarze Haar gedrückt und hörte mit triumphirender Miene zu, während er bei den Stellen, die er als besonders niederschmetternd für seinen Gegner erachtete, bald mit der geballten Faust auf den Tisch, bald auf das eckige Knie des Schreibers schlug.

Als ich die Arkaden verließ, traf ich plötzlich zwei alte Berliner Bekannte. Freundlich nickte ich ihnen zu, doch wurde mein Gruß nicht erwidert. Es waren „der gehemmte Fortschritt“ und „der beförderte Rückschritt,“ jene beiden Roffebändiger von Erz, welche in Berlin die Terrasse des Schlosses, in Neapel den Eingang in den Schloßgarten zieren, — hier wie dort ein Geschenk des Kaisers von Rußland.

Endlich nahte das Dampfschiff-Bureau. Dicht neben demselben hatte sich mit kluger Berechnung ein halb nackter Bettler etablirt, um die Fremden auszubeuten. Sobald ich mich näherte, wälzte er sich auf der Erde herum und schrie dabei so jämmerlich, als marterten ihn die furchtbarsten Schmerzen. Auf mich aber machte das Jammergeschrei nicht den geringsten Eindruck, denn es war nichts als das zum Handwerk gehörende Klappern, welches ich schon oft vernommen und gestillt hatte.

Wie ein Hund, der vor der verschlossenen Thür kläglich winselte, nach dem Einlaß plötzlich so thut, als wäre nichts vorgefallen, so verstummte der Bettler, als er mich erkannte, und nickte mir freundlich zu.

Im Bureau saß am Schreibtisch ein wohlgenährter Mann, dessen schwere goldene Uhrkette seinen Schmeerebauch zierte wie ein Blumengewinde die Grabesurne. Er nahm meine Bitte um ein Billet zur Fahrt nach Ischia höflich auf: und reichte mir ein solches, erhielt einen Napoleon und gab mir darauf zwei Silberstücke heraus, die er halbe Piafter nannte. Als ich nach der Bezahlung das Billet ansah, fand ich, daß er seine Güte so weit getrieben hatte, das Billet gleich für die Hin- und Rückfahrt auszustellen.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Man spricht noch immer von kurzen Kleidern, aber man sieht noch keine; man verwendet allgemein die Züge in den Kleidern, die man dadurch kurz und lang machen kann. Die langen Kleider haben freilich viel für sich, denn es ist z. B. sehr schwer, mit einem kurzen Kleide die elegante und würdevolle Haltung zu bewahren, namentlich bei dem Eintreten in eine Gesellschaft.



Das zeigt sich sehr deutlich bei den neuen prächtigen Seidenanzügen. Die schönsten, welche wir in der letzten Zeit gesehen haben, sind von schwarzem, blauem, grünem und goldgelbem Atlas. Auf diesem Grunde befinden sich dann kleine weiße Streifen und schwarze Schwänzchen, so daß der Hermelin täuschend nachgeahmt wird. Zwischen diesen Hermelinstreifen bleibt viel freier Atlasraum, auf dem Medaillons in den reichsten Farben angebracht werden.

Auf andern neuen Seidenstoffen bemerkt man Stidestreifen, die vorn an jeder Seite von der Taille ausgehen und ziemlich bis hinunter an den Saum reichen. Unten herum läuft dann eine Art Band, das ähnlich aussieht. Diese Stiderei, die weiß ist auf mauve, blaßblauem und blaßgrünem Grunde, sieht ganz vorzüglich aus.

Aber auch die Wollstoffe sind sehr hübsch, wenn sie auch nicht im entferntesten einen Vergleich mit jenen aushalten können. Freilich der Kniderbocker, der so allgemein seit dem Herbst getragen wird, ist bereits so gemein geworden, daß wir nicht mehr davon reden mögen. Dagegen sagt man, daß die Anzüge ganz von Tuch sehr beliebt werden würden. Sie sehen allerdings etwas schwer aus, haben aber immer etwas Vornehmeres, namentlich im Vergleich mit anderen Anzügen von Wollstoffen.

Was den Auspuß betrifft, den man noch keineswegs aufgeben zu wollen scheint, so spielen das Posament und die Knöpfe in Cameenform die Hauptrolle. Die Sammetborten mit Knöpfen von Glas, Perlenmutter oder Gold, oder mit Fransen von Glas oder Zechinen sind ebenfalls sehr gesucht. Daß die Goldborten ihren Platz bei den jetzigen Toiletten einnehmen, ist eine bekannte Sache. Man besetzt damit sogar die Tuchpaletots.

Was die Hüte betrifft, so scheint die Mode der großen hinten hinabhängenden Schleier bereits wieder zu Ende zu gehen; man hat erkannt, wie unbequem sie im Winter sind. Man kehrt deshalb zu dem kleinen Maslenschleier des vorjährigen Winters zurück, wenn man auch erwartet, daß auch er durch eine neue Schleierart verdrängt werden wird.

Die Pamelaform der Hüte ist wieder einmal an der Tagesordnung. Die schwarzen Bindebänder an dunkelfarbigen Hüten sind zwar sehr gesucht, aber die, welche von gleicher Farbe wie der Hut sind, bilden doch noch die Mehrheit.

Die Schleier sind mit einem schmalen farbigen Bande besetzt, z. B. ein schwarzer Sammethut ist mit maisfarbigem Sammet eingefast; in diesem Falle hat der schwarze Gaseschleier ebenfalls eine maisfarbige Einfassung.

Wir sahen eine für eine Dame, die nach Compiègne geht, bestimmte sehr elegante Toilette. Der Rock

bestand aus weißem Tüll, auf dem man sehr kleine und weit auseinander stehende Goldperlen bemerkte; darüber ein knapp anliegendes Kleid von schwarzem Atlas, unten in Baden geschnitten, so daß man den Tüllrock sehen konnte; das schwarze Kleid war auf den Achseln und am Leibchen mit mattem Gold gestickt.

Etwas Neues ist das Leibchen von sehr feinem englischen Organdi, das man unter die ausgeschnittenen Leibchen zieht, denn den Fichu Marie Antoinette liebt man nicht mehr, man zieht die Pelierine Michélieu und das Kaiserin-Leibchen vor; dies ist der ehemalige Spenzer, den man jetzt so nennt, und der ebenso einfach als elegant ist. Vorn hat das obenerwähnte Organdi-Leibchen einen Spitzeneinsatzstreifen, der sich oben theilt, über die Achseln und auf den Rücken bis an die Taille geht.

#### Modenblatt № 48.

##### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Empire-Hut mit Schirm und Kopf von grünem Sammet; grüne Bindebänder und großer, hinten hinabfallender Schleier; Kleid von grüner Seide, unten mit einem breiten gezackten Besatz von schwarzem Sammet; dazu ein sehr knapp anliegender Paletot von schwarzem Sammet (Saphir genannt), mit großen Revers von Posament-Guipure, Achselverzierungen, Besatz um den Hals und Gürtel von Posament, welcher eine große Schleife und lange Enden mit Troddeln hat; kleiner Kragen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Einfacher Haarpuz; Kleid von feinem Wollstoffe mit Figarojäckchenleibchen, das mit breiter Cashmirborte besetzt ist, die schmaler auch über die Chemisette darunter geht; gleicher Besatz oben und unten an den langen engen Ärmeln; breiter Gürtel; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

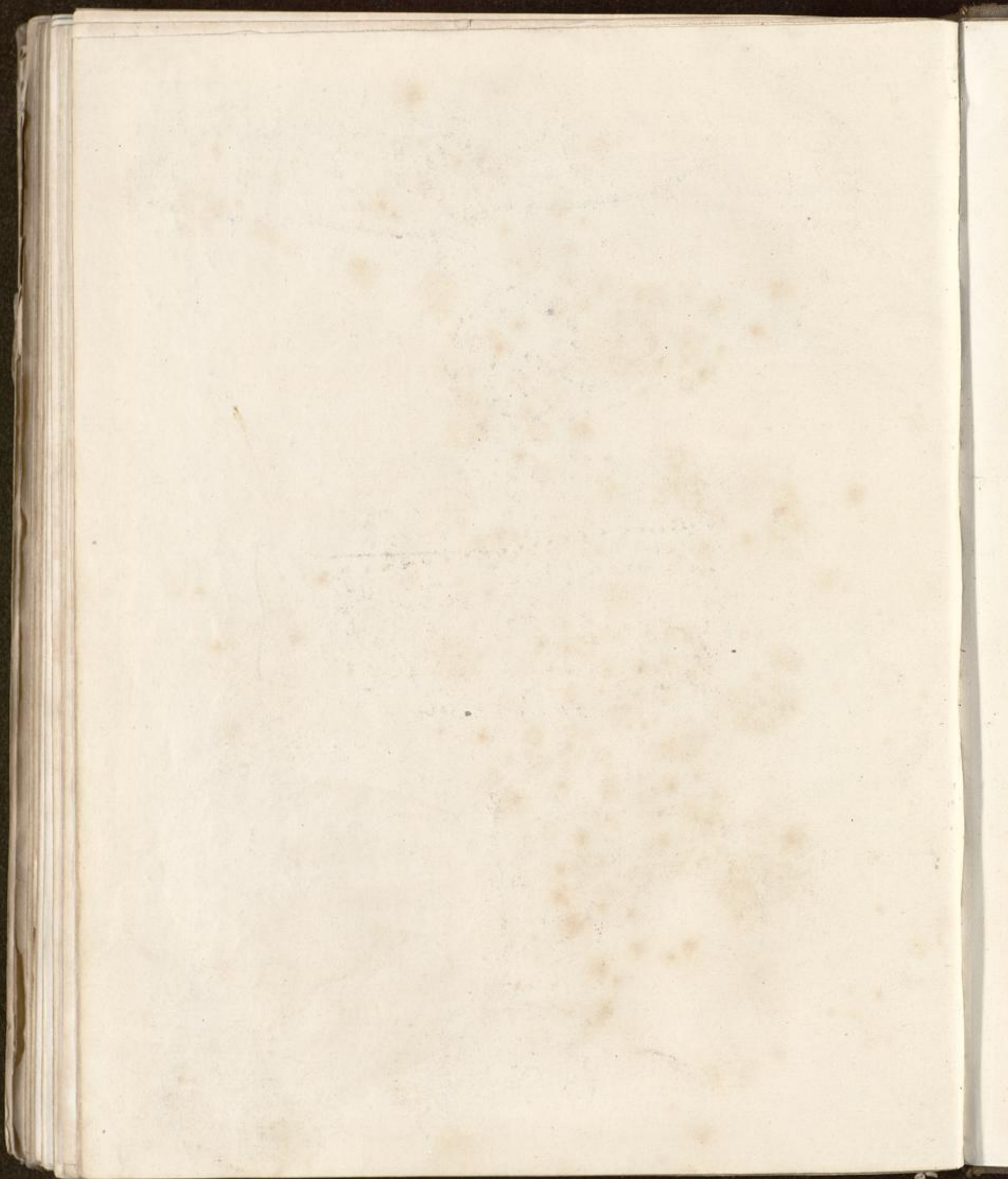
3. Griechischer Haarpuz mit blauen Bandstreifen; Kleid von schwarzem Taffet, unten herum mit einer dünnen Goldschnur und vorn herauf mit goldenen Knöpfen garnirt; langer offener Paletot, reich mit Knöpfen in gleicher Farbe besetzt und durch einen Gürtel zusammengehalten; kleine Krause; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

4. Maria-Stuart-Hut von Atlas mit Federn und einem langen Schleier; seidenes Kleid in modischer Farbe, ohne Auspuß; Paletot von feinem Tuch (Selica genannt), an den Seiten geschlitzt und dann durch Posament mit Troddeln verbunden; kleiner Kragen; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.



N<sup>o</sup> 48. 1865.

ALLGEMEINE MODENZEITUNG





*Nach einer Photographie*

*Nach dem Original in New York*

*Andrew Johnson*

*Verlag v. Neumann, Neudamm, Berlin*



Stahlstich N<sup>o</sup> 48.

## Andreas Johnson,

Präsident der Vereinigten Staaten.

(Nach einer amerikanischen Photographie.)

Andreas Johnson wurde am 29. Decbr. 1808 zu Raleigh in Nord-Carolina geboren und gelangte zu der höchsten Würde in seinem Vaterlande durch das Vertrauen seiner Mitbürger, welches er sich durch seinen natürlichen Verstand, durch seine Rednergabe und die Verdienste, welche er sich seit vielen Jahren erworben hatte. Er ist von ganz armen Aeltern geboren und hat nie auch nur eine Stunde die Schule besucht. In seinem zehnten Jahre bereits wurde er zu einem Schneider in seiner Vaterstadt in die Lehre gegeben und er konnte damals noch nicht einmal lesen. In die Schneiderwerkstatt seines Meisters kam häufig ein Mann, welcher leidenschaftlich gern vorlas, auch den Gesellen und Lehrlingen der Schneiderwerkstatt, namentlich die besten Reden der englischen Staatsmänner, die er in einer Sammlung besaß. Der junge Johnson hörte aufmerksam zu, fing bald an, den Mann um seine Kunst des Lesens zu beneiden und wünschte dieselbe auch zu können. Ein Geselle war so freundlich, ihn die Buchstaben zu lehren, und als er in seinen Freistunden, d. h.

in der Nacht, nach der Arbeit, allmählich lesen gelernt hatte, bat er jenen Mann, ihm doch das Buch zu leihen, aus dem er so oft hatte vorlesen hören. Der Mann schenkte es ihm. Und Johnson las darin fast jede Nacht bis zwei und drei Uhr früh. Als er ausgelernt hatte, wanderte er als Schneidergeselle weiter. Dann wollte er sein Glück im fernen Westen suchen und er nahm seine Mutter mit sich, die er zu unterhalten hatte. Er arbeitete eine Zeit lang als Geselle und errichtete dann ein eigenes Geschäft; auch heiratete er, und seine junge Frau, die mehr verstand als er, lehrte ihn die Anfangsgründe des Schreibens und Rechnens, die ihm damals noch ganz fremd waren. Ueben konnte er sich auch da nur in der Nacht, nach der Arbeit; aber sein verständiges Wesen gewann ihm schon 1829 die Achtung seiner Mitbürger, die ihm ein kleines Amt anvertrauten. Das war der Anfang seiner öffentlichen Wirksamkeit. Im J. 1835 wurde er bereits in die gesetzgebende Versammlung des Staates (Tennessee) gewählt, 1843 bereits zum Mitgliede des Congresses; im Jahre 1853 wurde er Gouverneur seines Staates und 1857 Mitglied des Senats der Ver. Staaten, d. h. Mitglied der ersten Kammer der Nationalversammlung Amerikas, und bei der letzten Präsidentenwahl sogar Vicepräsident der großen Republik, als welcher er, nach dem Tode des vielbetrauten Präsidenten Lincoln, den Präsidentenstuhl selbst besteigen mußte.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

**L**iterarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

## Spielwerke

mit 4—36 Stücken, worunter Prachtwerke mit Clodenspiel, Trommel und Clodenspiel, mit Klüppenspiel, mit Himmelsstimmen, mit Mandolinen; ferner:

## Spieldosen

mit 2—12 Stücken, Necessairen, Cigarrentempel, Photographie-Albums, Schreibzeuge und Schweizerhäuschen mit Musik, alles fein geschnitten oder gemalt; Puppen in Schweizertracht mit Musik, tanzend, stets das Neueste empfiehlt **J. H. Hetter** in Bern. — Franco. — Defekte Werke oder Dosen werden reparirt.

Diese Werke, die mit ihren lieblichen Tönen jedes Gemüth erheitern, sollten in keinem Salon und an keinem Krankenbette fehlen.

## Alle Zahuleidende

machen wir auf unsere seit Jahren rühmlichst anerkannte Hausapotheke gegen Zahnschmerz aufmerksam. Sie enthält 16 der besten Mittel, bei deren Gebrauch stets Hilfe zu erwarten ist. Namentlich empfiehlt sie sich zur Anschaffung aller auf dem Lande Wohnenden. Gegen fr. Einsendung von 2 Thlr. zu beziehen mit vollständigster Gebrauchsanweisung durch die herzogl. privileg. Mohren-Apotheke in Dessau.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien:

## Geographisches Lotto.

Ein unterhaltendes und belehrendes Gesellschaftsspiel

für 2 bis 8 Personen

In elegantem Pappkasten.

Preis 2 Thlr.

Das Broschürchen über das beste Heilverfahren bei **Sicht und Gliederschmerzen, Magenkrampf, Unterleibschwäche u. Syphilis** versichert gratis **Dr. Blau**, homöopath. Arzt und Director der Wasserheilanstalt in Langenberg bei Gera.

In allen Buchhandlungen vorräthig: **Defoe, Dr. Daniel, Abenteuer des Robinson Crusoe.** Illustriert mit 206 Holzschnitten nach Grandville. Neu übersetzt von L. v. Alvensleben. 2. Aufl. gr. 8. 1850. In Leinwand geb. 2 Th

## Festgeschenke für die Jugend.

In allen Buchhandlungen vorrätzig.

Für kleine Knaben und Mädchen:

- Herzblättchens Zeitvertreib**, Unterhaltung für Kinder zur Herzensbildung und Entwicklung der Begriffe, von Thekla v. Gumpert. Erschienen sind 10 Bände, jeder Band mit vielen colorirten und schwarzen Bildern, in Leinw. mit Vergoldung geb. 2 Thlr. Band 1-9 sind auch cartonirt zu 1 Thlr. 22 1/2 Sgr. zu haben. Allgemein als eine der besten Schriften für kleinere Kinder anerkannt.
- Kleine Bilderbibel für artige Kinder** von J. G. Hegel und A. E. Härtel. 25 Holzschnitte mit Text. Eleg. cartonirt 10 Sgr.
- Die Herzblättchen**. Erzählungen aus dem Familienleben und der Natur für kleine Kinder. Herausgegeben von Thekla von Gumpert. Erstes Bändchen, 3te Auflage: elegant geb. mit 7 color. Bildern 22 1/2 Sgr. Zweites Bändchen, 2te Auflage: eleg. geb. mit 7 color. Bildern 22 1/2 Sgr. Jedes Bändchen ist einzeln zu haben.
- Die verkehrte Welt** von Carl Reinhardt, 17 color. Bilder in Quart, geb. 27 1/2 Sgr.
- Die vier Jahreszeiten** von Carl Reinhardt, 17 color. Bilder in Quart, geb. 27 1/2 Sgr.
- Wie Hänschen durch den Wald kam**, Erzählung für kleine Kinder von Julie Ruhkopf, 2te Auflage, mit 8 color. Bildern, geb. 10 Sgr.
- Karl Fröhlichs Fabeln und Erzählungen** für Kinder, mit Silhouetten, 5te Auflage, 2 Hefte, jedes Heft 15 Sgr.

Für Kinder von 8 bis 12 Jahren:

- Erzählungen aus dem Leben der Thiere**. Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt von Fr. W. Brendel. 1ter Band mit 8 Illustrationen von E. Haffe. 2te stark vermehrte und verbesserte Aufl., eleg. geb. 1 Thlr. 7 1/2 Sgr. 2ter Band mit 8 Bildern. 2te stark vermehrte und verbesserte Auflage, geb. 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.
- Robinsons Colonie**, Fortsetzung von Campe's Robinson von C. Hildebrandt, 5te Auflage, mit 6 Bildern, 22 1/2 Sgr.
- Aus der Jugendzeit**, drei Erzählungen von Rosalie Koch und M. Hutberg, mit 6 Bildern, schwarz 1 Thlr., color. 1 Thlr. 6 Sgr.
- Märchen von Henriette Laidien**, 2te Auflage, mit 6 Abbildungen, geb. 10 Sgr.
- Die Nachbarstinder**. Erzählungen von Henriette Stieff. Mit 8 color. Bildern. Eleg. geb. 1 Thlr. 6 Sgr.
- Gretchens Sommertag**. Erzählung von Julie Ruhkopf. Mit 8 color. Bildern. 10 Sgr.
- Drei Erzählungen für die Jugend** von Rosalie Koch: **Die Pfliegerochter**, **Onkel Julius** und **Drei Legenden**. Mit sechs color. Bildern. Eleg. geb. 22 1/2 Sgr.

Für die reifere Jugend (10 bis 16 Jahre):

- Töchter-Album**, Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der weiblichen Jugend. In Verbindung mit vielen Jugendschriftstellerinnen herausgegeben von Thekla von Gumpert. 36 Bogen Text mit 30 Abbildungen. 1ter Bd., geb. 2 Thlr. 7 1/2 Sgr., in Callico 2 Thlr. 15 Sgr., roth Callico 2 Thlr. 17 1/2 Sgr., mit Goldschnitt 2 Thlr. 27 Sgr. Die Bände 1-10 sind ebenfalls zu haben. Dieses ausgezeichnete Buch für Töchter hat sich in den 11 Jahren seines Bestehens sehr viele Freunde erworben; Eltern können es unbedenken ihren Töchtern schenken, da der Inhalt stets ein gediegener und ein sorgfältig ausgewählter ist.
- Der Jugend Lust und Lehre**, Album für die reifere Jugend, unter Mitwirkung vieler Jugendschriftsteller herausgegeben von Dr. Hermann Masius, 1-9. Band; jeder Band 36 Bogen Text mit vielen Abbildungen, geb. 2 Thlr. 7 1/2 Sgr., in Callico 2 Thlr. 15 Sgr., roth Callico 2 Thlr. 17 1/2 Sgr., mit Goldschnitt 2 Thlr. 27 Sgr. Die meisten pädagogischen, kritischen und anderen Blätter haben dieses Buch für das beste und geeignetste Festgeschenk für erwachsene Knaben erklärt.
- Seeschlachten und Abenteuer** berühmter Seebelden. Ein Buch der Admirale. Der deutschen Jugend zur Unterhaltung und Racheiferung erzählt von Heinrich Smidl. Zweite Auflage. Mit 8 Stahlstichen. Eleg. gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.
- Saideblüthen**. Erzählungen für Kinder von 11-15 Jahren von Henriette Laidien. Mit 6 colorirten Bildern von Heinrich Stelzner. Eleg. geb. 22 1/2 Sgr.
- Erzählungen für meine jungen Freundinnen** von Thekla von Gumpert, 2 Bände mit je 4 Abbildungen, geb. a. Band 10 Sgr.

Aus dem Verlage von Jm. Fr. Wöller in Leipzig kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Handbuch der Geschichte der deutschen **Nationalliteratur** von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart, mit Hinsicht auf die gleichzeitigen Kunstbestrebungen und mit ausgewählten Musterstücken deutscher Poesie und Prosa. Von Dr. Friedrich Bernid. (72 eleg. gedr. Lexikon-Bozen.) broch. nur 1 Thlr. 20 Sgr., eleg. gebunden mit reicher Vergoldung nur 2 Thlr. Für einen verhältnißmäßig ungemein billigen Preis erhält man hier ein von aufgeklärtem und unparteiischem Standpunkte aus geschriebenes, anerkannt gebiegenes Hilfsbuch zum Studium der Gesamtgeschichte unserer vaterländischen Literatur in Verbindung mit der Geschichte der darstellenden Künste, der Musik etc. und zugleich eine treffliche Anthologie der schönsten Gedichte etc. aus den Werken der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller. Vorzugswelche ist es empfehlenswerth als Geschenk an Gebildete, namentlich an Frauen und Jungfrauen.

Empfehlenswerthes Festgeschenk.

Bei Jm. Fr. Wöller in Leipzig erschien und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

**Aug. Erdm. Lehmanns** (Lehrer der Kochkunst in Dresden) **praktisches Kochbuch** für jede Haushaltung.

Enth: 1330 wohlgeprüfte, gründliche und leichtfaßliche Anweisungen, wie man die verschiedenartigsten

**Speisen, Backwerke, Getränke und Eingemachtes** für den bürgerlichen u. feineren Tisch

auf die nahr- und schmackhafteste Weise und bei vielfältigster Abwechslung möglichst schnell, einfach und billig bereiten kann. — 6te Auflage. — Eleg. gebunden. Preis 25 Sgr.

Schon von jeher war dieses (das kleinere Lehmannsche) Kochbuch allerwärts als eins der besten und bewährtesten beliebt. Noch mehr aber hat sich sein alter guter Ruf durch die äußerst sorgsame neue Bearbeitung und Erweiterung erhöht.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

Eine Frühlingsfahrt  
von Neapel nach Ischia.

(Fortsetzung.)

Da es aber nicht in meinem Plane lag, den andern Morgen mit dem Dampfschiff nach Neapel zurückzukehren, so remonstrirte ich gegen seine Fürsorge. Doch das half nichts. Er meinte, er habe als Eigenthümer des Dampfschiffes das Privilegium der Hin- und Rückreise in Bezug auf Ischia, jeder Fremde müsse daher die Rückreise bezahlen, er möge das Dampfschiff benutzen oder nicht.

Ich spürte die größte Lust, dem dicken Manne meinen Blumenstrauß an den Kopf zu werfen; da ich aber bereits für die Rückreise bezahlt hatte, so war nichts mehr auszurichten, obwohl auf den Anschlagzetteln nur die Preise für die Hinreise aufgeführt standen. Der dicke Schiffseigenthümer, den innern Groll mir ansehend, bemerkte, die Heilquellen von Ischia hätten sich auch, innerlich angewendet, bei Gallenleiden vortrefflich bewährt, und reichte mir dabei eine Broschüre: „Regeln, welche beim Gebrauch der Bäder von Ischia zu beobachten sind,“\*) ein Auszug, wie ich später fand, aus dem Werke des Doctors Chevalley de Rivaz, bei welchem ich, dem Rathe eines Landsmanns zufolge, in Ischia absteigen und logiren wollte.

Ich nahm die Broschüre und machte mich auf den Weg zum Hafen. An der graziosen Fontana Medina vorüber, deren Wasser aus dem Dreizack Neptun lustig emporspringt, gelangte ich durch ein unglaubliches Gewühl von Last- und Lustwagen, Matrosen und Soldaten, Karrenschiebern und Eseltreibern zum Molo, der eine Fortsetzung der Strada di Molo bildet und mit dem Leuchtturm endet. Hier saß auf niedrigen Bänken eine große Versammlung, mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten eines ihr gegenüberstehenden Erzählers lauschend, der seinen höchst abgerissenen Hut neben sich stehen hatte.

„Was Angelica gefürchtet,“ hörte ich den Erzähler sagen, „geschah bereits am Abend desselben Tages. Don

\*) „Règles à observer pendant l'emploi des eaux et des étuves de l'île d'Ischia.“

Antonio's Page kam und brachte ihr einen wohlparfümirten Brief. Sie nahm den Brief, der Erzähler griff nach seinem Hute, — „zerdrückte ihn,“ — er zerdrückte den Hut, — „und warf ihn weit von sich,“ — er warf den Hut unter die Zuhörer.

Eine befreundete Hand, für einen kleinen Antheil am Gewinn gewiß stets Dieselbe, fing den Hut auf, warf eine Kupfermünze hinein und präsentirte ihn mir, dem einzigen Stehenden und durch die Kenntniß des Anfanges der Erzählung nicht gefesselten, also unsichern Zuhörer; dann setzte er den Hut in weitere Circulation.

Ich war so glücklich gewesen, bei dem Erzähler gerade vor dem Eintritt eines Abschnittes anzulangen, der allemal so endet, daß ein Sultan der Heldin der Erzählung das Schnupftuch in den Schoß, ein reicher Duca einem Banditen die volle Börse in die Hand, oder ein Verliebter seinem Nebenbuhler den Becher an den Kopf wirft; und immer ist es der Hut des Erzählers, der diese verschiedenen Gegenstände repräsentirt und dann den Klingelbeutel macht.

Mit guter Manier läßt sich auch der Aermste den Beutel schröpfen; brutalen Ansprüchen aber setzt auch der Reichste Widerstand und die Behauptung entgegen, das schönste Vorrecht des feinen Bürgers sei das, sein Geld zu behalten.

Es tippte Jemand leise auf meine Schulter; ich sah mich um, — ein ziemlich mangelhaft bekleideter, knoblauchduftender Barkenführer stand vor mir und fragte:

„Zum Dampfschiff nach Ischia, Signore?“

Meine kleine Reisetasche und der Plaid hatten mich verrathen.

„Ja,“ antwortete ich; „wieviel verlangt Ihr?“

„Das Schiff liegt weit hinaus; wenn wir uns nicht beeilen, kommen Sie zu spät; für einen Piaster schaffe ich Sie rechtzeitig an Bord.“

„Ich habe schon mit einem Eurer Kameraden accordirt,“ log ich, „der thut es für den vierten Theil.“

„Geben Sie einen halben Piaster, Signore, und sonst keinen Gram; Sie sollen dann sehen, was rudern heißt.“

„Va bene,“ sagte ich, und folgte ihm zum Boote, in welchem bereits ein kleiner zerlumpter Dube saß.



Eine Fahrt durch einen Hafen ist für eine „Landratte“ stets interessant, um so mehr eine solche durch den Hafen von Neapel. In langen Wasserstraßen liegen die großen Kauffahrer in geordneten Reihen, und lebendige Bronzenaturen, einen leichten Schurz um die Hüften, tummeln sich auf ihnen herum. Unter eintönigem Gesänge wird der Anker taktmäßig aus der Meerestiefe emporgewunden, während die mannigfaltigsten anderweitigen Schiffsarbeiten mit Geschrei in allen Zungen der Erde vor sich gehen. Auf den Wasserstraßen aber fährt keine Barke an der andern vorüber, ohne daß sich ihre Führer lebhaft durch Zeichen miteinander unterhalten.

Glücklich erreichten wir das kleine Dampfschiff. Ich holte eines von den Silberstücken heraus, die mir der dicke Herr im Bureau für halbe Piafter gegeben hatte, und reichte es dem Barkenführer.

Ohne die Hand zu schließen, und ohne bei Seite zu treten, um den Weg zur Schiffstreppe frei zu machen, stand er vor mir.

„Noch eins,“ sagte er endlich.

„Ihr bekommt einen halben Piafter,“ bemerkte ich, — „das ist sehr anständig bezahlt.“

„Allerdings,“ versetzte er ganz bescheiden, — „das hier ist aber nur ein Viertel-Piafter.“

„Das kann nicht sein,“ rief ich; „soeben hat ihn mir der Schiffsherr im Bureau für einen halben angerechnet.“

Mit zornentsamter Miene richtete der Barkenführer die Frage an den auf der schmalen Schiffstreppe stehenden Kapitän des Dampfschiffes, ob das Geldstück in seiner Hand ein halber oder ein Viertelpiafter sei.

„Ein Viertel,“ lautete die Antwort.

„Dann hat man mich im Bureau betrogen,“ erklärte ich, legte das andere dort erhaltene Geldstück hinzu und stieg aufs Verdeck, wohin mir der kleine zerlumpte Knabe schon vorausgeeilt war.

„Sagen Sie das dem Herrn nur selber,“ warf der Kapitän hin; „er wird gleich an Bord kommen, um die Kasse in Empfang zu nehmen.“

Es währte auch nicht lange, so kam der saubere Herr in einem stattlichen, von zwei Rudern geführten Boote angefahren. Sobald er das Verdeck erstiegen hatte, erschien der Kapitän und die übrigen Schiffsbeamten, um die Befehle des „Padrone“ in Empfang zu nehmen. Ich benutzte diesen feierlichen Augenblick, um ihn laut und vernehmlich mit den Worten zu begrüßen:

„Sie haben mir vorhin im Bureau zwei Viertelpiafter für zwei halbe gegeben.“

„Oh,“ versetzte er, ohne eine Miene zu verziehen, „dann bekommen Sie noch einen halben Piafter. Hier haben Sie dafür auch einen ganz neuen.“ Und indem er mir das fragliche Geldstück reichte, fügte er hinzu:

„Geben Sie mir nun aber auch die Broschüre zurück, für welche ich Ihnen den Ladenpreis mit angerechnet hatte.“

„Das ist nicht mehr als billig,“ sagte ich, reichte ihm die Broschüre, auf welcher „gratis“ stand, und wendete ihm den Rücken.

Erst jetzt konnte ich einen Blick auf meine Reisegefährten werfen. Lauter braune, scharf geschnittene italienische Gesichter und, wie es schien, außer mir kein Fremder. Ich legte Reisetasche und Plaid auf eine Bank und wendete den Blick nach dem Ufer. Neapel strahlte im Glanze des Sonnenscheins. Die bezaubernde Schöne breitete wohlgefällig die Falten ihres weiten Kleides rechts und links am hohen Ufer aus und plätscherte sorglos mit den weißen Füßen in den blauen Wellen, während in ihrem Diademe, dem Castel S. Elmo, die Mündungen der Kanonen blinkten, die den König Franz II. zum Lande hinaus geschwiegen haben. Ueberall und so lange die Welt steht, ist die Schöne der Preis des Tapfern.

Derartige Betrachtungen versetzen den denkenden Reisenden in eine Stimmung, in welcher er aufgelegt ist, allerlei unnötige Einkäufe zu machen. Ein Korallenhändler, der seinen kleinen Kram auf der Bank neben mir ausbreitete, bot mir Gelegenheit, dieser Stimmung zu unterliegen. Doch als ich soeben eine kleine Kaus von Korallen in einem Holzschuh von schwarzer Lava entdeckt habe und die Frage „quanto costa“ erheben will, schlägt eine Knabenstimme an mein Ohr, und siehe da, der kleine zerlumpte Bube, der mit mir nach dem Dampfschiff gefahren war, ist auf die platte Bedachung der Kajüte gestiegen und trägt die Verdi'sche Arie aus *Rigoletto* vor: *La donna è mobile*.

Diese harmlose Arie, bei der sich der kleine Speculant auf die Börsen der Reisenden ziemlich ruhig benahm, war jedoch nur dazu bestimmt, die Aufmerksamkeit der Anwesenden für eine bedeutendere dramatische Leistung zu erregen; denn kaum hatte er sie beendet, so räusperte er sich, machte ein tragisches Gesicht und stimmte *Edgaro's* große Schlussarie aus *Lucia di Lammermoor* an, nach welcher der Held der Oper sich erstickt.

„Tombe degli avi mei,“ — „Ihr Gräber meiner Ahnen“ — begann er mit einer Miene, als wollte er die ganze Gesellschaft verschlingen; — „l'ultimo avanzo d'una stirpe infelice,“ — „der letzte Ueberrest eines unglücklichen Geschlechtes“, fuhr er fort, drei theatralische Schritte vorwärts thugend; — „deh!“ rief er endlich, indem er sein Haupt auf die Brust sinken ließ und dreimal verzweifelt nickte.

Die Zuschauer lachten hell auf, der kleine dramatische Sänger aber ließ sich nicht aus dem Concept bringen. Er führte das Recitativ mit Ernst zu Ende, sang mit Aufbietung aller Kräfte seiner Knabenstimme

die große Arie mit besonderer Betonung der Stellen „ahi misero!“ und „o barbara,“ von Anfang bis zu Ende, und bei den Worten „io ti segno“ — „ich folge Dir“ — die er wie ein Sterbender hauchte, zog er einen hölzernen Dolch hervor, setzte ihn sich auf die Brust und sank unter dem lauten Beifall der Gesellschaft zu Boden.

Da lag der schwärmerische Edgardo mit gebrochenen Augen und halb geöffnetem Munde, in der Rechten den Dolch, — die Linke weit von sich gestreckt und . . . gekrümmt zum Empfange kleiner Gaben.

Um diejenigen aufzuklären, welche die gekrümmte Linke etwa unrichtig deuten sollten, trat der Korallenhändler — vielleicht im Bunde mit dem kleinen Künstler — zuerst an ihn heran und legte eine Gabe in die kleine braune Hand. Die Gesellschaft folgte seinem Beispiel. Da wich der hinsterbende Ausdruck auf dem Gesichte des Knaben einem Lächeln der Befriedigung, das immer mehr zunahm, je schwerer die Kupferlast wurde.

Aber noch hatte mancher seinen Tribut nicht entrichtet, als ein tumultarisches Geschrei die Scene unterbrach. Ich blickte über Bord und glaubte unser Schiff einem Ueberfall von Corsaren ausgesetzt, denn ich fand es umschwärmt von vielen Booten, die von lärmenden Calabresen mit langen Flinten und spitzen Hüten überfüllt waren.

„Was giebt es?“ fragte ich einen mir nahe stehenden Priester.

„Es ist calabresische Miliz,“ erhielt ich zur Antwort. „Die Besatzung von Ischia soll eine Expedition gegen die Räuber — die Briganti — mitmachen, und die Miliz die Jägerabtheilung, welche gegenwärtig auf der Insel in Garnison liegt, auf einige Zeit ablösen.“

Ich drängte mich an die Schiffstreppe, um mir die Gesellschaft näher anzusehen.

Waren das Räubergestalten! Ein Maler hätte tausend Thaler gegeben, um sie skizziren zu können. Sie glichen einer Herde struppiger Wölfe, die sich aus den Schlupfwinkeln im Hochgebirge nach Raub auf die Ebenen werfen. Lauter schwarzbärtige, braune Gesichter mit Adlernasen, verschmitzten Luchsaugen und weißen Hundezähnen. Außer der langen Flinte war von Bewaffnung oder kriegerischer Ausrüstung nichts an ihnen wahrzunehmen. Sie trugen sämtlich abgenutzte Manchester-Jacken, lederne Kniehosen, leinene Kamaschen und grobe, mit Nägeln beschlagene Gebirgsschuhe. Man sah weder einen Säbel, noch eine Patrontasche, auch ließ sich kein Anführer an einem äußern Zeichen herausfinden.

Sie kamen geräuschvoll an Bord, überschwemmten den ganzen zweiten Platz des Schiffes und stampften fortwährend mit den Kolben aufs Verdeck; aber die auf demselben bereits etablirten Marktweiber schienen sich nicht im mindesten vor ihnen zu fürchten, denn sie

machten sogleich die lebhafteste Conversation miteinander.

Als der letzte Calabrese die Schiffstreppe erstiegen hatte, rief der Kapitän endlich das hergebrachte: „Bon Deck!“

Sogleich nahm der dicke Schiffsherr seinen blechernen Geldkasten unter den Arm, der Korallenmann packte schnell seinen Kram zusammen, der kleine Künstler hörte auf, seine Einnahme zu zählen, und alle verließen das Dampfschiff, welches sich langsam in Bewegung setzte.

Die Calabresen gingen so sorglos mit ihren Gewehren um, daß ich sie für ungeladen hielt; bald sollte ich jedoch eines Andern belehrt werden.

Kaum waren wir nämlich in die offene See hinausgekommen, so bemerkte ich etwa hundert Schritte von unserm Schiffe eine Herde Delyphine, die bald auf eine höchst komische Weise aus dem Wasser in die Höhe sprangen, bald ruhig neben uns her schwammen, den gebogenen, mit einem transparenten Flossenlamm geziereten Rücken zeigend. Dieser Anblick ergözte die Reisenden ungemein, und bei jedem Sprunge der drolligen Thiere erhob sich ein schallendes Gelächter. Um die Delyphine näher zu betrachten, holte ich mein Perspectiv hervor; doch noch ehe ich es gestellt hatte, fielen auf unserm Schiffe fünf bis sechs Schüsse, und die Fische tauchten in die Tiefe des Meeres, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen.

Die Gewehre der Calabresen waren also geladen und die Schüsse saßen ziemlich lose in den Läusen.

So lange unser Schiff auf der Linie blieb, die zu dem Bogen des Golfes von Neapel eine Sehne bildet, lenkten die herrlichen Küsten ausschließlich meine Blicke auf sich; als unser Steuermann jedoch von dieser Linie nach links abbog und auf Procida zu fuhr, wendete ich dem schönen Ufer den Rücken, um meine Reisegefährten zu betrachten.

Die warmen Quellen der Insel Ischia werden vom Mai an zahlreich besucht, doch mußten bis zum Beginn der Saison noch drei Wochen vergehen. Die Gesellschaft zählte daher noch keine Badegäste, sondern bestand aus lauter Inselbewohnern, die in Neapel ihre Geschäfte besorgt und Vorräthe eingekauft hatten, und ich war — wie schon erwähnt — der einzige Fremde; denn auch die Reisenden, welche Ischia besuchen, warten in der Regel, bis das Badeleben dort gehörig im Gange ist.

Während ich nun damit beschäftigt bin, die Gesellschaft um mich her zu mustern, tritt ein sehr verdächtiges Individuum mit einem Spitzbubengesicht zu mir heran und überreicht mir meinen Plaid und meine Reisetasche, die ich an einem ganz sichern Orte niedergelegt hatte.

Der Dienst war überflüssig — der Mann mißfiel mir — was war seine Absicht? —

Ich nahm ihm die Sachen ab, ohne mich zu bedanken, und wendete ihm den Rücken. Er verließ hierauf den ersten Platz, um mit der Bedienungsmannschaft des Schiffes eine Unterhaltung anzuknüpfen, deren Gegenstand meine Benigleit zu bilden schien, nach den Blicken zu urtheilen, die er fortwährend auf mich schloß.

Es währte nicht lange, so kam Einer jener Leute zu mir, um mich zu fragen, wo ich das Dampfsschiff zu verlassen gedächte.

„Wo alle es verlassen,“ gab ich zur Antwort.

„Manche gehen in Ischia ans Land, Manche in Porto,“ bemerkte der Rundschafter. „Es kommt darauf an, wo Sie logiren wollen.“

„Ich werde beim Doctor Rivaz logiren und in Ischia aussteigen,“ warf ich hin.

„Va bene,“ sagte der Mann, indem er sich entfernte.

Bald darauf sah ich mich wieder durch die Gesellschaft des verdächtigen Individuums beglückt.

„Sie wollen bei dem Doctor Rivaz logiren,“ begann er, „und in Ischia ans Land gehen. Ich bin der Diener des Doctors und von ihm beauftragt, die Fremden in sein Hotel zu führen. Sie dürfen mir nur folgen, wenn ich in die Barke steige.“

Ich erwiderte nichts. Soviel aber stand fest, wenn dieser schmutzige Gauner der Diener des Doctor Rivaz war, so setzte ich keinen Fuß in dessen Hotel.

Mein Gauner schien überzeugt zu sein, einen sichern Fang an mir gemacht zu haben, denn er begleitete die Männer, mit denen er sich unterhalten hatte, in ihre Kajüte, aus welcher bald darauf Gläserklang ertönte. Ich aber fühlte die Nothwendigkeit, mich nach dem Doctor Rivaz und seinem Hotel näher zu erkundigen.

Eine dicke Dame saß neben mir und hatte auf dem Schoße einen kleinen Knaben, der mit vollen Backen eine Kindertrompete blies. Obgleich mich diese Musik sehr belästigte, so hob ich doch, als der Knabe die Trompete fallen ließ, diese freundlich auf und gab sie ihm zurück mit dem stillen Wunsche, daß sie das nächste Mal ins Wasser fallen möchte.

„Signora,“ sagte ich dann, „kennen Sie vielleicht in Ischia den Doctor Rivaz?“

„Den Doctor Rivaz kenne ich wohl,“ gab sie freundlich zur Antwort; „aber er wohnt nicht in Ischia, sondern in Casamicciola.“

„Also fahre ich, um zu ihm zu gelangen, mit dem Dampfsschiff bis zum Hause des Doctor Rivaz in Casamicciola?“ fragte ich.

„O, das wäre ein Kunststück,“ versetzte sie lächelnd, „das Haus liegt auf einem hohen Berge.“

Hier trat ein Herr zu ihr heran und unterbrach unsere Unterhaltung, die — anstatt mich aufzuklären —

mich noch verwirrter gemacht hatte. Ich wußte nicht, wo ich das Dampfsschiff verlassen sollte, und befand mich in der peinlichsten Verlegenheit, da ich in Neapel immer nur Ischia als den Endpunkt der Fahrt bezeichnen und weder von Porto noch von Casamicciola jemals etwas gehört hatte. Man denke sich die Lage eines Reisenden, der nicht recht weiß, wohin er will.

Der Steuermann hatte ein ehrliches Seemannsgesicht — ich beschloß daher, mich an ihn zu wenden, obwohl es auf allen Dampfsschiffen den Passagieren untersagt ist, den Steuermann anzureden, da das geringste Versehen von seiner Seite dem Schiffe Gefahr bringen kann.

„Ich will nach Casamicciola,“ sagte ich zu ihm; — „wo muß ich ans Land gehen?“

„In Porto,“ lautete die Antwort.

„Ist Casamicciola weit von Porto?“

„In einer Stunde reiten Sie hinauf.“

„Reiten?“ brummte ich — hier kommt man nicht aufs Reine. — Wußte ich doch jetzt wenigstens so viel, daß ich nicht in Ischia, sondern in Porto aussteigen mußte, und das war genug.

Mein Gauner kam wieder aufs Verdeck. „Betrogener Betrüger,“ dachte ich, und war nicht allzu abstoßend gegen ihn, denn ich beabsichtigte ihn zu pressen. Ich durchschaute jetzt deutlich seinen Plan; er wollte mich nach Ischia locken und mich von dort aus, wemöglich noch auf Umwegen und mit großen Kosten, von denen ein Theil in seine Tasche fließen sollte, über Porto nach Casamicciola führen.

Inzwischen hatten wir die Insel Procida erreicht; die von Ischia durch den Canale d'Ischia getrennt ist.

Sobald die nördliche Spitze Procidas umschiff war, kam eine Barke an unser Dampfboot und holte einige Passagiere ab; wir aber fuhren sodann auf die Stadt Ischia zu. Mein Gaunervogel umkreiste mich „mit bescheidenem Flügel;“ er glaubte, der Augenblick sei gekommen, wo er in Function zu treten habe.

Als die Barken von Ischia vom Lande stiegen, um an unser Schiff zu kommen, stellte er sich dicht vor die Schiffstreppe und gab mir einen Wink, dasselbe zu thun. Ich nahte mich ihm, eine Miene annehmend, als wäre ich bereit, ihm zu folgen. Er schien seiner Sache gewiß.

Die Calabresen sollten in Ischia ans Land gehen, doch wirbelten sie sorglos auf dem Verdeck herum bis zu dem Augenblick, da der Kapitän, nachdem die Barken angelegt hatten, ihnen zurief, das Dampfboot zu verlassen. Jetzt aber stürzten sie tumultuarisch der Treppe zu, trennten mich vom Gauner und rissen diesen mit sich fort in die ziemlich große Barke hinein.

Das hatte ich eben gewünscht.

Mein Gauner, bis in den hintersten Winkel der

Barke gedrängt, fing nun an, mir zuzurufen, schnell einzusteigen; ich jedoch lehnte mich behaglich über das Geländer und lächelte. Er wurde lebhafter, gestikulirte, schrie, tobte, wollte wieder zum Dampfboot hinauf — aber der Wall der Calabresen, den er zu durchbrechen hatte, wurde immer dichter. Als ich fortfuhr zu lächeln, mich aber durchaus nicht rührte, wurde ihm und allen Anwesenden „der Standpunkt klar,“ und unter dem schallenden Gelächter meiner Reisegefährten stieß endlich die Barke ab, um ohne mich nach Ischia zu rudern.

Wir setzten nun die Fahrt an der Küste der Insel in nördlicher Richtung fort und erreichten in kurzer Zeit Porto, einen reizenden Ort, von welchem Dr. Ernst Förster in seinem Handbuch für Reisende in Italien leider keine Kunde giebt. Porto ist der Hafen der Insel Ischia. Dieser Hafen ist dadurch gewonnen worden, daß man den dicht an der Küste gelegenen „See von Ischia“ mit dem Meere verbunden hat. Der See war ein ausgebrannter Krater. Ferdinand II. ließ in den Jahren 1853 bis 1856 durch den Chevalier Quaranta diejenigen Arbeiten ausführen, welche zur Umgestaltung des vulkanischen Sees in einen sichern Hafen erforderlich schienen. Der frühere Mangel eines Hafens erklärt den Umstand, daß Ischia bisher keine größeren Schiffe besaß, und seine Bewohner sich lediglich mit der Thunfischerei in der Nähe der Küste begnügten, während die Bewohner von Procida bis nach der afrikanischen Küste hinüberschifften, um dort die Korallenfischerei zu treiben.

Etwas Lieblicheres als den Hafen von Porto kann man sich kaum denken. Er ist ziemlich einsam, aber von sauberen Häusern und herrlichen Gärten eingefast, die terrassenförmig in die Höhe steigen, und in denen Drangebäume mit Blüten und Früchten, schattige Parkanlagen, dunkle Cypressen, graugrüne Oliven- und knorrige Feigenbäume mit Rebem und Myrten abwechseln.

Zwei Kanäle, ein grünes und ein rothes, bezeichnen die Einfahrt bei Tage — ein hoher weißer Leuchthurm leitet die Schiffer bei Nacht.

Gleich rechts auf einem malerischen Hügel liegt die einfache Villa, in welcher sonst die Königsfamilie jedes Jahr vier bis sechs Wochen zum Gebrauche der Badelur zubrachte.

Alles umher athmet idyllisches Behagen und willkommene Besänftigung. Es war mir, als näherten wir uns einer jener paradiesischen Inseln im stillen Ocean, wie die ersten Weltumsegler sie beschrieben.

Doch man hat nicht viel Zeit, die Eindrücke der reizenden Umgebung auf sich wirken zu lassen, denn schnell durchschneidet das Schiff den Hafen und führt den Fremden an die Landungsbrücke, wo seiner ein geräuschvoller Empfang wartet.

Vor der Ankunft eines jeden Dampfschiffes versammeln sich nämlich auf dieser Brücke diejenigen Esel-

besitzer der Insel, welche sich zum Theil davon nähren, die Badegäste und ihr Gepäck an Ort und Stelle zu transportiren. Da nun von den Einheimischen nicht viel zu holen ist, so wurde ich als einziger Fremder der Gegenstand der zarten Aufmerksamkeit aller Herren. Noch ehe ich den Fuß ans Land gesetzt hatte, erhoben Männer, Weiber und Kinder ein wüthes Geschrei, um sich mir als Führer anzubieten, und als ich endlich ausstieg, zapfte mich der Eine am Plaid, der Andere an der Reisetasche, der Dritte am Rock, um meine Aufmerksamkeit zu erregen.

Ich erwiderte keine Silbe, sondern lehnte alle Anerbietungen mit einer Handbewegung ab. Dabei sah ich, daß von dem Landungsplatze aus nur ein einziger Weg zwischen Gartenmauern in die Insel hineinfließt, der sich bald theilt, um links am Ufer hin, also nach Ischia, und rechts den Berg hinauf, also nach Casamicciola zu führen. Was bedurfte ich da noch eines Führers? — Ich schritt deshalb, ohne die geringste Unsicherheit zu verrathen, durch die tobende Menge und schlug den Weg rechts ein.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Die Hauptneuerung, die auffallendste Mode zeigt sich in der Form der Hüte. Es scheint gewiß zu sein, daß man die beiden Ecken oder Spitzen abschaffen wird, die an den Wangen heruntergingen, und diese Form, Pamela genannt, paßt vortreflich für junge Damen, während ältere sie gar nicht zu tragen wagen können. Allerdings zögert man wahrscheinlich noch eine Zeit lang, in solchen Hütchen auf der Straße sich zu zeigen, aber die Schüchternheit wird schwinden, sobald die Mode allgemein angenommen ist. Der runde Hut dagegen wird bei Seite gelegt werden bis zum nächsten Sommer; man trägt ihn jetzt ebenso wenig als die Mütze.

Die Fußbekleidung bleibt so ziemlich wie sie war: man sieht keine Stiefelchen mehr, wohl aber Stiefeln mit farbigen Strümpfen. Man hat indes die Stiefeln nicht bloß von Leder, sondern auch von Sammet und Atlas und man trägt sie bei Besuchen am Tage selbst lieber als Schuhe.

Der Winter ist auch die Zeit, in welcher die Damen Schmuck tragen. Diesmal handelt es sich nicht um sehr theuere Kostbarkeiten, die sich nur wenige Reiche gestatten können, denn man sucht vor allen Dingen Seltsames und Neues. Flitter und Glas ersetzen Alles. So tragen denn die Damen, wenn sie auch echte Brillanten besitzen, Ketten von farbigem Glase, dicke Kugeln, die auf eine seidene Schnur gereiht sind und eigentlich gar keinen Werth haben. Für einmal sehen sie recht hübsch

aus. Freilich hat diese Mode mehr als jede andere den Nachtheil, daß sie sofort gemein wird. Schon sieht man in den Salons nichts als Glasperlen, Knöpfe und Kugeln von Glas auf den Kleidern, auf den Hüften, an den Kragen, an den Borhängen und an den Stühlen. Man übertreibt also bereits. Trotz alle dem sieht man auch Schmucksachen, die wir wirklich empfehlen können: große Kreuze von Email oder Perlen; allerlei Schmucksachen von Gold- oder Silberfiligran, meinetwegen auch zierliche kleine Colibris, Schwalben oder Schmetterlinge für das Haar. Etwas ganz Neues ist die Goldschnur, sehr gefügig und ziemlich so dick wie ein Finger. Man legt sie vorn über die Stirn, läßt sie zwischen den Locken hindurch gehen, hinten wohl auf den Kamm vortreten. Auch bringt man wohl über dieser Goldschnur eine dünne Blumenguirlande an, so daß ein sehr hübscher Kopfsputz entsteht. Viele freilich ziehen die Goldschnur — vielleicht mit Recht — allein vor.

Ebenso wie unechter Schmuck erlaubt ist, gestattet die Mode auch falsches Haar. Wir haben schon mehrmals erwähnt, daß man kleine Locken überall am Kopfe anbringt, wie sonst Blumen. Falsche Chignons trägt man sogar ziemlich häufig, und Bänder und Schmuck dazwischen sieht sehr hübsch aus.

Ketten von farbigen Kugeln trägt man gern auf hohen Leibchen. Die Kette muß aber doppelt sein. Auch sieht man dicke Medaillons mit Namensschildern in Diamanten, Türkisen oder Email und man trägt sie an dicken goldenen Ketten. Auch die Mode der großen Ohrgehänge scheint sich den ganzen Winter halten zu wollen.

Die Confections sind fast alle mit Aermeln, doch gestattet man auch Radmäntel, Beduinen u. s. w. Freilich gelten diese dann nicht für neu. Neue Formen haben wir noch nicht bemerkt; nur die Namen ändern sich: es ist immer der Paletot.

Ein äußerst brillanter Anzug bestand in einem Kleid von blauem Sammet, drapirt über einem Unterkleide von grauem Atlas. Dieses hatte unten ein kleines Gefältel, über welches eine blaue Schnur in Arabesken hinlief. Das Sammetkleid selbst hatte unten einen Besatz von Guipure, über welche eine Schnur hinging, welche in gewissen Entfernungen eine Schleife bildete, von der zwei Troddeln herabsielen. Das Sammetkleid öffnete sich über einer grauen Atlasweste. Die Confection war ebenfalls von blauem Sammet mit Guipure und Schnuren. Dazu ferner ein Empire-Hut von blauem Sammet mit Kopf von weißem Tüll, auf dem Goldblumen lagen, die guirlandenartig bis auf die Achsel herunter reichten.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 49.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Griechischer Haarputz; Kleid von weißem Taffet mit großen grünen Atlastupfen in Reihen; glattes knappes Leibchen mit drei sehr großen und Fradtschößen ähnlichen Schößen, die unten abgerundet und mit grünem Atlas besetzt sind, auf dem Spitzen liegen; Aermel eng und lang, oben und unten eben solcher Ausputz, der sich auch unten auf dem Rock wiederholt; kleiner Kragen; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

2. Haarputz mit einzelnen Blumen; Kleid von weißem Foulard über rosa Taffet; ausgeschnittenes Leibchen mit Leibchengürtel von rothem Sammet, der Tragbänder mit Schleifen auf den Achseln und hinten eine Schleife hat, von der sehr lange und breite Enden mit Franzen hinabfallen; kurze Aermel mit rothem schmalen Sammetband besetzt; auf dem Rocke unten ebenfalls rothe Sammetbänder; Arabänder; weiße Glacéhandschuhe; Schuhe.

3. Empire-Hut von Seide und weißen Spitzen, blaue Bindebänder; blaues Kleid mit schwarzem Sammetbesatz; Paletot Sportsman von schwarzem Sammet mit dicker seidener Schnur besetzt; kleiner Spitzekragen; kleine Stulpen; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

### Stahlstich N<sup>o</sup> 49.

#### Graf zu Eulenburg,

k. preuß. Minister des Innern.

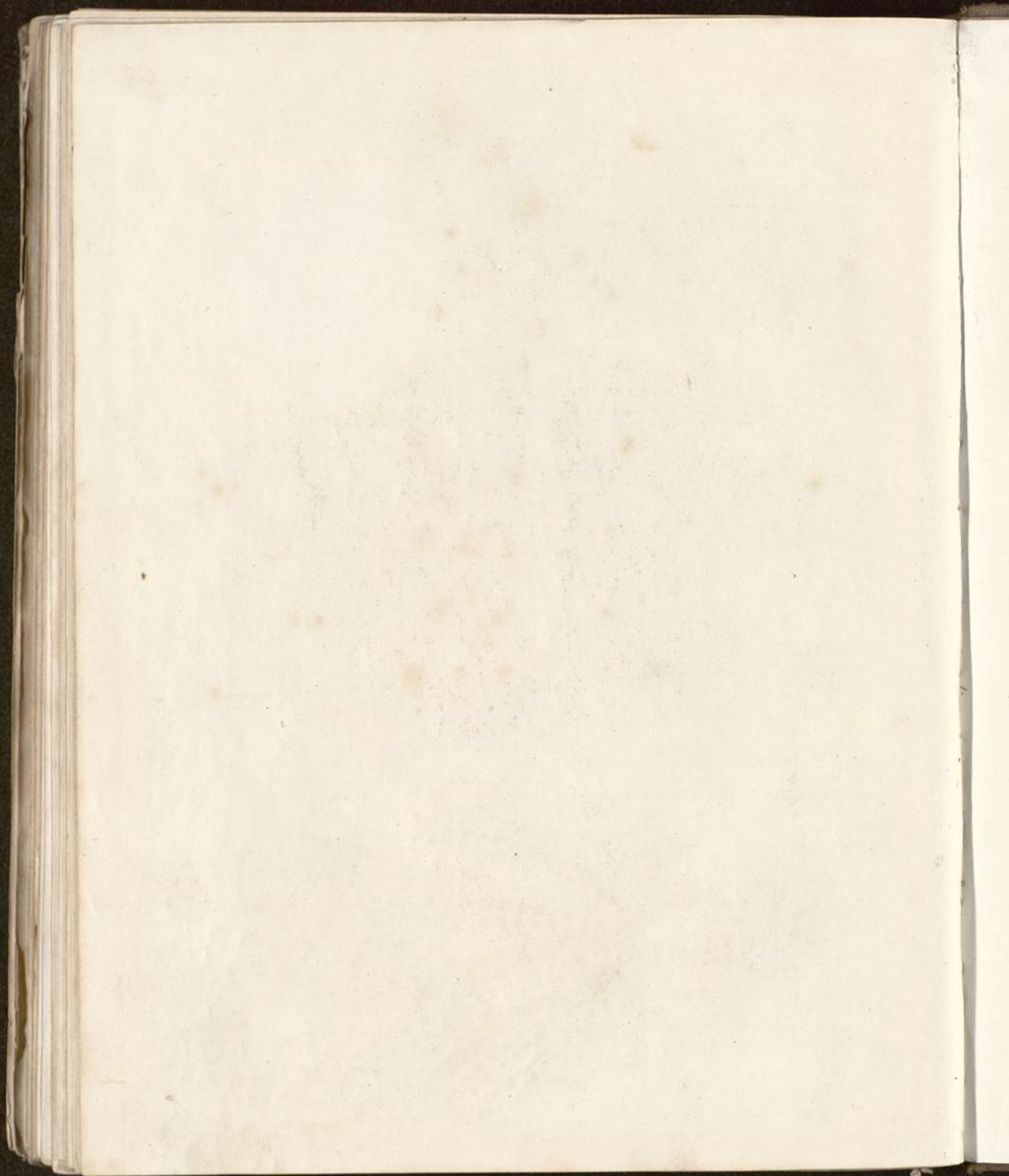
(Nach einer Photographie.)

Friedrich Albrecht Graf zu Eulenburg wurde am 29. Januar 1815 geboren, begann seine Laufbahn als preussischer Referendar und Assessor, wurde zum Legationsrath befördert, als Generalconsul nach Warschau gesandt und von da abberufen, um als Chef an die Spitze der preussischen Expedition nach Ostasien zu treten und als außerordentlicher Gesandter bei den Höfen von Japan, China und Siam Handelsverträge abzuschließen, was ihm, nicht ohne Schwierigkeiten, auch gelang. Die Geschichte dieser Expedition ist vielfach beschrieben und in weiten Kreisen bekannt. Nach seiner Rückkehr trat der Graf, und zwar am 9. December 1862, in das neugebildete Ministerium Bismarck, dem er heute noch angehört.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

N<sup>o</sup> 49. 1865.





*Nach einer Photographie*

*Stein u. Brandt in Wien Lithogr.*

*J. L. L. L. L.*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*



nehmen. Durch  
Erhaltung von 3

### Sicht=

Kranke d  
wünschen, wa  
für ein Billige

Ein v  
einem gesun  
von Damen  
warten wol  
und die lieh  
Adresse R.

In Bar

hat folgen  
am 11.  
= 15.  
= 19.  
= 19.

Vom 16  
40,000,

Hie  
Halbe à  
begnüge  
5 Thlr.  
einer zu  
sages,  
erneuert

In

ou che

par M  
Vol. V.

# Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

## Gicht- und Hämorrhoidalleidende

consultirt brieflich  
Dr. Müller in Coburg.

Kranke dieser Art, welche in einen schriftlichen Verkehr mit ihm zu treten wünschen, wollen sich vorher durch seine Schriften, die in jeder Buchhandlung für ein Billiges zu haben sind, mit dessen Heilverfahren bekannt zu machen suchen.

## Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheirateter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucher, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse R. R. R. poste restante frei Weimar.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben:

## Des Sängers Lieblinge.

Zwölf Bildnisse berühmter Componisten des  
Männergesangs

in Stahlstich von A. Weger, mit biographischem Text  
von Müller von der Werra.

gr. 8. in feinem Umschlag broch. 10 Ngr.

## Die Königl. Sächs. 69. Landes-Lotterie

hat folgende Hauptgewinne:

am 11. Decbr. 1865: 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. r.  
= 15. Januar 1866 12,000, 6000, 3000, 2 à 1000 Thlr. r.  
= 19. Februar = 15,000, 8000, 4000, 2000, 2 à 1000 Thlr. r.  
= 19. März = 20,000, 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000 Thlr. r.  
Vom 16. April bis 2. Mai 1866: 150,000, 100,000, 80,000, 50,000,  
40,000, 30,000, 20,000, 2 à 10,000, 15 à 5000, 30 à 2000, 300  
à 1000 Thlr. r.

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25 1/2 Thlr., Viertel à 12 3/4 Thlr., Achtel à 6 Thlr. 12 1/2 Ngr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlr. pro 1/4, 10 Thlr. pro 1/2, 5 Thlr. pro 3/4, 2 1/2 Thlr. pro 1/8 und creditire den Einzahlrest bis zu einer zu nennenden spätern Frist, während ich bei Vorauszahlung des Einzahlrestes, **Nullloose**, welche für alle 5 Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Vorrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

**C. Louis Tacuber in Leipzig,**  
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen:

## Petite Bibliothèque française,

ou choix des meilleurs ouvrages de la littérature moderne, à l'usage de la jeunesse, avec notes allemandes et questionnaires, par Mme. A. Brée, ancienne Maitresse de conversation à l'Institut français de Leipzig. Vol. V. Les contes de la bonne maman. Quatrième édition. 16. broch. Preis 5 Ngr.

## LEIPZIG.

Unter allen existirenden toomethischen Mitteln gegen das

### Ausfallen der Haare

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Scheiteln nimmt

### Johann Andreas Hauschild's

vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Ansicht ausliegende Sant- u. Anerkennungs-schreiben, meist von Personen aus den höheren Ständen, bestätigen die Wirksamkeit desselben und fast sämtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich

gewordenen Toiletteartikel sehr regelmäßig von mir.

### Die Wirkung des Balsams ist überraschend!

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger fast geseelten Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es Jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Hauschild's Balsam in Originalflaschen à 1 Thlr. 1/2 fl. 20 Sgr., 1/4 fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.

Leipzig, Dresdner Str. Nr. 2.

NEBEN DER POST.

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE NO. 2.

Für junge Klavierspieler.

## Goldnes Melodien-Album

für das Pianoforte

von **A. Klauwell.**

Neue Auflage. Band 1—4 à 1 Thlr. 6 Ngr

Diese vorzügliche und sehr beliebte Sammlung, welche in vielen Auflagen durch die ganze klavierspielende Welt die beifälligste Aufnahme gefunden — ist fortwährend durch jede Buch- u. Musikalienhandlung zu beziehen. In Leipzig durch die Musikalienhandlung von **C. F. Kahnt,** Neumarkt 16.

In Baumgärtner's Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

The  
life and voyages

of

**Christopher Columbus.**

By

Washington Irving.

Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche. Zum Schul- und Privatgebrauche. Achte, mit Stereotypen gedruckte Aufl. Mit zwei Stahlstichen. 8. broch. Preis 15 Ngr.

**Spielwerke**

mit 4—36 Stücken, worunter Prachtwerke mit Glockenspiel, Trommel und Clodenspiel, mit Klöppelspiel, mit Himmelsstimmen, mit Mandolinen; ferner:

**Spielboxen**

mit 2—12, Stücken, Necessairen, Cigarrentempel, Photographie-Albums, Schreibzeuge und Schweizerhäuschen mit Musik, alles fein geschnitten oder gemalt; Puppen in Schweizertracht mit Musik, tanzend, stets das Neueste empfiehlt **J. H. Heller** in Bern. — Franco. — Defekte Werke oder Boxen werden reparirt.

Diese Werke, die mit ihren lieblichen Tönen jedes Gemüth erheitern, sollten in keinem Salon und an keinem Krankenbette fehlen.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**TRAITE DE Correspondance Commerciale**

contenant des Modèles et de Formules épistolaires pour tous les cas qui se présentent dans les opérations de commerce, avec des Notions Générales et Particulières sur leur emploi suivi d'un recueil des termes français et allemands les plus usités dans le commerce,

par **P. Brée**,  
avec des Notes allemands par  
**H. Ch. Hapatzky**,

Professeur de français à l'École Professionnelle et à la première École de Leipzig.

**Cinquième Edition.**

Revue et Augmentée. gr. 8. Preis 1 Thlr. 6 Ngr. Gebdn. 1 Thlr. 12 Ngr.

Die abermals nöthig gewordene neue Auflage ist wohl der beste Beweis für den Werth dieses Werkes, welches in Lehranstalten und Schulen eingeführt ist.

Lamarine,  
**Voyage en Orient**  
1832—1833.

Auszug in einem Bande mit erklärenden Notizen, einem Wörterbuche u. einem Register über die im Werke vorkommenden Eigennamen.

Achte Auflage. Mit Stereotypen gedruckt. 8. br. Preis 18 Ngr.

**Lange, M.**, Feinheiten des Schachspiels auf dem Gebiete der Composition. Erster Theil. Als zweite Ausgabe der Kriegslisten des Schachspiels. gr. 8. broch. 1 Thlr.

**Festgeschenke für die Jugend.**

In allen Buchhandlungen vorrätzig.

**Für kleine Knaben und Mädchen:**

- Herzblättchens Zeitvertreib**, Unterhaltung für Kinder zur Herzensbildung und Entwicklung der Begriffe, von **Thekla v. Cumpert**. Erschienen sind 10 Bände, jeder Band mit vielen colorirten und schwarzen Bildern, in Leinw. mit Vergoldung geb. 2 Thlr. Band 1—9 sind auch cartonnirt zu 1 Thlr. 22 1/2 Sgr. zu haben. Allgemein als eine der besten Schriften für kleinere Kinder anerkannt.
- Kleine Bilderfibel für artige Kinder** von **J. C. Hegel** und **A. E. Härtel**. 25 Holzschnitte mit Text. Eleg. cartonnirt 10 Sgr.
- Die Herzblättchen**. Erzählungen aus dem Familienleben und der Natur für kleine Kinder. Herausgegeben von **Thekla v. Cumpert**. Erstes Bändchen, 2te Auflage: eleg. geb. mit 7 color. Bildern 22 1/2 Sgr. Zweites Bändchen, 2te Auflage: eleg. geb. mit 7 color. Bildern 22 1/2 Sgr. Jedes Bändchen ist einzeln zu haben.
- Die verkehrte Welt** von **Carl Reinhardt**, 17 color. Bilder in Quart, geb. 27 1/2 Sgr.
- Die vier Jahreszeiten** von **Carl Reinhardt**, 17 color. Bilder in Quart, geb. 27 1/2 Sgr.
- Wie Hänschen durch den Wald kam**, Erzählung für kleine Kinder von **Julie Ruhkopf**, 2te Auflage, mit 8 color. Bildern, geb. 10 Sgr.
- Karl Fröhlichs Fabeln und Erzählungen** für Kinder, mit Silhouetten, 5te Auflage, 2 Hefte, jedes Heft 15 Sgr.

**Für Kinder von 8 bis 12 Jahren:**

- Erzählungen aus dem Leben der Thiere**. Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt von **Fr. W. Brendel**.  
1ter Band mit 8 Illustrationen von **E. Haffe**. 2te stark vermehrte und verbesserte Aufl., eleg. geb. 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.  
2ter Band mit 8 Bildern. 2te stark vermehrte und verbesserte Auflage, geb. 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.
- Robinsons Colonie**, Fortsetzung von **Campes Robinson** von **C. Hildebrandt**, 5te Auflage, mit 6 Bildern, 22 1/2 Sgr.
- Aus der Jugendzeit**, drei Erzählungen von **Rosalie Koch** und **M. Gutberg**, mit 6 Bildern, schwarz 1 Thlr., color. 1 Thlr. 6 Sgr.
- Märchen von Henriette Landien**, 2te Auflage, mit 6 Abbildungen, geb. 10 Sgr.
- Die Nachbarskinder**. Erzählungen von **Henriette Stieff**. Mit 8 color. Bildern. Eleg. geb. 1 Thlr. 6 Sgr.
- Gretchens Sommertag**. Erzählung von **Julie Ruhkopf**. Mit 8 color. Bildern. 10 Sgr.
- Drei Erzählungen für die Jugend** von **Rosalie Koch**: **Die Pflegetochter**, **Onkel Julius** und **Drei Legenden**. Mit sechs color. Bildern. Eleg. geb. 22 1/2 Sgr.

**Für die reifere Jugend (10 bis 16 Jahre):**

- Töchter-Album**, Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der weiblichen Jugend. In Verbindung mit vielen Jugendschriftstellerinnen herausgegeben von **Thekla v. Cumpert**. 36 Bogen Text mit 30 Abbildungen, 11ter Bd., geb. 2 Thlr. 7 1/2 Sgr., in Callico 2 Thlr. 15 Sgr., roth Callico 2 Thlr. 17 1/2 Sgr., mit Goldschnitt 2 Thlr. 27 Sgr.  
Die Bände 1—10 sind ebenfalls zu haben. Dieses ausgezeichnete Buch für Töchter hat sich in den 11 Jahren seines Bestehens sehr viele Freunde erworben; Eltern können es unbedenken ihren Töchtern schenken, da der Inhalt stets ein gebieter und ein sorgfältig ausgewählter ist.
- Der Jugend Lust und Lehre**, Album für die reifere Jugend, unter Mitwirkung vieler Jugendschriftsteller herausgegeben von **Dr. Hermann Masius**, 1—9. Band; jeder Band 36 Bogen Text mit vielen Abbildungen, geb. 2 Thlr. 7 1/2 Sgr., in Callico 2 Thlr. 15 Sgr., roth Callico 2 Thlr. 17 1/2 Sgr., mit Goldschnitt 2 Thlr. 27 Sgr.  
Die meisten pädagogischen, kritischen und anderen Blätter haben dieses Buch für das beste und gezeigteste Festgeschenk für erwachsene Knaben erklärt.
- Seeschlachten und Abenteuer** berühmter Seebelden. Ein Buch der Admirale. Der deutschen Jugend zur Unterhaltung und Racheiferung erzählt von **Heinrich Smidl**. Zweite Auflage. Mit 8 Stahlstichen. Eleg. gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.
- Haideblüthen**. Erzählungen für Kinder von 11—15 Jahren von **Henriette Landien**. Mit 6 colorirten Bildern von **Heinrich Stelzner**. Eleg. geb. 22 1/2 Sgr.
- Erzählungen für meine jungen Freundinnen** von **Thekla v. Cumpert**, 2 Bände mit je 4 Abbildungen, geb. à Band 10 Sgr.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

Eine Frühlingsfahrt  
von Neapel nach Ischia.

(Fortsetzung.)

Das Geschrei vermehrte sich — viele Männer, Weiber und Kinder folgten mir mit ihren Eseln — andere blieben zurück — alle hielten mich für einen des Landes kundigen Mann.

Ich sah mich kaum nach ihnen um — war es doch vor mir so unbeschreiblich reizend: rechts das blaue, unermessliche Meer — links die wunderbaren Formationen des hohen Epomeo — und zu beiden Seiten die herrlichsten Gärten, hin und wieder durch Aloë- und Caltusgewächse eingefaßt. Was kümmerten mich die Menschen! — Dabei eine Luft, daß mir war, als hätte ich Flügel und wiegte mich auf ihnen im reinsten Aether.

Als der Weg steiler und steiler, das Geschrei hinter mir aber schwächer und schwächer wurde, blickte ich mich um, und siehe da, nur ein einziger Knabe folgte nach mit seinem Esel — die übrigen Concurrenten hatten die Mitbewerbung aufgegeben.

Der kluge Knabe wußte sogleich, was die Glocke geschlagen hatte. Er gab seinem Esel einen herzhaften Schlag und stand im Nu mit seinem Thiere vor mir.

„Piccola Sentinella?“ fragte er, das nächste Hotel nennend.

„Dottore Rivaz,“ gab ich zur Antwort, indem ich auf den Esel stieg.

„Si, Signore,“ rief der Knabe, und „heute Abend Maffaroni!“ — questa sera maffaroni — setzte er jauchzend hinzu, als ich davon trachte.

Aus der geräuschvollsten Stadt der Welt und dem üblen Geruch ihrer Straßen in das stille Paradies und die balsamische Frühlingsluft von Ischia versetzt, wie konnte es da fehlen, daß ein Gefühl von Seligkeit mein Herz beschlich! —

„Hier geht es nach der Piccola Sentinella,“ bemerkte der Knabe, auf einen Weg deutend, der links von dem unsrigen abbog.

Ein Hund kam auf diesem Wege zu uns herangeläufig — ein Mann folgte ihm in größter Eile.

„Der Wirth der Piccola Sentinella,“ erklärte der Knabe.

Mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt deutete der Wirth zurück auf sein Hotel; mein kleiner Führer schüttelte jedoch den Kopf. Da verfinsterten sich die Mienen des Wirthes, denn er war um eine getäuschte Hoffnung reicher.

Höher und immer höher stiegen wir, aber von Casamicciola oder einem sonstigen Orte war nichts zu sehen. Als wir beinahe den Gipfel erreicht hatten, zeigte sich zu unserer Linken ein schattiger Garten, den eine wohlhaltene Mauer von der Landstraße trennt. Vor einer Thür in dieser Mauer blieb der Knabe mit den Worten stehen:

„Hier ist der Palazzo des Dottore.“

„Geh hinein und frage, ob ich ein Zimmer für die Nacht bekommen kann.“

Der Knabe lächelte und zog die Klingel.

Da lehnte sich ein Mann über die Mauer, der uns erwartet zu haben schien.

„Da ist der Dottore!“ rief der Knabe, und ich richtete nun meinen soeben erteilten Auftrag selbst aus.

„Ihre Frage klingt wie ein Scherz,“ entgegnete der Doctor. Nicht nur ein Zimmer, sondern mein ganzes Haus steht Ihnen zur Verfügung. An Platz gebricht es nicht. Woran es aber fehlen dürfte, das ist ein gutes Abendbrot, denn wir sind noch nicht auf Gäste eingerichtet.“

„Jetzt scherzen Sie, verehrtester Herr Doctor,“ rief ich. Es ist mir wohlbekannt, daß alle Schneepfen und Wachteln auf ihren Frühlings- und Herbstwanderungen übers Meer auf Ischia einen Rasttag machen. Es werden sich daher wohl einige langgeschnäbelte Vögel für den Reisenden aufreiben lassen. Ferner weiß ich, daß man die Rebe, welche den von Horaz besungenen Falerner liefert, auf Ischia angepflanzt hat. Endlich ist auch die Kunde von der Vorzüglichkeit der Feigen der Insel bis zu mir gelangt. Da ist mir also vor einem Abendessen nicht bange. Ich rechne so fest auf ein solches, daß ich Sie einlade, mein Gast zu sein.“

„Herzlich gern,“ sagte der Doctor. „Aber steigen Sie doch ab und treten Sie näher.“

„Noch nicht. — Während unser Abendessen bereitet wird, will ich — um keine Zeit zu verlieren — von den Merkwürdigkeiten der Insel heut noch das Hauptsächlichste in Augenschein nehmen.“

„Da brauchen Sie nicht weit zu gehen. Sehen Sie nur in den Spiegel, denn die größte Merkwürdigkeit sind Sie selber, als einziger Fremder auf der Insel.“

„Scherz bei Seite,“ bat ich. „Sagen Sie dem Knaben, wohin er mich heut noch führen kann. Morgen will ich den Rest der Insel in Augenschein nehmen und den Epomeo besuchen.“

Der Knabe hatte sich gleich beim Erscheinen des Doctor Rivaz auf die Erde gekauert und saß auf dem harten Steinweg so behaglich wie ein Elegant auf einem Polsterstuhl. Der Doctor sagte ihm in dem Dialect des Landes einige Worte, die ich nicht verstand; der Knabe stand auf, gab dem Esel einen Schlag, und wir setzten unsern Weg fort.

Als die Höhe erreicht war, blickte ich erstaunt um mich. Vor mir, wo sich der Weg eben so steil hinabsenkte, wie er von Porto aus emporgestimmt war, lagen die Häuser von Casamicciola, die sich bis zum flachen Meeresstrande, der sogenannten Marina di Casamicciola hinabziehen — hinter mir Porto und nicht weit davon Ischia, ein ziemlich unansehnlicher Ort — rechts das Meer im Glanze der Abendsonne mit einigen Schiffen, die dem Hafen von Neapel zuweilen — links der Epomeo. Ich sah von diesem Punkte recht deutlich, daß die Insel Ischia eine vulkanische Erhebung ist, deren Kern der Epomeo bildet. Von dessen Krater aus haben sich nach allen Richtungen hin Lavaströme ergossen, die Insel vergrößert und ihr das zerklüftete Relief der wunderbar gestalteten Oberfläche gegeben. Auch Neben-Krater, niedriger als der Epomeo, haben sich gebildet, und ihren Lavaströmen ist es mehrmals gelungen, die Bewohner der Insel zu vertreiben. Gegenwärtig sind alle diese Lavaströme verwittert und herrlich angebaut bis auf den von Arso, der sich bei der letzten Eruption des Epomeo im Jahre 1301 in östlicher Richtung ergoß, und auf welcher außer einigen kleinen Flechten noch nichts von Pflanzenwuchs zu sehen ist. Dieser Ausbruch, welcher zwei Monate lang dauerte, zerstörte den fruchtbarsten Theil der Insel und jagte diejenigen Bewohner, welche nicht umgekommen waren, in die benachbarten Ortschaften. Da nun der Lavaström von Arso heut — nach sechsthalb Jahrhunderten — noch nicht verwittert ist, so läßt sich etwa ermessen, wie alt die jetzt angebauten Lavaströme sein mögen. Wenn auch seit dem Jahre 1301 weitere Ausbrüche nicht stattgefunden haben, so beweisen gleichwohl die warmen Quellen und die heißen

Dämpfe, welche an vielen Stellen der Insel aus dem Erdboden hervorbrechen und zu Heilzwecken benützt werden, daß das vulkanische Feuer unter dem Epomeo noch nicht erloschen ist. Casamicciola liegt im Mittelpunkt aller dieser Quellen. Während diejenigen, welche Seebäder nehmen wollen, und die ärmeren Badegäste in der Stadt selbst — in der großen Armen-Badeanstalt sogar unentgeltlich — Wohnung finden, geben sich die Bemittelteren in Pension in den Villen der Umgegend, die entweder selbst Quellen besitzen, oder in deren Nähe erbaut sind. Alle diese Etablissements haben einen großen Garten und genießen die Aussicht aufs Meer. Auch wer nicht baden oder trinken, sondern nur die gesunde Luft der Insel genießen will, thut wohl daran, sich in ein sogenanntes *Maison de Santé* zu begeben, wo alles nach festen und billigen Preisen geregelt ist. Am zweckmäßigsten für den Fremden dürfte sein, sich nach der Landung direct zum Doctor Rivaz zu begeben und entweder bei ihm selbst Wohnung zu nehmen, oder sich von ihm eine solche nachweisen zu lassen.

Ich beabsichtigte, heut Abend dem Wege zu folgen, der an der Meeresküste der Insel hinläuft, morgen aber von ihm links abzubiegen in die Insel hinein nach Foria, und von hier aus auf den Epomeo zu reiten. Ich ließ mich daher von meinem Langoehr nach Casamicciola hinabtragen. Die ganze männliche Bevölkerung des Städtchens war auf der Straße versammelt und erwartete die „Calabresi.“

Ich ritt durch die dichten Gruppen, ohne beachtet zu werden. Vor einem großen Gebäude mit einer lateinischen Inschrift über dem Portal hielt mein Knabe den Esel an, um es mir als das bereits erwähnte Bade-Hospital zu bezeichnen. Es ist 1778 von Ferdinand IV. erbaut worden, enthält 76 gemauerte Bäder, von denen 18 zum Gebrauch der Douche eingerichtet sind. Bis zum Jahre 1851 fanden nur männliche Kranke Aufnahme in diesem Hospital; auf den Vorschlag des Doctor Rivaz werden aber seit dem Jahre 1852 auch weibliche Patienten zugelassen, und zwar in der Weise, daß zuerst 250 Weiber unter der Pflege barmherziger Schwestern aus Neapel 20 Tage, und sodann 500 Männer ebenso lange hier baden. Ein sehr elegant eingerichtetes Badehaus für zahlende Badegäste und die Kirche des Ortes stehen in der Nähe.

Raum hatte ich Casamicciola hinter mir, so galt es, zwischen engen Gartenmauern einen neuen Lavaström zu ersteigen, hinter welchem Lacco liegt. Die Gegenstände sängen indes bereits an, lange Schatten über meinen Pfad zu werfen, die Sonne war nahe daran, hinter der Felswand des Epomeo zu versinken, und die blasser Mondscheibe stieg über dem düstigen Festlande empor, während mein Esel so unempfindlich gegen die Stod-

schläge des Knaben wurde, daß ich an die Rückkehr denken mußte.

„Kommt nicht bald eine Straße, die uns auf einem andern als dem soeben zurückgelegten Wege zur Villa des Doctors führt?“ fragte ich den Knaben.

„Nein,“ hieß es; „wir müßten denn über Lacco bis Foria gehen, von wo ein anderer Weg nach Casamicciola zurückführt; Foria ist aber für heut Abend zu weit.“

Wir lehrten daher um.

Die Müdigkeit des Esels war plötzlich verschwunden; mit beflügelten Schritten trug er mich durch die Politiker von Casamicciola, im Trabe den Berg hinauf zur Thür der Villa Rivaz; er witterte den Stall.

„Du bekommst heut noch keine Bezahlung, sondern nur ein Trinkgeld,“ sagte ich zum Knaben; „morgen aber finde Dich mit Deinem Esel hier wieder ein, so früh Du willst; ich nehme ihn für den ganzen Tag. Weißt Du auch den Weg auf den Epomeo?“

„O — si, Eccellenza!“ rief der Knabe, indem er mir für das geringe Trinkgeld die Hand küßte.

Fröhlich singend entfernte er sich, während ich die Klingel zog. Ein Mädchen öffnete, und ich trat in einen kleinen, von Topfgewächsen umstellten Hof, deren rothe Blüten im Mondschein leuchteten. Vor mir lag ein großes stattliches Gebäude, bestehend aus einem hohen Erdgeschoß für die Küchen und Wirthschaftsräume, und einer Beletage für die Zimmer der Badegäste. Diese Etage hatte eine bedeckte Bogengalerie, von der aus man durch Glashüren in die verschiedenen Zimmer gelangte. Eine mit Blumenkübeln eingefasste Freitreppe führte hinauf in die Bogenhalle; das Ganze hatte etwas Poetisches.

„Ist das Abendbrot fertig?“ fragte ich das Mädchen.

„Nein,“ lautete die Antwort, „man wird Sie rufen, wenn es so weit ist.“

Dabei nahm sie eine kleine brennende Lampe, die auf der untersten Stufe der Treppe stand, und leuchtete mir voran auf die Galerie.

„Hier ist das Eßzimmer,“ sagte sie im Vorübergehen; — es war dunkel. „Hier ist das Lese-Kabinet,“ — es war dunkel; — „hier sind die Gast-Zimmer,“ — sie waren dunkel; — „und nun befehlen Sie, wo Sie schlafen wollen. Ich habe nur das Bett zu überziehen und Ihnen Wasser zu bringen.“

Am Ende der Galerie, die auch an der Siebelseite des Hauses fortgeführt ist, liegt ein Eßzimmer, dessen Galeriefenster die Aussicht nach dem Meere haben, während sein Siebelfenster auf den Epomeo blickt. Dieses Zimmer wählte ich mir. Das Mädchen ging hinein, um Licht anzuzünden; ich aber holte mir einen Stuhl heraus und setzte mich auf die Galerie.

Wie einsam war es rings umher! — Kein Laut regte sich im geräumigen Hause, kein Lüftchen im Garten. Der Vollmond stand am Himmel und spiegelte sich im Meere, von keinem Wölkchen behindert; ich beschloß, das Haus und den Garten zu durchwandern. An der Siebelseite führte eine Stein-Treppe in den Garten und eine andere auf das platte Dach des Hauses. Diese letztere erstieg ich und fand das Dach dicht bedeckt mit Sämereien und Kräutern, die zum Trocknen ausgebreitet lagen. Wo ich hintrat, knisterte und dustete es. Um keinen Schaden anzurichten, kehrte ich zu meiner Galerie zurück und stieg dann hinab in den Garten.

Hier übte der Mondschein seinen Zauber; die Gegenstände warfen wunderbare Schatten — endlos schienen die Gänge, schwarz die Räume der Lauben; es flüsterte verdächtig in den Blättern; hin und wieder glaubte ich hinter Bäumen und Sträuchern menschliche Gestalten zu erblicken, die stets zerrannen, wenn ich mich ihnen näherte. Ich kann nicht leugnen, daß ich endlich „lange Schatten“ bekam und den Muth verlor, mich weiter umzusehen.

So war ich bis in einen langen, oben zugewölbten Gang von Myrten gerathen, durch deren Zweige das Mondlicht zitterte. Da hörte ich es deutlich neben mir rasseln. Schlich ein Mensch außerhalb der Myrtenlaube mir nach? — oder war es eine Schlange, die mir folgte? — Als ich im Gefühle meiner Verlassenheit zögernd still stehe, bricht eine schwarze Masse durch die Zweige, und ein großer Hund kommt wedelnd zu mir herangefrohen.

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Ich blühte mich nach dem lieben „Freund und Begleiter der Menschen“ — er legte sich auf den Rücken — ich kraute ihm unter vielen Liebkosungen den Leib, und er wälzte sich vor Behagen hin und her.

„Wenn Freundes Antlitz dir begegnet,

So bist du gleich befreit, gesegnet.“

Diese Worte Goethes fanden hier eine unerwartete Illustration. „Befreit“ und „gesegnet“ setzte ich — fernem nicht allein — meinen Weg durch den Garten fort, bis die Begierde nach Speise und Trank mich zum Hause zurückführte.

Das Eßzimmer war erleuchtet, auf dem gedeckten Tische blinkte eine mit Vinsen umflochtene, dickleibige Flasche Falerner; und während der Doctor aus einem Hinterzimmer eintrat, setzte das Mädchen eine Schüssel mit drei Schnepfen auf den Tisch, ganz so angerichtet, wie Venberg es in seinem klassischen Buche über diesen Wandervogel vorschreibt.

Wir setzten uns zu Tische — ich schenkte dem Doctor ein. Schon beim zweiten Glase wirkte der feurige Wein. Aber der Doctor hatte leider keinen heitern, sondern einen sehr ernsten und zwar rein wissenschaft-

lichen Kauf. In Folge der von mir unvorsichtig hingeworfenen Aeußerung, daß ich beabsichtigte, mit meiner Familie die Bäder von Ischia zu besuchen, begann er die Eigenschaften der Heilquellen der Insel durch endlose Geschichten selbstvollzogener Kuren des Näheren aus einander zu setzen. Er heilte vor meinen Augen mit der Surgitello-Quelle, der berühmtesten von ganz Ischia, welche in sein eigenes Haus, sowie in alle Bader-Etablissements in und um Casamicciola geleitet ist, alle Krankheiten der Erde, besonders Lähmungen, Sicht, chronischen Rheumatismus, Skropheln, Ausschläge, Elephantiasis, Flechten, beginnende Wasserfucht, Nieren- und Blasenleiden, alte Schäden, Folgen von Knochenbrüchen und Verrenkungen u. dgl. m., und wählte seine Patienten vom Könige Ludwig von Baiern abwärts bis zu einem Matrosen, welcher sich den Rheumatismus am Nordpol geholt hatte. Besonders sollte die Quelle geeignet sein, jungen Greisen die Lebenskraft zurück zu geben und die Gebrechen des Alters abzuwehren. Er nannte mir in dieser Beziehung einen gewissen Joachimo de Crescenzo aus der Gegend von Salerno, welcher über 30 Jahre lang die Bäder von Casamicciola besucht und den er im Jahre 1833, als der Greis bereits 102 Jahre zählte, gesehen hatte. „Dank dieser seiner heilsamen Gewohnheit, regelmäßig die Bäder von Ischia zu besuchen,“ sagte der Doctor, „sahen Signor Crescenzo nicht mehr als sechzig Jahre zu zählen und ging ebenso rüstig einher wie ein Mann in den besten Jahren. Seine geistigen Fähigkeiten ließen noch keine Abnahme bemerken, und seine Unterhaltung war ebenso angenehm als interessant. Sein Gehör war ungeschwächt, in gleicher Weise sein Geruch, die Augen allein begannen etwas nachzulassen. Besonders merkwürdig aber ist, daß er im hundertsten Jahre noch einen Badzahn in der untern Kinnlade bekam, nachdem diese seit vielen Jahren völlig zahelos gewesen. Das sind die Wirkungen der Surgitello-Quelle!“ — rief der Doctor nach dieser Geschichte, nahm sein Glas, that einen langen Zug daraus, und maß mich alsdann mit triumphirender Miene von oben bis unten.

Ich hätte mich sehr, an Signor Crescenzos Badzahn zu rütteln — es wäre um den Rest der überdies schon weit vorgeschrittenen Nacht geschehen gewesen — sondern that ganz imponirt, und zog mich kleinlaut in mein Zimmer zurück.

Am nächsten Morgen hatte ich kaum das Fenster geöffnet und mich überzeugt, daß das heutige Wetter dem gestrigen nicht nachstand, als ein einförmiger Gesang von der Gartenmauer her mir die Anwesenheit des Knaben mit dem Esel verkündigte. Um ihm eine kleine Unterhaltung zu bereiten, während ich frühstückte, ging ich hinab und warf ihm einige der mir am Tage vorher in der Chiaja octroyirten Kastanien über die

Mauer; dann bestellte ich in der Küche den Kaffee und versügte mich ins Eßzimmer.

Hier hatte der Doctor, welcher bereits auf mich wartete, ein großes Fernrohr aufgestellt und auf das uns gegenüber liegende Capo Miseno gerichtet. Er zeigte mir nun durch dasselbe rechts vom Cap alle Ortschaften des Golfes von Neapel bis hin nach Sorrent und zu der mit dem Tempel der Minerva gekrönten Landspitze — links vom Cap die merkwürdigsten Küstenpunkte bis zum gebogenen Felsenthore des Golfes von Gaeta, und mit uns und dem Cap in einer geraden Linie die Stadt Capua. Sodann führte er mich durch die Baderzimmer seines Etablissements, die alle zweckmäßig und sauber eingerichtet sind, und zum Schluß überreichte er mir als „hommage de l'auteur“ seine in Neapel erschienene Schrift „Description des eaux minéro-thermales et des étuves de l'île d'Ischia“, von welcher die oben erwähnten „Règles à observer pendant l'emploi des eaux de l'île d'Ischia“ einen Theil bilden.

Nach dem Frühstück machte mir der Doctor eine Rechnung, die so mäßig und bescheiden ausfiel, daß ich mich innerlich fast schämte, seinem Hause die Umstände der Aufnahme eines einzelnen Gastes bereitet zu haben. Ich fügte daher dem Trinkgelde für die Dienerin dasjenige hinzu, was der Herr mir hätte abfordern können, nahm herzlich Abschied, bestieg den Esel und ritt jubelnd und singend in den Glanz des goldenen Morgens hinein.

Wie soll ich nun aber weiter beschreiben, was sich nicht beschreiben läßt, den blauen italienischen Himmel, das weite Meer, die duftige Ferne, die Fülle des Lichts, die Tiefe der Schatten — den Zauber der Vegetation! — Man muß das Alles mit eigenen Augen schauen und auf sich wirken lassen. Wir schlugen, Casamicciola rechts lassend, den Weg nach Foria ein und wendeten uns von hier aus links zum Epomeo hinauf.

In der That ist die Insel eine endlose Bildergalerie der verschiedenartigsten Landschaftsgemälde, wie sie sich kaum an einem andern Punkte der Erde vereinigen finden. Wilde Felsabstürze, grüne Waldpartien, sanft ansteigende Hügel, regelmäßige Terrassen, zackige Klippen und tiefe Spalten wechseln mit einander ab. Fortwährend glaubt man ein unübersteigliches Terrain-Hinderniß erreicht zu haben, und immer gelingt es dem schmalen Pfade, es zu umgehen.

Hinter Foria stiegen wir so steil in die Höhe, daß der gute Esel laut stöhnte, zumal wenn der Knabe seinen dürftigen Schwanz ergriff und sich von ihm remorkiren ließ. Die Sonne brannte heiß, längst war von Vegetation nicht mehr die Rede, und tief unter uns lagen die Wohnungen der Menschen; aber wie erstaunte ich, als ich endlich vor dem spitzen, 2450 Fuß hohen Tuff-Ke- gel des Epomeo stand, ihn bewohnt zu finden, denn

er birgt die Eremitage des h. Nicolaus in seinem Innern. Die Räumlichkeiten dieser Einsiedelei sind, mit Einschluß der kleinen Kapelle, sämtlich in den Tuff-Felsen gehauen, und nur an der Façade dieser letzteren ist etwas Mauerwerk bemerkbar.

Die schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts von einigen Nonnen bewohnte, von diesen aber bald aufgegebene Einsiedelei des h. Nicolaus verdankt ihre gegenwärtige Gestalt einem Deutschen, Joseph v. Arguth, der unter Karl III. Gouverneur der Insel war. Dieser Arguth verfolgte eines Tages zwei mit den Waffen entsprungene Deserteure, die sich vor ihm hoch hinauf in die Felschluchten des Epomeo schlücheten. Nachdem er sie aus dem Gesicht verloren hatte, sah er sie plötzlich auf einem Felsblock über sich, von wo sie mit den Gewehren auf ihn zielten. In seiner Herzensangst kniete er nieder und gelobte seinem Schutzpatron, dem h. Nicolaus, sich ihm zu weihen, wenn er ihn aus dieser Gefahr errettete. Die Deserteure feuerten, aber Arguth stand unverfehrt auf, und es gelang ihm, sich ihrer mit Hilfe einiger auf die Schiffe herbeigeeilter Ziegenhirten zu bemächtigen. In das Schloß von Ischia zurückgekehrt, bat er den König um seinen Abschied, bezog die Einsiedelei des Epomeo, dotirte sie mit seinem ganzen Vermögen und lebte fortan nur frommen Werken. Doch nicht lange blieb er allein; es gesellten sich nach und nach über ein Duzend Zenobiten zu ihm, von denen ein jeder seine Zelle in den harten Tuffstein hauen mußte. Sechzehn Jahre lebte er dort oben, und starb im Geruch der Heiligkeit. In der Kapelle der Einsiedelei, die seitdem nicht mehr unbewohnt geblieben ist, liegt er begraben.

Kaum war ich oben angelangt, so traten die gegenwärtigen Bewohner der Eremitage, zwei Mönche in braunen Kutten, aus dem Felsen hervor, um mich zu begrüßen. Ich beeilte mich, den Esel zu verlassen, denn obwohl sich in den untern Regionen kein Lüftchen regte, wehte doch hier oben ein heftiger, eiskalter Wind. Die Mönche führten mich in einen finstern Gang, der den Kegel durchbricht und an der entgegengesetzten Seite durch eine Thür geschlossen ist. Rechts und links von diesem Gange sind die Zellen, die Wirthschaftsräume, die Ställe, ein Schlafzimmer, eine Gaststube und die Kapelle in den Felsen gehauen. Die Mönche legten mir in der Gaststube das Fremdenbuch vor, zeigten mir, nachdem ich mich eingeschrieben hatte, in der Kapelle die Steinplatte, welche Arguths Grab deckt, und führten mich dann zum Ausgange an der andern Seite. Von hier aus gelangt man durch Leitern und Stufen auf den Kegel des Epomeo.

(Schluß folgt.)

## Modenbericht.

(M.) Die Ueberzieher haben fast allgemein die Paletotform, die, welche etwas anliegen, sind meist in dem Dorsay-Schnitte, der noch immer gefällt und sich zu allen Stoffen ganz gut eignet und der nicht selten auch mit Pelzbesatz getragen wird. Von allem Pelz ist der Marder und Astrachan am meisten bevorzugt. Selbst der Jaquetten-Schnitt ist für den Winter nicht verboten, aber der eigentliche Mod hält sich fortwährend in Gunst; er ist ja doch, wie der Frack, das eigentlich classische Herrenkleidungsstück. Der Kragen daran bleibt niedrig, hat sich aber neuerdings sehr verbreitert, namentlich seit die breiten Revers wieder ziemlich allgemein beliebt geworden sind. Fast ganz gleich mit ihm hält sich der Frack.

Die Westen, die man auf der Straße trägt, haben entweder gar keinen oder einen kleinen Shawlkragen, der bis sehr hoch hinauf geknöpft wird. Im Salon trägt man sie zwar auch ohne Kragen, meist aber mit sehr weit offenem Shawlkragen.

Die Beinkleider erhalten mehr und mehr die fast anliegende Form. Die weiten sieht man kaum noch auf der Straße. Im Salon sieht man sogar ganz anliegende Beinkleider und wir glauben, daß diese sich auch bald auf der Straße zeigen werden. —

(F.) Neu ist der russische Paletot von Seiden-Chinchilla, der ziemlich anliegt und einen Capuchon hat, welcher in einer schwarzen und weißen dicken Schnur mit Troddel endigt. Sehr eigentümlich sieht ein anderer kurzer Paletot von schwarzem oder grauem Astrachan aus, der mit pensée Flanell gefüttert ist und meist große schwarze Knöpfe hat.

Der kurze Sammetpaletot mit Pelz ist noch immer der eleganteste, besonders zu einem Kleid von gleichem Stoffe.

Man trägt viel Pelz, aber viel nachgeahmten, und man versteht ganz vortreflich ihn nachzumachen, obgleich dieser nachgemachte Pelz nichts weniger als sehr billig ist.

Die Ball- und Theaterüberwürfe sind jetzt meist von Sammet und ebenfalls mit Pelz, mit echtem oder nachgemachtem, garnirt, und zwar sind auch diese Ueberwürfe kleine Paletots, überdies ohne Aermel. Auch tragen die eleganten Damen, wenn sie das Theater zu verlassen, keine Kapuze u. s. w. mehr; sie verhüllen vielmehr den Kopf und den Hals mit einem langen Shawl von schwarzen Spitzen, von dem ein Ende hinten hinabfällt.



Die neuen Kopfsputze sind ungemein klein; man will fast gar nichts mehr in das Haar bringen und man muß gestehen, daß dies dem Auge viel wohler thut als die massigen Kopfsputze; sie geben ein viel jugendlicheres Aussehen. Viel falsches Haar trägt man noch immer fast allgemein.

Bei großer Toilette ist auch das Taschentuch sehr klein und nicht mehr rund, sondern vierseitig, aber wie mit Stickerei und feinen Spitzen verschönert!

Wie die Soiréeanzüge diesen Winter ausfallen werden, läßt sich noch gar nicht errathen. Die Moden aller Zeiten scheinen sich vermischen zu wollen, die aus der Zeit Ludwigs XV., das Pompadour-Genre, das orientalische und das griechische. Man nimmt von allen etwas und macht etwas Neues daraus, dem wir keinen Namen zu geben wissen.

Neue Stoffe kommen dabei fortwährend zum Vorschein; sie scheinen aber sämmtlich englischen Ursprungs zu sein, namentlich die zu Mänteln und Paletots. Wir sahen z. B. häufig die neuen Stoffe Sealskin (Seehundsfell) und Astrachantuch zu Ueberwürfen bei dem Verlassen des Theaters auch Schwandaun, der mit weißem Taffet gefüttert ist, rund herum als Einfassung eine Schnur in Weiß und Gold und Knöpfe von Perlmutter mit Goldsternen darauf hat.

#### Modenblatt N<sup>o</sup> 50.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Neuer Haarpuz in zahlreichen Pöckchen, die über der Stirn und am Hinterkopf zusammengenommen sind; Kleid von grüner Seide mit hohem knappen Leibchen, das vorn ziemlich große Posamentknöpfe hat, und mit engen langen Ärmeln, die Posamentauspuz oben und unten haben; der Rock sehr weit und an den Seiten durch reiches Posament über einem Rocke von gleichem Stoffe aufgenommen; kleiner Kragen und Unterärmel von Spitzen; Glacéhandschuhe; Schuhe.

2. Sehr kleiner Empire-Hut von blauem Tüll mit langem weißen Schleier; blaue Bindebänder; Kleid von brauner Seide mit Pöckchenleibchen, das Schnuren verzieret; der Rock an der Seite aufgerafft, ebenfalls durch Schnuren über einem zweiten Rocke; kleiner Kragen und kleine Stulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Kopfsputz mit Goldnadeln und schwarzen Spitzen; Kleid von Taffet in modischer Farbe mit hohem knappen Leibchen, das mit Posament garnirt ist; lange enge Ärmel; weiter Rock, unten mit einer dicken Schnur garnirt; kleiner Kragen; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

4. Empire-Hut von weißem Atlas, mit einem

blauen Atlasbande über dem Kopfe und einer langen schwarzen Spitzenschleife, die hinten hinabfällt; Kleid von einfarbiger Seide; knapp anliegender Paletot, mit Posament garnirt; Spitzenkragen; Spitzen-Unterärmel; Stiefelchen.

#### Crabblatt.

1. Hoher Hut mit schmaler Krempe; Ueberzieher mit ziemlich breitem Kragen, der in breite Revers übergeht; kurzer Rock mit einer Knopfreihe und ebenfalls ziemlich breitem Kragen; gestreifte Beinkleider; weiße Weste; kleine Cravatte.

2. Hoher Hut; langer und ziemlich weiter, geradefallender Ueberzieher; kurzer Rock; Weste mit Shawlkragen; große Cravatte; gemusterte Beinkleider.

3. Modische Livree mit schwarzen Kniehosen, weißen Strümpfen und Schuhen.

4. Kleiner runder grauer Hut; Sackpaletot, Weste und Beinkleider von einem und demselben gemusterten Stoffe; kleine Cravatte; Weste mit Shawlkragen.

5. Hoher Hut; Rock mit breitem Kragen und kurzen breiten Revers; Weste mit ziemlich hohem Shawlkragen; große Cravatte; einfarbige Beinkleider.

6. Hoher Hut; braune Jaquette mit breitem Kragen und langen breiten Revers; carirte Weste mit Shawlkragen; kleine Cravatte; gemusterte hellfarbige Beinkleider.

#### Stahlisch N<sup>o</sup> 50.

#### Claudine Couqui

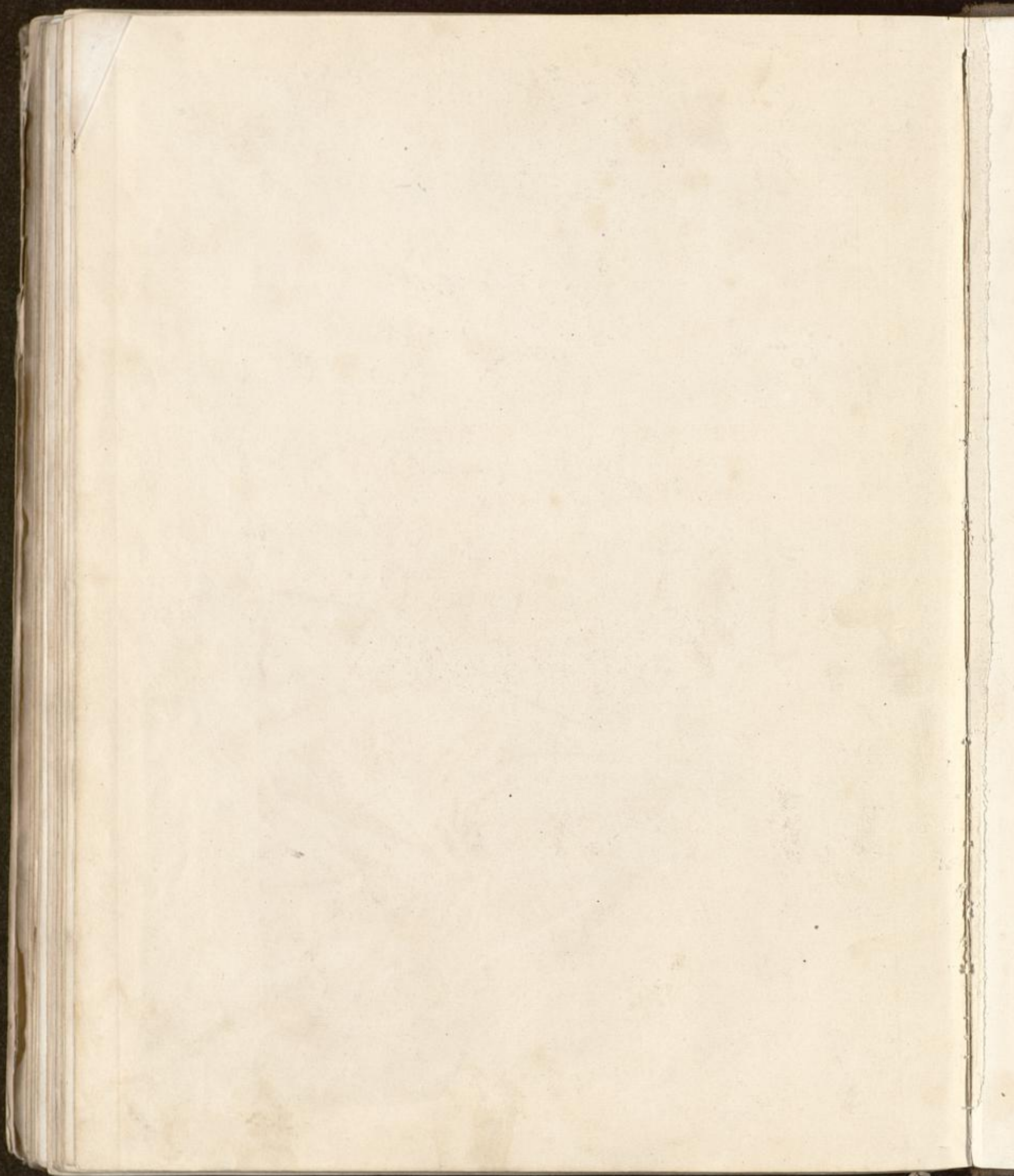
(Nach einer Photographie des Gessphotographen R. Weigelt in Breslau.)

Vor einigen Monden war die gesammte Wiener Tagespresse voll von dem Ereignisse des Tages, der Rückkehr der berühmten Ballettänzerin Fräulein Claudine Couqui von ihrer Gastspielreise nach Rußland. Die Freude der Wiener über die endlich erfolgte Rückkunft ihres Lieblings ließ ganz deutlich die Besorgniß durchfühlen, die man gehegt hatte, vielleicht gar die gefeierte Künstlerin an die russische Kaiserstadt verlieren zu müssen. Fräulein Couqui ist nun bereits fünf Jahre in Wien engagirt, nachdem sie schon im Beginne ihrer glänzenden Laufbahn fast ein Jahr lang daselbst aufgetreten war. Sie war damals von der großen Oper in Paris dahin gekommen, an welcher letztern sie drei Jahre Studien gemacht hatte. Ihr Debut fand in ihrer Vaterstadt Mailand,



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

50-763



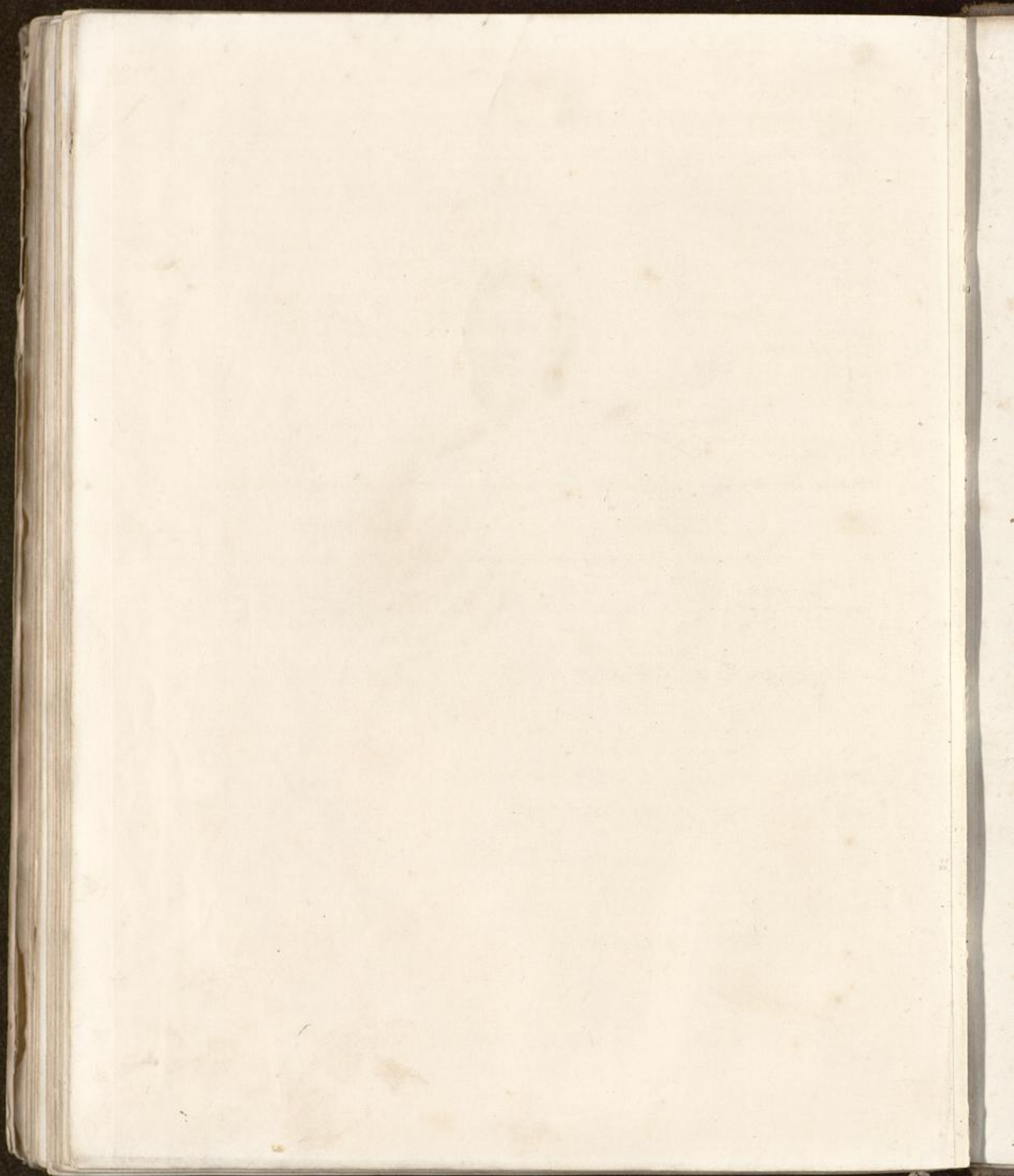


Nach einer Photographie von Hof-Phot. Vogel, Dresden

Stich von Bruck u. Weger, Leipzig

Claudivia Augustina

Verlag v. Baumgarten's Buchh.



in dem Bewegungsjahre statt. Sie war damals fünfzehn Jahre alt. Die Ballettschule am Scalatheater hatte ihre Ausbildung vollendet. Jenes Debut als erste Ballerina der Scala entschied ihren Ruf. Man hatte dazu das bekannte Ballet „Catarina, figlia del bandito“ (Katharine, die Räuberbraut) gewählt. — Ehe sie zum zweiten Male nach Wien ging, war sie in London an „Ihrer Majestät Theater“ angestellt, und auch dort errang sie Triumph: auf Triumph. — Claudine Couqui wird als Repräsentantin des vorzugeweise idealischen Tanzes bezeichnet. Wir verdanken darüber der Feder eines geistreichen Breslauer Augenzeugen ihrer Erfolge folgende nähere Mittheilungen. „Die Couqui, schreibt uns Dr. Max Karow, beschränkt sich nicht etwa auf mimische Plastik oder die Kunst ausdrucksvoller und zugleich malerisch schöner Stellungen, wodurch einige Tänzerinnen seit mehreren Jahren allgemeine Bewunderung erworben haben: sie legt vielmehr dramatischen Zusammenhang in ihre Darstellungen und entfaltet nach einander die verschiedenen Grade der Empfindung und Leidenschaft, ihrer

Wechsel und ihre Uebergänge. . . Wenn der Ausdruck einen gewissen Gipfel erreicht hat, so verweilt sie einige Augenblicke darin und läßt an dem ruhenden Gemälde die veredelte Wahrheit der Geberde, die Schönheit der Stellung und den gelungenen Wurf des Gewandes bewundern, wie dies vor anderen Gestaltungen ihre „Gisela“ zur Fülle aufweist. . . Die Kritik beschäftigt sich bei den Tänzerinnen in der Regel mit den Füßen; wir legen aber fast ein noch größeres Gewicht auf die Hände, ja auf das Auge der Couqui. Etwas Traumhaftes, Mignonartiges blickt aus dem seelenvollen Auge der hochbegabten Künstlerin, die im Himmel geboren scheint, um über die Erde gleich einem Schmetterlinge dahin zu flattern und in dem Herzen der Menschen dereinst ein würdiges, immer grünendes Grab zu finden. . .“ Dr. phil. Karow schließt mit folgendem den Zenith des Enthusiasmus satissam kennzeichnenden Ausruf: „Gott wohnt im Himmel, die Menschen bevölkern die Erde, die Couqui aber schwebt vermittelnd zwischen beiden.“

Karl Whistling.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

### Goldene Apfel in silbernen Schalen.

Seiner unvergleichliche Schatz, den Dresden der geschmackvollen Kunstliebe König Augusts III. verdankt: Die Meisterstücke der italienischen, niederländischen und spanischen Malerschulen, finden sich in 40 getreuen, lebenswahren Nachbildungen zu einem herrlichen Ganzen vereint in dem anerkannt gediegenen Prachtwerke

### Die Dresdener Gemälde-Galerie

(Meisterwerke)

in Stahlstich mit erläuterndem Text

von A. Görling.

Jedes Blatt in einer Größe von 110 □ Zoll.

Neueste (3.) Ausgabe in feinstem Medaillonbände mit Photographie und Goldschnitt 3 1/2 Thlr. In elegantem Leinwandbände 3 Thlr.

Zu beziehen durch **H. Matthes** (Schillerstraße 5) in Leipzig sowie jede andere Buchhandlung.

### Alle Zahnleidende

machen wir auf unsere seit Jahren rühmlichst anerkannte Hausapotheke gegen Zahnschmerz aufmerksam. Sie enthält 16 der besten Mittel, bei deren Gebrauch stets Hilfe zu erwarten ist. Namentlich empfiehlt sie sich zur Anschaffung aller auf dem Lande Wohnenden. Gegen fr. Einzahlung von 2 Thlr. zu beziehen mit vollständigster Gebrauchsanweisung durch die herzogl. privileg. Mohren-Apotheke in Dessau.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien:

### Geographisches Lotto.

Ein unterhaltendes und belehrendes Gesellschaftsspiel für 2 bis 8 Personen In elegantem Pappkasten. Preis 2 Thlr.

Dieses originelle, eben so instructive als unterhaltende Gesellschaftsspiel wird nicht verfehlen, den allgemeinsten Beifall zu finden, den es auch in Wahrheit verdient. Die Verlagsbuchhandlung empfiehlt dasselbe gebildeten Familien als ein treffliches Festgeschenk.

### Abentener

des Robinson Crusoe.

Von

Dr. Daniel Defoe.

Illustrirt mit 206 Holzschnitten nach Grandville. Neu übersetzt von L. v. Alvensleben. Zweite Auflage. gr. 8. 1850. In Leinwand gebunden. 2 Thlr.

**Für junge Klavierspieler.**  
**Goldnes Melodien-Album**

für das Pianoforte

von **A. Klauwell.**

Neue Auflage. Band 1—4 à 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese vorzügliche und sehr beliebte Sammlung, welche in vielen Auflagen durch die ganze klavierspielende Welt die beifälligste Aufnahme gefunden — ist fortwährend durch jede Buch- u. Musikalienhandlung zu beziehen. In Leipzig durch die Musikalienhandlung von **C. F. Kahnt**, Neumarkt 16.

**Bandwurm** befeuchtet (auch brieflich) in 2 Stunden gefahrlos und sicher **Dr. Ernst** in **Reudnitz** (Leipzig).

In **Baumgärtners Buchhandlung** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Brée, Mme A.,** Petite Bibliothèque Française, ou choix des meilleurs ouvrages de la littérature moderne, à l'usage de la jeunesse, avec notes allemands et questionnaires. 5me volume: Les contes de la bonne maman. Quatrième édition. 8. broch. 5 Ngr. Es sind hiervon im Ganzen 24 Bändchen erschienen.

**Brée, P.,** Traité de Correspondance Commerciale etc. Avec des Notes allemands par M. Ch. Hapatzky, professeur de français. Cinquième édition revue et augmentée. Gr. 8. broch. 1 Thlr. 6 Ngr.

**Irvig, W.,** The Life and Voyages of Christopher Columbus. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche. Zum Schul- und Privatgebrauch. Achte Stereotypauflage. Mit 2 Stahlstichen. 8. broch. 15 Ngr.

**Lamartine, A. de,** Voyage en Orient 1832—1833. Auszug in einem Bande, mit Noten, Wörterbuch und Register. Neunte Stereotyp-Auflage. 8. broch. 18 Ngr.

**Levy, Rabbiner Dr. J.,** Chaldäisches Wörterbuch über die Targumim und einen grossen Theil des rabbinischen Schriftthums. I. Lfg. 4. broch. 1 Thlr. Das Ganze wird 8—9 Lieferungen, die bis Ende 1866 vollständig erscheinen werden.

**Mazur, Dr. Sam.,** die Rechte der Israeliten, Athener und Römer, mit Rücksicht auf die neuen Gesetzgebungen, für Juristen, Staatsmänner, Theologen, Philologen, Philosophen und Geschichtsforscher in Parallelen dargestellt. Ein Beitrag zu einem Systeme und zu einer Geschichte des Universalrechts. Zweiter Band: Das Privatrecht. Gr. 8. broch. 2 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Der erste Theil, das öffentliche Recht behandelnd, erschien 1862 und kostet 2 Thlr.

Blätter, kritische, für Forst- und Jagdwissenschaft, begründet von Dr. W. Pfeil, fortgesetzt von Prof. Dr. **H. Nördlinger** in Hohenheim. Achtundvierzigsten Bandes erstes Heft. 8. broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jährlich erscheinen hiervon 2 Hefte zu gleichem Preis.

**Festgeschenke für die Jugend.**

In allen Buchhandlungen vorrätzig.

Für kleine Knaben und Mädchen:

**Herzblättchens Zeitvertreib**, Unterhaltung für Kinder zur Herzensbildung und Entwicklung der Begriffe, von **Thekla v. Sumpert**. Erschienen sind 10 Bände, jeder Band mit vielen colorirten und schwarzen Bildern, in Leinw. mit Vergoldung geb. 2 Thlr. Band 1—9 sind auch cartonirt zu 1 Thlr. 22 1/2 Sgr. zu haben. Allgemein als eine der besten Schriften für kleinere Kinder anerkannt.

**Kleine Bilderfibel für artige Kinder** von **J. S. Regel** und **A. E. Härtel**. 25 Holzschnitte mit Text. Eleg. cartonirt 10 Sgr.

**Die Herzblättchen**. Erzählungen aus dem Familienleben und der Natur für kleine Kinder. Herausgegeben von **Thekla von Sumpert**. Erstes Bändchen, 3te Auflage: elegant geb. mit 7 color. Bildern 22 1/2 Sgr. Zweites Bändchen, 2te Auflage: eleg. geb. mit 7 color. Bildern 22 1/2 Sgr. Jedes Bändchen ist einzeln zu haben.

**Die verkehrte Welt** von **Carl Reinhardt**, 17 color. Bilder in Quart, geb. 27 1/2 Sgr.

**Die vier Jahreszeiten** von **Carl Reinhardt**, 17 color. Bilder in Quart, geb. 27 1/2 Sgr.

**Wie Hänschen durch den Wald kam**, Erzählung für kleine Kinder von **Julie Ruhkopf**, 2te Auflage, mit 8 color. Bildern, geb. 10 Sgr.

**Karl Fröhlichs Fabeln und Erzählungen** für Kinder, mit Silhouetten, 5te Auflage, 2 Hefte, jedes Heft 15 Sgr.

Für Kinder von 8 bis 12 Jahren:

**Erzählungen aus dem Leben der Thiere**. Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt von **Fr. W. Brendel**.

1ter Band mit 8 Illustrationen von **E. Haffe**. 2te stark vermehrte und verbesserte Aufl., eleg. geb. 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.

2ter Band mit 8 Bildern. 2te stark vermehrte und verbesserte Auflage, geb. 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.

**Robinsons Colonie**, Fortsetzung von **Campe's Robinson** von **C. Hildebrandt**, 5te Auflage, mit 6 Bildern, 22 1/2 Sgr.

**Aus der Jugendzeit**, drei Erzählungen von **Kosalie Koch** und **M. Hulberg**, mit 6 Bildern, schwarz 1 Thlr., color. 1 Thlr. 6 Sgr.

**Märchen von Henriette Laudien**, 2te Auflage, mit 6 Abbildungen, geb. 10 Sgr.

**Die Nachbarskinder**. Erzählungen von **Henriette Stieff**. Mit 8 color. Bildern. Eleg. geb. 1 Thlr. 6 Sgr.

**Gretchens Sommertag**. Erzählung von **Julie Ruhkopf**. Mit 8 color. Bildern. 10 Sgr.

**Drei Erzählungen für die Jugend** von **Kosalie Koch**: **Die Pflegetochter**, **Onkel Julius** und **Drei Legenden**. Mit sechs color. Bildern. Eleg. geb. 22 1/2 Sgr.

Für die reifere Jugend (10 bis 16 Jahre):

**Töchter-Album**, Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der weiblichen Jugend. In Verbindung mit vielen Jugendschriftstellerinnen herausgegeben von **Thekla von Sumpert**. 36 Bogen Text mit 30 Abbildungen. 1ter Bd., geb. 2 Thlr. 7 1/2 Sgr., in Callico 2 Thlr. 15 Sgr., roth Callico 2 Thlr. 17 1/2 Sgr., mit Goldschnitt 2 Thlr. 27 Sgr.

Die Bände 1—10 sind ebenfalls zu haben. Dieses ausgezeichnete Buch für Töchter hat sich in den 11 Jahren seines Bestehens sehr viele Freunde erworben; Eltern können es unbedenken ihren Töchtern schenken, da der Inhalt stets ein gediegener und ein sorgfältig ausgewählter ist.

**Der Jugend Lust und Lehre**, Album für die reifere Jugend, unter Mitwirkung vieler Jugendschriftsteller herausgegeben von **Dr. Hermann Makus**, 1—9. Band; jeder Band 36 Bogen Text mit vielen Abbildungen, geb. 2 Thlr. 7 1/2 Sgr., in Callico 2 Thlr. 15 Sgr., roth Callico 2 Thlr. 17 1/2 Sgr., mit Goldschnitt 2 Thlr. 27 Sgr.

Die meisten pädagogischen, kritischen und anderen Blätter haben dieses Buch für das beste und geistreichste Festgeschenk für erwachsene Knaben erklärt.

**Seeschlachten und Abenteuer** berühmter Seeräuber. Ein Buch der Admirale. Der deutschen Jugend zur Unterhaltung und Macheiferung erzählt von **Heinrich Smidl**. Zweite Auflage. Mit 8 Stahlstichen. Eleg. gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

**Saideblüthen**. Erzählungen für Kinder von 11—15 Jahren von **Henriette Laudien**. Mit 6 colorirten Bildern von **Heinrich Stelzner**. Eleg. geb. 22 1/2 Sgr.

**Erzählungen für meine jungen Freundinnen** von **Thekla von Sumpert**, 2 Bände mit je 4 Abbildungen, geb. à Band 10 Sgr.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

Eine Frühlingsfahrt  
von Neapel nach Ischia.

(Schluß.)

Oben angelangt, wußte ich in der That nicht, was ich zuerst betrachten sollte, ob die Grauen erregende Nähe, oder die entzückende Ferne. Man befindet sich auf einem Punkte, der eine unermessliche Rundsicht gewährt, und von dem aus das grüne Land in so scharfen Umrissen erscheint, wie auf einem neuen Erdglobus; dicht zu seinen Füßen aber hat man das chaotische Innere eines ausgebrannten Kraters, und sieht in eine gigantische Zerrissenheit, welche die Vorstellungen von dem Tartarus des Alterthums verwirklicht. Wohin führt der Schlund, dessen Boden sich durch die in einander geschobenen grauen Felschichten den Blicken entzieht? Wie tief müßte man steigen, um die Glut zu erreichen, welche noch heut Rauch ausstößt und die Heilquellen der Insel erwärmt? Wäre es auch möglich hinabzusteigen, so möchte doch wohl von einer Rückkehr nicht die Rede sein.

Man ersteigt mit unsäglichlicher Anstrengung den Aschenkegel des Besuvs, um von seinem Rande aus einen Blick in den Krater zu gewinnen. Vergebens! — Man sieht nichts als Rauch. Wer das Innere eines feuerspeienden Berges sehen will, der muß den Epomeo besteigen.

Aber es war auf seinem Kegel äußerst kalt und windig; ich riß mich daher mit Gewalt los, kletterte die Stufen hinab, passirte den Felsgang, reichte den Mönchen das übliche Geschenk und trat hinaus zu meinem Knaben mit dem Esel. Als ich mich aufsetzen wollte, um nach Ischia hinab zu reiten, sagte mir jedoch der Knabe, daß von Reiten wegen der Steilheit des Weges keine Rede mehr sei. Es schien mir fast, als blicke mich der Esel bei dieser Auseinandersetzung etwas spöttisch an. Auf jeden Fall war er jetzt von uns Dreien der Klügste, denn auf einen Zuruf des Knaben lief er voraus, und wir folgten genau dem Wege, den er für uns wählte.

Die Philosophen sagen, das Gehen sei eine fortwährende Veränderung des Schwerpunktes. Diese De-

finition leuchtete mir auf dem steilen Wege vom Epomeo nach Ischia hinab unter der Führung des Esels recht deutlich ein; denn ich hatte das Gefühl, als wälzte der Schwerpunkt sich in mir wie ein schwerer Stein ununterbrochen hin und her. Unser Gang war ein fortwährendes Hinabspringen hoher Felsstufen, und ein jeder Sprung prüfte die Schwere und erschütterte das Knochengengerüst meines Körpers. Von Ausruhen war nicht die Rede, denn der Esel zeigte keinen Sinn für schöne Punkte; nur einmal stand er still, um eine Eselin freundlich anzublicken, die einsam auf dem ersten Grasplätzchen weidete, das wir erreichten; er fand jedoch eine so kühle Aufnahme, daß er sogleich stolz weiter lief.

Nachdem wir über anderthalb Stunden bergab gestolpert waren, erreichten wir einen schattigen Wald, an dessen Rande unser Esel weidete. Der steile Theil des Weges war zurückgelegt, dies wußte das Thier sehr wohl. Ich schwang mich daher auf seinen Rücken und ließ mich mit großem Behagen durch Wald, Weinberge und Gärten nach der Locanda von Ischia hinabtragen. Hier wollte ich Mittag essen und sodann ein Boot nehmen, um mich nach Pozzuoli hinüber rudern zu lassen.

Aber wer stand vor der Thür der Locanda?

Mein geprellter Gauner.

Die Begegnung war einigermaßen störend, denn ich fürchtete seine Rache: er aber trat, sobald er mich erkannt hatte, mit dem freundlichsten Gesicht zu mir heran und stellte sich mir zur Verfügung. Es ergab sich auch in diesem Falle, daß der Italiener — weit davon entfernt, denjenigen zu hassen, der ihn überlistet — erst anfängt seinen Mann zu achten, wenn dieser sich ihm überlegen gezeigt.

„Heut werden Eccellenza mir doch einen kleinen Verdienst zuwenden,“ sagte er ganz bescheiden.

„Sehr gern,“ gab ich zur Antwort „aber nur für einen kleinen Dienst. Ich wünsche in einer Stunde nach Pozzuoli hinüber zu fahren. Schafft mir zu einem mäßigen Preise ein gut bemaantes Boot, und Ihr sollt königlich belohnt werden.“

Der Gauner stürzte davon, und ich trat in den am Meere gelegenen kleinen Garten der Locanda, um mir einen Seefisch zu bestellen; aber dieser war noch nicht verzehrt, als bereits ein von drei Fischern gecu-



derter Nachen, an dessen Steuer mein Gauner saß, bei der kleinen Landungsbrücke anlegte.

„Diese drei Männer, meine Freunde,“ rief der Gauner mit südlichem Feuer, indem er ans Ufer sprang, „sind bereit, Sie entweder nach Pozzuoli hinüber zu bringen, oder vereint mit Ihnen unterzugehen.“

Ich bat um Erlaubniß, mich etwas mehr für das Entweder als für das Oder interessiren zu dürfen, belohnte den Gauner und begann — höchst befriedigt von dem Ausfluge — die Rückfahrt nach dem Festlande.

## Aus der Schulzeit.

Novelle

von

F. Grunold.

— Und nun kommt und tretet mit mir in die Schulstube. Es ist heut ein wichtiger Tag; eine Schulrevision findet statt. Die Kinder sind erregter, als dies sonst der Fall zu sein pflegt, aber ihre Erregtheit ist für jetzt noch eine mehr ängstliche, als geistig gewendete. Der Lehrer steht am Katheder. Sein Haar ist vor der Zeit ergraut, sein Gesicht ist krankhaft bleich gefärbt, sein Auge ist matt, wie lebensmüde — nur wenn es hinüberschaut zu den Kindern, dann belebt es sich, dann gewinnt es einen eigenen Glanz. —

So steht er einige Zeit still, ruhig, gleichsam als wolle er nicht allein den Kindern Ruhe gönnen, die innere Unruhe zu besänftigen, sondern als müsse er auch sich selbst erst Frieden und Stille der Brust erkämpfen.

Doch der Revisor tritt ein, gefolgt von dem Prediger des Orts, dem Schulvorstande und einigen anderen Herren; die Kinder erheben sich, ein Choral wird gesungen — und die Prüfung nimmt ihren Anfang. —

— Und als ob ein anderer Geist in Lehrer und Schüler gekommen sei, so froh, so freudig glänzen Aller Augen, so fröhlich gemessen, so munter erfolgen Frage und Antwort. Man sieht, man fühlt es, hier ist kein ängstlich Angelerntes, nichts Gemachtes; hier ist Verständnis, Leben und Bewegung in jedem Wort, in jeder Aufgabe, in jeder Lösung derselben. Gottes Wort ist im Munde der Kinder; aber es findet kein Augenverdrehen, kein heuchlerisches Blickeniederschlagen statt; es lebt und keimt auch in ihrem Herzen. Drum, wenn sie von der Liebe Gottes sprechen, leuchten ihre Augen, ihre Herzen schlagen freudiger, denn sie sind überzeugt von dieser Liebe. Gott ist ihnen ein Vater, der die schöne Welt erschaffen hat, kein strenger Richter; während

Jesus Christus ihnen ein Vorbild ist, ein Mittler, der selbst für seine Feinde am Kreuze betete. —

Der Revisor hat nicht Zeit zu fragen, ob auch alle vorgeschriebenen Verse des Gesangbuches, alle Sprüche der Bibel gelernt sind; er hat sich zu den Schülern gesetzt und schaut in die frohen, heiteren Kindergesichter, die auf jeden leisen Wink, auf jede Miene ihres Lehrers achten. Noch kann er es freilich nicht lassen, er muß sich selbst überzeugen, ob auch nichts Angelerntes sich vorfinde, ob die Kinder auch nicht bloß bei einer Frage des Lehrers zu antworten wissen — er wirft einige Worte dazwischen, er fragt bald hier, bald dort, bald bei den Knaben, bald bei den Mädchen — und findet sich überrascht, daß auch ihm die treffende Antwort wird. Jetzt aber, jetzt gedenkt er einen faulen Fleck des Unterrichts zu finden; geht doch das Rechnen in sehr vielen Schulen nicht besonders gut — und so ruft er dem Lehrer zu: „Lassen Sie einmal rechnen!“

Der Befehl ist gegeben, doch ein Stocken im Unterricht tritt nicht ein. Der Lehrer geht ohne Unterbrechung, ohne einen Augenblick sich und den Kindern Ruhe und Sammlung zu gönnen, auf den angeregten Gegenstand ein. Und erfolgten schon vor dem, in den anderen Unterrichtsfächern, die Antworten der Frage sofort, ist es dies, in erhöhtem Grade, noch beim Rechnen der Fall. Schlag auf Schlag erfolgt das Facit, und die Kinder selbst scheinen eine lecke Lust darin zu finden, den größten, und für ihr Alter schwierigsten und verwickeltesten Aufgaben sofort die Lösung folgen zu lassen. Es ist keine Revision mehr, die statt findet, es ist ein gegenseitiger Wettlauf unter den Kindern, indem jedes seines Sieges sich freut, ohne Neid, ohne Haß, wenn ein Mitschüler früher das Ziel erreicht, als man selbst es erreichen konnte. —

Und zwischen diesem muntern Treiben, diesem Wettlauf der frischen, fröhlichen Jugend steht der Lehrer ruhig, still; überall die Augen habend, mit leisem Wink die etwa hie und da aufsteigende zu große Lebendigkeit der Kinder dämpfend. O, man sieht es wohl: er freut sich des Wissens seiner Kinder — hat er doch auch bemerkt, wie die Augen des Revisors immer erstaunter, aber auch immer freudiger im Kreise der Schüler und Schülerinnen umhergehen, hat er es doch bereits gefühlt, wie derselbe ganz des Examinirens vergessen zu haben scheint; sieht er es doch, wie er nur lauscht und hört und sich der Kinder freut, die seine Nähe ganz vergessen haben — und ein Strahl herzinniger Freude zuckt über sein bleiches Gesicht, dem jedoch ein überaus schmerzlicher Zug der Wehmuth nicht fehlt.

Die Prüfung ist beendet. Der Revisor steht auf, er ist im Begriff, die Kinder wegen ihres Wissens, ihres Verhaltens zu loben — als auf der Straße, vor dem

Hause, ein Tumult sich erhebt, die Leute in unruhiger Hast laufen und sprechen. —

Die Kinder stehen in ängstlicher Spannung und schauen, wie bangend, auf die Straße hinaus. Der Revisor hat in seiner Rede innegehalten. —

In diesem Augenblicke führt man einen jungen Menschen, der seiner Kleidung und seinem Aeußeren nach nicht zu den niederen Ständen gehört, von Gerichtsdienern geführt, dem Gefängnisse zu.

Es war ein peinlich beklemmender Anblick. Eine momentane, geisterhafte Stille war eingetreten. Alles blickte auf den bleichen, tiefverstorbenen jungen Menschen, der selber in dem Augenblick nicht zu wissen schien: ob er vor Scham in die Erde sinken müsse, oder, vor Schmerz in Wahnsinn verfallend, lachen und spotten solle. Einen Blick warf er zum Schulhaus hin; und ein junges, hübsches, kleines Mädchen, diesen Blick bemerkend und nun zugleich das Gesicht und so den jungen Mann erkennend, ruft und schreit, laut aufweinend, Alles um sich her vergessend: „Ich will hinaus! — Es ist Wilhelm! — Unser Wilhelm! — Ach! Adelheid!“ Und laut schluchzend hub das Kind aufs neue zu weinen an. — Auch der Lehrer war bleich geworden, als er den jungen Menschen erkannte und ihn auf solche Weise vorüberführen sah; es zuckte ein so recht tiefer, tiefer Schmerz über sein ernstes Gesicht. Als er jedoch jenes kleine Mädchen so schreien und so überaus schmerzlich weinen sah, da hielt es auch ihn nicht, da gedachte er des anwesenden Revisors nicht mehr; er ging zu dem Kinde hin, umfaßte es sanft und sagte, weich, liebevoll: „Sei ruhig, Emma! wir gehen Beide nachher zu dem Wilhelm hin; dann wollen wir hören und sehen, was ihm geschehen ist. — Jetzt tröste Dich — sei ruhig, sei still!“ Und das Kind unterdrückte seine Thränen; das Wort des Lehrers hatte es beruhigt, hatte es stiller gemacht. —

Der Revisor fragte nicht nach dem Näheren; er hielt es nicht passend, sich jetzt in Erörterungen einzulassen. Er vollendete seine vorhin abgebrochene Rede, gab nach derselben dem Lehrer, zum Zeichen seiner Zufriedenheit, die Hand — und verließ das Schulzimmer, gefolgt von dem Prediger des Orts und dem Schulvorstande.

Der Lehrer blieb mit den Kindern allein zurück. Einsam, wie verlassen stützte er sich am Tisch. Er athmete auf, hoch auf. Der Anblick des Gefangen-Vorübergeführten hatte ihn doch tiefer erschüttert, als er es im ersten Augenblicke selber gemeint — der junge Mensch war ja auch einer seiner früheren Schüler: und wenn er es sich auch nicht gestehen mochte, er mußte es doch, die Gedanken kamen unwillkürlich, er mußte es sich sagen, daß das stattgehabte Ereigniß gewissermaßen mehr oder weniger auch ein Erziehungsergebnis war, an dem die Schule auch ihr gut Theil Schuld vielleicht

trüge. — Und überdies hatte er auch für sich und seine Schule manigfache Hoffnungen auf diese heutige Prüfung gesetzt, von denen aber, dem Anscheine nach, auch keine in Erfüllung gehen zu wollen schien; und so war sein Blick ernster, trüber, drückender geworden.

Der größte Theil der Lehrer muß Jahr aus, Jahr ein ohne sichtbare Anerkennung, ohne Aussicht auf Fortschritt und Verbesserung der Lage arbeiten — und das macht Viele mit der Zeit matt, verstimmt oder auch lässig, je nachdem ihr Temperament geartet ist. Anerkennung ist nun einmal das Brot des Geistes, ohne Anerkennung verschwindet die Federkraft des Geistes; er verkümmert, wie die Pflanze, der es an Luft und Sonne gebricht. —

Der Revisor war freundlich, zufrieden geschieden — aber mit seinen Worten war auch alles gesagt und gethan. Die drückende, beengende Lage des Lehrers blieb, wie sie es bisher gewesen. „Das sah, das fühlte der Letztere.

Doch es war nicht Zeit, trüben, düsteren Gedanken nachzuhängen. Die Kinder blickten ja so froh, so freudig auf ihn — und in dieser Freude mußte auch er seine schönste Freude und Anerkennung finden. —

Und er fand sie wieder. Freundlich, herzlich entließ er die Kinder. Als die kleine Emma jedoch an ihm vorüberging, ihren Knix ihm machte, wie ihre Mitschülerinnen es gethan, aber dabei ihn so groß, so fragend ansah, als wolle sie fragen und getraue es sich jedoch nicht zu sagen: Nun! hast Du Deines Wortes vergessen? sagst Du mir Nichts? — da ergriff er das Kind bei der Hand, zog es zu sich heran und sagte: „Wirst Du nicht erst nach Hause gehen müssen — und es der Mutter sagen?“

Aber das Mädchen schüttelte, wie unwillig ob dieser Frage, den kleinen blondgelockten Kopf und sagte, groß und schön verständig die dunkeln, blauen Augen aufschlagend: „Nein! bitte schön! Erst zu dem Wilhelm gehen — dann — dann bin ich doch dagewesen und kann der Schwester Adelheid sagen, was sie dem Wilhelm gethan. Wollen wir nicht gehen?“

Der Lehrer fand keinen Grund, dieser Aufforderung entgegen zu treten. Er hatte dem Kinde nun einmal sein Wort, wenn auch im Schmerz und in der Erregtheit gegeben; und so wollte er es halten; zumal es ihn selber trieb; den Grund der Verhaftung des jungen Menschen zu erfahren — und so nahm er das Kind am Arm, nachdem die übrigen Schüler alle entlassen waren, schritt mit ihm zur Wohnstube hinüber, nahm Hut und Stock — und eilte ernst, gedankenvoll dem Gefängnisse zu. —

Es traf sich Alles für ihn günstig. Der Untersuchungsrichter, der die Sache des jungen Mannes in die Hand bekommen hatte, war noch anwesend. Er

kannte und achtete den Lehrer, und so stellte er dem Besuch desselben: mit dem Gefangenen sprechen zu dürfen, kein Hinderniß in den Weg. Er warf vielmehr einen liebevollen Blick auf die kleine Emma, die ihn so ängstlich bittend bei dem Besuch des Lehrers angesehen — und sagte, dem Kinde freundlich das Haar streichend: „Und Du willst auch mit?“ „Aber geh nur, geh,“ rief er schnell hinzusetzend, als er sah, daß der Kleinen die Thränen in das Augen traten, und sie sich ängstlich, wie Schutz suchend an den Lehrer anklammerte: „Du scheinst mir die Haupttriebsfeder der ganzen Bitte zu sein. Dein Anblick wird dem Gefangenen das Herz mehr erschüttern, als es je ein Wort von mir wird zu thun vermögen. Und so geh nur mit Deinem Lehrer. — Wer weiß, wozu es gut ist!“ Und dem Lehrer und dem Kinde die Hand zum Abschiede reichend, eilte er davon; während Erstere, von dem Gefangenwärter geführt, dem Gefängnisse des Unglücklichen zuschritten.

Bei dem Dahinschreiten durch die langen, düsteren Gänge des Gefangenhauses ließ das Kind die Hand des Lehrers nicht los, es sprach kein Wort; als aber die Schlösser der Zelle des Gefangenen rasselten, als die Thür sich öffnete, da ließ es die schützende Hand los, drängte sich vorauf hinein — und rief, dem Gefangenen, der dumpf brütend auf seinem Lager saß und den Eintretenden mit wildem Troß und Verdruß entgegen sah, an die Brust stürzend und ihn mit den Armen umfassend, zu: „Da bin ich, Wilhelm! Da bin ich!“

Der Gefangene schien im ersten Augenblick durch dies Begegniß nicht eben besonders freundlich erregt zu sein, ja es schien sogar ein gewisser Unmuth und Aerger in ihm aufzutauhen; er warf dem Lehrer einen düsteren, finsternen Blick zu, der wohl sagen sollte: was drängst Du Dich in meine Zelle, was bringst Du mir das Kind? ich will allein sein; allein! willst Du mir auch dies durch Deine Neugier und unzeitigen Ermahnungen stören? — und drängte das Kind, wie abwehrend, zurück. —

Doch die nächste Minute schon schien ihn eines Besseren zu belehren; der Schmerz, das Gefühl gewann die Oberhand — und das Kind, die Emma, nun in wildem Schmerze an sich pressend, es aufhebend und auf sein Knie setzend, rief er: „Emma! meine liebe, kleine Emma! und Du kommst zu mir? — O, wäre Deine Schwester, wäre Adelheid so fest, so einzig dem Gefühl folgend, wie Du — es wäre nicht so weit gekommen!“

Und nun erst dem Lehrer die Hand zum Gruße entgegenstreckend, sagte er weich, während seinen Worten doch auch wieder eine gewisse Bitterkeit nicht fehlte: „Das erwarteten Sie wohl nicht, mich jemals hier zu finden? Und doch ist es auch wieder so natürlich; es ist nur das letzte Glied einer Kette, die zu schmieden begonnen wurde, als ich noch auf Ihren Schulbänken

saß — und auch da schon manigfachen Kummer bereitete. — Was Sie mir vergeben mögen!“

Als der Lehrer, nach diesen Worten, ihm die Hand gleichsam wie zur Versöhnung, oder als wollte er damit sagen: es ist Alles längst vergeben und vergessen, hinreichte, lächelte er schmerzlich und sagte endlich, seinen inneren Gedanken Worte leihend: „Sie waren mir immer ein milder, gütiger Lehrer; nehmen Sie noch heut meinen Dank dafür! — Wäre meine ganze Erziehung mit Ihren Worten und Lehren in Einklang gebracht worden — ich hätte nicht Zeit gehabt, schon daheim und auf den Schulbänken ein Talent zu üben und auszubilden, das mich nun, in wildem Schmerze, zu einem Verbrecher machte. Mein Geist war rege, ich saßte und arbeitete leicht; und so wußte ich, mit einem Wort, mit meiner Zeit oft nichts anzufangen — und verfiel auf unnütze Dinge; ahmte die Handschriften Anderer nach, nur um meine Zeit zu tödten. Sie suchten dem auf alle mögliche Weise entgegen zu arbeiten; Sie hielten meinen Geist rege; Sie häuften, Sie verstärkten meine Aufgaben, meine Arbeiten — aber die Eltern waren zu weich, sie wirkten dem entgegen, aus unzeitiger Liebe. Mir wurden Privatlehrer gehalten, damit der Schulunterricht mir nicht zu schwer falle; was doch niemals der Fall war, wie Sie dies wußten — und deshalb warnten vor Privatstunden. Die Schularbeiten, namentlich die häuslichen, wurden mir mehr von Andern gemacht, als daß ich sie selber anzufertigen brauchte. Genug, man suchte, wie Sie wissen, mir Alles leicht zu machen und zu ebnen, so daß ich niemals nöthig hatte, mich anzustrengen, noch jemals mein Wissen irgendwie und irgendwo zu erkämpfen, zu erarbeiten brauchte. Man dachte für mich, man handelte für mich, wo ich Beides hätte selber thun sollen. Die Folgen blieben nicht aus. Man nannte mich einen wilden, genialen, aber auch oftmals ungezogenen Burschen! — Und ich wars doch nur, weil ich nichts zu thun hatte, meine Zeit nicht anzuwenden wußte.“

Der Lehrer lächelte bei letzterer Selbstanklage und sagte gutmüthig: „Wir wollen das Letztere weniger sagen. Es war eben die Jugendkraft, die Ueberfülle von Lust zum Schaffen, ohne doch einen Gegenstand zu haben, worauf dies Schaffen Anwendung finden konnte. — Und als die Eltern starben und der Vormund durch unzeitige Strenge nachzuholen suchte, was frühere übergroße Liebe vielleicht versäumt hatte, da schwellte der Troß, der Unmuth auf, und eine Bitterkeit zog in das junge Herz, die demselben früher gänzlich fern zu liegen schien.“

Der junge Mann schwieg auf diese Worte einige Zeit, endlich sagte er: „Sie mögen Recht haben! Der Mangel an Liebe, den ich nach dem Tode der Eltern empfand, verstimmte das Herz; oder vielleicht that dies

noch mehr die Kleinheit des Vermögens, das die Eltern mir, wider Erwarten, als Erbtheil hinterließen; denn ich sah und fühlte es mehr und mehr, daß das Geld doch allein die Achtung bedingt, die man bei der Menge genießt. Das Geld regelt und bestimmt das Thermometer der Liebe und Achtung dieser Leute; es macht es fallen und steigen! — Sie wissen, der Schule entwachsen, wurde ich Kaufmann. Ich hatte eine schwere Lehrzeit; aber der Gedanke: nach wenigen Jahren bist Du frei! ließ mich Alles ertragen. Das ist ja das große Glück der Jugend, daß man hofft; aber es macht jüngere Leute auch um so elender, wenn sie eben die Hoffnung auf Besserung, auf Glück verlieren. Das Alter resignirt; es hat die Hoffnung, die Ueberzeugung, selbst bei größtem Schmerz: es kann, es wird nicht lange dauern; der Tod, er muß Dich bald erlösen. Dem jüngeren Herzen winkt dieser Trost nicht — es hat ein langes, langes Leben vor sich voll Schmerzen, voll Gram, voll Leid und unsäglichem Weh!“

Der Lehrer schüttelte bei diesen Worten, wie abwehrend, das Haupt. Leise sagte er: „Die Jugend hofft auf neues Glück, selbst in tiefstem Leid; das Alter, dem seine Spätrosen gebrochen werden, weiß, daß für dieselben kein neuer Frühling blüht. Denkt an mein Leben: was wurde mir? Kann ich noch hoffen?“

Der Gefangene blickte bei diesen Worten auf, sein Auge funkelte, man sah es, er hatte die letzteren Worte gar nicht beachtet. Er preßte das Kind an sich und hub zu sprechen an, wild, erregt, wie vom Wahnsinn geschüttelt. Man fühlte es, er hätte die Worte gesungen, wäre es nicht eben in einem Gefängniß gewesen, wo er sich befand.

Wenn auch der Sturm die Rosen bricht,  
Bringt neue dir das Jahr.  
Wenn sich für einen Andern sicht  
Dein Lieb die Myrte ins Haar;  
So ist es Dir ein Todeshauch,  
Weinst Du auch noch so sehr;  
Wohl neue Rosen treibt der Strauch,  
Dein Herz treibt keine mehr.  
Am Gelenkamp, im dunkeln See  
Die Wasser tränseln sich —  
Das klingt heraus wie Todesweh,  
Das ächzt so schauerlich.  
Die Braut reißt sich aus bußigem Haar  
Dir Myrte wild herab. —  
Baumzweige sind die Todtenbahr —  
n'en Burschen trägt man zu Grab.

Es war ein wildes, düsteres Lied; aber es kam aus dem Herzen — und so ging es zum Herzen. Das Kind verstand es nicht; aber es schmiegte sich bang ahnungsvoll an das Herz des jungen Mannes — und schaute zu ihm auf so groß fragend, aber auch so tief schmerzlich, von innigem Mitgefühl bewegt, daß er es fester, inniger an sich pressen mußte.

Leise, wie zu sich selber sprechend, sagte er weiter: „Die Lehrzeit war überstanden; ich kam in das Haus des Mannes, in sein Comtoir, dessen Kind jetzt auf meinem Schoße sitzt. — Was soll ich da sagen und sprechen! — Sie wissen Alles, wie die Welt es weiß. — Es ist eine alte Geschichte. — Ich kam in das Haus. Ich wurde gut behandelt — und ich lebte auf. — Ich wurde ein Anderer. — Und als mein Auge auf die Schwester Emmas fiel, als Adelheids Blick, groß und voll, mich traf — da wußte ich, wofür ich lebte, wofür ich strebte — ein ganzer Himmel voll Kraft, Muth und Glück zog in mein Herz. Es war eine Energie, eine Fülle voll Arbeitslust in mir, wie ich es selber nicht geahnt, noch für möglich geachtet hätte. — Ja, wußte ich Sie nur im Hause, wußte ich Sie nur in meiner Nähe, hatte Ihres Kleides Saum mich gestreift, Ihr Blick mich getroffen — meine Feder schien Flügel bekommen zu haben, so rasch flog sie über das Papier — und mein Geist war leicht und klar, wie nie zuvor. Es wurde mir Alles, Alles leicht. — Und weil dies der Fall, weil keine Arbeit mir zu schwer, achtete mich der Principal; er schätzte mich, ohne zu ahnen, was mir Muth und Kraft zum Arbeiten gab. — Soll ich Ihnen dies Leben weiter schildern? Soll ich Ihnen sagen und es Ihnen deuten, wie diese Liebe in mir wuchs, bis sie mein ganzes Herz gefangen nahm? — Soll ich es Ihnen sagen und schildern, wie auch in der Brust Adelheids diese Liebe keimte, wuchs und Blüten trieb, bis das Geständniß gegenseitiger Liebe über unsere Lippen fuhr, nachdem wir uns früher ängstlich gemieden und doch auch wieder gesucht und gefunden? — Es war der alte Lebenslauf zweier Herzen, das oft besungene Glück, aber auch der alte Schmerz, das alte Leid. — Herz und Rippen hatten sich gefunden; wir liebten uns und hatten diese Liebe uns gestanden. — Was soll ich weiter sagen! Das Uebrige wissen Sie, oder können es sich selber sagen.“ —

„Adelheid wurde Braut; die Eltern zwangen sie zu diesem neuen Bündniß. Der Bräutigam ist ein reicher, angesehener Mann; seine Firma ist eine in der kaufmännischen Welt angesehene! Was galt da den Eltern die Liebe des armen unbedeutenden Commis, die sie längst geahnt, bemerkt, aber jetzt nicht gesehen haben wollten; was galt ihnen die Liebe der Tochter, die ihnen diese Liebe noch nicht einmal gestanden hatte.“ —

„Es reden und träumen die Menschen gar viel von Liebe und Glück; aber wenn es darauf ankommt, Liebe und Glück zu fördern, zu pflegen oder zu beschützen, so sind sie selten, fast niemals zu Haus.“

„Wie leicht, wie fröhlich ging Adelheid durch das Leben, als noch die Sonne des Glücks auf ihrem Angesicht lag, der Liebe Nachtigall in ihrem Herzen schlug. Wie leicht, wie spielend wurde mir jede Arbeit, wie

sonnig klar lag das ganze Leben vor meinen Blicken ausgebreitet da in dieser Zeit. — Und als diese Liebe, die Alle längst gesehen und erkannt hatten, nun plötzlich ein Verbrechen, ein Vergehen von unserer Seite sein sollte: wie tief fanden wir dieselbe in unserer Brust gewurzelt; wie war sie so ganz mit unserm Sein und Denken verwachsen.“

„Und dennach, dennoch sollte sie plötzlich herausgerissen sein, ausgewischt aus dem Herzen, als wäre sie nimmer da gewesen. — O, Thorheit! Kann man auch die Sonne am Himmel schwinden machen? kann man zu dem blühenden Baume sagen: blühe nicht? Aber reißet den Baum mit seiner Wurzel aus, zersplittert mit der Axt sein inneres Mark — und alle Blüten werden welken, der Baum wird krank und keine Frucht bringen. Ist es mit der Liebe ein Anderes? Kann man auch sie auf Befehl, auf Kommando aus der Brust reißen? — Auch mir entzog man meine Sonne, legte die Axt an die Wurzel meines Lebensbaumes. — Adelheid wurde Braut. Man suchte die Stimme ihres Herzens durch Vergnügungen zu betäuben. Man vergaß und wollte nicht wissen, daß alle diese Vergnügungen doch nichts weiter waren, als duftlose Rosen, die man an den Thüren und Fenstern ihres Gefängnisses auf gehangen, damit sie mich nicht sehen — oder die Welt ihr verweintes Gesicht nicht betrachten könne. — Ich wollte fort — nur fort — nur fort! — Und wenn ich auch im Anfange ein wollüstiges Vergnügen darin fand, zu bleiben und mir den Dolch des Leidens und der Schmerzen tiefer in die Brust zu stoßen, so wollte ich dennoch fort, als es unwiderruflich entschieden war, daß Adelheid für mich verloren sei. Ich wollte fort, nur fort; drohete doch der Himmel über mir zusammen zu stürzen — aber man wollte mich nicht ziehen lassen. Es hieß, ich sei durch meinen Contract gebunden. O, man schien ein grausames Vergnügen darin zu finden, meiner Schmerzen nicht zu achten, meine Liebe zu ignoriren. Man spotete meines Gefühls, das doch nur allein die Erde zu einem Himmel macht — und Bitterkeit zog in mein Herz. — Der Mensch ist nun einmal des Andern Teufel; der Eine macht den Andern zum Verbrecher.“

„Dampf brütend saß ich in meinem Zimmer, die Decke schien über mir zusammenzubrechen. Luft! Luft! stöhnte meine Seele. — Fort wollte ich — fort mußte ich. Der Gedanke, Adelheid im Brautschmucke sehen zu müssen, machte mich wahnsinnig; der Gedanke, in der Nähe zu seyn an dem Tage, wo sie das bindende Ja einem Andern gab; der Gedanke, daß sie einem Andern zu eigen wurde, dem sie doch nicht in Liebe zugethan war, nicht zugethan sein konnte — denn mir, wir hatte sie Liebe, Treue geschworen — verwirrte mir die Sinne. Nur der eine, eine Gedanke blieb fest in mir: Du mußt fort. Die Mittel dazu, dies zu können, erwägte ich nicht.

Ich wollte fort, nach Amerika, um nicht den Tag der Trauung hier zu erleben, um nicht zu sehen, nicht zu wissen, wann ihre Lippen das falsche, heuchlerische, bindende Ja sprechen.“

„Ich hatte die Feder in der Hand. Das unglückselige Talent, das ich in der Jugend, aus Langerweile geübt, weil Geist und Körper nicht genugsam beschäftigt waren, und vor welchem Sie mich oft und dringend liebevoll gewarnt — verleitete mich, die Hand eines unserer Geschäftsfreunde nachzuahmen. Ein Brief, ein Wechsel desselben war geschrieben, lag vor mir — ehe ich es selber dachte und bedachte. — Der Wurf war geschehen, der Würfel gefallen.“

„O, glauben Sie mir, ich wollte nicht betrügen, ich wollte nur Geld haben, um fort, fort zu kommen. — Ich weiß es, ich hätte das unrechtmäßig Erworbene, wäre mein Plan geglückt, sofort ersetzt und zurückgesendet — nachdem ich drüben im Westen mir eine neue Heimat gegründet hätte.

(Schluß folgt.)

## Modenbericht.

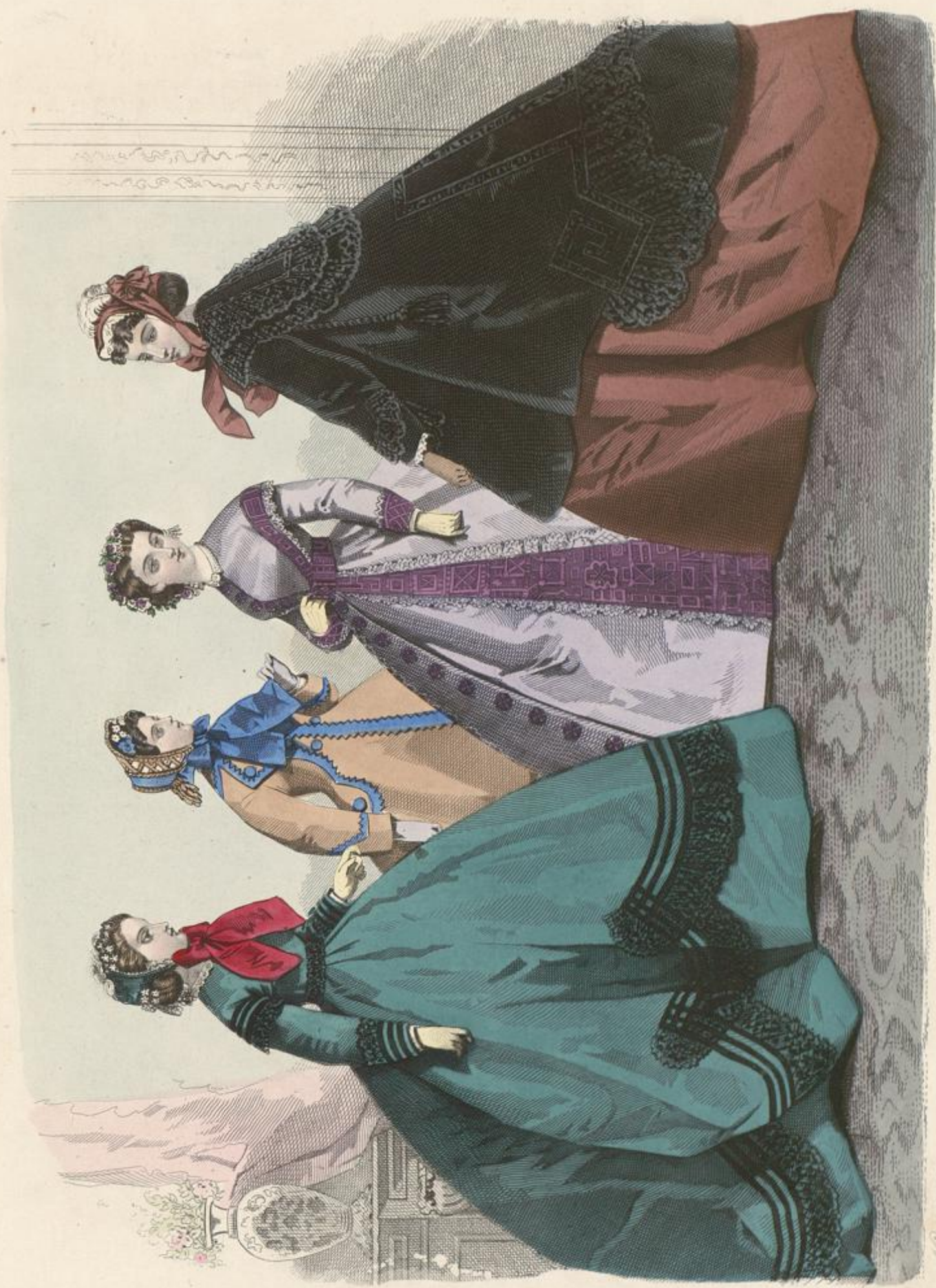
(F.) In Compiègne, wo sich jetzt der französische Hof aufhält, ist augenblicklich das Hauptquartier der Mode.

Die Morgentoiletten der Damen dort haben keinen bestimmten Stil und gleichwohl gleichen sie einander fast durchgängig. Man sieht einen rothen oder blauen Unterrock, der obere Rock ist von schwarzem Sammet, oder schwarzem oder blauem Atlas oder Taffet; oft ist auch der untere Rock wie das Kleid von Lindsay; dazu ein russisches Hemdchen von Cashmir in der Farbe des Unterrockes, schwarze Stiefelchen und ein einfacher Haarputz. Den Tag verbringt jeder der Anwesenden, wie es ihm beliebt, und die Gesellschaft vereinigt sich erst wieder bei dem Diner, bei dem dann große Toilette gemacht wird. Dabei ist ein einfacher Haarputz modisch, d. h. ein Putz von falschem Haar, bald in vielen kleinen, gekräuselten und mit Goldstaub bestreuten, bald mit langen Locken, besonders am Hinterkopfe.

Sehr auffallenden Luxus bemerkt man nicht.

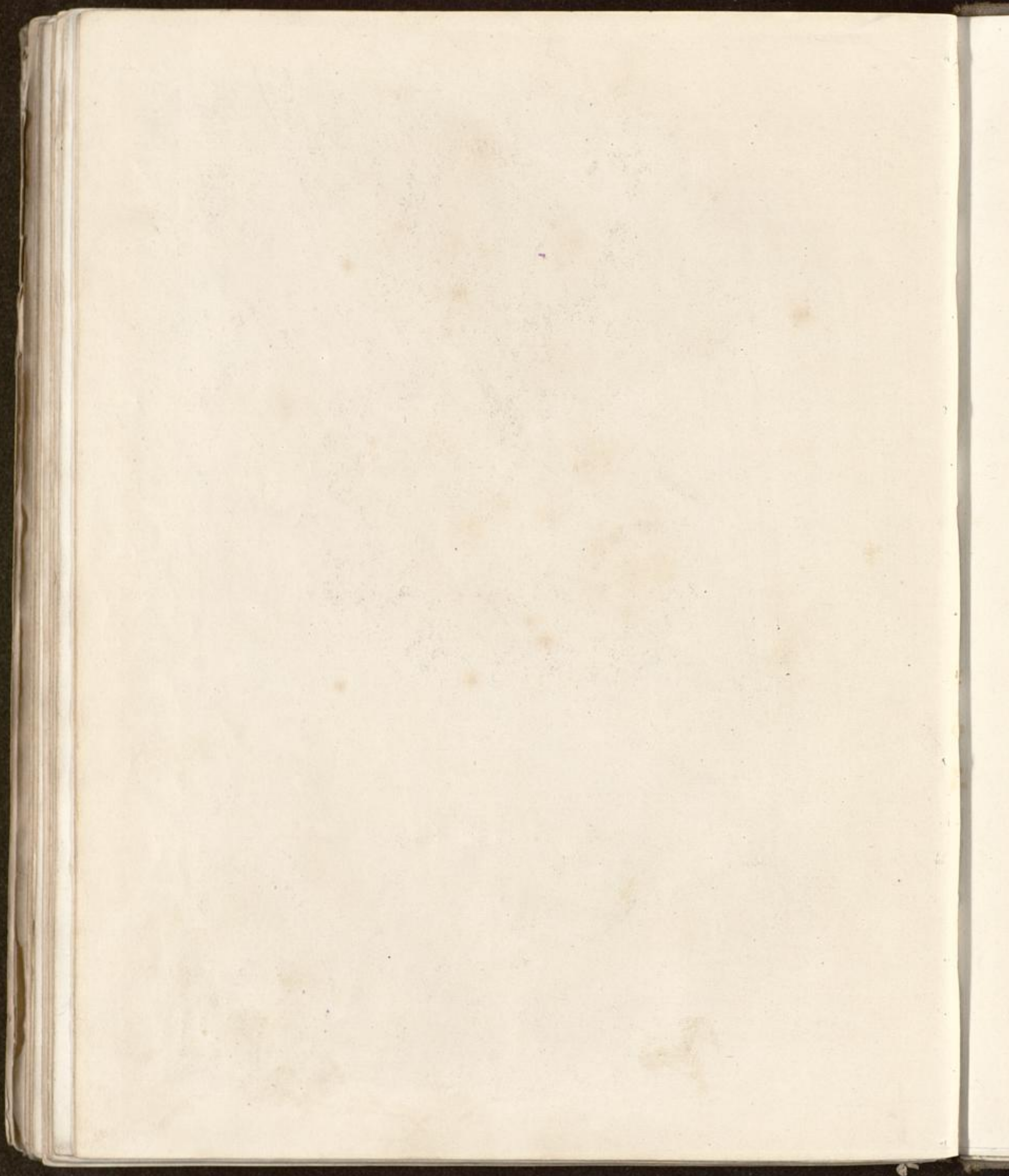
Wir sahen Kleider von violettem Tüll, mit Leibchen und Halbrock von violettem Sammet. Der Rock ist oft in Zaden geschnitten, die mit Perlen garnirt sind. Auch eine Dame in schwarzem Tüll mit Stahlperlen und einem Diamant-Collier sahen wir.

Eine sehr elegante Dame zeigte sich in einem Kleide



N<sup>o</sup>. 51 1865.

ALLGEMEINE MODENZEITUNG





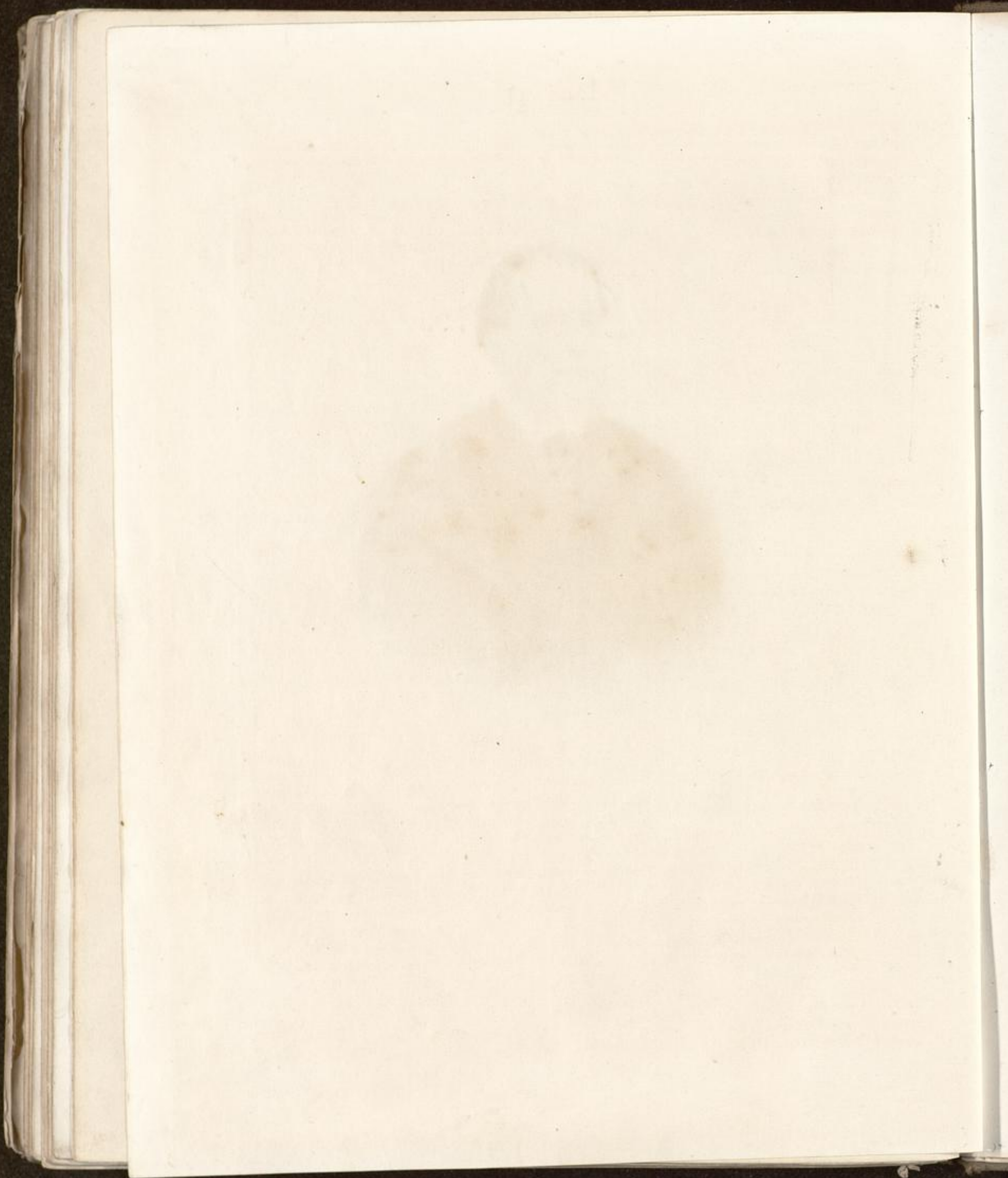
*Nach einer Photographie*

*Stein u. Druck v. Neugebauer*

*Johann Graf Larisch-Meerfeld*  
*K. K. Finanzminister*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchhandlung*





von rosa Atlas mit Federn von Schmelz und prachtvollen Perlen im Haar.

Das Posament erhält sich in der Mode, nur das Genre desselben ändert sich; man sieht vorzugsweise Gold- und Silberschnuren, Streifen von Schmelz und lange Bänder, die von den Achseln oder von der Taille ausgehen und bis hinunter an den Saum reichen.

Es erhält sich die Mode bei den Damen, Kleid, Paletot und wohl auch den Hut von einem und demselben Stoffe zu tragen. Namentlich trägt man die sogenannte Reitermütze von Tuch in der Farbe des Kleides. Die jungen Mädchen scheinen solche Mützen den ganzen Winter hindurch tragen zu wollen.

Eine Schwierigkeit freilich giebt es, denn es ist schwer, immer einen Paletot gleich wie das Kleid zu haben, weil dies eine bedeutende Ausgabe veranlaßt, die wenige Damen machen wollen oder vielmehr machen können.

Man wählt zu dieser Tracht gern Atlas in Violet, Braun, Schwarz oder Bleigrau. Wenn der kurze Paletot mit Pelz besetzt ist, giebt dies einen sehr eleganten Anzug, der auch nicht grade übermäßig theuer ist.

Auf die Fußbekleidung nimmt man mehr Rücksicht als seit langer Zeit und bevorzugt wird von den eleganten Damen der ungarische Stiefel mit farbigen Strümpfen von Seide oder Cashmir.

Blumen trägt man durchaus nicht so häufig wie sonst in dem Haar; man zieht ihnen Goldschnüre, Goldbänder, Vögel, Schmetterlinge u. s. w. vor. Wir sahen z. B. einen Kopfsputz ganz von Schmetterlingen in verschiedenen Farben, sowie einen andern mit Vogelfedern.

Seltener Weise erhält sich auch die Mode bei den Damen, sich zu schminken oder wenigstens sich mit Reispulver zu bestreuen.

#### Modenblatt № 51.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Kleiner Hut von grünem Sammet, auf dem Kopfe eine liegende weiße Feder, unter dem Schirm mit kleinen weißen Sternblumen ausgeputzt; rothe Bindebänder; Kleid von grünem Faye mit rundem hohem Leibchen, um das ein schwarzer Spitzengürtel liegt; enge lange Ärmel, oben und unten ebenfalls mit schwarzen Spitzen garnirt, über welchen drei schmale schwarze Sammetstreifen hinlaufen; Spitzenträger; Stulpen; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

2. Hut von Seide und Sammet, mit großem Bart von Seide; unter dem Schirme weiße Blumen und blauer Sammet; blaue Bindebänder; Kleid von Seide im Prinzessin-Schnitt, mit blauem Atlas jackenartig besetzt; halb-

enge Ärmel, ebenfalls blau garnirt; unten auf dem Rock ein rund herum gehender blauer Atlasstreifen, der sich vorn hinaufzieht; Stulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Einfacher Haarputz mit einem Blumenkranz; große Ohrglocken; Kleid von Seide mit hohem runden Leibchen, um das ein Gürtel von Cashmirborte liegt und das Tragbänder von ebensolcher Borte hat, an welcher sich schmale Spitzen befinden, während darunter große Knöpfe aufgesetzt sind; lange Ärmel mit Cashmirborteausschlägen; auf dem Rocke zu beiden Seiten von dem Gürtel aus bis hinunter gehende und nach unten zu immer breiter werdende Cashmirbortenstreifen mit Spitzeneinfassung, während in der Mitte herunter eine Reihe große Knöpfe geht; kleiner gestickter Krager; kleine Stulpen; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

4. Hut von braunem Sammet mit Maria-Stuart-Schirm, auf dem Kopfe eine weiße Feder, an der Seite eine Schleife, von welcher die Bindebänder von dem Hutstoffe ausgehen; Kleid von brauner Seide ohne Ausputz; Confection Perdita von schwarzem Sammet mit Borten und Spitzen reich garnirt, mit einem großen Capuchon von schwarzen Spitzen; Spitzenträger; Spitzengürtel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

#### Stahlstich № 51.

#### Johann Graf Larisch-Mönich,

I. I. österreichischer Finanzminister.

(Nach einer Photographie.)

Seit dem 27. Juli d. J. steht ein hoher Aristokrat und reicher Grundbesitzer an der Spitze des österreichischen Finanzministeriums, dem der Ruf einer tüchtigen volkswirtschaftlichen Bildung und eines großen praktischen Blickes vorausgeht, wie er erstere in den Verhandlungen des Herrenhauses des Reichsrathes, dessen erbliches Mitglied er ist, letzteren in der ausgezeichneten Verwaltung seiner großartigen Besitzungen in Oesterreichisch- und Preussisch-Schlesien sattfam bethätigt hat. Johann Graf Larisch-Mönich hat sein zu allen Zeiten schwieriges, aber in den gegenwärtigen Zeitläuften doppelt mißliches Amt unter höchst eigenthümlichen und außerordentlichen Verhältnissen angetreten, deren ungünstige Verwickelungen einen um so düsterern Eindruck machen mußten, als sie scheinbar sich nach allen ihren Consequenzen schwer übersehen ließen. Was er in der kurzen Zeit seiner Amtswirksamkeit geleistet, berechtigt zu der Hoffnung, daß er redlich und mit Beiseitefügung des bisherigen schwerfälligen Beamtenmecha-

nismus, durch administrative Reform, sowie durch „ge-  
wissenhafte Sparsamkeit und Haushalten in jedem Ge-  
biete der ökonomischen Verwaltung des Staates“ auf  
die „dauernde Ordnung des Staatshaushaltes“ hinar-  
beitet und vor allen Dingen in der Herstellung der  
Valuta Boden unter den Füßen zu gewinnen trachtet,  
und sollte dies auch mit schweren Opfern erkauft wer-  
den müssen. Daß Letztere dem angestrebten hohen Ziele  
gegenüber am Ende doch als nicht zu theuer erscheinen  
werden, wird die Zukunft lehren. Bis dahin muß das  
Urtheil über die unter tausend Schwierigkeiten und selbst  
nicht ohne Gegenintriguen von Berlin zu Stande ge-  
brachte neue Anleihe in Paris suspendirt bleiben.

Graf Parisch stammt aus einer alten Adels-  
familie, die ihren Ursprung in Schottland hat, dann  
nach Polen und von da nach Mähren und Schlesien  
übersiedelte, nach der Gegenreformation freiherrlich, Mitte  
des 18. Jahrhunderts gräflich ward. Sie gehört zu  
den reichsten des Kaiserlandes. Durch Heiraten und auch  
wohl Erbschaften kam ein großer Grundbesitz zusammen,  
dessen Hauptwerth in den Fideicommissherrschaften Kar-  
win, Steinau und Tzerlitzka in Oesterreichisch-Schlesien,  
Bluschau und Rogau in Preussisch-Schlesien, sowie dem  
Lehnsgute Schönstein im Kreise Troppau (Oesterr.-Schle-  
sien) besteht. Die Familien Parisch und Mönich wurden  
1791 nach Namen und Wappen vereinigt. Schon der

Vater des Grafen, Heinrich Graf Parisch-Mönich († 1859),  
wurde als ein tüchtiger Volkswirth gerühmt, und er-  
zählt man von ihm, daß unter seinen Händen die Gü-  
ter der Familie sich ihrem Werthe nach verdoppelt hätten.  
Von dem neuen k. k. Finanzminister, dem ältesten Sohne  
des ebenerwähnten Grafen Heinrich, weiß man Folgen-  
des. Johann Graf Parisch-Mönich, Freiherr von Ell-  
goth und Karwin, ist den 30. Juni 1821 geboren  
worden und seit dem 1. Mai 1849 mit Francisca geb.  
Freiin von Kast vermählt, aus welcher Ehe bis jetzt zwei  
Kinder stammen. 1860 wurde er zum Landeshaupt-  
mann von Schlesien berufen und war somit der Vor-  
gänger des Freiherrn Halbhuber v. Festwill, dessen Bild  
wir vor kurzem brachten. Er ist k. k. Kämmerer und  
Geheimer Rath, erbliches Mitglied des Reichsrathes und  
Ehrenritter des souveränen Johanniter- (Malteser-)  
Ordens.

Mögen die goldenen Sichel und die beiden grünen  
Neben mit goldnen Trauben in seinem Wappen von glück-  
licher Vorbedeutung für seine Amtsführung sein und der  
öffentliche Haushalt des Kaiserstaates aus seiner Verwal-  
tung so geordnet hervorgehen, wie es im Interesse des  
Volkes zu wünschen und in Anbetracht der unendlich rei-  
chen, aber noch latenten Hilfsquellen des österreichischen  
Ländercomplexes auch süßlich zu erwarten wäre.

Whistling.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

**L**iterarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1½ Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum auf-  
genommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4½ Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen  
Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen ist zu be-  
ziehen.

### Heimat und Fremde.

Gedichte  
von  
Rudolf Gunge.

Zweite vermehrte Auflage.  
Preis elegant brochirt 15 Ngr.

Die günstige Aufnahme, welche diese Ge-  
dichte bei der Kritik und beim Publikum  
fanden, machte es möglich, binnen Jahresfrist  
eine neue und vermehrte Auflage erscheinen  
zu lassen.

**F**ür junge Klavierspieler.

### Goldnes Melodien-Album

für das Pianoforte  
von A. Klauwell.

Neue Auflage. Band 1—4 à 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese vorzügliche und sehr beliebte  
Sammlung, welche in vielen Auflagen durch  
die ganze klavierspielende Welt die bei-  
fülligste Aufnahme gefunden — ist fort-  
während durch jede Buch- u. Musikalien-  
handlung zu beziehen. In Leipzig durch  
die Musikalienhandlung von C. F. Kahnt,  
Neumarkt 16.

In Baumgärtner's Buchhand-  
lung zu Leipzig erschien:

### Geographisches Lotto.

Ein unterhaltendes und belehrendes  
Gesellschaftsspiel  
für 2 bis 8 Personen  
In elegantem Pappkasten.  
Preis 2 Thlr.

Dieses originelle, eben so instructive als  
unterhaltende Gesellschaftsspiel hat nicht  
verfehlt, den allgemeinsten Beifall zu fin-  
den, den es auch in Wahrheit verdient.  
Die Verlagsbuchhandlung empfiehlt dasselbe  
gebildeten Familien als ein treffliches Fest-  
geschenk.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Aus der Schulzeit.

Novelle  
von  
F. Brunold.

(Schluß.)

„Ein Brief an den Prinzipal, an den Geschäftsfreund, dessen Handschrift ich gefälscht, sollte dies sofort nach meiner Flucht darthun und bezeugen. — Ich wollte kein Verbrechen begehen; ich wollte nur fort — und wußte keine andern Mittel, keine andern Wege. — Mein Geist, mein Verstand war umnachtet — ich konnte nicht klar mehr denken!“

„O wäre die Welt nicht so kalt, so liebeleer, glaubte sie die Macht und Unwandelbarkeit der Liebe; ich hätte mich nicht geschämt, ich wäre von Haus zu Haus gegangen; hätte geklopft und gebettelt: Gebt mir eine Gabe, gebt mir Geld, damit ich fort, fort kann; laßt mich frei — damit ich nicht wahnsinnig werde, oder ein Verbrechen begehe! —“

„Es ist geschehen. — Es ist Alles entdeckt — und ich bin, wohin ich nimmer, nimmer hätte kommen sollen!“

Und der starke, kräftige junge Mann hub zu weinen an; er weinte wie ein Kind.

Die kleine Emma schlang ihre weichen Arme um den Nacken des tief-schmerzlich Erregten. Sie sagte, ihre rothge Wangen an die seinige legend: „Aber Du warst gut. Du hast der Adelheid niemals ein böses Wort gesagt; und mich hast Du getragen, wenn ich müde war — und mir mein Spielzeug geholt, wenn ich es vergessen hatte. — Und siehe nur das kleine schöne Messer, das Du Dir gekauft hattest und um welches ich Dich bat, bis Du es mir schenkest — ich habe es noch, ich habe es immer bei mir. Siehe nur, hier ist es!“

Und die Kleine holte das Messer aus ihrem Täschchen heraus und zeigte es.

Es war ein eigenthümlicher Blick, mit dem der Gefangene sein früheres Eigenthum betrachtete; blickartig ging ein Leuchten durch sein Auge; aber gleich darauf schien er auch wieder dumpfbrütend in sich zusammen zu sinken. Er hatte das Messer in die Hand genom-

men, wie gedankenlos, wie, als um dem Kinde einen Gefallen zu thun, eine Freude zu machen. Daß er es nicht wieder abgab, Niemand merkte es. Es machte sich Alles so ungesucht, so einfach natürlich.

Ueberdies rasselte in diesem Augenblick der Schließler mit den Schlüsseln der Kerkerthür. Die Zeit war um, die zu einer Unterredung mit dem Gefangenen bewilligt worden war; und so trat der Lehrer zu dem Unglücklichen, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: „Auf Wiedersehen! — Auch von hier aus giebt es einen Weg zur Besserung, zu späterem Glück. — Ein Mann soll und darf den Muth nicht sinken lassen!“

Der Gefangene antwortete nicht. Es war nur ein eigenthümlicher Blick, mit dem er den alten Lehrer ansah, der so lieb, so gut gegen ihn gewesen — und der doch selber der Schmerzen und des Unglücks so viel im Leben erduldet. Es war ein verklärender Glanz, der in seinem Auge lag, als er seine Hand zum Abschiede ihm reichte.

„Ich danke Ihnen für alle Liebe und Güte, für alle Rücksicht, die Sie mir haben zu Theil werden lassen;“ sagte er.

„Lassen Sie mein Angedenken in Ihrer Brust kein bitteres sein. — Ich denke, Gott wird mir ein gnädiger Richter sein, als es die Menschen mir hier im Leben gewesen sind. — Leben Sie wohl!“

Und die Emma von seinem Knie herabhebend und auf die Erde setzend, hob er das Kind noch einmal zu sich empor, küßte es wieder und wieder, wobei ihm die Thränen von der Wange liefen, rief und schluchzte, es zugleich sanft zur Thüre führend: „Ade! Ade! Emma! — Grüße! — grüße — — Nein — nein! grüße nicht. — Lebt wohl! Seid glücklich — und Niemand, Niemand fluche mir!“

Mit diesen Worten hatte er Lehrer und Kind sanft zur Thüre hinausgedrängt. Er wollte allein sein. — Und er war es!

Der Schließler hatte das Gefängniß geschlossen, Niemand störte ihn.

Und die Sonne ging so klar, so schön am Himmel entlang; es war ein prächtiger Tag. Die Schuljugend tummelte sich fröhlich auf den Plätzen und in den Häusern umher. Die Schule war am Nachmittage in Folge der am Vormittage gut bestandenen Prüfung ausgefal-

len; und solche freie Stunden, solche geschenkte Nachmittage sind der Jugend ganz besonders lieb, sind ihr doppelt werth. — Und so war es auch hier, fröhlich vergnügte sich die kleine Welt.

Nur in einem Hause der Stadt ging es still, ernst gemessen, wenn auch überaus geschäftig zu. — Es war im Hause der Eltern Emmas. Während die Kinder in den andern Häusern nicht genug zu erzählen und zu sagen wußten, wie schön es in der Prüfung gewesen, wie dies und das vorgefallen, das doch Alles für die Kleinen von überaus großer Wichtigkeit war, hatte die Emma Nichts erzählt. Das spätere Ereigniß hatte alles Frühere in den Hintergrund gedrängt. Die Eltern fragten auch nicht, vielleicht hatten sie auch schon von dem Gange der Tochter Kenntniß erhalten und vermieden nun mit Absicht jede Erörterung; oder die in drei Tagen stattfindende Hochzeit der ältesten Tochter hatte ihre Gedanken und Sinne so ganz gefangen genommen, daß nichts Anderes mehr Raum in ihrem Herzen hatte. — Und überdies hatte die Gefangennahme des jugendlichen Fälschers doch auch das ganze Haus so tief berührt, daß die Luft in demselben eine überaus drückende war.

Adelheid ging äußerlich kalt, eisig, ruhig umher. Hoch aufgerichtet ging sie; keine Wimper zuckte, der Mund war fest geschlossen, das Auge schien zu sprechen: Den Leib, den habt ihr noch, den geb ich euch — aber mein Herz, meine Seele ist gestorben!

Nur als die Emma kam und still verschwiegen im einsamen Zimmer erzählte, wo sie gewesen und wie es ihr ergangen; da zuckte sie doch zusammen, die Hände drückten sich krampfhaft in einander — und ein anklagender Blick flog gen Himmel, als wollte sie fragen: Lebt denn auch mir ein Gott? — Aber es war nur ein Blick, gleich darauf war sie wieder kalt, äußerlich ruhig, wie vorher. Ihr Herz schien versteint.

Emma hub zu weinen an. Sie vermisse jetzt zum ersten Mal ihr Messer. Sie wußte nicht, hatte sie es verloren oder hatte es der Gefangene behalten. Die Schwester sagte Nichts, aber sie ging zu ihrem Tischchen, öffnete ein Kästchen in demselben — und zog ein kleines, einfaches Kreuzchen an einem schwarzen Bande heraus. Sie küßte es nicht; aber ihr Blick ruhte doch länger auf dem einfachen Schmuck, als nöthig war. Sie sagte Nichts, schweigend reichte sie es der Schwester.

Und das Kind verstand sie. Es war, als habe es mit dieser Stunde plötzlich einen reiferen Verstand bekommen. Es nahm das Kreuz, es drückte seine kleinen Lippen lange und innig darauf — dann trug es den Schmuck nach seinem kleinen Spindchen, in dem es alle seine liebsten Sachen bewahrte — und eilte zur Stube hinaus.

Ein paar Stunden darauf versammelte der Schul-

vorstand mit dem Prediger an der Spitze sich aufs neue im Schulhause. Der Herr Schulrevisor hatte noch Manches zu erinnern und zu besprechen; wie er denn ja auch dem Lehrer noch Einzelnes in Bezug seiner Amtsthätigkeit, seines Verhaltens innerhalb und außerhalb der Schule zu sagen hatte.

Die Herren kamen fast alle zu gleicher Zeit. Der Lehrer harrete ihrer. Aber ehe noch ein Wort in Bezug des Beisammenseins gewechselt werden konnte — trat der Revisor zu dem Lehrer hinan, und sagte mehr stolz als herzenswarm: „Sie werden bereits gehört haben, was geschehen ist. — Es ist auch dieses wieder ein Beweis, daß ein Lehrer, wenn er auch sonst tüchtig und brauchbar ist, sich dennoch nicht, auch nicht im Kleinsten überheben oder aus seinen Schranken heraustreten darf. Der Herr Untersuchungsrichter ist außer sich über seine Nachgiebigkeit gegen Sie und das Kind. — Es würde mir leid thun, wenn Sie in diese Sache tiefer verwickelt werden sollten — und auch wir sogar gezwungen wären, gegen Sie einzuschreiten. Es sind dies aber, wie gesagt, die Folgen, wenn man aus seinem Kreise austritt, sich größeren Einfluß auf die Herzen früherer Schüler beimißt, als man in der That hat. — Mit einem Wort, der Gefangene, der heut hier vorübergeführt wurde, und den Sie besuchten — hat sich mit dem Messer, das er doch wohl durch Sie, mittelbar oder unmittelbar, erhalten hat — die Adern geöffnet. Er ist todt!“

Der Lehrer zuckte zusammen; aber zugleich auch falteten sich seine Hände und ein Blick ging zum Himmel. Er mußte der Worte des Geschiedenen denken: Gott wird mir ein gnädigerer Richter sein, als es die Menschen mir hier im Leben gewesen sind.

Er entgegnete Nichts auf die Anklage des Revisors, nur die Worte sagte er: „Ich sehe in Ruhe einer Untersuchung entgegen. — Ich weiß mich nicht schuldig!“

Still trat er zurück. Er fühlte es, er sah es: er hatte das Wohlwollen seines Vorgesetzten verschertzt — aber er konnte sich selber darüber nicht anklagen. Sein Gewissen sprach ihn frei! —

Und nach drei Tagen läuteten die Glocken zur Hochzeit ein. Die Kirche war überaus reich mit Blumen geschmückt; Teppiche lagen vor dem Altar, Kerzen brannten. Es sahe überaus schön und prächtig aus. Auch die Braut war reich und kostbar gekleidet. Adelheid war eine schöne Braut; aber ihr Angesicht war bleich, todenbleich, der Glanz ihres Auges war erloschen. Mechanisch trat sie an der Hand des gealterten, reichen Bräutigams zum Altar. Ihre Lippen bewegten sich, als der Prediger das bindende Ja verlangte; gehört aber hat es Niemand. Kalt, ohne Leben, ohne Glück, ohne Freude trat sie zur Kirche hinaus.

Und während der Wagen vorfuhr, die Töne der

Orgel noch feierlich verbräusten, eilte man an der Kirche mit einem Todten vorüber. Sechs Männer trugen den einfachen Sarg. Keine Blume lag auf demselben, kein Leidtragender folgte der Leiche des Selbstmörders. — Es war ein düsteres, unglückliches Zusammentreffen.

Die junge neuvermählte Frau warf einen Blick auf den Sarg; sie war einer Ohnmacht nahe. Aber sie fühlte auch zugleich, daß Aller Augen auf sie gerichtet waren; sie machte sich also stark, sie wollte nicht schwach erscheinen; sie stieg in den Wagen, ihr Gatte folgte, fort eilten die Pferde, am Leichenzuge vorüber.

Zum Thore hinausschreitende Wanderburschen sangen:

Laßt drunten mich immer liegen  
Einsam auf grüner Heid' —  
Die Menschen hassen und lägen  
Und kennen kein fremdes Leid.

Der Himmel weint seine Thränen  
Aus dunklem Wolkengrab —  
Will denken, träumen und wähen,  
Die Liebste beug' sich herab.

Sie komme und lönn' es nicht lassen,  
Nun sie gebrochen mein Herz;  
Zu lässen die Wangen, die blaffen,  
Zu weinen in Reu' und in Schmerz.

Laßt drunten mich immer liegen  
Einsam auf grüner Heid' —  
Der Bäume Rauschen und Wiegen  
Wiegt ein mein Elend und Leid.

Die Wanderburschen gingen dahin; den Todten hatte man zur Ruh gebettet — und drüben erklangen die Geigen und Flöten im Hochzeitshause. —

Auf dem Grabe des Selbstmörders lag am Morgen darauf ein einfacher, wie von einer Kindeshand gewundener Kranz. Nur die schöne, prächtige Rose, die in demselben lag, mußte eine größere Hand gespendet haben.

Der Abendwind wehte sie vom Grabe herab. Der Kranz blieb liegen; er wellte dort.

### Ein Jagdliebhaber.

Vor etwa vierzehn Tagen oder länger — kurz, als wir noch so schöne Herbsttage hatten, daß sie wie eine Art Nachsommer erschienen, theilte eines Abends Herr N. in Paris seiner jungen Gattin mit, er müsse des andern Morgens zu einem Freunde auf die Jagd, wo er mehrere Tage verweilen werde; dabei umarmte er sie zärtlich, nahm Abschied von ihr und fuhr am folgenden Morgen in frühesten Frühe ab, ehe noch seine Frau vom Schlafe erwacht war.

Als diese sich aus Morpheus Armen wand und die Abreise ihres Mannes vernahm, wurde sie tief nachdenklich, denn welcher Beweggrund mochte ihn, den leidenschaftlichen Langschläfer, wohl diesmal gar so früh aus den Federn getrieben haben, da er doch zu spät auf das Gut des Freundes kam, um noch am selben Tage auf die Jagd gehen zu können.

Sie hätte es gar so gern wissen mögen; schon in der Nacht war sie mehrmals erwacht, da sie von häßlichen Träumen gequält wurde und namentlich nicht das Bild einer garstigen großen Kage los zu werden vermochte, die sie im Traume fortwährend quälte.

Eine Kage bedeutet Verrath — sagt das Traumbuch. Und nun erst gar eine schwarze Kage!

War die junge Frau des Rimrod von der Chaussée d'Antin denn etwa mißtrauisch oder eifersüchtig?

Man sagt, daß alle Frauen dies ein bißchen sind, und wenn man sagt „ein bißchen“, so ist das wohl zu wenig gesagt.

Gewiß ist, daß Madame N. nicht an diese so blank gepußte, ja sogar zu blanke Flinte glaubte; ebenso wenig traute sie der Geschichte von dem alten Schulfreunde, der plötzlich sammt seiner Meute, seinen Gütern und seinem Schloß in Touraine wie vom Himmel gefallen war.

„In Touraine? ach, vielleicht in Spanien, wie alle Luftschlöffer“, sagte sie unter Thränen lächelnd, denn sie liebte ihren Gatten.

Es giebt wirklich noch Frauen, und zwar mehr als man glaubt, die ihre Ehemänner lieben.

Aber wenn Alfred, wie der fragliche Gatte hieß, nicht auf der Jagd bei dem Freunde in der Nähe von Tours war, wo und bei wem war er denn dann?

„Erwarte mich nicht vor Sonnabend“, hatte er zu seiner Frau gesagt, und am Montage war er abgereist.

Am Nachmittage des dritten Tages dieser Strohwitwenchaft, als sich eben Frau N. mit den grausamen Fragen: „wo ist er? bei wem? zum abertausendstenmal gequält hatte, bis sie förmliches Fieber bekam und dem Weinen nahe war, erhielt sie den Besuch eines Bekannten, des Herrn Lucien Brétignac.

Ein unausstehlicher Mensch, dieser Brétignac!

Seit dem vorhergehenden Winter machte er der Schwester der Frau N., einer allerliebsten Witwe von fünfundsiebenzig Jahren, sehr beharrlich und eifrig den Hof; seine Angebotete hatte ihn immer so hingehalten, denn sie war vielleicht etwas kolett und leichtfertig, aber bei aller anscheinenden Bosheit besaß sie doch ein gutes Herz und unter der Bandschleife auf ihrem zierlichen Häubchen verbarg sich ein ganz gesunder Verstand.

Eine der wichtigsten Eigenschaften der jungen Witwe war die, daß sie ein wunderschönes Vermögen besaß.

Waren es nun die schönen Augen der Besitzerin oder die ihrer Kassetten, welche Herrn Lucien zu so schmachtenden Seufzern veranlaßten?

Wenn ich sage, daß Lucien Brétignac der stille so und so vierte Associé eines Wechselagenten war, sage ich vielleicht genug hierüber, um diese Frage zu beantworten.

Brétignac mit seinem kleinen, fahlblonden Schnurrbart und kleinen Bartscoletten, sowie ziemlich blühendem Teint, ist äußerst zufrieden mit sich selbst; überdies ist er ganz nach englischem Schnitt, ja gar zu englisch, von seinem Schneider bekleidet. Er hat vielleicht nicht geradezu das Pulver erfunden, aber trotzdem ist er gar nicht dumm und versteht sogar so gut zu rechnen, daß ihm sein Vermögen von höchstens siebenzigtausend Francs doch jahraus jahrein eine Rente von zwölftausend Francs abwirft.

Man bedenke also, was Brétignac aus der fastigen Schale der Million, welche der hübschen Witwe gehört, auszupressen im Stande wäre!

Trotzdem oder vielleicht gerade eben deswegen wollten seine Heiratsaffären bei der Schwester der Frau N. gar nicht recht vorwärtsschreiten; nach einer Zeit des Stillstandes schien sogar ein merklicher Rückschritt zu erfolgen.

Das mußte sich ändern, und so hatte Brétignac kürzlich, als er eben von der Börse kam und von seinen Geschäften und Calculationen ganz angeregt war, die „Grausame“ eifriger als jemals gedrängt, seine Wünsche doch endlich einmal zu erhören.

„Ich kann mich noch nicht dazu entschließen,“ entgegnete ganz ernsthaft die hübsche Millionärin, „weil . . . weil Sie blond sind und weil mein verstorbener Gatte rothe Haare hatte.“

„Ach, Sie scherzen mit mir in einem solchen Augenblick!“

„Ja, ich meine nur, der Unterschied wäre mir nicht bedeutend genug.“

Dann hatte sie sich ans Piano gesetzt, wo sie sich in so unzähligen Klängen und Accorden erging, daß Jeder begreifen mußte, wenn er nicht ganz auf den Kopf gefallen war:

„Mein lieber Herr, ich will Sie nicht geradezu fortjagen, aber es wäre sehr liebendwürdig von Ihnen, wenn Sie gingen.“

Da Lucien nicht mehr Gelegenheit fand, ein einziges Wort vorzubringen, ging er wüthend nach einer halben Stunde fort, was ihn jedoch nicht verhinderte, noch am selben Abend ein Bouquet zu übersenden. Einen Strauß von Rosen und Bergfarnmeinnicht!

Um die reiche Witwe zu seinen Gunsten zu stimmen, hatte sich der Börsenmann für den Augenblick förmlich zum Dichter verwandelt und hätte wohl dem Strauß

auch einige Verse hinzugefügt — wenn er welche zu erkaufen gefunden hätte.

Eben dieser blonde Verliebte kam, sich bei Frau N. in einem nicht sehr vortheilhaft gewählten Augenblick heute zu beklagen über die kindischen, geradezu unvernünftigen Gründe, welche ihre Schwester voll Launenhaftigkeit einem so tiefen, so leidenschaftlichen, so uneigennütigen Gefühl entgegensetzte, wie das, welches . . . dessen . . . u. s. w.

„Ich verliere noch den Verstand darüber!“ rief er zuletzt.

„Warum verlieren Sie nicht lieber ihre unglückseligen Haare?“

„Wie! auch Sie . . .“

„Nun, wenn das Uebel einmal darin liegt . . . Aber warten Sie, es gäbe vielleicht ein Mittel,“ fügte die für gewöhnlich sehr wohlwollende, aber gerade an diesem Tage aufgebrachte junge Frau hinzu — ja wirklich ein ganz leichtes Mittel: lassen Sie sich das Haar färben, lieber Herr Brétignac.“

„Ich werde mich wohl hüten, und was Sie auch sagen mögen, würde es mir doch sehr fatal sein, wenn ich brünett wäre,“ erwiderte Brétignac sich erbozend. „Dann schließlich bleibt ein Blondin allemal ein Blondin, während ein brünetter Mann . . .“

„Brünett bleibt, nicht wahr? Ich dachte mir es gleich.“

„O, lachen Sie nur . . . lachen Sie! Ich weiß, und ich sage . . .“

„Und ich weiß nur eins . . . und zwar, daß Ihr Verdruß Sie veranlassen wird, mir Dinge zu sagen, die . . .“

„Nur Wahrheiten, meine gnädige Frau. Ja, es ist Thatsache, daß die Blondins treuer und weniger veränderungsfähig als die brünetten Männer sind. Sehen Sie, Ihr Gemahl . . .“ Brétignac hielt bei diesen Worten inne und betrachtete Frau N. schweigend, deren Augen vor Witzbegierde funkelten.

„Ja ja!“ fuhr er fort, „Ihr Gemahl ist brünett und sogar schwarz und deshalb . . . ist er nicht auf der Jagd?“

„Nun! sollten die Blondins vielleicht zufällig nicht auf die Jagd gehen?“

„Nach solchem Wild? Nein, meine Gnädige.“

„Sie sind verrückt!“

„Ja verrückt vor Liebe zu Ihrer Schwester, die beinahe ebenso schön, ebenso geistreich, ebenso gut ist als Sie!“

„Und dazu um Vieles reicher . . .“ unterbrach ihn die junge Frau.

„Kann ich etwas dafür?“ begann wieder Brétignac. „Denke ich etwa an dieses Vermögen? Habe ich je daran

gedacht? Es ist eine Verleumdung, dies vorauszusetzen! Ach gnädigste Frau, wenn Sie nur wollten. . . .“

„Was denn?“

„Mir beistehen, Ihrer Schwester Antwort zu erlangen, die soviel Vertrauen in Sie setzt; wenn Sie wollten. . . .“

„Nun?“

„Nun, ich könnte Ihnen mittheilen. . . .“

„Was denn mittheilen?“

„Wo der Jäger ist und“

„Und?“

„Das Wild.“

„Mein Herr!“

Damit erhob sich Frau N., warf ihren Mund schwellend auf und schleuderte dem ehelichen Polizeienten einen Blick voll Verachtung zu, worauf sie sich in ihr Schlafzimmer begab.

Brétignac hatte entschieden kein Glück; er biß sich auf die Lippen, ging fort und suchte unterwegs.

Aber, was geschah am folgenden Morgen? Frau N. fuhr zeitig auf den Bahnhof, nahm ein Billet, stieg in Maisons-Laffitte aus, begab sich in den Park, erreichte nach längerer Wanderung eine einsame Allee, näherte sich zitternd einer dichten Hecke und blieb dort wohl eine Stunde stehen mit lauschenden Blicken; dann stieß sie plötzlich einen Schrei aus, rief einen Namen, wollte entfliehen und fiel in die Arme eines wohlbekannten Jägers, während Jemand nach der anderen Seite hin entfloß.

Frau N. war kurz nach Brétignacs Besuch im Fiacre tief verschleiert ausgefahren. Hatte sie etwa irgend eine Somnambule oder einen Geisterbeschwörer befragt? Man weiß das nicht. Aber die Eifersucht ist ein böser Dämon.

Arme Frau! Der Schlag war grausam für sie. Zuerst wollte sie auf Scheidung klagen, dann in ein Kloster gehen, dann sterben, dann, nach Verlauf von zwei Tagen bemerkte sie, daß sie den Ungetreuen trotz alledem immer noch liebte und dachte nur noch an Verzeihung.

Verzeihen ist so schön! Indessen hatte sie die Bedingung daran geknüpft, daß ihr Mann künftig nur noch auf seinem eigenen Gebiet jagen dürfe, was er gern unterschrieb und gelobte.

Was Brétignac anlangt, so wird er nun wohl um seine Kosten für Bouquets und der gleichen gebracht sein; wäre er jetzt auch schwarz wie die Nacht, die Schwester der Frau N. möchte nichts mehr von ihm wissen, und ein gewisser Jäger soll ihn neulich nicht schlecht bei den Ohren gezogen haben.

## Eine dunkle Geschichte.

Es war im Januar 1861, als eines Tages drei Fremde in einem kleinen Hôtel der Southstraße zu New-York abstiegen und zwei Zimmer im ersten Stock in Beschlag nahmen. Zwei Tage später verließ einer derselben mit seiner Reisetasche das Haus und ward seitdem nicht mehr gesehen. Tags darauf entfernte sich der Zweite; der Zurückbleibende bezahlte für seine beiden Gefährten die Hôtelrechnung und logirte sich dann in ein Zimmer im zweiten Stock ein. Er führte ein sehr zurückgezogenes Leben, ging wenig aus, kam nur zur Table d'Hôte herab und studirte gewöhnlich zwei Stunden alle Hände aufliegender Blätter. Abends ließ er sich den Thee in sein Zimmer bringen, und um diese Zeit pflegte ihn ein junger, blonder Mann zu besuchen, der gewöhnlich bis elf oder zwölf Uhr nachts dablief. Eines Morgens fand der Kellner, als er das Frühstück bringen wollte, das Zimmer des Fremden, der sich im Hôtel Herr Boggs nennen ließ, verschlossen, und als derselbe auch mittags zur Table d'Hôte nicht erschien, wurde gegen vier Uhr nachmittags das Zimmer gewaltsam geöffnet. Auf dem Bette lag der junge, blonde Mann, der Herrn Boggs täglich zu besuchen pflegte, todt mit eingeschlagenem Schädel; auf dem Tische befand sich eine Hundert-Dollar-Note, aber von Herrn Boggs war nirgend eine Spur zu erblicken. Die herbeigeholten Polizei-Organen begannen das Zimmer gründlich zu untersuchen, allein das Resultat dieser Nachforschungen bot sehr wenig Anhaltspunkte. Der Ermordete mußte den tödlichen Streich unversehens erhalten haben, während er am Fensterbret lehnte, denn dort fanden sich dicht neben einander gefallene Blutstropfen vor, während die Blutspuren auf dem Teppich bestätigten, daß er erst dann auf das Bett gelegt worden sei.

Gegen 10 Uhr abends desselben Tages fand im Präsidium des Polizei-Amtes eine Verathung statt, zu der nur die gewichtigsten Beamten beigezogen wurden. Es handelte sich darum, die Thäter zweier, im Zwischenraum von mehreren Stunden stattgefundenen Verbrechen herauszubringen.

Am vorhergehenden Abende sollte nämlich ein Bataillon New-Yorker Freiwilliger mit einem Extrazug um halb acht Uhr nach Washington abgehen. Die Truppen waren zur bestimmten Zeit am Bahnhof erschienen, eingestiegen, das telegraphische Glockensignal meldete, daß „Alles in Ordnung“, und acht Minuten vor der bestimmten Zeit brauste der Zug fort. Vierunddreißig Minuten später arbeitete der Telegraph von der nächsten Station aus mit aller Macht, signalisirte einen furchtbaren Zusammenstoß und verlangte Hilfe. In den



amerikanischen Bahnhöfen besteht der vielen Unglücksfälle wegen die Einrichtung, daß Tag und Nacht eine geheizte, zum Ausfahren bereite Maschine dasteht. Eine solche Locomotive ging sogleich mit den nöthigen Aerzten und der Hilfsmannschaft ab, wo sie bei der Ankunft ein schreckliches Bild der Verwüstung vorfand.

Die beiden Züge mußten im vollen Laufe zusammengestoßen sein, da die Locomotiven gänzlich, von den Waggons die meisten zertrümmert waren. Zweiundsechzig Menschen waren getödtet, über hundert verwundet worden. Von Seiten der Bahnverwaltung wurden sogleich umfassende Nachforschungen angestellt, um die Ursache des Zusammenstoßes kennen zu lernen, und es ergab sich folgendes Resultat: Um acht Uhr sollte ein Güterzug in New-York eintreffen, nachdem er zwei Stationen vorher vom rechten über den Wechsel auf das linke Geleise überzugehen hatte. Auf diesem Punkte angelangt, frug er telegraphisch an, und erhielt die Antwort „rechts weiter“, worauf er antwortete „Alles in Ordnung“ und fortfuhr.

Der Extrazug fuhr aber gleichfalls auf dem rechten Geleise, hatte das Ordnungsavis, das gar nicht an ihn gerichtet gewesen, auf sich bezogen, und dampfte so dem Güterzuge entgegen. Die genaue Untersuchung dieser und noch anderer Details führte zur begründeten Vermuthung, daß durch den diensthabenden Beamten der Zusammenstoß absichtlich herbeigeführt wurde, ein Verdacht, der sich noch durch dessen Verschwinden verstärkte.

Zwanzig Stunden später fand man diesen Beamten, es war der Ermordete, in Herrn Boggs' Zimmer des Hôtels in New-York. Weitere Nachforschungen ergaben, daß derselbe in den letzten Tagen seinen Kameraden sehr viel Geld im Bureau sehen ließ, und sich gelegentlich äußerte, er werde nicht mehr lange dableiben; auch sah man ihn häufig in Begleitung eines ältlichen Mannes, den er Wardh nannte und von dem er erzählte, derselbe sei aus Süd-Carolina.

Die Polizeibehörde setzte ihre geschicktesten Organe in Bewegung, um Boggs' und Wardh's habhaft zu werden. Am folgenden Tage war bereits die vieles Licht verbreitende Thatsache constatirt, daß Wardh einer der beiden Begleiter sei, welche mit Boggs zugleich im Hôtel abgestiegen waren. Bierzehn volle Tage bot die Polizei alle ihre Kräfte auf, um den Aufenthalt der Verfolgten zu ergründen, doch umsonst — sie schienen vollständig verschwunden zu sein.

Plötzlich machte ein Polizist die Meldung, Wardh halte sich in der Stadt auf und wohne in der Chambersstreet. Mit der größten Vorsicht wurden die nöthigen Erkundigungen eingezogen, Wachen aufgestellt und die Vorbereitungen zu seiner Ergreifung eingeleitet. Den nächsten Abend gegen neun Uhr besetzten zwölf bewaffnete Polizisten das Haus und drangen in seine Woh-

nung ein. Sie waren schon im Vorzimmer, als Wardh, durch das Geräusch aufmerksam geworden, mit dem Revolver in der Hand an der Thür erschien. Er erkannte die Gefahr, schoß den ihm zunächst Stehenden nieder, schlug die Thüre zu und schob den Riegel vor. Die Polizisten stürzten an die Thür und wollten sie mit Kolbenstößen durchbrechen, doch vergebens. Im Zimmer hörte man nun plötzlich ein Geräusch wie das Aufziehen eines großen Uhrwerks, dann einen fürchterlichen Schlag, zuletzt war Alles still geworden.

Die Polizisten holten nunmehr Aezte herbei, um das Zimmer zu erblicken. Als sie hineinkamen, war Wardh spurlos verschwunden; wie es sich später herausstellte, war er durch den Kamin entkommen. Im Zimmer fanden sich verschiedene Anzüge, Briefe, Geld und ein kleiner schwerer Koffer mit Messingbeschlägen. Während die Polizisten noch das Zimmer durchsuchten, entstand in demselben plötzlich ein scharfer Geruch, wie er durch das Verbrennen stark geheizter Lunte erzeugt wird.

— „Hinaus!“ rief eine Stimme und Alles flüchtete eiligst; einen Augenblick später erfolgte ein fürchterlicher Knall und das ganze Zimmer stand in Flammen. Der Koffer hatte eine Höllemaschine enthalten. Das Feuer wurde gelöscht und dadurch Schriften, die im Zimmer versteckt waren, gerettet.

Aus diesen Schriften ging hervor, daß Boggs, Wardh und der Dritte unentdeckt gebliebene Begleiter südstaatlicher Agenten waren, welche den Auftrag hatten, durch Bestechung von Eisenbahn- und Telegraphenbeamten Bahnzüge, die Truppen zu befördern hatten, dem sicheren Untergange zu überliefern.

Von den Missethättern war keine Spur zu finden. Ein ungelöstes Räthsel blieb die Ursache der Ermordung des Bahnbeamten; die Motive dieser That waren schwer zu bestimmen. Ob der Schleier, der über diesen furchtbaren Vorfällen ruht, überhaupt noch jemals gelüftet werden wird, muß der Zeit überlassen bleiben.

— r.

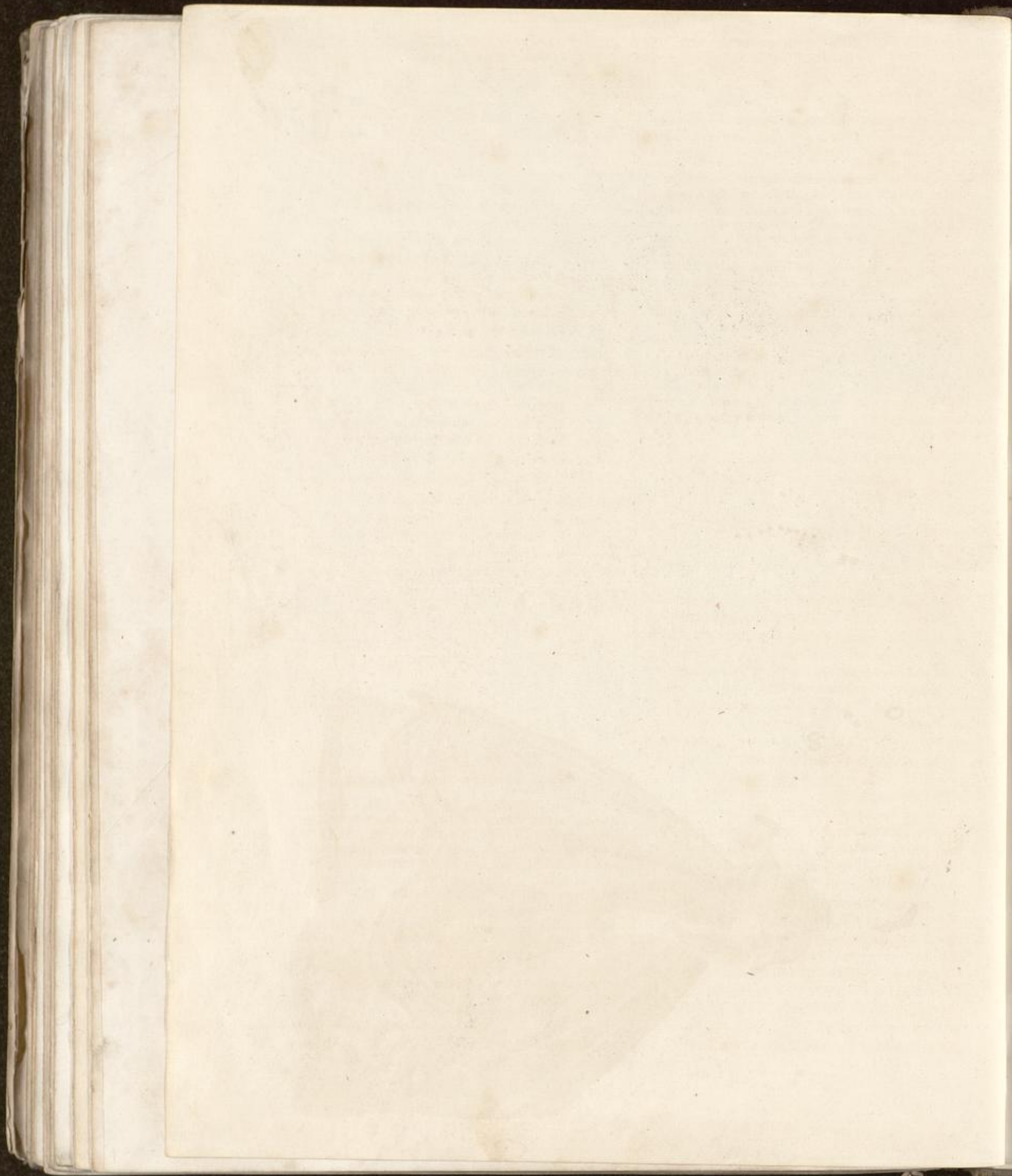
### F e u i l l e t o n .

Paris. Paris hat jetzt auch seinen Popsabschneider. Derselbe befindet sich eben in den Händen der Behörden. Es ist ein Friseur, der, da sein Geschäft gut ging und es ihm deshalb an Haaren fehlte, junge und arme Mädchen unter den verschiedensten Vorwänden zu sich lockte und ihnen dann ihre Haare entweder gegen ein Spottgeld oder auch mit Anwendung von Gewalt abschchnitt. Die Sache kam dadurch heraus, daß ein junges Mädchen, dem er auch die Haare abgeschritten und es dann fortgejagt hatte, einem Polizeidiener begegnete, der sich nach dem Grunde seiner Verzeiung erkundigte. Der Friseur wurde sofort verhaftet. Man fand eine



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

1863



große Anzahl von Briefen bei ihm, worin sich junge Mädchen über seine barbarische Handlungsweise beklagten; andere Briefe compromittiren hochgestellte Damen, die sich darüber beklagten, daß er ihnen gefärbte Haare verkauft habe. Einer seiner Mitschuldigen, der den Spitznamen „der Mörder“ führt, wurde mit ihm verhaftet. Derselbe ist ein Trödler, zu dem der Friseur seine Opfer hinschickte, der sie dann auf andere Weise ausbeutete. — Die Pocken und Masern grassiren seit einigen Wochen ziemlich stark in Paris. Auch die Cholera ist wieder im Zunehmen begriffen. Es sterben täglich ungefähr zwanzig Menschen daran. — Den Schaden, der durch den Brand der Maschinenfabrik von Gebrüder Cail verursacht wurde, schätzt man auf 3,600,000 Francs. Nichts wurde gerettet. — Gestern abends zwischen 7 und 8 Uhr wurde eine Modehändlerin in ihrem Laden ermordet. Der Mörder hatte ihr zuerst mit einem Hammer einen Schlag auf den hinteren Theil des Kopfes versetzt und ihr dann mit einem Rasirmesser die Kehle abgeschnitten. Sie war ganz allein in ihrem Laden gewesen. Obgleich man die Mordthat fast sofort entdeckte, gelang es doch nicht, den Mörder festzunehmen.

## Modenbericht.

(F.) Die Mode hat diesen Winter einen sehr bestimmten Charakter, dessen vorzüglichstes Kennzeichen der Luxus ist, wie sehr man auch gegen denselben geeifert hat. Dieser Luxus ist aber eine nothwendige Folge der sogenannten Unmöglichkeit für die Damen, so gekleidet zu erscheinen, daß sie sich auf der Straße und gleichgekleidet im Salon zeigen können. Sonst war dies möglich. Wie oft hat früher eine Dame Staatsvisiten in dem Kleide gemacht, in welchem sie auf der Straße und auf der Promenade sich gezeigt! Die Sitte, das Kleid drapirt zu tragen, verhindert diese doppelte Verwendung desselben. Das gewöhnliche Kleid ist ja ganz anders geschnitten als das mit der langen Schleppe, in dem man in dem Salon auftritt. Eine einzige Ausnahme machen die Kleider von Sammet und Noire antique, die man im Salon und auf der Straße trägt.

Die Morgenkleider sind von schwarzem Taffet oder braunem Lindsay; der Rock derselben wird gerefft über einem rothen oder schwarz und weißem Rocke. Dazu trägt man einen Paletot von demselben Stoffe mit sehr großen Knöpfen von Perlmutter oder Ebenholz. Diese Morgenkleider sind nicht sehr weit, runder und mehr zusammengenommen. Die Bäume in den Rücken halten viele Damen für unbequem und haben sie deshalb aufgegeben.

In den Putzkleidern ist dieses Jahr die Wahl der Farbe eine Schwierigkeit. Diese war sonst leicht. Jetzt verbannt die Mode einen großen Theil der früher beliebten Nuancen; man will nur dunkle Farben und einen Anzug in einer und derselben Nuance, wenn es nicht

große Toilette ist. Auch zum Sammetpaletot hält man einen Rock von anderer Farbe für nöthig. Sehr gern trägt man Mahagonibraun und Granatroth zusammen, namentlich in Sammet und Atlas. Wir sahen z. B. zu Bisten einen Rock von granatrothem Atlas mit einem zweiten darüber von grauem ungerissenen Sammet, der mit Schmelz ausgeputzt war.

Auf den Ballkleidern kommen die schwarzen Spitzen wieder zum Vorschein. Die Kaiserin von Frankreich trug kürzlich ein Kleid von weißem Tüll, das mit einer breiten schwarzen Spitze ausgeputzt war. Sie schlängelte sich über die Seiten, zeigte sich vorn nicht, ging aber hinten bis an das Ende der Schleppe.

Das Gold und Silber wird nicht mehr bloß zu Kopfsputzen verwendet, man sieht es vielmehr selbst an Confections, die man im Hause trägt.

Reinigkeiten der etwas auffallenden Art sieht man häufig, z. B. einen sehr hübschen Paletot von rothem Sammet, besetzt mit Chinchilla, und mit rundlichen, auf den Hüften sehr ausgeschweiften Schößchen.

Ein zweiter Paletot war von schwarzem Sammet, hinten spitz und mit Aufschlag von rothem Taffet, der mit Stahlperlen gestickt war. Eben solcher Ausputz auf den Achseln, um den Halsausschnitt herum und unten an den Ärmeln. Namentlich die Sammetconfections sind mit Ausputz fast überladen; Quipure und Posament bedecken fast das ganze Kleidungsstück. Sehr gern bringt man einen Capuchon daran an.

Gold in der Form von kleinen Münzen, wie Ducaten, wird sehr häufig angewendet. Man setzt sie leicht an, so daß sie bei jeder Bewegung leise an einander klingen.

## Modenblatt N<sup>o</sup> 52.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Spitzenhäubchen; Kleid von grünem Taffet mit knappen, hohem runden Leibchen und engen langen Ärmeln; darüber ein zweiter Rock von grünem, aber dunklerem Poux de Soie mit halbem Leibchen, ohne Falten vorn und ziemlich hoch gerefft durch dunkelgrüne Schleifenschüre; Krage mit ziemlich spitzen Enden, mit Spitzen besetzt; ebensolche Stulpen; dänische Handschuhe; Schuhe.

2. Einfacher Haarputz mit einer großen goldenen Nadel an der Seite; Kleid von Seide mit Silberpunkten; kurzer Hauspaletot von Sammet, der rund herum, vorn herunter und an den Ärmeln mit Schwan besetzt ist und oben durch einen großen goldenen Doppelpfopf zusammengehalten wird; Stulpen; Schuhe.

3. Kopfsputz von schwarzen Spitzen, rothem Sammet und Goldsternen; Kleid von maisgelbem Taffet, unten mit Grecques in dunklerer Farbe besetzt; türkisches

Bäcker von schwarzem Poux de Soie mit langen Schößen und mit Cashmirborte besetzt, an der sich Gold in der Form von Dukaten befindet; an den engen Armen oben und unten gleicher Besatz; Rock von schwarzem Poux de Soie, unten mit einem schmalen Quetschaltensvolant und gerefft durch breite Cashmirborten rechts und links; kleiner Kragen mit spitzen Ecken; kleine Stulpen; dänische Handschuhe; große Ohrgehänge; Schuhe.

4. Hut von Sammet mit schwarzem zurückgeschlagenem Schleier und blauen Bindebändern; Kleid von blauem Taffet mit sehr breiten schwarzen Streifen, das eine sehr lange Schleppe und unten herum einen geglätteten Volant hat; kleiner Paletot von schwarzem Sammet, mit Pelz besetzt; kleiner Kragen; Stulpen; Glacéhandschuhe; ungarische Stiefelchen.

### Ertrablatt.

Oben an den Seiten Häubchen, in der Mitte eine Berthe.

Darunter Chemisette und in der Mitte eine blaue Blouse mit schwarz und weiß carrirtem Besatz.

Weiter unten zwei Unterärmel.

Zuletzt unten zwei Kapuzen und in der Mitte eine Chemisette mit rosa Bandbesatz.

### Stahlsich N<sup>o</sup> 52.

### Der Redacteur der Modenzeitung,

Dr. A. Diezmann.

(Nach einer Photographie.)

Die Verlags-handlung glaubt den Wünschen der geehrten Leser entgegenzukommen, indem sie der letzten Nummer dieses Jahrgangs das wohlgetroffene Bildniß des langjährigen Redacteurs der Modenzeitung beilegt.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

### Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par F. AHN.

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses neue Werk des kürzlich verstorbenen berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben:

### Des Sängers Lieblinge.

Zwölf Bildnisse berühmter Componisten des Männergesangs

in Stahlsich von A. Weger, mit biographischem Text von Müller von der Werra.

gr. 8. in seinem Umschlag broch. 10 Ngr.

Das Groschürchen über das beste Heilverfahren bei **Sicht und Glieder-schmerzen, Magenkrampf, Unterleibschwäche u. Syphilis** verschickt gratis **Dr. Blau**, homöopath. Arzt und Director der Wasserheilanstalt in Langenberg bei Gera.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien:

### Geographisches Lotto.

Ein unterhaltendes und belehrendes

Gesellschaftsspiel

für 2 bis 8 Personen

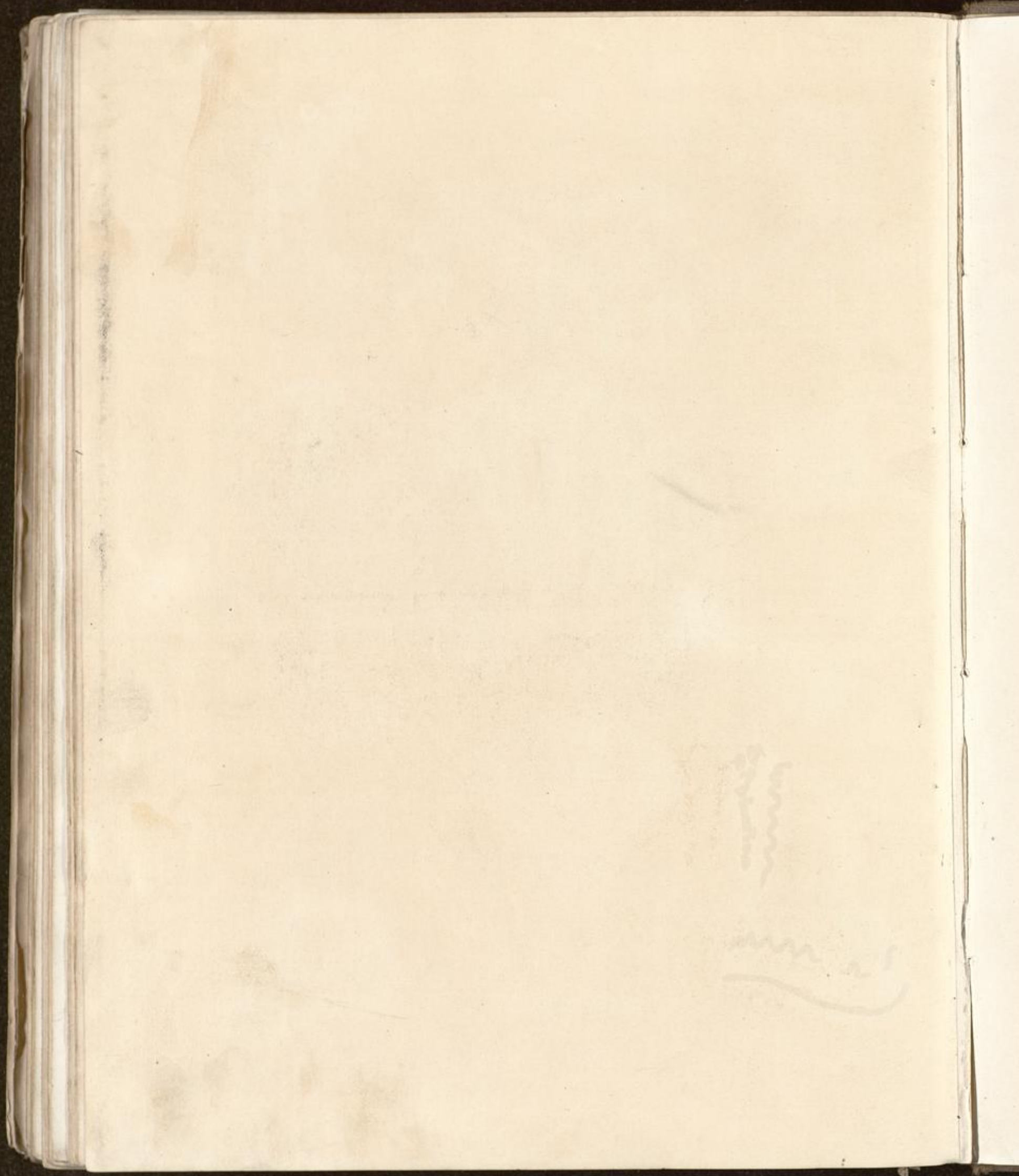
In elegantem Pappkasten.

Preis 2 Thlr.

Dieses originelle, eben so instructive als unterhaltende Gesellschaftsspiel hat nicht verfehlt, den allgemeinsten Beifall zu finden, den es auch in Wahrheit verdient. Die Verlags-handlung empfiehlt dasselbe gebildeten Familien als ein treffliches Festgeschenk.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG





Nach einer Photographie von Dr. C. Schmidt

Steindruck von Wagner, Leipzig

J. J. J. J.

Verlag v. Neumann, Neudamm, Buchh.



